This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

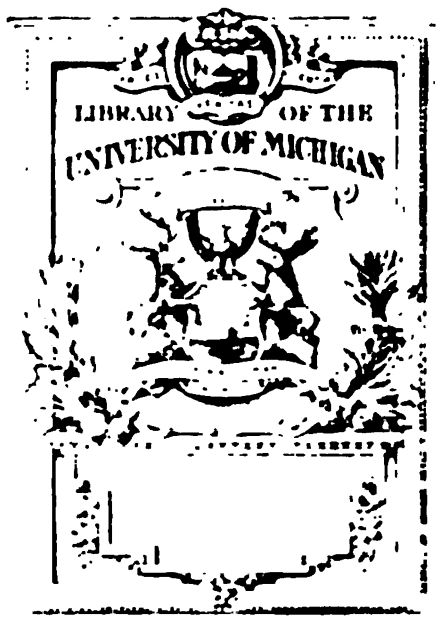
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

830.6
P

Preußiſche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. von Treitſchke und H. Delbrück.

Neunundfunfzigſter Band.

Januar bis Juni 1887.

Berlin, 1887.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

Inhalt.

Erstes Heft.

Vom papiernen Stil. (Otto Schroeder.) . . . . . Seite 1
Eigenhändige Aufzeichnungen französischer Flüchtlinge. 1685 bis 1688. (Dr. H. Babucke.) . . . . . — 13
Ueber die Bedeutung des irischen Elements für die mittelalterliche Cultur. (H. Zimmer.) . . . . . — 27
Der christlich-liberale Socialismus des François Huet. (Dr. G. Kriegsmann.) — 60
Das Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg. (H. Delbrück.) . . — 68
Politische Correspondenz: Die bulgarische und die europäische Krisis. (ω.) — Die Armee-Vorlage. (D.) . . . . . — 79
Notizen: Carl Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. . — 90

Zweites Heft.

Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von 1877—1878. I. (T. v. T.) . . . . . — 95
Zur Praxis des Lebensversicherungs-Geschäfts. (Leop. H. Müller.) . . . . — 119
Die literarische Kritik. (J. Mähly.) . . . . . — 136
Der Elsässer Joh. Georg Kastner. (Karl von Jan.) . . . . . — 160
Politische Correspondenz: Die bulgarische, die europäische und die deutsche Krisis. (ω.) — Die Wahlbewegung. Der preußische Etat. (D.) . . — 172
Notizen: Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung. . . . . — 187

Drittes Heft.

Der ethische Evolutionismus Wilhelm Wundt's. (Hugo Sommer.) . . . . — 189
Nationalitäten-Fragen in Oesterreich. (ab.) . . . . . — 209
Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von 1877—1878. II. (T. v. T.) . . . . . — 237
Politische Correspondenz: Die europäische und die deutsche Krisis. (ω.) — Kolonial-Politik. Ostafrika. (Q.) — Der neue Reichstag. (D. . . . — 270
Notizen: Albert Bürklin, Der Kanzleirath. . . . . — 290

Viertes Heft.

Gustav Theodor Fechner, ein deutscher Metaphysiker. (Dr. K. Bruchmann.) — 293
Rückblick auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von 1877—1878. III. (Schluß.) (T. v. T.) . . . . . — 310

Das politische Königthum des Anti-Machiavell. Rede, gehalten am Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers und Königs in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 22. März 1887. (Heinrich v. Treitschke.) Seite 341
Was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden? Eine Frage die zur Antwort reif ist. (a.) — Die Wahlen in den Reichslanden. (b.) . . — 355
Politische Correspondenz: Bulgarische, russische, französische Frage. — Deutschland und Italien. — Das Attentat in St. Petersburg. — Epilog zum Kaiserfest. — Innere Politik. (ω.) — Der Abschluß des Culturkampfs und die Zukunft des Centrums. (D.) . . . . . — 372
Notizen: Eine Stimme aus dem Elsaß. — Karl Peters, Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze. — Gustav Rümelin, Die Berechtigung der Fremdwörter. . . . . — 388

Fünftes Heft.

Zur gegenwärtigen Lage der britischen Volkswirthschaft. (Dr. Eugen von Philippovich.) . . . . . — 397
George Eliot. (M. L.) . . . . . — 431
Langensalza und Vogel von Falckenstein. (H. Delbrück.) . . . . . — 448
Zum „ethischen Evolutionismus". (Eine Entgegnung.) (W. Wundt.) . . — 478
Replik auf die Entgegnung des Herrn Professor Wundt. (Hugo Sommer.) — 486
Politische Correspondenz: Russische, französische Politik. — Die Umbildung des italienischen Ministeriums. — England. — Innere Politik: die weitere Aufhebung der Culturkampfgesetze; das Uhlandjubiläum. (ω.) — Die Kirchen-Novelle und die Fractionen. (D.) . . . . . — 496

Sechstes Heft.

Die neueste Eisenbahngesetzgebung in den Vereinigten Staaten von Amerika. (Alfred v. d. Leyen.) . . . . . — 513
Die ästhetische Naturanschauung Goethe's in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen. I. (Dr. Alfred Biese.) . . . . . — 542
Ein Prophet der Volkspartei. (A. Hansrath.) . . . . . — 559
St. Nicolaus in Reval. (Ein Bild aus dem kirchlichen Leben des XV. Jahrhunderts.) (Theodor Schiemann.) . . . . . — 581
Otto Stobbe. (Goldschmidt.) . . . . . — 596
Politische Correspondenz: Kolonialpolitische Correspondenz. (Ω.) — Französische, russische Politik. — England. — Innere Politik: Das Centrum. (ω.) — Die Steuer-Vorlagen. Vergleich mit dem ehemaligen Monopol-Project und mit dem Schweizerischen Monopol. — Die Parteien und die drei Majoritäten. (D.) . . . . . — 601
Notizen: Noch einmal Vogel von Falckenstein. . . . . — 632

Vom papiernen Stil.

Von

Otto Schroeder.

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.
Hatem.

In „Preuß. Jahrb. herausgegeben von v. Treitschke Bd. 46 S. 109 bis 125“ wird eine Reihe von Schriften empfohlen, die mehr oder weniger heftig gegen gewisse sprachliche Sünden der Gegenwart eifern. Solche Mahnrufe und Bußpredigten verhallen meist, weil sie ihr Ziel zu hoch stecken, weil sie die Sprache selbst verbessern wollen. Ich habe mir eine bescheidnere Aufgabe gestellt. Erstens, weil ich großen Respekt habe vor vollendeten Thatsachen, und zweitens, weil ich an der Sprache grade das am meisten liebe, daß sie nicht so korrekt ist, wie manche sie wünschen. Mein geschichtlicher Sinn und mein, wenn man will, ungeläuterter Geschmack rathen mir Zurückhaltung an. Kurz, ich mag nicht verdammen, noch tadeln. Nur erklären möcht ich, wie ich mir diese und jene Erscheinung entstanden denke.

Sprechen wir je „in preußische Jahrbücher . . .“? Gewiß nicht. Hören wir in ungezwungener Rede je „von von Treitschke“? Man sagt „von Herrn von Tr.“ oder „von Heinrich von Tr.“ oder kurz von Treitschke. Aber man schreibt und druckt „von v. Treitschke“ oder „von von Treitschke“, durch optische Mittel über den Mißklang sich hinwegtäuschend. Das ist der papierne Stil. —

Der gellende Laut und die rufende Stimme und die wohlgegliederte Sprache, sie alle wenden sich an eines Hörers Ohr. Auch als man den geflügelten Laut durch die Schrift zu bannen lernte, dachte man nicht daran, ihn zu verbannen, vielmehr ihn auszurüsten zu neuem Flug über Raum und Zeit, auf daß der Sang vom Peleiaden Achilleus durch Jahr-

tausende töne. Nun ist der Fittich zur Fessel geworden, und die todte Schrift zur Autorität, der sich die lebendige Sprache beugen soll:

Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder. —

Zwischen der uralten Symbolik des Sprachlautes und der neuen des beschriebenen Papiers scheint grade in der Mitte zu stehn die Schriftsprache. Doch was man so nennt, den Mundarten gegenüber eine Art Gemeinsprache und im Gegensatz zur naiven Rede des Volks stilisierte Rede, hat mit der Schrift zunächst nichts zu thun. Die homerischen Lieder sind in solch einer Kunstsprache gedichtet und verbreitet worden zu einer Zeit, da es weder Schriftsteller noch Leser, sondern nur Sänger und Hörer gab, und für sie wenigstens die Schrift noch nicht vorhanden war. Und das rügische (papieren „rügen'sche") Mädchen und die Schwarzwälderin von heute, in ihren Liedern bedienen sie sich der Schriftsprache, deren sie sonst vielleicht ebensowenig mächtig sind, wie des Schreibens. Das deutsche Mittelalter aber, mit seinem blühenden Schriftwesen, eine gemeindeutsche Schriftsprache hat es nicht erlebt, so nahe dem Ziel die Staufenzeit auch war. Aber wenn auch nicht unmittelbare Folge der Schrift, so ist doch die sogenannte Schriftsprache von einer großen Litteratur und von einem bedeutenden öffentlichen Leben unzertrennlich. Kräftigsten Anstoß zu beidem gab Martin Luther, der Begründer unsrer Schriftsprache.

Während nun diese Litteratursprache nach dem Satz verfährt: so sagt man wohl, doch so redet und singt, kurz so schreibt man nicht, heißt es beim papiernen Stil: so schreibt man, wenngleich man so weder singen, noch reden, noch sagen darf. Die Litteratursprache nimmt nicht alles auf, was gesprochen wird, und wo sie neuert, da geschieht es im Geiste der mündlichen Sprache. Die papierne erfindet und verbindet Worte, wie sie nie und nirgend gesprochen wurden und wie man sie von frischen Leuten gesprochen sich nimmer vorstellen kann. Jene ist künstlerisch, diese künstlich. Jene bedeutet ein höheres Leben der Sprache, diese ihren Tod.

Vom Litteraturdeutsch zum papiernen Deutsch ist also noch ein weiter Weg. Aber die Reise geht schnell, wenn die Straße wohl gepflastert ist, wie bei uns. Und das Pflaster ist unsre Orthographie. Ich bitt um Vergebung, daß ich dies leidige Thema hier berühre. Ich will es nur im Fluge thun. Aber berühren muß ichs, wie man sogleich sehn wird.

Der Papierne — ich denke dabei weder an einen, noch an mehrere Menschen, sondern an einen Geist, der es, bis zu einem gewissen Grade, uns allen angethan. Der Papierne also schwärmt für orthographische Fragen. Und zwar sagt ihm am meisten zu die phonetische Lehre: Schreib, wie du sprichst. Keine Orthographie gestattet ihm, wie diese, sich in

Weltherrschaftsträumen zu wiegen. Denn hat er erst die Welt überzeugt, sie schriebe, wie sie spricht, so muß sie wohl zu Papiere kriechen und sprechen, wie geschrieben steht.

Und diese Zeit scheint nahe herbeigekommen. Man frage doch einmal nach der Aussprache von Stock und Stein und Spatz und Spalte. Die Wahrheit darüber ist hundertmal gepredigt worden, und dennoch wird die Antwort lauten: „Eigentlich ist es in diesen Verbindungen wohl richtiger ſ zu sprechen, als sch, weil ſ geschrieben wird." Aber bei Leibe nur in diesen Verbindungen, nicht etwa in Schmuck und Schlaf, in birschen und herrschen, in feilschen und falsch! Also weil die Orthographie, vermuthlich aus rein optischen Gründen, um dem Auge den Anblick von Schpruch und Schtrauch zu ersparen, bei sp und st der Sprache nicht nachgefolgt ist, sondern einen älteren Lautstand wiederspiegelt, deshalb soll die nun seit einem halben Jahrtausend in Deutschland zwar nicht allein-, aber doch vorherrschende Verdickung des ſ im Anlaut vor p und t nicht vollkommen zu Recht bestehendes Deutsch sein? Das ist, als wollte bei der Kaiserparade jemand einem Fremden auf die Frage: „Wer ist der Kaiser?" statt des vorbeireitenden Kaisers — eine schlechte Photographie des Prinzen von Preußen zeigen!

Nur ungern gestatten die Adepten des Papiergeistes, wie sie namentlich in den spät germanisirten, östlichen Provinzen des Reichs zu Hause sind, nur ungern gestatten sie etwa in Johannas Abschied: — auf dem blutgen Felde — mit sündgen Flammen — die mutigsten verzagen — kein lieblich Kind — g, b und d anders zu sprechen, als sie es im ABC gelernt haben. Wird doch sogar in dem weitverbreiteten Buche von Roderich Benedix über den mündlichen Vortrag (Leipzig. J. J. Weber) allen Ernstes zwischen den Labialen in erlaubt und Haupt (§ 40), den Dentalen in bot und Brod (§ 49), den Stammvokalen in Sätzen und setzen, in Wällen und Wellen (§ 19) zu unterscheiden gesucht, obgleich es hier mit der Orthographie nicht um ein Haar besser steht, als in Stock und Schlaf.

Wie eine strengphonetische Schreibung der deutschen Sprache aussehn und wie wenig sie zu einer für alle und auf lange verbindlichen Rechtschreibung taugen würde, das ahnt der Papierne nicht. Seinem nur noch rudimentär vorhandnen Ohr entgehen die unendlichen Klangabstufungen der wirklichen Sprache. Darum ist der eifrigste Verfechter der phonetischen Orthographie zugleich der unglücklichste. Wem verdanken wir denn, trotz zweifelhaft abweichender Aussprache, Schreibungen, wie Kind? Wem anders, als dem großen Papiernen? Es störte ihn, es beleidigte seinen Ordnungssinn, wenn ihm dasselbe Wort, wie ihm schien willkürlich, bald mit d, bald mit t vor Augen kam. Dürr und steif, wie er selber, soll auch die Sprache sein. Der Papierne haßt das Flüssige, Biegsame an

der lebendigen Sprache. Er iſt ein Feind alles Lautwandels, wo nicht aller Flexion. Wie wird ihm zu Muthe, wenn er von backen das Praeteritum buk bilden ſoll? Er verlangt doch wenigſtens buck. In buck würde er den Verluſt nicht eines luſtigen Lautes, wohl aber eines gediegenen Buchſtabens tief ſchmerzlich empfinden. Wenn man nun, um dieſen Buchſtabengeiſt zu beſchwören, mit Auslautsgeſetzen käme, hinweiſend vielleicht auf die weichere Krume, die verhärtete Kruſte des Erdballs oder des Brotes: umſonſt! Er würde an ſich ſelber irre werden, wenn ſtatt des Kindes plötzlich ein Kint vor ihm ſtünde — ſtünde? Welch ein Greuel! „ſtände" befiehlt er zu ſchreiben, nicht etwa „ſtende", wie wir doch beim böſeſten Willen ſprechen müſſen. Denn daß aus a ein ä werde, will er allenfalls glauben, aber ein e, ein u, ein ü? Wo ers kann, vermeidet er ſolche Wagniſſe. Und während er ſo die Sprache verführt, grammatiſche Unterſchiede möglichſt auszugleichen, nennt er ſein Verfahren, wie zum Hohn, grammatiſches Princip.

Doch wozu dies alles? Wozu ſich erwärmen für eine definitiv veraltete Schreibung, wie Kint, oder für zweifellos veraltende Bildungen wie buk und ſtünde? Trübungen, auch von der Schrift und der conventionellen Orthographie ausgehende Trübungen gehören nun einmal zur Geſchichte unſerer Sprache.

Gut. Was geſchehen muß, wird ja geſchehn. Und jede wirklich befolgte Orthographie hat Recht. Nur daß auch hier der Sünder, der Buße thut, mehr gelten ſollte, denn zehn Gerechte. Die unvollkommenſte Orthographie wird nicht ſo leicht ſich überheben, um ſchließlich ſich ganz dem Papiernen auszuliefern, ſich ſammt der Sprache. Und daß bei dem Verfall der Formenbildung, bei der zunehmenden Muthloſigkeit namentlich in Bildung des Ablautes auch der Papierne ſeine Hand im Spiele hat, das iſt doch vielleicht nutzlich zu wiſſen. Darf man aus der Geſchichte denn nicht auch etwas lernen? Und ſoll, was vor Goethe ein Gottſched durfte, auch nach Herder und Goethe und Jacob Grimm den Zeitgenoſſen Bismarcks wohl anſtehn? Weil es einmal zum Weſen der deutſchen Sprache gehöre, nach unſprachlichen Geſichtspunkten ſich zuſtutzen zu laſſen? Das ware eine Art hiſtoriſcher Sprachauffaſſung, die unhiſtoriſch heißen müßte. Denn daß Herders Einfluß heute nicht etwa im Schwinden, ſondern im Wachſen begriffen iſt, gehört doch auch zur Geſchichte der Sprache. Und ob der bekannte Schulmeiſter bei Sadowa geſiegt hat, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß er dort auf den Tod verwundet wurde.

Aber freilich, der Schwarm derer, die „ſich gleich Fliegen an den Rand unſerer Sprache ſetzen und mit dummen Zudringlichkeiten ſie beläſtigen",

wird nicht so bald verstieben. Jacob Grimm ward einst von einem dieses Schwarms verhöhnt, weil er von der Aufgabe gesprochen hatte, über der Sprache zu wachen. Er vertheidigte sich und die Sprache gegen das dummdreiste Gezücht. Doch der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse hilft den Seinen aus der Noth. Er lacht sowohl des Akkusativs, wie des Dativs, und hält sich an den Nominativ. Er abonnirt auf der Ulk. Ja selbst da, wo er einen anderen Kasus schreiben will, kommt ihm der Nominativ in die Feder. Er ist Korrespondent des Tageblatt. Vielleicht druckt und verlegt er die Bücher des Herrn Professor Doktor — nein, wie übel klingt das! aber des Herrn „Prof. Dr. Müller, geheimer Regierungsrath". Und hier zeigt sich, daß der Papierne gleich ängstlich die Deklination, wie den Schein der Unhöflichkeit meidet. Er überläßt es Naturburschen, wie Shakespeare und Schiller, den König von Frankreich und den Herzog von Burgund einfach mit Frankreich und Burgund anzureden. Darum druckt er, so oft er seine Gönner nennt, am liebsten die ganze Visitenkarte ab, setzt je nach Bedarf den Artikel oder die Präposition davor, und die papierne Deklination ist fertig. Sollen wir uns hier auch beugen? Wir werden es thun, wenn es soweit sein wird.

Diesem vielgewandten Dämon des Papieres ist die Sprache ein großer Zettelkasten, worin jedes Wort ein Einzeldasein führt. Deshalb ist er überall auf eine raffinirte Differenzirung bedacht. Raffinirt, weil er darin viel weiter geht, als die Sprache selber, welche bekanntlich auch differenzirt, wie sie, um nur einige, besonders naheliegende Beispiele zu nennen, die Eltern und die Elteren (orthogr. Aelteren), die Jünger und die Jüngeren, Worte und Wörter, gepflegt und gepflogen, Schleife und Schleppe, schlecht und schlicht zu unterscheiden erst allmählich gelernt hat. Das genügt aber dem Papiernen bei weitem nicht. Es ist ihm unangenehm, daß das Wort wider, das Wörtlein daß zwei, wenn auch noch so verwandte Bedeutungen haben soll. Darum macht er (nur er, nicht die Sprache) je zwei verschiedene Wörter daraus. Daß die Nüance der Bedeutung aus dem Zusammenhang der Rede jedesmal, mit unzweifelhafter Sicherheit, dem Denkenden, dem hörend Lesenden sich ergiebt, das ist ihm zu hoch. — In einige Verlegenheit geräth der Papiermann, für den es nur ein entweder: oder giebt, wenn ihm einmal ein sowohl: als auch begegnet. Wie hübsch nimmt es sich aus, wenn der Tod und der Todte mit großem, todt aber mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben wird. Aber was macht man mit einem absichtig todten, oder mit einem im Kampf fürs Vaterland gefallenen? Die Frage wird zu den ewig ungelösten Problemen zu rechnen sein.

Und dennoch hat er darüber ganz bestimmte, zwingende Vorschriften erlassen.

Das alles sind Kleinigkeiten, an denen im Grunde wenig gelegen ist. Aber der Geist, für den sie so bezeichnend sind, ist von der Art, daß man ungestraft ihm nicht den kleinen Finger reicht.

Man weiß es, zu welch ungeheuerlichen Wortverkuppelungen die Willfährigkeit unsrer trotz alledem noch morgenschönen Sprache, von Schriftstellern neuer, wie älterer Zeit, in freiwilligem und unfreiwilligem Scherz ist ausgebeutet worden. Wir wollen uns also dabei nicht aufhalten. Aber auch die Ableitungen denkt der Papierne sich am liebsten als *rohe Zusammensetzungen*. Roh müssen die heißen, welche nur Zusammen-Setzungen sind. Die edleren Bildungen sind zugleich Verkürzungen, wie morgenschön aus „schön, wie der Morgen", oder willfahren aus einer Wendung wie „nach jemandes Willen verfahren". Diese echten Komposita, in denen der erste Theil durch den Verzicht auf alle Zeichen der Selbständigkeit innigste Verschmelzung mit dem anderen ermöglicht, stehn den Ableitungen fast ebenbürtig zur Seite. Wie machts nun unser Junker Papyrus? Er fährt auf der Unter-Elbe'schen Eisenbahn. Eine Goethische Harzwanderung ist ihm unverständlich. Vielleicht weilen seine Gedanken bei einem reichen Lübeckschen Mädchen. Das gute Lübische Recht ist ja längst veraltet.

Man sieht wohl, für Sprachschönheit ist der Papierne unempfänglich. Ihm ist auch die reizloseste Reinlichkeit Schönheit; Goethe'sch ist reinlicher als Goethisch. Darum gehört er auch zu den *Sprachreinigern*; und er führt unter ihnen das große Wort. Er ist es, der sie überredet, Sprache ließe sich machen, die doch nur werden kann. Er ist Schuld, wenn das Gute und Nützliche an diesen Bestrebungen in Lächerlichkeit und Schaden umgeschlagen ist, so daß man hat sagen dürfen, wir würden manches Fremdwort nicht mehr haben, wenn die Fremdwörterjagd nicht wäre. Gewiß war er auch im vorigen Jahr auf dem Skatcongreß zu Altenburg. Denn von wem sollten sonst die neuen Namen Hauptspiel, Handspiel, Wendespiel herrühren? Die Namen sind an sich so übel nicht. Aber soll man nun statt „ich spiele (einen) Grand" sagen „ich spiele (ein) Hauptspiel"? Unser Freund kann eben nichts als flicken und leimen. Neue Wörter zu bilden, wird niemand von ihm verlangen. Alte in neuen Bedeutungen zu gebrauchen, das würde der Uebersichtlichkeit seines Zettelkastens Eintrag thun; er müßte denn wieder durch graphische Mittel differenziren. Nun gar Benennungen zu wählen, die nur eine Seite der Sache bezeichneten, das wäre eine Zumuthung an seine Phantasie, die sein gewissenhafter Sinn mit Entrüstung zurückweisen würde. Ach! wüßte

er, wie es die Sprache macht, er würde es aufgeben sich mit ihr zu befassen.

Man sagt, Papier sei geduldig. Aber es ist die Geduld des Grausamen, der seines Opfers sicher zu sein glaubt. In der Formen- und Wortbildung besteht er auf seinem Schein. Und während die Sprache sich vor ihm im Schmerze windet, hat er für sie nichts als ein verbindliches Lächeln. Aber das muß man ihm lassen, höflich ist er.

Er sieht es nicht gerne, wenn „Ich" am Anfange des Satzes steht, oder gar eines Schriftstücks. Und wie er in Briefen verlangt, den Hochgeehrten und Hochverehrten Herrn Adressaten zuerst und ganz ergebenst sich zuletzt zu nennen, so ist er auch nicht zufrieden, daß man seinen Vorgesetzten gehorche, er verlangt, daß seinen Vorgesetzten man gehorche. — Eine große Feinheit besitzt er im Gebrauch des Wörtleins und. „Die Gesellschaft versammelt sich dann und dann, und bitten wir die verehrlichen Mitglieder . . ". Wer wird denn hier von einem groben Fehler sprechen? Nicht nach jedem und ist diese Stellung erlaubt, nicht in Sätzen, wie „ich bin dem Weinen nahe, und du lachst". Noch einmal also, es ist eine große Feinheit, aber — des papiernen Stils. Das muß uns genügen. Ob sie in ihren Ursprüngen mit der devoten Nachstellung des Pronomens der redenden Person zusammenhängen mag, nur eine eigne Untersuchung kann das entscheiden. Mit der alten Freiheit der Inversion am Anfang, wie „Sah ein Knab ein Röslein stehn" hat sie gewiß nichts zu schaffen. Denn solch willkürliche Abweichungen von der regelrechten Wortstellung des Prosastils werden von der Satzpolizei des Papiernen nicht geduldet. Er haßt die Nonchalance, mit der die mündliche Sprache sich wohl erlaubt in Nebensätzen das Verbum finitum vorwegzunehmen (wie wir es diesen Augenblick gethan).

Nun gar aus der Konstruktion zu fallen oder, wenn man einmal nahe daran war, durch eine leichte Rückwärtsbewegung sein Straucheln einzugestehen, das scheint ihm Schwäche oder Cynismus. Er marschiert seine langen, geraden Straßen, bergauf, bergab, ausdauernd und getrost. Lungen sind in der papiernen Atmosphäre nicht von Nöthen. Und wo wir uns an Schwarz auf Weiß halten können, da lachen wir der Schranken menschlichen Gedächtnisses. Wenn nur die Augen ihre Schuldigkeit thun und fleißig hin- und wiederblicken, so werden sie schließlich die durchmessene Bahn in lückenloser Deutlichkeit überschauen. Man höre, was der Besten einer schreibt, in einem Aufsatz, der auch stilistisch vielfach ersten Ranges ist: „die auf den Hülferuf des aus der Ohnmacht sich aufraffenden Königs wieder zum Kampfe antretenden Römer" — nein, aber man lese es nur mit einiger Aufmerksamkeit: beim zweiten Male wird man sicherlich alles

Und dennoch hat er darüber ganz bestimmte, zwingende Vorschriften erlassen.

Das alles sind Kleinigkeiten, an denen im Grunde wenig gelegen ist. Aber der Geist, für den sie so bezeichnend sind, ist von der Art, daß man ungestraft ihm nicht den kleinen Finger reicht.

Man weiß es, zu welch ungeheuerlichen Wortverkuppelungen die Willfährigkeit unsrer trotz alledem noch morgenschönen Sprache, von Schriftstellern neuer, wie älterer Zeit, in freiwilligem und unfreiwilligem Scherz ist ausgebeutet worden. Wir wollen uns also dabei nicht aufhalten. Aber auch die Ableitungen denkt der Papierne sich am liebsten als *rohe Zusammensetzungen*. Roh müssen die heißen, welche nur Zusammen-Setzungen sind. Die edleren Bildungen sind zugleich Verkürzungen, wie morgenschön aus „schön, wie der Morgen", oder willfahren aus einer Wendung wie „nach jemandes Willen verfahren". Diese echten Komposita, in denen der erste Theil durch den Verzicht auf alle Zeichen der Selbständigkeit innigste Verschmelzung mit dem anderen ermöglicht, stehn den Ableitungen fast ebenbürtig zur Seite. Wie machts nun unser Junker Papyrus? Er fährt auf der Unter-Elbe'schen Eisenbahn. Eine Goethische Harzwanderung ist ihm unverständlich. Vielleicht weilen seine Gedanken bei einem reichen Lübeckschen Mädchen. Das gute Lübische Recht ist ja längst veraltet.

Man sieht wohl, für Sprachschönheit ist der Papierne unempfänglich. Ihm ist auch die reizloseste Reinlichkeit Schönheit; Goethe'sch ist reinlicher als Goethisch. Darum gehört er auch zu den *Sprachreinigern*; und er führt unter ihnen das große Wort. Er ist es, der sie überredet, Sprache ließe sich machen, die doch nur werden kann. Er ist Schuld, wenn das Gute und Nützliche an diesen Bestrebungen in Lächerlichkeit und Schaden umgeschlagen ist, so daß man hat sagen dürfen, wir würden manches Fremdwort nicht mehr haben, wenn die Fremdwörterjagd nicht wäre. Gewiß war er auch im vorigen Jahr auf dem Skatcongreß zu Altenburg. Denn von wem sollten sonst die neuen Namen Hauptspiel, Handspiel, Wendespiel herrühren? Die Namen sind an sich so übel nicht. Aber soll man nun statt „ich spiele (einen) Grand" sagen „ich spiele (ein) Hauptspiel"? Unser Freund kann eben nichts als flicken und leimen. Neue Wörter zu bilden, wird niemand von ihm verlangen. Alte in neuen Bedeutungen zu gebrauchen, das würde der Uebersichtlichkeit seines Zettelkastens Eintrag thun; er müßte denn wieder durch graphische Mittel differenziren. Nun gar Benennungen zu wählen, die nur eine Seite der Sache bezeichneten, das wäre eine Zumuthung an seine Phantasie, die sein gewissenhafter Sinn mit Entrüstung zurückweisen würde. Ach! wüßte

Zweck der Katalogisierung und aus Rücksicht auf ein Publikum, für das sie eigentlich nicht bestimmt sind. — Daß zur schnellen Klassificierung der Menschen der Titel, der doch auch nur eine Art Ueberschrift ist, unendlich viel beiträgt, wird niemand leugnen. Genug, Unzweideutigkeit und Uebersichtlichkeit, das ist offenbar die starke Seite des Papiernen.

Das löbliche Streben nach Deutlichkeit rief auch die Wörter Letzterer und Ersterer ins Dasein. Gegen ihre Bildung ist nichts einzuwenden. Die als solche nicht mehr empfundenen Superlative wurden noch einmal gesteigert. Derartiges wiederholt sich tausendfach im Leben der Sprache. Auch kann ich mir Fälle denken, in denen zwei nebeneinander stehende Begriffe nicht leicht bequemer mögen unterschieden werden, als durch der Erstere und der Letztere, wenngleich ich in unbefangen mündlicher Rede diesen blassen Gesellen noch nie und nirgend begegnet bin, und ich habe seit vielen Jahren darauf geachtet. Doch es sei! Deutlichkeit ist ein gut Ding, und Bequemlichkeit, d. h. das Princip des geringsten Kraftaufwandes sogar ein Schönheitsprincip ersten Ranges. Wie steht es aber mit folgenden Beispielen? Sie sind sämmtlich Wildenbruchs Kinderthränen entnommen, den Lesern der Deutschen Rundschau aus dem Augustheft des Jahres 1883 bekannt und, wie mir, so gewiß auch ihnen lieb und werth. Ich muß also um Verzeihung bitten, wenn ich pietätlos scheine. S. 176 heißt es: „Es kam der Herbst und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu den Letzteren gehörte Gottlieb Bänsch.“ Hier reicht das Streben nach deutlicher Unterscheidung zweier Begriffe nicht mehr aus, um den Gebrauch des numerierenden Superlativo-Comparativs zu erklären. Denn niemand wird daran denken die Reservisten als Letztere und die Entlassung als Erstere einander zu koordinieren. Nehmen wir darum weitere Beispiele hinzu: „Gottlieb Bänsch legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß Letzteres ganz darin verschwand“ (178); oder: „Das Eis war auf dem Strome schon gebrochen, und die Fluthen des Letzteren kamen . . . ihren tobenden Gang daher“ (184); oder: „Sie warf einen Blick auf die Eltern. Letztere aber setzten ihren Weg fort“ (192). Aehnliche Beispiele stehn noch S. 167; 171, 181. All diese Fälle haben das gemein, daß nur von dem Worte Letzterer Gebrauch gemacht wird, und daß dieses sich immer auf das zunächst stehende Substantiv des voraufgehenden Satzes bezieht, ganz unbekümmert, ob eine Zweitheilung oder überhaupt eine Aufzählung vorliegt. Hat man sich hier recht hineingedacht, so wird man folgenden Satz vielleicht nicht mehr mißverstehn: „Die Eltern ließen sie (die Kinder) gewähren, und so kam es, daß sie bald ein Stück hinter den Letzteren zurückblieben“ (191), soll heißen: die Kinder hinter den Eltern.

Wenn wir vorhin es noch für möglich erklärten, daß man auch in der mündlichen Sprache sich wohl einmal der bequemen Numerierung der Begriffe durch der Erstere, der Letztere bediente: darüber kann nur eine Meinung sein, daß der eben geschilderte Gebrauch von „Letzterer" ausschließlich der Sprache des Papiernen angehört. Wird man über die Verbindung „welch Letzterer" anders ertheilen dürfen? Man vergleiche S. 167 und 172 der genannten Dichtung.

Der höchste Gipfel dieser Methode, das Gesagte dadurch zu ergänzen und zu erläutern, daß man einzelne Worte des Textes numeriert, um auf die allerbequemste Weise, unter entsprechender Nummer, noch mancherlei Nützliches, oft das Wichtigste, nebenher zu sagen, das ist der Anmerkungsstil, einer Straßenanlage vergleichbar, bei welcher in eine Hauptstraße rechtwinklig lauter Sackgassen einmünden. Die gelehrte Litteratur, die ihn erzeugt und ausgebildet hat, beginnt sich seiner mehr und mehr zu entledigen: soll er nun bei den Dichtern ein Gnadenbrot essen?

Auf den gleichen papiernen Pfaden sehen wir auch das gute Wort derselbe wandeln. Dieses Wort kennt die mündliche Sprache zunächst nur in der Bedeutung des nämlichen, zur Betonung der Identität. In der abgeblaßten des eben genannten begnügt sie sich mit den einfachen Pronominibus er, dieser, da(r)-, hin-, d. h. sie zieht der algebraischen Formel den lebhafter hinweisenden Gestus vor. Oder sie wiederholt den betreffenden Begriff, sei es wörtlich, sei es umschreibend; denn sie sagt z. B. nicht „auf es", und „darauf" läßt sich wenigstens nicht immer sagen. Aber sie wiederholt und umschreibt nicht bloß aus Noth, sondern auch aus eignem Trieb:

> Und die Erde war wüste und leer,
> und es war finster auf der Tiefe.

Hier wird nun klar, daß unser papierner Freund, wenn es ihm auch einmal gelang, eines Dichters schwache Stunde zu erspähn und mit ihm einen Händedruck zu tauschen, wenn er auch mit Vorliebe grade Dichter kommentirt, ihren Wortschatz excerpirt, ihre Bilder, ihre Tropen und Figuren registrirt, daß er dennoch im Grunde seines Wesens prosaisch ist. Wie die Sprache selber von Bildern und Uebertragungen durchsetzt ist, ja daß sie eigentlich aus lauter Bildern besteht, daß sein geliebtes Papier diesen seinen Namen sogar einer Komplikation mehrfacher Uebertragungen verdankt, das weiß er nicht, und während er bei den Dichtern nur den Abweichungen vom natürlich rein papieren gedachten Prosastil, wie seltsamen Abnormitäten, nachspürt, ahnt er nicht, daß der Stallknecht und die Viehmagd in einem Jahre mehr Tropen und Redefiguren anwenden, als er in sämmtlichen Litteraturen der Welt je auffinden wird.

Mit Bewußtsein oder mit der Sicherheit und Anmuth des natürlichen Instinktes selber ein Bild zu wählen oder festzuhalten, übelklingende oder falschen Nachdruck gebende Wiederholungen etwa durch eine Umschreibung zu umgehn, das liegt ganz und gar nicht in seiner Art. Aber warum vermeidet der Gestrenge so überaus ängstlich Wiederholungen desselben Worts? Weil solche Wiederholungen seinem scharf und weit blickenden Auge oft peinlich sind, wo sie unser Ohr erquicken, falls sie es überhaupt treffen.

Im Anfang schuf Gott
Himmel und Erde.
Letztere war wüste und leer,
und es war finster auf derselben.

Nein! mit der lebendigen Sprache, die im Grund ihres Wesens Dichterin ist, wird der große Philister ewig auf gespanntem Fuße stehn.

Soll ich noch von papiernen Romanen und papiernem Drama reden? von papiernen Theateraufführungen, bei denen der Tapezier, der Schneider, der Antiquar das Hauptinteresse in Anspruch nehmen? von papierner Moral? von papiernem Recht?

Ich denke, es ist uns ergangen, wie oft im Leben. Das erste aufwallende Gefühl ist einer kühleren Auffassung gewichen. Und aus dem schreckenerregenden Dämon, der die Welt unter sein Joch zu zwingen trachtete, ist ein im Grunde ungefährlich, weil berechenbares Menschenkind geworden. Dieser auf seine Exaktheit pochende Sohn der Neuzeit wird nie gelten dürfen für den Geist der neuen Zeit. Denn er ist überhaupt kein Geist. Ein Wörtlein kann ihn fällen.

In der Orthographie, die er als sein eigenstes Gebiet betrachtet, richtete er auch die größten Verheerungen an, weil er den unglücklichen Gedanken hatte, den Phonetiker zu spielen. Indessen, wenn die phonetische Wissenschaft das Ihre thut und es nicht unterläßt, die Welt darüber aufzuklären, wie unphonetisch alle landesüblichen Orthographieen sind und sein werden, so ist der Schade nicht groß. Die dämonische Papierscheere trifft nur das Kleid der Sprache, nicht ihr Fleisch. Schlimmer ist es, wenn unter der steifpapiernen Kleidung die Glieder unsrer Sprache in demselben Maße an Schmeidigkeit verlieren, wie die Glieder unsres Leibes unter der steifleinenen. Doch wenn eine alternde Sprache an Fülle und Biegsamkeit der Formen, an Frische und sinnlicher Kraft Einbuße erleidet, so ist das natürlich und läßt sich am Ende auch verschmerzen, denn sie gewinnt dafür anderes, nicht minder werthvolles. Ehe sie aber verknöchert und stumpfsinnig wird, ehe die Muse der Sprache ihr hehres Angesicht endgültig in papierne Falten legt, muß noch etwas ganz an-

deres geschehn, als daß einzelne Schriftsteller in ihrer Noth zum Papierheiligen beten und der eigentliche Papierklerus, die Buchstäbler und der Wörterpapst sich zu Sprachmeistern aufwerfen.

Ein zur Herrschaft gelangter Purismus, das wäre der Todtengräber der Sprache. Aber, Gottlob, unsre Sprache denkt noch nicht ans Sterben. Sie ist, so zu sagen, in ihren besten Jahren, wie unser Volk auch. Wer fühlt es nicht? Ist es Zufall, daß die aus unserem Kriegsministerium und unserem auswärtigen Amt kommenden Schriftstücke sich durch meisterliche Behandlung der Form auszuzeichnen pflegen? Der vielen Meister der Sprache, die unsre Gelehrtenwelt aufzuweisen hat, und der Stilisten von Beruf, der Dichter, ganz zu geschweigen.

Je rühriger ein Volk, in Höhen und Tiefen, bei der Arbeit ist, desto mehr spottet seine Sprache als Ganzes aller gelehrten und halbgelehrten Versuche, unmittelbar in ihren nach eignen Gesetzen sich regelnden Entwicklungsgang einzugreifen.

Auch dieses Versuches den papiernen Stil zu kennzeichnen und damit in seine Schranken zu weisen, würde die Sprache spotten, wenn ich mich auf eine andre Autorität beriefe, als auf sie selber, die wirkliche, d. h. mündliche Sprache des warmen, thätigen Lebens. Aber wie, wenn stellenweise auch diese mündliche Sprache schon papieren geworden? Wendet euch, nach Luthers und Goethes Vorgang, an die unlitterarischen Leute, die Sänger von „O Straßburg“, vor allen, trotz der höheren Töchterschule, an die Frauen; nach ihnen nennt sich ja die traute Muttersprache. Was man zu ihnen niemals sagt und aus ihrem Munde niemals hört, und was sich weder von noch zu ihnen gesprochen denken läßt, das ist dann noch nicht grober Fehler oder Sünde, aber es ist sicher papieren.

Und wenn man denn durchaus ein Mal so schreiben oder gar sprechen muß, dann soll man wenigstens wissen, was man thut.

Eigenhändige Aufzeichnungen französischer Flüchtlinge. 1685—1688.

Mitgetheilt

von

Dr. H. Babucke.

Gymnasial-Direktor in Königsberg i. Pr.

Der Güte des Herrn Baron de la Motte-Fouqué, gegenwärtig Hauptmann im Niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39 (Sohn des Dichters Fouqué, Urenkel des Generals Friedrichs des Großen) verdanke ich die Mittheilung noch ungedruckter Aufzeichnungen über die Schicksale, welche einige seiner Ahnen bei ihrer Flucht aus Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes erlitten haben.

Diese Aufzeichnungen, welche im Jubeljahre des Potsdamer Edikts*) gewiß Beachtung beanspruchen dürfen, bieten auch an und für sich mancherlei Interessantes historischer und allgemein menschlicher Art. Mögen sie dem trefflichen Buche von E. Muret (Geschichte der französischen Kolonie in Brandenburg-Preußen. Berlin. 1885), welches seinem Plane gemäß nur die allgemeinen Züge geben konnte, zur Ergänzung und Belebung dienen.

Die erwähnten Aufzeichnungen sind enthalten in einem handschriftlichen Heftchen von acht Blättern, von einer und derselben Hand, dem Schriftcharakter nach um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geschrieben. Wie aus der Ueberschrift von Nr. II. hervorgeht, ist das Ganze eine Abschrift. Von wem dieselbe veranlaßt ist oder herrührt, ist trotz des W. am Ende von Nr. I. nicht mehr zu ermitteln, da es in der Familie Fouqué an jeder Kunde hierüber fehlt.

Das Heftchen ist alter Familienbesitz. Es ist schon von dem Dichter Fouqué bei der Abfassung der Lebensbeschreibung seines Großvaters, des friedericianischen Generals, gelegentlich erwähnt worden, näheres hat auch er darüber offenbar nicht gewußt (vgl. unten).

*) Geschrieben 1885. Die Red.

Der Verfasser von Nr. II. ist zweifellos Karl Baron de la Motte-Fouqué Seigneur de Saint-Surin, Tonnay-Boutonne et la Grève. Die Familie bestand um die Zeit der Aufhebung des Edikts von Nantes aus mehreren Linien. Die Hauptlinie war in den Provinzen Aunis, Saint-Onge und Poitou angesessen. Saint-Surin ist vermuthlich der heutige Flecken Surin, Dep. Deux-Sèvres, Tonnay-Boutonne war der Sitz der alten Baronie, gelegen im Dep. Charente-Inférieure an der Boutonne, heute ein Städtchen von etwa 1300 E., la Grève war ein alter Rittersitz an der Garonne, nicht allzuweit von Bordeaux. Lehnshaupt war um 1684 Hektor de la Motte-Fouqué, der jüngere Bruder hieß Karl. Dieser verließ, wie die Aufzeichnungen Nr. II. ergeben, 1685 (also nicht 1684, wie die von G. A. Büttner herausgegebenen Mémoires du Baron de la Motte-Fouqué. Berlin. 1788. gelegentlich bemerken) von la Grève aus das Land und flüchtete nach Holland, wo er im November glücklich anlangte. 1687 befand er sich — und dies wird erst aus den vorliegenden Aufzeichnungen bekannt — nebst vielen andern Refugiés zu Chichester an der Südküste von England, wo der gleichfalls geflüchtete Prediger von Tonnay-Boutonne, Mr. Sansay, eine Gemeinde um sich gesammelt hatte. Hier traf Karl de la Motte-Fouqué mit dem jungen Mädchen zusammen, dessen Aufzeichnungen uns in Nr. I. vorliegen.

Die Verfasserin hat ihren Namen nicht genannt. Wenn sie jedoch (auf S. 24) in einem allerdings recht zweifelhaften Deutsch, aber in unzweifelhafter Deutlichkeit der Sache, den Herrn von Tonnay-Boutonne bald nach 1687 „ihren Mann" nennen konnte, und wenn wir andrerseits aus den vorhin erwähnten Mémoires du Baron de la Motte-Fouqué erfahren, daß der Refugié Karl de la Motte-Fouqué nach seiner Flucht eine Susanne de Robillard, die gleichfalls zu einer geflüchteten Familie gehörte, geheirathet habe, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese selbe Susanne de Robillard die Verfasserin von Nr. I. ist. — Es ist bei diesem Sachverhalt seltsam genug, daß sogar der Dichter Fouqué in der Einleitung zu der Lebensgeschichte seines Großvaters, des Generals, zwar auf die in seinen Händen befindlichen Aufzeichnungen Bezug nimmt, aber nur von einer „edlen Jungfrau" spricht, die mit ihren unmündigen Geschwistern unter vielen Gefahren sich geflüchtet habe, aber, wer diese Jungfrau gewesen, nicht gewußt zu haben scheint, da er andernfalls doch wol den Namen seiner Urgroßmutter, eben jener Susanne de Robillard, genannt haben würde.

Dieses im Jahre 1687 siebenzehnjährige Mädchen hatte, wie sie sich mit kindlicher Bescheidenheit ausdrückt, von ihren auf dem Lande lebenden Eltern die „Erlaubniß" erhalten, von La Rochelle aus sich und ihre fünf

jüngeren Geschwister je nach den Umständen aus der „Abgötterei" zu retten. Dies führte sie mit bewundernswerther Entschlossenheit und mit einer Umsicht, die bei einer so jungen und bis dahin im praktischen Leben gewiß nur wenig erprobten Dame in Erstaunen setzt, glücklich aus.

Dieselbe Bewunderung, die wir ihr noch heute zollen, mag damals in Chichester wohl auch den Baron Karl de la Motte-Fouqué ergriffen haben. Gemeinsam erlittenes Unglück kettet die Herzen schnell zusammen, zudem war er in der Heimath ein Freund ihres Vaters gewesen, und so führte die damals vermittelte Bekanntschaft und Hochschätzung zur Ehe.

Es gingen aus derselben drei Söhne hervor. Der älteste trat in kursächsische Dienste und starb als königl. preußischer Oberst, der jüngste verlebte sein Alter als pensionirter Kurhannöverscher Oberstlieutenannt in Celle, der mittlere ist der als preußischer General und Freund Friedrichs des Großen berühmt gewordene Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué, welcher die tüchtigen Eigenschaften seiner Mutter vornehmlich geerbt zu haben scheint*).

Der Refugié Karl de la Motte-Fouqué starb in Holland. Die Wittwe wurde anfangs von den Generalstaaten, später von dem großbrittannischen Hofe unterstützt (Kneschke Deutsches Adels-Lexikon. Leipzig 1861 s. u. Fouqué!), wohl aus dem Grunde, weil der Vater von Susanne de Robillard ebenso wie ein Bruder von ihr in die Dienste Wilhelms III. getreten war. Die Wittwe verlebte ihre letzten Lebensjahre in Celle und hier mag sie wohl ihre Erinnerungen an die Flucht aus Frankreich aufgezeichnet haben. Sie hatte inzwischen zwar das Deutsche sprechen und schreiben gelernt, aber die grammatische Inkorrektheit und mancherlei Gallicismen verrathen doch noch deutlich die Ausländerin.

Ich habe die Namen unverändert gelassen, im übrigen aber die Orthographie der heute gebräuchlichen angepaßt. Sonst ist von mir nichts geändert worden.

---

*) Nach den Mémoires du Baron d. l. M. F. (1788) ist derselbe 4. Februar 1698, nach der „deutschen Biographie" (Graf zur Lippe) am 4. April 1689 geboren. Welcher von den beiden Tagen der richtige ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Das Jahr 1689 ist aber, wenn die Zahl nicht etwa auf einem Druckfehler beruht, falsch angegeben. Aus einer frühestens im Jahre 1688 geschlossenen Ehe konnte zu Anfang 1689 nicht schon der zweite Sohn geboren werden. Auch war nach den Mémoires der spätere preußische General 1715 noch Kornet, welchen der Fürst Leopold von Dessau, als er im nordischen Kriege nach Pommern zu marschieren im Begriff war, seiner Jugend wegen bei seiner Gemahlin zurücklassen wollte. Bei einem 26jährigen Manne wäre dies ein seltsamer Grund gewesen, bei einem 17jährigen ist es recht wohl denkbar. —

I.

Kurze Nachricht von meiner Flucht aus Frankreich, um in diese fremde Länder zu kommen, meine Gewissensfreiheit zu suchen und unsere geheiligte Religion ausüben zu können.

Es geschahe zu Rochelle, die Hauptstadt des Landes Donis*), bei der ein Meerhafen war, anno 1687. Ich war von meinen Brüdern und Schwestern die älteste und in Abwesenheit meiner Eltern die erste im Hause, da noch fünf jüngere von meinen Geschwistern, wovon das älteste zehn und das kleinste nur zwei Jahre alt waren.

Die Erlaubniß hatte ich von meinen lieben Eltern erhalten, keine Gelegenheit, wann sich eine ereignete, vorbei gehen zu lassen, wo nicht mit allem, doch mit einem Theil unserer Familie aus dem Königreich zu fliehen. Den 24. April desselben Jahres 1687 kam ein guter und getreuer Freund, welcher wegen der üblen Folgen nnd harten Strafen, die desfalls gesetzt waren, nicht genannt zu werden verlangte, mich zu benachrichtigen, daß ein kleines Schiff oder Fahrzeug nach Engeland abgehen würde und er auf seine Bitten den Kapitän des Schiffes bewogen hätte, vier oder fünf Personen mitzunehmen, und daß in diesem Schiffe nicht mehr Platz übrig sei, als vor fünf Personen; er müsse zu dem Ende ein Faß Wein ins Wasser werfen und uns in den Platz zwischen Salz verstecken, denn er liefe Gefahr, wann es entdeckt würde, alles zu verlieren, und verlangte daher zur Schadloshaltung eine große Summe Geldes.

Alles dieses hinderte mein Vorhaben und unseren Accord nicht. Ich bat unsern ungenannten Freund, daß er den Schiffskapitän mit sich früh morgens drei Viertel auf Vier zu mir bringen möchte, damit niemand von unseren Nachbaren etwas muthmaßete, ich ihm, unserm Freund, zugleich als einen Dolmetscher und Zeugen unseres Akkords mich bedienen wollte. Der Akkord ward gemacht; ich versprach den Kapitän vor jeden Kopf der fünf Personen 200 ℔, die er mit nehmen würde. Das war also eine Summa von tausend ℔ französischen Geldes. Die Hälfte soll er, ehe wir abgingen, empfangen und den Rest alsdann erhalten, sobald er uns in Engeland in Chichester, einer Stadt daselbst, ausgesetzt hätte, wohin er uns zu bringen versprach. Da ich nun im Beisein unseres Zeugens den Akkord gemacht, so nahmen wir Abrede, daß die Einschiffung den 27. April des Abends um 8 Uhr sein sollte. An diesem Tage zogen ich, zwei von meinen Brüdern und zwei von meinen Schwestern uns aufs beste und sauberste an um, was uns möglich war,

*) d'Aunis, heute nebst der Provinz Saintonge (Saint-Onge) das Depart. Charente-Inférieure.

mit zu nehmen; die Umstände erlaubten es nicht uns anders anzukleiden. Ich nahm die Hofmeisterin der Kinder mit uns, uns zu begleiten, weil diese von dem Geheimniß wußte. Wir stellten uns, als wenn wir uns nach dem Schloßplatze, einem Orte, wo täglich des Abends vornehme Leute sich einfanden, spazieren gehen*) wollten. Gegen 10 Uhr, da die Gesellschaft anfing auseinander zugehen, schlich ich mir von denjenigen Bekannten weg, und anstatt nach Hause zu gehen, nahmen wir einen ganz andern Weg, nämlich nach dem Orte hin, den man mir angezeiget hatte, ohnweit des Teiches. Hinter denselben fanden wir eine offene Thür, wir gingen hinein, wir stiegen Treppen ohne Licht und ohne einen Laut von uns zu geben in die Höhe. Wir blieben daselbst bis ein Uhr nach Mitternacht, da unser Freund mit dem Kapitän erschien. Ich sagte zu dem Kapitän, daß mir nichts mehr schmerzte, als meine kleinste Schwester zurück zu lassen, sie noch dazu meine Pathe, sie läge mir sehr am Herzen, ich hielte mich daher noch mehr verbunden, sie von der Abgötterei abzuziehen, als alle andern. Dieses konnte ich nicht ohne große Herzensbetrübniß und Ströme von Thränen vorbringen, ich versprach den Kapitän alles, was er haben wollte, und vielen Segen vom Himmel, wann er dieses gute Werk verrichtete. Meine Rede und Thränen rührten ihm dermaßen, daß er sich anheischig machte, sie auch mit zu nehmen, wann ich ihm dagegen versprechen könnte, daß sie kein Geschrei machte, wenn die Visitators zu durchsuchen kämen, welches an zwei oder drei Orten geschehen würde. Ich versprach es ihm in der Hoffnung, daß Gott meine Hülfe sein und mir diese Gnade angedeihen lassen würde. Sogleich eilte mein Freund und unsere Hofmeisterin sie zu holen, aus dem anderen Theil der Stadt, wo wir wohnten. Sie nahmen das Kind aus dem Bette, wickelten es nebst den Kleidern in einer Decke und trugen es in der Schürze hierher. Gott wollte es also, daß niemand das geringste davon gewahr wurde. Das kleine Kind, welches mir ausnehmend lieb hatte, freute sich sehr, mich wieder zu sehen, versprach mir, recht fromm und stille zu sein und nichts zu thun, als was ich ihr sagte. Ich zog sie an und wickelte sie in das übrige ein. In eben der Nacht um 2 Uhr kamen vier Bootsknechte von dem Ufer, trugen uns alle auf ihren Schultern, ich meine kleinste Schwester im Arm, auf das Schiff und an den Ort, den man vor uns zurecht gemacht hatte. Der Eingang dessen war so klein, daß jemand darin sein mußte, um uns nach sich zu ziehen; da wir dann so eingetheilt waren, daß wir zwischen den Salze saßen und keine andere Stellung nehmen konnten, so machte man die Oeffnung hinter

*) se promener!

uns zu, so wie es gewesen war, so daß man nicht das geringste sehen konnte. Es war so niedrig, daß unsere Köpfe oben anstießen. Dennoch baugeten wir uns, den Kopf gerade unter den Balken zu haben, damit bei dem Durchsuchen nach der schönen Gewohnheit uns die Degens nicht treffen könnten. Sobald man uns also eingeschifft, ging das Schiff unter Segel, des Königs Leute kamen und untersuchten es: wir hatten das Glück, weder den 28. als die zwei andern Mal entdeckt noch gefunden zu werden. Der Wind war günstig und brachte uns gegen 11 oder 12 Uhr aus dem Gesichte aller unserer Feinde der Wahrheit. Es war Zeit, denn beinahe wären wir alle erstickt und glaubten unsern Geist aufzugeben, weil alles, was wir im Leibe hatten, heraus mußte. Wir kamen eine Stunde hernach mehr todt als lebendig heraus, man ließ uns frische Luft schöpfen. Merkwürdig war es dennoch, daß ohnerachtet dieses schlechten Zustandes meine kleine Familie weder ein Geschrei noch die geringste Klage machte, und daß sie nachhero viele Freude empfanden aus der Tyrannei zu sein. Drei oder vier Personen vom Schiffe, denn es waren nicht viele da, begegneten uns noch freundschaftlich genug, gaben uns etliche Pfund Zwieback und eingesalzenes Fleisch, so viel wir essen mochten, denn die Uebelkeit der See erlaubte uns nicht viel zu genießen. Auf diese Art vergingen sieben Tage, bis wir zu Falmouth, einer kleinen Stadt in England, anlandeten. Hier gefiel es unsern Kapitän, uns auszusetzen, ob es gleich noch 30 Meilen von dem Orte entfernt war, wo er uns versprochen hinzubringen. Er verlangte von mir, daß ich ihm den Rest des Geldes geben sollte. Ich fand sein Verfahren ungerecht, beklagte mich desfalls bei dem Gouverneur des Orts. Der nahm mir mit meiner ganzen kleinen Familie mit tausend Zeichen der Güte und Freundlichkeit auf, hörte mich an und befahl dem Kapitän des Schiffs, mich wieder aufzunehmen oder er sollte davor hart bestraft werden. Den andern Morgen traten wir unsere Reise wieder an auf das Versprechen unseres Führers, uns bis nach Tapsont, einen kleinen Hafen nahe bei Chichester, zu bringen, woselbst wir ihn verlassen wollten. Das Verdrießlichsein, welches er sich merken ließ, brachte mir in Sinn, mich selbst mit Lebensmittel zu versorgen, ob er sich gleich verbunden, uns damit zu versehen. Ich that es, und es war gut und nothwendig, weil wir schon 24 Stunden im Schiffe waren und uns niemand weder zu essen noch zu trinken anbot. Den andern Morgen, als den 6. Juni, wurde das Meer so stille, daß wir gar nicht von der Stelle kamen. Dies machte den Kapitän noch verdrießlicher. Er und seine Leute beschäftigten sich mit Fisch-angeln, ich bat auch um eine Angel, sie erlaubten sie mir und ich hatte das Glück, in einen Nachmittag 7 große Fische, die man

Makrelen (Maqueraus) nennt, zu fangen, ein vortrefflicher Fisch zum Essen. Mein guter Fischfang brachte unsern Kapitän wieder zu etwas aufgeräumteren Wesen. Er fing mit mir an zu sprechen. Des Abends schickte er uns drei sehr wohl zubereitete, gekochte Fische, welche uns um so viel nothwendiger und angenehmer (waren), weil unser Vorrath meist verzehrt war. Als wir nun glaubten, recht gut wieder mit ihm zu stehen, so sahen wir unvermuthet den siebenten Tag abends um 9 Uhr unser Schiff landen. Wir mußten mit unsern wenigen Sachen aussteigen, die Furcht überfiel uns, wir sahen hier weder Stadt noch Haus und hatten Ursache, diesen Ort als eine Wüstenei anzusehen; unser Kapitän kam mit einer trotzigen Art zu mir und sagte: „Geld, Geld; die 500 ℔ verlange ich, die Sie mir noch schuldig sind." Ich antwortete, daß seine Forderung ungerecht wäre, weil hier noch nicht Tapsont, wo er versprochen, uns hinzubringen. Es half nichts, ich mußte ihm bezahlen. Alle Vorstellungen, weder Thränen noch Seufzer erweichten ihm von sieben Personen, die sich alle vor verloren hielten. Er ging nachhero gleich wieder unter Segel, und wir mußten hier bleiben an einem Orte, den man Falkombe nannte und noch 20 Meilen von Tapsont war, wo dieser ehrliche Mann uns versprochen hinzubringen. Unser Klagen und Weinen, welches wir machten, erweckte die Neubegierde etlicher Kinder des Orts, welche sich bei uns einfanden und sich um uns herum versammelten. Zwei davon liefen hin und holten einen Mann der so wenig französisch, als ich englisch verstund. Dennoch fragte er, ob wir nicht Latein verstünden. Ich antwortete gleich darauf Ja, denn ich hatte einige Worte mit meinen Brüdern zugleich gelernt. Darauf sagte er: „Das ist gut"; er nahm uns bei der Hand, ließ meine jüngste Schwester tragen und führte uns eine Viertelmeile von dem Orte in ein Wirthshaus. Er brachte einen Prediger dahin, dem er sagte, was er vor eine Familie am Ufer gefunden, daß er aber mit ihnen nichts reden könnte, weil er kein Französisch verstünde. Es wäre aber eine junge Dame dabei, die spreche Latein. Dieser Priester kam zu mir mit einer sehr höflichen Art und hielt mir in lateinischer Sprache eine lange Rede, die ich ebenso wenig beantworten konnte, als ich sie verstand; ich blieb daher beinahe stumm. Unsere traurigen Umstände, meine Thränen, welche meine Geschwister mit den ihrigen begleiteten, erweichten diesen ehrlichen Mann so sehr, daß er uns versprach, soviel in seinen Kräften, uns zu helfen, wie er es denn auch wirklich that. Er begriff nach und nach, woher wir gekommen und wohin wir wollten. Meine sehr wenige lateinische Worte waren mir damals sehr nützlich; ich ließ ihm 4 Louisd'or sehen und also, daß mir das Geld nicht fehlte; ich bat ihm sogar, daß er mit uns essen möchte, welches

er aber nicht annahm. Er versprach, den andern Morgen um 8 Uhr wieder zu kommen. Er kam und gab mir mehr durch Zeichen als durch Worte zu verstehen, daß er ein kleines Fahrzeug gemiethet, worinnen wir uns setzen sollten, daß ich davor 2 Louisd'or bezahlen müßte, welches uns nach Tapsont bringen würde. Er gab uns einen Brief an einen Herrn dieses Orts mit, wo wir abstiegen, der uns sehr guf aufnahm, Quartier, ein gutes Mittag und einen unvergleichlichen Rinderbraten vorsetzte. Wir kamen daselbst des Sonntags zwischen 11 und 12 Uhr an, er besorgte das Uebrige, uns nach Chicheſter zu verhelfen, aufs Beste, also war uns dieser Empfehlungsbrief sehr angenehm und nützlich. Unter dem Essen wurden Pferde bestellt, sie kamen, ein Theil davon war vor den ältesten gesattelt und die andern wurden mit Handkörbe behangen, um die Kinder hineinzusetzen, ein Mann zugleich dabei, der sie führete. Wir langten in Chicheſter etwas vor 2 Uhr Nachmittags an bei dem französischen Prediger Mr. Sansay, ehemaliger Prediger zu Thonnaiboutonne und Saint-Onge, der uns sehr gut kannte und der sich eben so sehr freute uns zu sehen, als wir vergnügt waren, ihm daselbst anzutreffen und glücklich in dieser Gegend eingetroffen zu sein. Er war im Begriff, auf der Kanzel zu steigen, unseretwegen wartete er aber eine Viertelstunde länger, damit wir auch den Trost hätten, ihn zu hören und Gott zu danken, daß er uns von unsern Feinden der geheiligten Religion befreiet, in Freiheit gesetzt und uns die Macht gegeben, selbige öffentlich in einer großen Anzahl unserer Brüder zu bekennen, die auf gleiche Weise wie wir entflohen und mit uns bekannt waren. Mr. de St. Surin oder Thonnoibaut*), ein vertrauter Freund von unserm Vater und unser Nachbar in Frankreich, war auch in der Zahl. Er und alle andere empfingen uns mit vieler Freude und Güte, daß ich schon glaubte, die Annehmlichkeiten des Paradieses zu schmecken. Es fiel mir gar nicht schwer, alle Arten der geringsten und schwersten Arbeiten zu verrichten, wozu ich sonst gar nicht erzogen war. Ich miethete nur ein einziges Zimmer vor uns alle, machte mit eigener Hand etliche Schlafpolster, borgte mir eine Wiege vor meine kleinste Schwester. Acht Tage nach unserer Ankunft hierselbst wurde ein großes Fest gehalten, um Gott wegen der glücklichen Flucht aus Frankreich Dank zu sagen. Wir verrichteten alle, obzwar noch jung, eine Art der Erkenntlichkeit**) im Angesichte der Kirche gleichfalls entsagend den Irrthümern der Papisten, aus der Ursache, weil uns itzo niemand zwingen würde, die wahre Religion abzuschwören, nicht zu befürchten hatten, in ein Kloster oder Gefängniß gesteckt zu werden oder auf die Galeeren zu

*) Dies ist also Karl Baron de la Motte Fouqué, ihr späterer Gemahl.
**) statt „eine Art Bekenntniß", espèce de reconnaissance, im religiösen Sinne.

kommen. Deswegen hatten wir unsere Güter, Vaterland, lieben Eltern und Freunde verlassen, welche noch daselbst zurückgeblieben, als wir geflüchtet. Hierüber wurde eine sehr bewegliche Rede gehalten, daß dadurch die ganze Gemeinde so gerühret ward und es schien, daß einer dem andern es zuvor thun wollte im Seufzen. Ich richtete hieselbst meine eigene Wirthschaft ein mit meiner kleinen Familie, umb nicht gar zu viel aufgehen zu lassen, wie ich nicht den Tag absehen konnte, wann unsere lieben Eltern uns mit den Nothwendigkeiten*) beizustehen im Stande waren und wann sie es möglich machen könnten, uns Geld zu schicken. Deswegen that ich alle Arbeit im Hause ganz allein, ohne jemanden im Dienst zu nehmen. So lange, als uns auf diese Art unsere lieben Eltern beraubt waren, blieben wir alleine, in Hoffnung, daß eines oder das andere zu uns kommen würden. Ich wartete mit der größten Ungeduld auf Nachricht meiner Briefe, die ich an ihnen abgehen lassen; einen hatte ich aus Rochelle an ihnen geschrieben und alles berichtet, was daselbst vorgefallen. Ich nahm Abschied darin, denn sie waren eben damals auf dem Lande. Den zweiten schickte ich von Chichester ab, sobald wir daselbst angekommen waren, woselbst ich nicht mehr als einen Louisd'or vorräthig hatte. Unser Priester leihete mir zehn Guinees zur äußersten Nothdurft, sowohl zum Unterhalt einiger Kleider, als auch etwas Hausrath davor anzuschaffen.

Endlich nach drei Monaten kam unsere liebe, werthe Mutter an. Es war, wenn ich mir nicht irre, im Monat Juli am Sonntage um 7 Uhr des Abends. Diese vortreffliche Mutter kam an und brachte meinen ältesten Bruder und ein Mädchen mit. Die Nacht verstrich mit Küsse und Freudenthränen, uns wieder gefunden zu haben. Ich stand frühzeitig um 6 Uhr auf, wozu ich mich bereits schon gewöhnt hatte, machte Feuer an, setzte einen Topf zu einer Suppe bei und ging sodann in die Fleischschränke, um etwas auszusuchen, meine liebe Mutter und meinen Bruder damit zu beehren, die den Abend zuvor vor Freude nicht essen konnten. Und weil wir ihnen nicht vermuthen waren, hatten wir schon gegessen, hatte also auch nichts ihnen vorzusetzen. Diese liebe Mutter schien mit meiner Mühe und Sorge, die mir meine kleine Familie machte, sehr zufrieden zu sein. Man nannte mich desfalls in Chichester „die Mutter von den kleinen Kindern." Ich kann ohne Eitelkeit sagen, daß uns jedermann liebte und viele Ehre erzeigte, sowie ich auch nicht unterließ, meine Pflicht in allem zu beobachten. Ich vergaß nicht bei der Ankunft meiner Mutter, ihr ein Verzeichniß aller meiner Ausgaben, wie

*) les nécessités Nothdurft im Essen und Trinken und sonstigen Lebensbedürfnissen.

auch das Geld, so ich erhalten, als eine Berechnung vorzulegen, welches ihr noch mehr freuete, ihr Vergnügen darüber bezeigte und meiner Wirthschaft billigte, die ich bis dahin und noch täglich beobachtete. Da ich in der Zeit etwas von der englischen Sprache erlernt, so kann ich wohl sagen, daß ich meiner Mutter in ein und anderen Dingen durch mein Dolmetschen nützlich war. Und überhaupt habe ich allezeit mein Möglichstes gethan, ihr sowohl als meinen Geschwistern gefällig zu sein. Soviel es meine Jugend und Geschicklichkeit zulassen wollte, unterrichtete ich nach meinem besten Wissen meine kleine Familie; die ältesten mußten mir die Woche einmal den Katechismum wiederholen. Dies geschahe sowohl auf der Reise als hier, ich lernte ihnen den 27. Psalm, welcher, wie mir deuchte, sich sehr wohl auf uns schickte. Ich hielt sie dabei in guter Ordnung und machte alle ihre Kleider selbsten bis auf die Röcke meiner Brüder, um alle Ausgaben zu ersparen. Meine Mutter berichtete alles dies in einem Briefe, an meinen Vater, der sich damals noch in Paris aufhielt, in der Hoffnung, von da eine leichtere Art zu finden, aus dem Königreich zu flüchten, als wenn er in seiner Provinz geblieben, weil seine Familie schon aus dem Lande, er sehr leicht daselbst beunruhigt, arretirt in ein Gefängniß gebracht oder auf die Galeeren geschickt werden könnte. Dieser werthe Vater beehrte mich mit einem Schreiben, worin er mit der größten Zärtlichkeit an mir schrieb, mich sehr vor die Mühen und Sorgen dankete, die ich gehabt hätte, um seine Familie zu retten. Er lobte mich, daß meine Aufführung in jedem Falle die beste gewesen wäre, welche um so viel seltener sei, da ich noch ein so junges Frauenzimmer, (ich ging damals ins 17. Jahr) daß er mir desfalls zeitlebens verbunden sein würde und nicht zweifelte, daß Gott mich und die Meinigen segnen würde, so gewiß, als er bereits itzo Gott darum von ganzem Herzen gebeten. Dieser Brief ist mir so werth, daß ich ihn, wenn es möglich ist, so lange ich lebe, zu erhalten suchen werde, damit man sehen könne, daß ich nichts zugesetzt, vielmehr nicht alles gesagt, was dieser werthe Vater Zärtliches und Ruhmwürdiges bezeiget.

Meine Mutter hielt sich nicht länger als drei Monate, nachdem sie hier angekommen war, in Chicheſter auf, und überhaupt waren wir in allem nur sechs Monate hier. Sie war erst gewilliget, sich mit ihrer Familie hier nieder zu lassen, weil es ein schönes und angenehmes Land ist. Allein es regierte damals der König Jakob II., welcher anfing, denen Protestanten ihre Gerechtsame zu berauben, welches eine Verfolgung befürchten ließ, um so viel mehr, da der König nicht allzu eifrig mehr von dieser Religion eingenommen zu sein schien, welche er dem Ansehen nach noch öffentlich bekannte, doch aber allezeit Vorwand fand, nicht in die

Kirche zu gehen. Auf alle diese wohlgegründete Anschauungen fand meine Mutter zu ihrer Sicherheit von nöthig, mit ihrer Familie nach Holland zu gehen, welches den 24. Oktober geschahe, so daß wir diese Reise in wenig Stunden glücklich vollbrachten.

Wir stiegen zu Rotterdam ans Land, wo wir uns nur eine Nacht bei einem Prediger Namens Jurius aufhielten. Wir gingen nach Leiden, wo wir nur sechs Monate blieben, weil unsere liebe Mutter es zu weit vom Haag entfernt hielte, wo sie doch öfters nöthig hatte zu sein, um sich daselbst Freunde und Bekanntschaft zu erwerben, dadurch Mittel zu erlangen, ihre Söhne unterzubringen. Dieses glückte ihr auch so wohl, daß einen Monat hernach die Mademoiselle de Benour*), welche in der Societät zu Harlem war, eine Pagenstelle bei dem Fürsten von Anhalt-Dessau auswirkte, wohin meine Mutter meinen Bruder August, ihren zweiten Sohn, der nur zehn und ein halb Jahr alt war, im Monat März 1688 dahin abgehen ließ**). Wir wohnten also zu Voorburg, einem recht anmuthigen Orte, drei Viertelstunden vom Haag, um desto näher bei der Hand sein zu können, verrichteten diesen Weg auch öfters zu Fuß dahin. Daselbst fanden wir eine große Anzahl von denen geflüchteten Landsleuten und Bekannten, die sich ebenso wie wir da niedergelassen hatten. Es war hier auch wohlfeiler zu leben als in großen Städten.

Hier kam unser werthe Vater, welchen Gott die Gnade verliehen, aus Frankreich zu entkommen, nebst einen Bedienten im Monat Juli an. Man kann sich nur vorstellen, wie groß die Freude unser lieben Mutter und unser aller gewesen, durch Worte läßt es sich gar nicht ausdrücken, und also werde ich es nicht unternehmen, sie abzumalen. Unser Freudengeschrei, unsere Thränen und Umarmungen, eines und das andere, bewegten und rührten alle Anwesenden außerordentlich. Wir hatten nur einige Monate das Vergnügen zusammenzubleiben, und zwar bis zur Abreise des Prinzen von Oranien nach Engeland, die, wenn ich nicht irre, im September 1688***) geschah, in Begleitung einer großen Flotte und vielen Truppen aus diesem Staate. Vier Regimenter wurden von denen

*) Ein Marquis de Benours hat bei der Gründung der Berliner Kolonie eine hervorragende Thätigkeit entfaltet und die nach ihm Ankommenden mit Rath und That unterstützt (vergl. Muret a. a. O. S. 18, 19, 127), wobei er unbeschadet der Fürsorge für die übrigen sein besonderes Augenmerk auf die mittellosen Refugiés der besseren Stände richtete. Ob die Mademoiselle de Benour, welche in demselben Sinne gewirkt zu haben scheint, etwa eine Schwester von ihm war?

**) August de Robillard war also der Oheim des späteren Generals Fouqué. Vielleicht ist es durch seine Vermittelung und Empfehlung geschehen, daß, später auch sein Neffe Fouqué eine Pagenstelle an dem dessauischen Hofe erhielt.

***) Die Verfasserin irrt sich allerdings. Wilhelm von Oranien verabschiedete sich am 16./26. Oktober von den Generalstaaten und ging mit der Flotte am 1./11. November in See.

aus Frankreich Geflüchteten „gerichtet“*). Mein werther Vater wurde zum Kapitän von der Kavallerie unter dem Regiment von Galoe oder von Ruvigni ernannt. Er diente aber nicht lange; eine kurze Zeit nachher, da er mit den Truppen angekommen, wurde er krank und starb daselbst, ein Donnerschlag, der meine Mutter und ihre ganze Familie mit Schmerzen überschüttete. Gott nach seiner Gnade trug Sorge für uns alle. Mein ältster Bruder ging auch in englischen Diensten, eine Zeit hernach erhielt er eine Kompagnie daselbst, welcher der Graf von Solßons (dieser Graf hatte eine Nichte vom Herrn von Thonnaiboutonne in Frankreich geheirathet) ihn auf Vorbitte meines Mannes, den Herrn (sic) von Thonnaiboutonne, verschaffte, und seinen Schwager, den Herrn von Champagne, eine Gefälligkeit zu erzeigen, welches dann auch geschahe, so wie man es weiß. Ich würde dies niemals in meiner Erzählung erwähnet haben, wann ich nicht tausend andere kleine gute und böse, beschwerliche und angenehme Umstände erwähnt hätte, die mir auf den Reisen vor und nach ihnen von Rochelle an bis hierher begegnet sind.

Ich habe diese Erzählung bloß zu meiner Genugthuung und weil sie mir viel zu „besonders“**) gewesen, zu meinen Zeitvertreib aufgezeichnet. Daher sie auch nicht in der richtigsten Ordnung folgen. Indessen kann ich doch versichern, daß ich nichts geschrieben, was nicht die vollkommenste Wahrheit ist. Sollte jemal von meinen Freunden oder Familie dieses in die Hände fallen, so bitte ich sie, die Fehler zu verzeihen, erstlich in Betrachtung meiner Jugend und der wenigen Zeit, die ich übrig gehabt bei meiner Mutter und Geschwistern, welches mich, wann ich mir es zu sagen unterstehen darf, fast mehr Beschäftigungen gegeben hat, als ich kaum instande zu thun war, weil ich öfters ganze Nächte zugebracht, ihnen Kleider, Anzug und Kopfzeuger zu verfertigen, um sie in Gesellschaften sehen lassen zu können, um so viel mehr, da ich sehr öfters ohne Mutter mit ihnen allein gewesen bin, wie zum Exempel in Leiden, wo ich beinahe

---

*) Die Verfasserin will sagen „errichtet“. Diese Notiz hat ein gewisses Interesse, da Macaulay von einer persönlichen Betheiligung der Refugiés nichts erwähnt. Er berichtet nur, daß sie den Oranier mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hätten. In P. von Rapins englischer Geschichte (herausgegeben von Pauli. Halle, 1759) heißt es, daß sich dem Eroberungszuge Wilhelms 300 „geflüchtete französische Kriegsbediente“ angeschlossen hätten. Am ausführlichsten ist Ranke. Er sagt: „An dem Zuge betheiligte sich der europäische Protestantismus in der lebendigsten Repräsentation, die es geben konnte, den französischen Refugiés“. Außer einer großen Anzahl alter Soldaten seien viele Edelleute in die Garde des Prinzen eingetreten und als Freiwillige hätte sich eine glänzende Schaar von 500 französischen Adligen, die noch nie gedient, der Expedition angeschlossen. Vielleicht hat die Verfasserin nur diese Abtheilung gemeint. Es wäre jedoch auch keineswegs unmöglich, daß sämmtliche Refugiés in besondere Regimenter formirt worden sind.

**) singulier.

sechs Monate, da unsere liebe Mutter im Haag und andern Orten ihren Verrichtungen wegen verreist war, allein blieb.

Nr. II.

Eine andere Nachricht von der Flucht aus Frankreich des Herrn Baron de la Motte-Fouqué, von seiner eigenen Hand geschrieben und nach seinem Tode unter seine Papiere gefunden.

1685. Als die Dragoner in der Provinz von Saint-Onge unter dem Kommando des Marechal von Boufleurs geschickt wurden, mit der Königlichen Ordre, sie bei allen Edelleuten sowohl als bei denen Bürgern von der reformirten Religion einzuquartieren, welche die römisch-katholische nicht annehmen und nicht in die Messe gehen wollten.

Ich hielte nicht für gut, mich bei der Versammlung der Edelleute einzufinden, welche bei den Bischof von Xaente geschahe, wo der genannte Marechal mit dem Graf Gernal, Lieutenant des Königs von der Provinz, war. Und durch das Beispiel der Edelleute, so daselbst so (sic) sich durch Drohungen oder Versprechungen überwinden ließen, befürchtete selbst mit unterzuliegen. Also um diese Versuchungen zu vermeiden, glaubte ich, es sei besser, aus dem Königreiche zu fliehen und in fremde Länder das zu suchen, was man mir in Frankreich raubte, welches war die Freiheit, nach den Bewegungen meines Gewissens Gott zu dienen. Deswegen setzte ich mich der Gefahr aus, auf dem Wege ertappt zu werden, weil alle Befehlshaber derer Plätze den Befehl erhalten, alle diejenigen anzuhalten, welche fliehen wollten. Man hielte desfalls alle Straßen besetzt, Dies bewog mich, bis nach Genef hinauf zu gehen, obgleich dahin mehr als ein Weg durch Flandern ging. (?) Ich war gar nicht unentschlossen in meinem Vorsatz, weil dieses der sicherste Weg war. Da ich also Gott desfalls angerufen hatte, welcher mir diesen Vorsatz ins Herze gegeben, so war er auch mein Begleiter und ließ mich glücklich in Holland anlangen. Ich ging also am Montage den 24. September 1685 von Greve ab, nachdem ich mich in der Gnade des Höchsten empfohlen und seiner weisen Führung überlassen und kam zu Nacht an in —*) — — — — —, d. 25. in — — — — — — —, d. 26. in — — — — — woselbst ich den ganzen 26sten und 27sten blieb. Den 28sten schlief ich in der Stadt Monbron**), d. 29sten in Lorentzburg, den 30sten in St.

*) Lücken im Original, gleichfalls durch Punkte ausgefüllt.

**) Sein Weg führte also, von la Grève bei Bordeaux ausgehend, in einem großen Bogen durch die Mitte von Frankreich nach Genf. Die Hauptstationen sind Monbron (Montbron. Dep. Charente, am Tardouère, etwa 3200 E.), Bourg a neuf Bille (wahrscheinlich Bourganeuf. Dep. Creuse. 3200 E.), Monluson (Montluçon. Dep. Allier) Autun, Genf, Lausanne, Bern, Zürich, Schaffhausen,

Freybourg, d. 1. Oktober in Bourg a neuf Ville, d. 2ten in Chenerailie, d. 3ten in Monluſon, den 4ten in Ville france, d. 5ten in Savigni, d. 6ten in Chavigne, d. 7ten in Pont Daveau, d. 8ten in Autun, d. 9ten Raſttag, d. 10ten zu Beaumele, d. 11ten zu Grandnoire, d. 12ten zu Saudendre, d. 13ten zu Monron, d. 14ten zu Movillau, 15ten zu St. Serguš, 16ten in Geneve, Raſttag 17ten — — — —, d. 18ten in Mons, wo ich 4 Tage blieb, d. 22ſten in Louſanne, d. 23ſten in Payerne, 24ſten in Bebre durch Berne, 25ſten in Bourtols, den 26ſten in Haarburg, d. 27ſten in Routerouf, den 28ſten in Zürich, den 29., 30ſten Raſttag, den 31ſten in Schafhauſen. den 1ten November in Hömigne und Kaiſerlich Rottweil, d. 2ten in Ferin, Milbac Wiettemb., d. 3ten in Wilbergwit, d. 4ten nach Calbwitt, Forsheim, Durlach, den 5ten in Prelberg, d. 6ten nach Heidelberg, d. 7ten in Manheim, d. 10ten in Eberſtadt, 11ten in Frankfurt, d. 12ten Raſttag, d. 13ten in Freyburg, d. 14ten in Wertorff, d. 15ten in Hermanſteincher, d. 16ten in Frieſenhagen, d. 17ten in Freſſi, d. 18ten in Cologne, den 19ten Raſttag, den 20ſten zu Nüß, d. 21ſten in Grimberg, d. 22ſten zu Cleve, den 23ſten in Nimehen, d. 24ſten in Tiel, d. 25ſten in Garcom, d. 26ſten in Rotterdam, d. 27ſten Raſttag, d. 28ſten in Haag in Holland, das Land der Ruhe, wo man unter des Höchſten Gnade ungeſtraft lebet und wo die Regierung ſo gerecht und angenehm iſt, daß es den Segen Gottes und die Hingabe des Volkes an ſich ziehet, und wo wir unter der Gnade Gottes dieſe koſtbare Freiheit genießen, welche man uns in Frankreich mit ſo großer Grauſamkeit beraubt.

Rottweil, Pforzheim, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Köln, Neuß, Cleve, Nymwegen, Rotterdam, Haag.

Ueber die Bedeutung des irischen Elements für die mittelalterliche Cultur*).

Von

H. Zimmer.

Eine Ende dieses Sommers erschienene „Geschichte**) Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England" hebt an mit den Worten: „Wenn eine rohe oder weniger gebildete Nation von einer höher stehenden unterjocht wird, so empfängt sie gewöhnlich als Entschädigung für den Verlust ihrer Unabhängigkeit alle jene Wohlthaten und Segnungen, die mit einer größeren Cultur verknüpft sind; bei der Okkupation des irischen Eilands durch die Engländer tritt eine andere Erscheinung zu Tage: anstatt den Iren durch eine maßvolle versöhnende Politik die brittische Cultur lieb und werth zu machen und so eine allmählige Verschmelzung des unterworfenen Stammes mit dem erobernden anzubahnen, wußten die herrschenden Engländer durch unbeabsichtigte Mißgriffe und durch beabsichtigte Bedrückungen es dahin zu bringen, daß die keltische Rasse einerseits in ihrer socialen Lage immer mehr herunter sank und andererseits, da die spärlichen Keime der einheimischen Cultur sich bei der mangelnden Anregung nicht weiter entwickeln konnten und erstickten, gleichzeitig geistig degenerirte."

Es liegt diesen Worten dieselbe Anschauung zu Grunde, die in den sogenannten gebildeten Kreisen Englands die herrschende ist, die Anschauung nämlich, daß Irland beim Beginn der Okkupation durch England (1171) ein nach damaligen Begriffen noch mindestens halbbarbarisches Land war im Verhältniß zum Culturzustand der Eroberer, und daß seine Bewohner hartnäckig den Segnungen widerstrebten, die ihnen die an Cultur höher stehenden Eroberer entgegen brachten. Damit empfangen

*) Ein Vortrag.

**) Von Dr. Hassenkamp. Leipzig 1886.

selbst die härtesten und grausamsten Maßregeln, die in den Jahrhunderten englischer Herrschaft an Irland und seinen Bewohnern ausgeübt wurden, eine Art von Beschönigung und Rechtfertigung. Aber gerade diese Anschauung ist es, die heutigen Tages auf weite Kreise Irlands schwerer drückt als das politische und sociale Elend: man ist empört darüber, daß England nicht zufrieden ist dem Iren für die Gegenwart fast Alles genommen zu haben, sondern daß es ihm auch noch den Trost in den Miseren der Gegenwart, den Blick auf eine ruhmvolle Vergangenheit rauben will. In der That, Irland hat eine große Vergangenheit; es kann sich rühmen nicht nur im 5. und 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Cultur eine Heimstätte geboten zu haben, als germanische Völkerverbindungen das Römerreich zertrümmerten und der Continent in Barbarei zu versinken drohte, sondern auch im 7. bis 10. Jahrhundert sich eifrig bemüht zu haben, diese Cultur, die Grundlage unserer heutigen Bildung, den germanischen und romanischen Völkern zu übermitteln.

Wir leben in einer Zeit, in der die abendländische Cultur, wenn auch an die antike anknüpfend und auf ihr sich aufbauend, eine ziemlich selbständige geworden ist und es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr wird. Wie verschiedenartig nun auch die Ansichten sein mögen über den Werth des humanistischen oder realistischen Bildungsganges für die Cultur der Gegenwart, sowie über die Stellung, die dem positiven Christenthum in unserer Cultur zukommt, hinsichtlich der Vergangenheit wird in zwei Punkten vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten herrschen: einmal, daß in den genannten Jahrhunderten des Mittelalters das Christenthum der Träger der Cultur unter den barbarischen Völkerstämmen war, daß — um mit einem der größten Gegner christlicher Weltanschauung in unserem Jahrhundert, mit Littré zu reden — derjenige, der es mit der Civilisation in jener Zeit hält mit der Kirche und deren Pionieren und Streitern, den Mönchen sein muß; sodann, daß wo wir in jener Zeit mit christlicher Erziehung und christlichem Sinn Einwirkung der antiken Cultur und Pflege der Muster klassischen Alterthums verbunden finden, diese mittelalterliche Cultur ihren Höhepunkt erreicht. Größere oder geringere Kenntniß klassischen Alterthums, vor allem Kenntniß des Griechischen ist daher in jener Zeit ein Maßstab sowohl für die Bildung einer einzelnen Persönlichkeit als auch für den Culturgrad eines ganzen Zeitalters.

Um die Bedeutung des irischen Elements für diese mittelalterliche Cultur und den Antheil, den die Iren an der Erziehung germanischer und romanischer Völker zu dieser Cultur beanspruchen dürfen, zu begreifen, müssen wir kurz den Zustand des Abendlandes vor dem Eingreifen der Iren in's Auge fassen.

In der Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bildete das Christenthum schon ein Element der römischen Cultur und wurde durch den Weltverkehr, nicht zum Wenigsten die Züge der Legionen, in alle Provinzen des weiten Reiches getragen; so gelangte es auch, ohne daß bestimmte Glaubensboten bekannt sind, um diese Zeit an den Rhein und nach Britannien. Im Laufe des dritten Jahrhunderts breitete es sich weiter aus und im Anfang des 4. Jahrhunderts weist der Zustand in Gallien, am Rhein und Donau und in Britannien auf blühendes Christenthum hin: Cöln, Trier, Mainz sind Bischofssitze. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts lieferte Ausonius, der bedeutendste römische Dichter des ganzen Jahrhunderts seine begeisterte Schilderung des Moselthals und mitten in den Stürmen der Völkerwanderung wird der in Trier kommandirende Arbogast der Jüngere von Sidonius als die letzte Stütze römischer Bildung am Rhein gepriesen.

So schien die griechisch-römische Cultur unter den vielfach nur leicht darüber liegenden Formen des Christenthums die Germanen vom Rhein und Donau aus allmählich und friedlich in ihren Machtbereich einzuziehen. Dem wurde ein Ende gemacht durch die innere Auflösung des römischen Reichs und die hereinbrechende Völkerwanderung. Im Jahre 406 braust der Vandalensturm vom Oberrhein durch Gallien, Alemannen und Burgunder setzen sich links des Rheines fest, Hunnen unter Attila wälzen sich über dieselben, vom Niederrhein brechen die Franken in Gallien ein und machen dem letzten Rest des Römerthums hier ein Ende; Angeln und Sachsen hatten schon vor letzterem Ereigniß Britannien unterworfen; was unter Herulern und Ostgothen noch von römischer Cultur in Oberitalien geblieben war, wird durch Langobarden und deren Bundesgenossen niedergetreten. Der Sturm der germanischen Barbaren hatte Alles, was in Jahrhunderten gepflanzt war, mit Schutt und Trümmern bedeckt. Auch im Clerus verschwinden im sechsten Jahrhundert die letzten Ausläufer römischer Cultur, die sich an einzelnen Orten, besonders im südlichen Gallien, etwas gehalten hatte.

Trostlos ist trotz der Christianisirung der Franken der sittliche Zustand des Merovingerreichs um die Zeit, als der berühmte Historiker derselben, Gregor von Tours, stirbt, also um 594: fränkische Treulosigkeit war sprichwörtlich. Die römische Cultur hatten die Franken zertrümmert und nur die mit derselben verknüpften Laster auf sich einwirken lassen. Von dem Zustand der Bildung im Frankenreich in jener Zeit legt der erwähnte Gregor von Tours, indem er das düstere Sittengemälde des Volkes und seiner Herrscher entwirft, selbst Zeugniß ab: er beklagt den Verfall jeglichen wissenschaftlichen Strebens und er, aus einer römischen

Familie stammend, Bischöfe zu seinen Ahnen zählend, muß zugestehen, daß er im Lateinischen das Geschlecht der Wörter verwechsele, die Casus falsch setze, die Rektion der Präpositionen ihm Schwierigkeiten mache. Merovingische Urkunden sind in einem solchen barbarischen Latein abgefaßt, daß eine einigermaßen in correctem Latein geschriebene schon dadurch den Verdacht wach ruft, eine Fälschung späterer Zeit zu sein.

In Nord- und Mittelitalien war der Zustand der Bildung in jener Zeit nicht besonders höher: Gregor der Große, eine der bedeutendsten Gestalten auf dem päpstlichen Stuhl, der von 590—604 die Grundlagen der römischen Hierarchie festigte, verstand kein Griechisch, gewiß das beredetste Zeugniß für den allgemeinen Niedergang der Bildung im Abendlande. Noch 200 Jahre später wagte es der geistreiche und gelehrte Spanier Claudius, Bischof von Turin, die Versammlung italischer Bischöfe, vor der er seine Ansichten über Bildercultus — er verwarf ihn — vertheidigen sollte, eine „Versammlung von Eseln" (congregatio Asinorum) zu nennen und ein Ire, Dungal, mußte für sie die Vertheidigung des Bilderdienstes übernehmen. Diese beiden gelehrten Gegner, Claudius der Spanier und Dungal der Ire, die auf dem Boden der Lombardei sich entgegen treten, sie sind die Repräsentanten der Länder, wo bei dem Niedergang der Cultur des Abendlandes die griechisch-römische Bildung eine Zuflucht fand. Spanien und Irland waren im Beginne des 7. Jahrhunderts ihre einzigen Pflegestätten im Abendlande; aber nur letzteres (Irland) hat hervorragend thätig mit eingegriffen, diese griechisch-römische Bildung, in die Formen des Christenthums gegossen, im Abendlande, vor Allem im Frankenreiche, neu zu pflanzen, und zwar begannen diese Bestrebungen zu derselben Zeit, in der der sittliche Zustand und der Bildungsgrad im Frankenreiche auf dem eben kurz geschilderten niedrigen Stand angelangt waren.

Irland ist bekanntlich nie eine römische Provinz gewesen und die Wogen der Völkerwanderung, die die Nachbarinsel Großbritannien und das Festland schwer heimsuchten, schlugen nicht an dieses Eiland. Das Christenthum, das durch britannische Missionäre hier im 3. und 4. Jahrhundert gepredigt wurde, fand in den für religiöse Vorstellungen empfänglichen Iren dankbare Schüler. Um 430 schickt Papst Celestin den Palladius als römischen Bischof an die christianisirten Schotten, nach dem Zeugnisse Beda's (cujus [sc. Theodosii] anno imperii octavo Palladius ad Scottos in Christum credentes a pontifice Romanae ecclesiae Celestino primus mittitur episcopus. Beda, Hist. gentis Angl. 1,13). „Schotten" Scotti ist aber im ganzen Mittelalter die feststehende Bezeichnung der

keltischen Bewohner Irlands und wird erst beim Ausgang des Mittelalters auf diejenigen Iren eingeschränkt, die in historischer Zeit nach dem nördlichen Theil Britanniens auswanderten, die Bewohner der Hochlande. Während auf dem Festland und in Britannien durch Vandalen, Alemannen, Hunnen, Franken, Heruler, Langobarden, Angeln und Sachsen das blühende Christenthum und die abendländische Cultur in den Boden getreten wurde, das merovingische Reich in immer größere innere Zerrüttung verfiel, Rohheit und Verderbniß überhand nahm und das ganze Abendland rettungslos in den Abgrund der Barbarei zu versinken schien, entstand in Irland eine Pflanzstätte der Bildung nach der andern. Bangor und Armagh in Ulster, Clonmacnoise auf der Grenze von Leinster und Connought, Lismore im Süden sind Ende des 6. Jahrhunderts nur die hervorragendsten Klöster Irlands. Die hier gepflegte Bildung stand weit über der eines Gregor des Großen: sie knüpfte in ununterbrochener Reihe an die des 4. Jahrhunderts, an Männer wie Ambrosius, Hieronymus, Augustin; Muster des klassischen Alterthums, wie Virgil, wurden neben kirchlichen Schriften gepflegt, Kenntniß des Griechischen und damit Zugang zu den ersten Quellen des Christenthums war hier zu finden.

Eine an's Wunderbare fast streifende Wanderlust, ein unbezwinglicher Trieb, das Christenthum den Heiden zu predigen, erfaßte um die Wende des 5. und 6. Jahrhunderts diese christlichen Iren. Im Jahre 563 verläßt Columba der ältere mit 12 Genossen Irland und gründete auf einer kleinen Insel an der schottischen Küste (Iona oder Hi) ein Kloster, von wo aus die Bekehrung der Pikten und Schotten Britanniens erfolgte: zweiunddreißig Missionsniederlassungen bei den Schotten und achtzehn im Piktenlande waren schon bei Columba's Tode (597) vorhanden. Unter seinem dritten Nachfolger begann die Bekehrung der heidnischen Sachsen: Aedan, von Oswald von Northumberland gerufen, wirkte von 635 — 651 als Missionar, Abt und Bischof. Seine Nachfolger, die Iren Finnan und Colman, sind in seinem Geiste thätig und tragen das Christenthum in andere angelsächsische Reiche nach Ostangeln, Mercy, Essex.

Ein anderes berühmtes Kloster Irlands war am Ende des 6. Jahrhunderts Bangor in Ulster; von hier brach um dieselbe Zeit, in der Gregor von Tours der Historiker der Franken jenes düstere Sittengemälde von seinem Volke entwarf, also um 590, ein in Leinster geborener Ire mit dem kirchlich lateinischen Namen Columba mit 12 Genossen auf, um den Heiden das Evangelium zu predigen. Er landete im Frankenreich und ließ sich durch den gesunkenen Zustand des Christenthums bestimmen in den Vogesen eine Missionsstation zu gründen (Anagrates-Anegray). Die wachsende Zahl der Bekehrten nöthigte ihn bald, eine

neue zu gründen. Dies geschah auf den Trümmern eines verlassenen römischen Badeorts in Luxovium (Luxeuil), woraus sich im Verlauf ein Mittelpunkt fruchtbarsten kirchlichen und klösterlichen Lebens entwickelte. An diesen beiden Orten und in der später noch gegründeten Station Fontaines wirkte Columban mit seinen Gefährten mehr als ein Jahrzehnt segensreich. Aber seine Furchtlosigkeit, mit der er dem verkommenen Merovinger entgegentrat, zog ihm den Haß der Regentin Brunhilde zu; kirchliche Differenzen mit dem gallischen Clerus kamen hinzu: er wurde mit seinen Gefährten aus den Stätten der Wirksamkeit gerissen und sollte nach Irland zurück transportirt werden. Widrige Winde hielten ihn in der Loiremündung zurück. Dies sah er als einen höheren Wink an, zu bleiben: er wandte sich um 610 in's Alemannenland, wo er unter Theudebert's Schutz in Bregenz am Bodensee drei Jahre als Missionar thätig war; von dort gieng er 613 zu der Langobardenfürstin Theudelinde und stiftete am Fuße der Apenninen das Kloster Bobbio, das durch's ganze Mittelalter den Ruhm hatte eine Pflegestätte der Bildung im weitesten Sinne zu sein. Hier starb er 615.

Unter den Iren, die mit Columban auf die Heidenmission auszogen, befand sich auch Gallus; er theilte als treuer Gefährte Columban's Schicksale, sah sich jedoch bei Columban's Abgang nach dem Langobardenreich durch Krankheit gezwungen, im Alemannenlande zurück zu bleiben. Nachdem er bei einem gastfreien Alemannengeistlichen Willimar seine Gesundheit wieder hergestellt hatte, machte er sich mit zwölf Genossen, die er um sich sammelte, auf, um eine geeignete Stätte zu einer Missionsniederlassung zu finden. Im wilden Steinachthal gründete er um 613 eine solche, in der er auch nach Ablehnung der Abtstelle in Luxeuil starb (zwischen 627 und 646). Dies ist der bescheidene Anfang der in den folgenden Jahrhunderten zu so hohem Ansehen gestiegenen Abtei St. Gallen, der Erzieherin des Alemannenlandes.

In derselben Weise wie Columban und seine Genossen kommen zahlreiche Iren im 7. Jahrhundert nach dem Frankenreich, errichten überall Missionsstationen, aus denen Franken und Alemannen als Schüler hervorgehen, die das Werk ihrer Lehrer fortsetzen. Wir sind in Einzelheiten hier weniger gut unterrichtet als wir dies durch Jonas aus Bobbio über den ersten einflußreichen irischen Sendboten Columban werden. So viel steht fest, am Ende des 7. und Anfang des 8. Jahrhunderts erstreckt sich ein breiter Gurtel solcher Missionsniederlassungen von den Mündungen der Maas und des Rheines bis Rhone und Alpen: sind sie auch vielfach von Deutschen (Franken und Alemannen) gegründet, so sind sie doch Tochter irgend einer irischen Niederlassung und in den Chroniken und

Heiligenleben tauchten überall Iren auf, kenntlich durch ihre Namen: Caidoc, Furseus, Fullan, Ultan, Foillan, Goban, Deicolus, Livin sind einige der beglaubigteren Namen; der Merovinger Dagobert zog sich 656 in ein solches von Iren gegründetes Kloster zurück; die sogenannten Lorscher Annalen enthalten die Todesjahre einer Reihe irischer Aebte wie Canan (704), Domnan (705), Cellan (706), Dubdecras (726), Macflathei (729), offenbar aus verschiedenen Klöstern. Diese irischen Glaubensboten hat Alcuin im Auge, wenn er im Ausgang des 8. Jahrhunderts an irische Mönche schreibt, daß in alter Zeit (antiquo tempore) die weisesten Lehrer aus Irland nach Britannien, Gallien, (Ober) Italien zu ziehen pflegten.

Aber auch jenseits des Rheines in den östlichen Sitzen der Franken und zu den damals vom fränkischen Reich unabhängigen Baiern bringt das Missionswerk der Iren vor. Von Luxeuil aus, der Hauptniederlassung Columbans, ziehen nach dem Zeugniß des Jonas aus Bobbio um 620 Missionsboten zu den Baiern, und gegen Ende des Jahrhunderts leidet der Ire Kilian mit seinen Gefährten Colman und Totman im Grenzgebiete Thüringens und Ostfrankens bei Würzburg den Märtyrertod.

Selbst bei den Bekehrungsversuchen der Friesen und Sachsen ist Irland indirect betheiligt. Die dort Ende des 7. Jahrhunders thätigen Boten (Victberct, beide Hewald, Willibrord) sind zwar Angelsachsen der Geburt nach, haben aber nach dem Zeugniß Beda's (Historia gentis Anglorum Buch 5, 9. 10) in Irland ihre theologische Bildung genossen. Von Willibrord dem Friesenapostel sagt Alcuin, daß er 12 Jahre unter hervorragenden theologischen Lehrern in Irland zugebracht habe: Britannien hat ihn geboren, aber Irland gebildet (Quem tibi iam genuit fecunda Britannia mater, doctaque nutrivit studiis sed Hibernia sacris).

Von dem Auftreten der irischen Missionare und der Art ihrer Wirksamkeit können wir uns aus der Lebensbeschreibung Columban's ein Bild machen. In Schaaren von 12 unter einem Führer, dem Abte der zukünftigen Niederlassung, mit langen Stöcken, ledernen Quersäcken und Flaschen, Schreibtäfelchen zogen sie durch's Frankenreich, die Haare wallend und die Augenlieder bemalt. So traten sie vor das Volk der Franken und Alemannen und redeten zu ihm mit Feuer der Beredsamkeit, zuerst durch einen Dolmetsch dann auch in der Landessprache, die einzelne wie Gallus erlernten. Wo sie sich niederließen, errichteten sie in weitem umhegten Raume eine Anzahl kleiner Holzhütten um eine Holzkapelle. Mit Ackerbau und Fischfang erwarben sie sich den Lebensunterhalt, durch Predigt und Vorbild suchten sie auf die Bevölkerung der Umgebung einzuwirken. Franken und Romanen schlossen sich ihrer Ansiedlung an, die

dann der Ausgangspunkt wurde für ähnliche Ansiedelungen in Nähe und Ferne. Von einem Bestreben die heidnischen Massen äußerlich durch die Taufe in den Schooß des Christenthums aufzunehmen, ist bei diesen irischen Missionaren und ihren deutschen Schülern keine Spur zu entdecken. Als der Angelsachse Winfrid, genannt Bonifaz, 723 als päpstlicher Legat im Frankenreich erschien, um das dort vorhandene Christenthum zu romanisiren, da kann von ernstlichem Heidenthum bei den germanischen Stämmen des Frankenreichs (Franken, Thüringern, Alemannen) und den Baiern nicht mehr die Rede sein. Was irische Missionare und ihre deutschen Schüler durch mehr als ein Jahrhundert unabhängig von Rom gepflanzt hatten, organisirte er und stellte es, zum Theil mit Hilfe des weltlichen Arms, unter Rom.

Bei dieser Stellung der irischen Mönche im 7. Jahrhundert unter Angelsachsen und Franken ist es ganz begreiflich, daß in diesen Landen selbst bei Bekehrten die Sehnsucht und das Bedürfniß erwachte, dorthin zu ziehen, woher die verehrten Lehrer in Gruppen kamen. Namentlich Angelsachsen strömen im 7. Jahrhundert in Schaaren nach Irland, um in irischen Klöstern ihre theologische und sonstige Bildung zu vervollständigen. Eine Reihe von Zeugnissen liefert uns Beda (672—735) in seiner Geschichte der Angelsachsen. So berichtet er, daß 654 viele Edle der Angeln sich in Irland aufhielten theologischer Studien halber, daß die Iren sie willig aufnahmen, ihnen Lebensunterhalt, Unterricht, ja die nöthigen Handschriften unentgeltlich lieferten; zwei hervorragende dieser Angeln führt er mit Namen an, Edilhun und Ecgberct, der Bruder des ersteren Edilwin geht ebenfalls des Studirens halber nach Irland und kommt wohl unterrichtet zurück, um daheim einen Bischofssitz einzunehmen. An einer anderen Stelle seines Werkes handelt Beda von dem erwähnten Victberct, einem Schüler des genannten Ecgberct: er nennt ihn hervorragend in theologischem Wissen (doctrinae scientia insignis) und fügt gewissermaßen als Erklärung in einem Zwischensatz hinzu, er hatte nämlich viele Jahre in Irland zugebracht. Das beredtste Zeugniß für den Ruhm Irlands als Pflegestätte der Wissenschaft im 7. Jahrhundert liefert uns der Angelsachse Aldhelm. Aus vornehmem Geschlecht um 650 geboren genoß er den Unterricht eines Abtes Hadrian in Kent, der mit dem aus Tarsos gekommenen Erzbischof Theodor von Canterbury eingetroffen war und in Latein und Griechisch für bewandert galt. Dann begab sich Aldhelm in das von einem Iren gestiftete Kloster Malmsbury, wo er mit Eifer seine Studien fortsetzte. Von ihm wird gerühmt, daß er des Griechischen, Lateinischen und Angelsächsischen in gleicher Weise mächtig war. So wurde die von einem Iren Maeldun (oder Maelduf) gestiftete

Schule zu Malmsbury von ihm zu einem der vornehmsten Sitze gelehrter Bildung in England erhoben. Um jene Zeit nun, Mitte des 7. Jahrhunderts, nahm die irische Kirche eine etwas selbständige Stellung gegen Rom ein. Eine Anzahl Neuerungen, die seit Mitte des 5. Jahrhunderts von Rom ausgehend in der christlichen Kirche des Abendlandes Eingang gefunden hatten wie veränderte Feier des Osterfestes, Tonsur, unbedingte Ehelosigkeit der Geistlichkeit höherer Weihen, waren in der irischen Kirche und den von irischen Missionaren gegründeten christlichen Gemeinden fremd. Gregor der Große und die auf ihn folgenden Päpste gaben sich alle Mühe die äußere Einheit herzustellen und auf angelsächsischem Boden, wo sich irische Missionare von Norden und römische von Süden trafen, platzten die Gegensätze am schärfsten auf einander. Die irische Anschauung unterlag äußerlich (664), dadurch daß Colman Nordhumbrien verlassen mußte, auf sächsischem Boden. Wie ungern fanatische Anhänger Rom's — und ein solcher war Aldhelm — die Züge junger Angelsachsen nach Irland sahen, ist begreiflich; mußten sie doch befürchten, daß dieselben mit ketzerischen Anschauungen durchtränkt zurückkehrten. Aus einer solchen Stimmung ist es verständlich, wenn Aldhelm in einem Briefe an den aus Irland zurückgekehrten Eahfrid ausruft: „warum brüstet sich Irland, wohin von hier (England) Studirende haufenweise zusammenströmen, mit einem gewissen unsagbaren Privileg, gerade als ob hier auf Englands fruchtbarem Boden arigivische oder römische Lehrer überhaupt nicht zu finden wären, welche im Stande wären die ernsten Probleme des Glaubens zu lösen und wißbegierigen Schülern darzulegen". Dann, sich in den Mantel der Rechtgläubigkeit hüllend, fährt er fort: „Wie sehr nun auch genanntes Irland, welches sozusagen von heerdenartiger Menge lernender Schüler voll ist und strotzt, wie sehr es auch gleich dem Pole durch die lichtverbreitenden Strahlen funkelnder Sterne (der Wissenschaft) geziert ist": so hat doch England die Sonne und Mond, nämlich den rechtgläubigen Erzbischof Theodor und den Abt Hadrian. Ein schwacher Trost. Um so widerwilliger Aldhelm den Ruhm der irischen Klöster zugestehen muß, um so werthvoller ist dies Zeugniß für die im 7. Jahrhundert auf Irlands Boden gepflegte Cultur; es muß älter als 690 sein, da nach dem Wortlaut des lateinischen Textes Theodor von Canterbury noch am Leben ist.

Aber nicht allein Angelsachsen betrachteten Irland als die hohe Schule der Gelehrsamkeit, auch Franken wurden von Irlands Ruhm angezogen. Der genannte Beda berichtet von einem Franken Agilberct, der theologischer Studien halber lange Zeit in Irland verweilt hatte und um 640 auf der Rückreise sich von Coinwalch bereden ließ, eine Zeit lang in

England zu bleiben. Dann kehrt er jedoch in ſeine Heimath zurück und wird fränkiſcher Biſchof in Paris, wo er hochbetagt ſtirbt.

Viel eingreifender als es durch Ausbildung einzelner Franken in Irland geſchehen konnte, ja unmittelbar ſollten die Iren berufen ſein, Lehrer der Deutſchen, Franken und Alemannen, zu werden in allen damals gekannten und gepflegten Disciplinen des Wiſſens.

Bekannt iſt, daß 752 der letzte der entarteten Merovinger in ein Kloſter geſteckt wurde und noch bekannter iſt, daß Pipin's thatkräftiger Sohn Karl, den die Geſchichte mit dem Beinamen des Großen ehrt, die größte Sorge auf die Bildung ſeiner Franken und der übrigen ihm unterworfenen deutſchen Stämme verwendete; haftet doch in aller Erinnerung das von Einhard uns aufbewahrte Bild, wie er ſelbſt Täfelchen zum Schreiben unter ſeinem Kopfkiſſen mit ſich führte, um die in rauhem Kriegshandwerk ſteif gewordene Rechte vergeblich an den Ductus der Buchſtaben zu gewöhnen.

Für iriſche Gelehrte bot ſich nun im Frankenreich ein dankbares Feld und Karl nahm ſie mit offenen Armen auf. Zwar iſt die bekannteſte auswärtige Perſönlichkeit, die er als Lehrer bei ſich zu feſſeln ſuchte, Alcuin, ein Angelſachſe. Aber wo wir ſonſt in der zweiten Hälfte von Karls Regierungszeit und unter ſeinen nächſten Nachfolgern hinſchauen, überall treffen wir auf Iren. Wie zu Anfang des 7. Jahrhunderts überall im Frankenreich der Merovinger Iren als Glaubensboten auftreten, um heidniſche Germanen dem Chriſtenthum und den erſten Segnungen der Cultur zuzuführen, ſo erſcheinen im 9. Jahrhundert überall im Frankenreich der Karolinger, an gelehrten Schulen und in Klöſtern, Iren als Schreiblehrer und Unterweiſer in allen damals gepflegten wiſſenſchaftlichen Disciplinen, der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Aſtronomie und Arithmetik.

Ein Freund Alcuin's und mit ihm vor 790 in's Frankenreich gekommen war Joſeph, Scotus genere „Ire von Geburt". Nach dem Wenigen, was von ihm erhalten iſt, zu ſchließen, hatte er eine Stellung als Lehrer und ſtarb vor Alcuin (804).

Unter den Gelehrten, die Karl der Große am Hofe um ſich hatte, lernen wir aus den Dichtungen des Spaniers Theodulf einen „Iren" kennen, der mit Theodulf, Angilbert und Einhard in heftiger Feindſchaft lebte. Theodulf greift ihn zu verſchiedenen Malen auf's ſchnödeſte an und macht aus Scottus durch Weglaſſung des einen oder anderen Buchſtabens Sottus und Cottus.

Von einem dem Namen nach unbekannten Iren, der bei Karl Aufnahme gefunden, ſtammt ein epiſches Gedicht, welches Karls Sieg über

den Baiernherzog Thassilo verherrlicht, verfaßt Ende 787. Derselbe „Irische Auswanderer" (Hibernicus exul), wie er sich nennt, richtet noch mehrere uns erhaltene Gedichte an Karl als Kaiser, nach denen unter dem „Irischen Auswanderer" eine damals wohlgekannte und an Karl's Hofe angesehene Persönlichkeit stecken muß.

Unter dem einen (Scotus) sowohl wie unter dem andern (Hibernicus exul) hat man den Lehrer an Karls Hofschule gesucht, den Iren Clemens, von dessen Ankunft ein St. Gallener Mönch am Ende des 9. Jahrhunderts berichtet und in dessen Schule nach derselben Quelle die sonst nicht verbürgte, allbekannte Geschichte von den reichen aber faulen Schülern und den armen aber fleißigen sich soll abgespielt haben. Dieser Ire Clemens war der Lehrer des nachherigen Kaiser Lothar; er wirkte noch nach Karls des Großen Tode an der Hofschule und sein Ruhm war so bedeutend, daß der Abt Ratgar von Fulda den Modestus und einige der Fähigsten aus dem Kloster zu Fulda zu dem Iren Clemens schickte, um unter ihm Grammatik zu studiren. Er starb nach 826 zu Würzburg, war also wohl, wie später Marianus Scotus und andere Iren, zu den Gebeinen seines Landsmannes Kilian frommen Sinnes gepilgert. Im Todtenbuche wird er „Kaiserlicher Hoflehrer" (magister palatinus) genannt.

Dungal ist der Name eines anderen irischen Gelehrten, der unter Karl dem Großen und seinem Nachfolger wirkt. Er war wahrscheinlich gleichzeitig mit Clemens in's Frankenreich gekommen. In der Astronomie scheint er einen bedeutenden Ruf besessen zu haben, denn auf Karl's Aufforderung verfaßte er 811 ein wissenschaftliches Gutachten über zwei im Jahre vorher eingetretene Sonnenfinsternisse. Er beklagt in diesem uns erhaltenen Gutachten den Mangel an Büchern — nennt ausdrücklich Plinius den Jüngern als ihm fehlend —, so daß er nicht alle Punkte so erledigen kann, wie er wünscht. In der früheren Zeit seines Aufenthaltes im Frankenreich lebte er in St. Denis; später treffen wir ihn in Oberitalien, wo ihm Karl das Kloster des h. Augustin bei Pavia anwies, um dort lernbegierige Jünglinge um sich zu sammeln. Eine Bulle Lothar's des ersten aus dem Jahre 823 setzt ihn der Akademie von Pavia vor, wohin die Schüler aus Mailand, Brescia, Lodi, Bergamo, Vercelli, Genua, Como gewiesen wurden. Hier in der Lombardei trat er um 828 dem erwähnten Claudius in einer Streitschrift entgegen: es handelt sich in dieser Schrift um kirchliche Streitfragen, aber wir erfahren nebenbei, daß er nicht nur mit älteren christlichen Dichtern wie Prudentius und Fortunatus vertraut ist, sondern auch Virgil und Priscian schätzt. Sein Leben beschloß er wohl in dem nicht fern von Pavia liegenden, von seinem berühmten Landsmann Columban gestifteten Kloster Bobbio, denn ein uns

erhaltener Handschriftenkatalog dieses Klosters aus dem 10. Jahrhundert führt an 40 Handschriften auf, welche „Dungal der hervorragende unter den Iren dem Kloster des Heiligen Columban schenkte" und in heutigen Tages in der Ambrosiana in Mailand befindlichen Codices aus Bobbio ist uns Dungal's eigenhändige Dedication erhalten, in der er sich „Einwohner" des Klosters nennt.

Gleichzeitig mit Dungal lebte der Ire Dicuil im Frankenreich und nahm wahrscheinlich eine Stelle an der Hofschule ein. Nach den von ihm erhaltenen Werken ist er Grammatiker und Metriker, wie alle Gelehrten der Zeit: speziell Astronom und Geograph. In den Jahren 814—816 verfaßte er ein noch nicht herausgegebenes astronomisches Werk und in hohem Alter (825) ein bekanntes Lehrbuch der Geographie, das seinen wissenschaftlichen Werth Nachrichten verdankt, die der Verfasser zum Theil von reisenden Zeitgenossen erfahren hat. Hier wird zuerst Kunde von den Faroer-Inseln gegeben, die schon ein Jahrhundert hindurch von irischen Eremiten besucht wurden, aber zu seiner Zeit verlassen waren wegen der Normannenraubzüge, wie er sagt; ihre Entfernung mittels Segelbot giebt er richtig an. Ferner hat auch er die erste sichere Kunde von Island, Kunde die er vor 30 Jahren von irischen Klerikern will erhalten haben, die von Anfang Februar bis August dort zubrachten. Die Richtigkeit dieser interessanten Nachricht wird von zwei Seiten bestätigt: einmal konnten die ziemlich genauen Angaben über Länge und Kürze der Tage nur in Island selbst erworben sein und dann melden uns unabhängig nordische Quellen, daß die ersten norwegischen Ansiedler, die Heiden waren, dort Christen vorfanden, die sie papa nannten und die bei ihrem Weggehen irische Bücher zurücklassen. Vergegenwärtigen wir uns die Missionsreisen der Iren auf dem Continent, daß der Schutzpatron von Tarent in Süditalien, S. Kataldus, ein irischer Pilger des 7. Jahrhunderts ist und daß Iren in derselben Zeit auf den Faroer-Inseln auftreten und im 8. Jahrhundert nach Island kommen, so bekommen wir eine Vorstellung von der Wanderlust und dem Trieb der christianisirten Iren in die Welt hineinzuziehen, die ihren Blicken erst mit dem Christenthum geöffnet wurde. Wie sehr diese Wanderlust den seßhaften Alemannen des 9. Jahrhunderts auffiel, beweist der bekannte Ausspruch des Walahfrid Strabo († 849), wenn er von der Nation der Iren sagt, daß „die Gewohnheit zum Wandern in die Ferne ihr fast zur Natur geworden sei."

Gleichstehend den genannten Iren an Umfang des Wissens, an Originalität des Denkens sie übertreffend war ihr Landsmann Johannes genannt Scotus auch Erigena „der in Irland geborene". „Den bedeutendsten [redacted] des Jahrhunderts, dessen philosophische Werke wahrhaft

Epoche machen" nennt ihn ein Kenner jener Zeit in unseren Tagen. Von dem äußeren Leben des Joh. Scotus Erigena wissen wir nicht viel mehr als daß er um 840 in's Frankenreich kam, bald eine Stelle an der Hofschule des wißbegierigen westfränkischen Herrschers Karl des Kahlen erhielt, dann sogar Vorsteher der Hofschule wurde und noch 877 lebte. Schon dadurch hebt er sich von Vorgängern und Nachfolgern ab, daß er dem geistlichen Stande nicht angehörte: er ist, sicher in einer irischen Klosterschule gebildet, seit langer Zeit der erste gelehrte Laie. In Kenntniß des Griechischen, besonders griechischer Kirchenväter und Philosophen, ist er Vorgängern und Nachfolgern überlegen. Im Auftrag Karls des Kahlen machte er eine lateinische Uebersetzung der Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita, in welchen der Neuplatonismus christianisirt auftritt. Sein Hauptwerk ist jedoch sein vor 865 abgefaßtes System der Philosophie (περὶ φύσεως μερισμοῦ id est De divisione naturae), in dem er es wagte, die Philosophie als selbständige und ebenbürtige Wissenschaft neben die Theologie zu stellen. Theologie stützt sich auf Autorität, Philosophie auf Vernunft nach ihm. Die Autorität (d. h. die heiligen Schriften) ist der Zeit nach das frühere, die Vernunft der Natur nach. Wo beide in Collision gerathen, ist der Vernunft zu folgen; die wahre Vernunft bedarf nicht die Stütze der Autorität (d. h. der heiligen Schrift). Diese Sätze Erigena's sind für damalige Zeit unerhört und es ist begreiflich, daß, als er nur ein Laie in die kirchlichen Streitigkeiten von der Prädestinationslehre eingriff, seine Schrift auf keiner Seite Beifall fand. Er stand über dogmatischem Gezänk. Von beiden Seiten wurde er als Ketzer verschrieen und Papst Nikolaus I. verlangte von Karl dem Kahlen, er solle den Johannes nach Rom zur Verantwortung schicken. Doch Karl der Kahle schätzte den Philosophen zu hoch und er blieb unbehelligt. Die Schrift Erigena's wurde auf mehreren Concilen, zuletzt 1059 in Rom verdammt. Neben einem Commentar zu Marcianus Capella sind noch zahlreiche Gelegenheitsgedichte erhalten, die er seinem Gönner Karl dem Kahlen an hohen Festtagen widmete, auch einige in griechischer Sprache befinden sich darunter.

Gleichzeitig mit Johannes Scotus Erigena ist ein anderer eingewanderter irischer Gelehrter im Frankenreich thätig: Sedulius Scotus. Wie wir aus seinen Gedichten erfahren, kam er eines Tages bei Schneegestöber und grimmer Kälte müde und hungrig im Domstift zu Lüttich an, wo man einen Mann von seiner klassischen Bildung an der Domschule verwerthen konnte. Als Lehrer war er zwischen 840 und 860 hier thätig und beschloß in Mailand nach 860 seine Tage. Er besaß Kenntniß in Mythologie und Geschichte der Alten, beherrschte die lateinische Sprache

in vollendeter Weise und war mit dem Griechischen wohl vertraut. Außer Kommentaren zu biblischen Schriften und Grammatikern, wie sie der Beruf eines Lehrers in damaliger Zeit mit sich brachte, und einem christlichen Fürstenspiegel hat er zahlreiche Gelegenheitsgedichte verfertigt: Karl der Kahle, die vornehmsten Glieder der königlichen Familie und was von Berühmtheiten des Frankenreichs nach Duttlich kam, wurde von ihm angesungen. Auch eine Schwankdichtung ist von ihm erhalten: Bischof Hartgar hatte dem Sedulius einen Hammel geschenkt; ein Dieb stiehlt ihn, von Hunden verfolgt läßt er ihn los; natürlich stürzen sich nun die Hunde auf den Hammel, dessen Heldenmuth in diesem für ihn unglücklich ablaufenden Kampf der Dichter besingt.

Aus den Gedichten des Sedulius ersehen wir, daß in Duttlich außer ihm noch mehrere Landsleute „gelehrte Grammatiker" zu finden waren. Ein irischer Gelehrter im Karolingerreich, von dem uns nur der Name und eine grammatische Abhandlung erhalten ist, war Cruindmel.

Aber auch in Ostfranken, unter Baiern und Alemannen, finden wir gelehrte Iren thätig. Vierzig Jahre war Virgil Bischof von Salzburg von 743—784. Als Abt von Aghaboe hatte er Irland verlassen, war in's Frankenreich gekommen und von Pipin dem Baiernherzog Odilo für den Stuhl von Salzburg empfohlen worden. Im Jahre 748 denuncirte ihn der päpstliche Legat Bonifatius in Rom wegen Irrlehren, die darin bestanden, daß er behauptete sogut wie Sonne und Mond unter der Erde durchgingen seien auf der anderen Seite auch Menschen. Diese Anklage zeigt, daß Virgil mit der griechischen Litteratur vertraut war und wahrscheinlich die Lehre des Eudoxus und Eratosthenes von der Kugelgestalt der Erde kannte. Die irischen Annalen, die seinen Tod zum Jahre 784 melden, geben ihm bezeichnenderweise den Beinamen „der Geometer".

Als Genosse Virgil's und Landsmann tritt auf zuerst in Salzburg, dann als Abt von Chiemsee ein Dubda, auch Dubdagraecus genannt. Dies dürfen wir kaum als „Dubda der Grieche" auffassen und darin einen Hinweis auf seine hervorragende Kenntniß des Griechischen sehen. Es wird vielmehr Dubdagraecus wohl nur Latinisirung eines irischen Dubdacrich sein, welchen Namen die irischen Annalen in jener Zeit mehrere bieten. Als Abt eines bairischen Klosters in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts ist er immerhin ein Zeugniß für Irlands Verdienste um der Erziehung Deutschlands.

In dem alemannischen Kloster Rheinau, 1½ Stunden unterhalb Schaffhausen, finden wir um die Mitte des 9. Jahrh. einen Iren Marcus, der zwar nicht ein Vertreter irischer Gelehrsamkeit ist, aber, weil im Mittelalter berühmt, hier genannt sein mag. Er stammte aus Leinster,

verließ um 840 mit Genossen Irland und durchpilgerte Gallien, Alemannien, die Lombardei. Nachdem er dann 4 Jahre im Alemannenlande Cleriker gewesen, trat er 851 in das Kloster Rheinau, wo er 878 starb. Die letzten 22 Jahre seines Aufenthalts in Rheinau lebte er unter härtesten Entbehrungen als freiwilliger inclusus, wodurch er das Kloster berühmt machte. Im Anfange seiner freiwilligen Entbehrungen war das Fleisch stärker als der Geist und unwiderstehlicher Hunger überfiel ihn; er nahm seine Zuflucht zum Gebet und hatte Visionen, in denen er himmlische Stimmen hörte, die ihm, dem im fernen Alemannenlande lebenden, in tadelloser altirischer Rede Rathschläge und Ermahnungen spendeten. Von den Handschriften der vita Findani, die uns diese irischen Aussprüche der himmlischen Stimmen berichten, ist die älteste aus dem 10. Jahrhundert und wird wohl direkt aus der nach Findan's Tode von einem in Rheinau überlebenden irischen Genossen niedergeschriebenen Handschrift copirt sein. Die erwähnten Rathschläge nun waren höchst einfacher Natur. Als Findan einst von einem solchen Heißhunger überfallen wurde, daß er nicht einmal solange warten konnte, bis die übrigen sich stärkten, da flehte er zum Aidan, dem Heiligen des Tages, und hörte die Stimme Ainmne ilao ocus innaidchi, nilonge colonge céle dé remut no fer fas sruithiu d. h. „Geduld bei Tag und Nacht, nicht sollst du essen bis der Abt vor dir gegessen oder ein Mann, der älter ist". Darauf wich die Versuchung von ihm, wie die vita berichtet. Das Bild eines irischen Pilgers im Alemannenlande im Kampfe mit den Bedürfnissen des Körpers unterstützt durch himmlische Stimmen in altirischer Zunge ist gewiß eigenartig. Da die vita, wie sich aus den Copien mit Evidenz zeigen läßt, nur von einem der irischen Sprache kundigen kann niedergeschrieben sein, so beweist sie, daß neben und nach Findan auch wissenschaftliche Vertreter Irlands auf jener Insel des Rheins anzutreffen waren.

Wenn nicht Iren selbst, so doch irische Bildung finden wir in dem Rheinau benachbarten Kloster Reichenau (augia major) auf einer Insel des Bodensees. Ueber den aus edler alemannischer Familie stammenden Abt Erlebald (822—838) berichtet sein Nachfolger Walahfrid Strabo († 849), daß derselbe in seiner Jugend von Heito in der Theologie in Reichenau unterrichtet worden sei, dann aber mit einem Genossen zu einem gelehrten Iren geschickt wurde, um bei demselben den Unterricht in weltlicher Wissenschaft, den sieben freien Künsten, zu genießen. Da wie wir sahen, um dieselbe Zeit Ratgar von Fulda fähige Mönche zu ähnlichem Zwecke zu dem Iren Clemens, dem Vorsteher der Hofschule, schickte, so ist es möglich, wie man schon vermuthet hat, daß Clemens auch der Lehrer Erlebalds war. Als Erlebald Abt wurde, fand sofort eine Cata-

logiſirung der Reichenauer Bibliothek ſtatt: ſie beſtand aus 415 Bänden (Handſchriften); unter Erlebald (822—838) wurden 39 Bände im Kloſter geſchrieben, er ſchenkte 7 Bände aus ſeiner Privatbibliothek.

Da im 9. Jahrhundert Iren in Rheinau ſich finden und, wie wir ſehen werden, in St. Gallen mehrfach Einkehr halten, iſt es wunderbar, daß kein Zeugniß für ihre Anweſenheit in Reichenau, das doch an einer der beſuchteſten Straßen nach Rom lag, uns erhalten iſt. Um ſo wunderbarer iſt dies, als eine ganze Reihe Handſchriften aus Ende des 8. und dem 9. Jahrhundert, die aus der Reichenauer Bibliothek bis auf unſere Tage gekommen ſind, ſicher von Iren geſchrieben ſind: In St. Paul im Lavantthale (Stehermark) befindet ſich ein vor hundert Jahren aus St. Blaſien dorthin gekommenes Sammelheft eines iriſchen Kloſtergelehrten, das neben iriſchen Gedichten aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts auch lateiniſche Hymnen, den Anfang eines Virgilcommentars, eine aſtronomiſche Abhandlung, griechiſche Deklinationsparadigmen, ein kurzes griechiſches Vocabularium enthält. In Karlsruhe befindet ſich aus Reichenau eine Handſchrift mit verſchiedenen Werken Beda's in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts ſicher von einem Iren in Irland geſchrieben; chronologiſche Notizen und Gloſſen zum Text laſſen drei verſchiedene iriſche Schreiber und einen Deutſchen erkennen. Ebenfalls in Karlsruhe befindet ſich eine von einem Iren geſchriebene Handſchrift Priscians aus erſter Hälfte des 9. Jahrhunderts, welche nicht nur die ſogenannte iriſche Recenſion dieſes Grammatikers repräſentirt, ſondern auch iriſche Gloſſen erhält.

Wie ſollen dieſe und andere von Iren geſchriebene Handſchriften nach Reichenau gekommen ſein? Der St. Gallener Chroniſt Ekkehard der Jüngere berichtet, daß beim Magjareneinfall 925 die Bücher des Kloſters St. Gallen nach Reichenau in Sicherheit geſchafft wurden und daß nach überſtandener Gefahr, dieſelben zwar der Zahl nach wieder herausgegeben wurden, nicht aber die nämlichen Handſchriften, wie man in St. Gallen erzählte. Will man nicht zu der höchſt unwahrſcheinlichen Annahme ſeine Zuflucht nehmen, daß aus jener Vertauſchung ſämmtliche Reichenauer Handſchriften iriſchen Urſprungs ſtammen, dann muß man Verbindungen Reichenau's mit iriſchen Gelehrten im 9. Jahrhundert zugeben. Unter den Büchern, die unter Erlebald (823—838) in Reichenau hinzukommen wird auch erwähnt Prisciani de arte grammaticae liber unus quem Uragrat presbyter dedit; dies könnte der erhaltene iriſche Priscian ſein.

Das berühmteſte Kloſter des Alemannenlandes war in jener Zeit St. Gallen; durch mehr als drei Jahrhunderte gilt es weit über die

Grenzen des Alemannenlandes hinaus als die Hauptpflanzstätte der Bildung in Ober-Deutschland. Diesen Ruhm verdankt es nicht zum Wenigsten seinen Beziehungen zu Irland und den in seiner Klosterschule thätigen irischen Mönchen. Als eine Gründung des Iren Gallus um 613 mußte es seinen in jene Gegenden kommenden Landsleuten immer ein Anziehungspunkt bleiben. Allerdings haben uns die Annalen jenes Klosters, sich fast ausschließlich mit den äußeren Schicksalen desselben beschäftigend, bis in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts keine Zeugnisse über diese Beziehungen aufbewahrt. Um so schwerer wiegen innere Gründe. Auf irischem Boden hatte im 6. und 7. Jahrhundert die lateinische Schrift einen ganz eigenartigen Ductus angenommen, wodurch sie sich in der Form mancher Buchstaben und sonstigen Dingen scharf unterschied von der auf dem Continent, in Frankreich und Italien, herausgebildeten. Der Unterschied fällt so in die Augen, daß eine von einem Iren oder deren Schülern in der Schreibkunst, den Angelsachsen geschriebene Handschrift sich von der eines gleichzeitigen continentalen Schreibers ebenso gut auf den ersten Blick unterscheiden läßt, wie z. B. heutigen Tages, ob ein Schriftstück mit lateinischen oder sogenannten deutschen Buchstaben geschrieben ist. Nun, eins der ältesten erhaltenen Denkmäler alemannischer ja hochdeutscher Zunge überhaupt, der sogenannte Vocabularius s. Galli, ist um 780 in irischer Schrift geschrieben, gewiß ein Beweis für das Vorhandensein gelehrter Iren in St. Gallen in jener Zeit. In St. Gallen findet sich noch heutigen Tags ein in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts geschriebener Catalog der in der Klosterbibliothek vorhandenen Handschriften: an der Spitze dieses Catalogs stehen nicht weniger als 20 Bände (volumina) 2 kleinere Büchlein (codicilli) und 9 Quaternionen in irischer Schrift, gewiß ein Zeugniß, das lauter spricht als eine dürftige Notiz der Klosterchronik. In einer der Quaternionen wird von der Ueberführung der Gebeine des heiligen Gallus in die neue Kirche berichtet; dies geschah 835: in jener Zeit waren also irische Augenzeugen im Kloster und der Catalog ist jünger.

Um diese Zeit stoßen wir auf äußere Zeugnisse über den Aufenthalt irischer Mönche in Sanct Gallen und die Thätigkeit irischer Gelehrter an der Klosterschule. In dem von Walahfried Strabo überarbeiteten Bericht Gozbert's über die Wunderwerke des heiligen Gallus wird von einem „neulich" (nuper) von durchreisenden Iren zurückgelassenen kranken Iren erzählt, der geheilt noch zur Zeit des Schreibers jener Nachricht im Kloster lebte. Mag nun diese Nachricht von Gozbert oder von Walahfrid († 849) herrühren, sie zeugt dafür, daß in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts Iren durch St. Gallen kamen und sich dort aufhielten. Ungefähr

in derselben Zeit, in welcher Johannes Scotus Erigena in Paris der Hofschule vorstand, Sedulius Scotus in Lüttich an der Domschule seine Kräfte dem Unterricht widmete, Findan in das Kloster Rheinau eintrat, also um 850 kam nach dem Bericht Ekkehard's des Vierten ein irischer Bischof Namens Marcus mit seinem Neffen Moengal und einer Anzahl irischer Begleiter auf der Rückreise von Rom nach St. Gallen. Moengal, später im Kloster Marcellus (der kleine Marcus) genannt, imponirte den Mönchen gewaltig durch seine Gelehrsamkeit in der Theologie und in den schönen Wissenschaften (erat in divinis et humanis eruditissimus); sie beredeten den Marcus mit seinem Neffen bei ihnen zu bleiben. Dies geschieht: Marcus, Moengal und mit ihm einige Iren bleiben; die anderen ziehen beschenkt heimwärts, nur die Handschriften behielt Marcus für sich und das Kloster zurück. Moengal aber ward Vorsteher der Klosterschule, in der er gewiß länger als ein Jahrzehnt wirkte, denn es sind von ihm ausgefertigte Urkunden aus den Jahren 853. 854. 855 und 860 vorhanden, und in zwei Urkunden des Jahres 865 wird er als noch am Leben erwähnt. „Erfreulich ist, ruft Ekkehard der Jüngere aus, zu erzählen, wie sehr Gallus Zelle unter solchen Auspizien anfing zu gedeihen und endlich blühte." In der That kann Moengal's Thätigkeit kaum zu hoch angerechnet werden. Ihm werden nach Ekkehard's Zeugniß die drei Schüler Notker, Ratpert und Tuotilo übergeben, nachdem sie von Ise in der Theologie vorgebildet waren, und „er, in der Theologie und den schönen Wissenschaften gleich hervorragend, führt sie in die 7 freien Künste, hauptsächlich aber in die Musik ein". Die Zeit dieser 3 Schüler Moengals bildet den Höhepunkt des Ruhmes für St. Gallen. Nach Ratperts eigenem Zeugniß wurde unter Abt Grimald (854—872) die Klosterbibliothek um 70 Codices vermehrt, Grimald schenkte selbst aus seiner Handbibliothek 35 weitere Bände. Ein bisher unbekannter Drang zum Bücherschreiben kam über die Bewohner der Zelle des heiligen Gallus seit Moengal's Anwesenheit.

Zwei Künste sind es, in denen die Iren sich in jenen Jahrhunderten besonders auszeichnen: Kalligraphie und Musik. Mit ersterer ist auf Engste verknüpft Miniaturmalerei und Skulptur: in beiden zeigen die Iren dieselbe Geschmacklosigkeit in Darstellung des Figürlichen verbunden mit einer hochentwickelten Technik und der Kunst Farben von nie verlöschendem Glanz herzustellen. Irlands Verdienste für Kalligraphie, Miniaturmalerei und Skulptur sind so allgemein gewürdigt, daß jedes weitere Wort überflüssig ist*). Wie kommt es, daß kein Kloster so berühmt

*) Keller in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Band 7, S. 61—94; Waagen im Deutschen Kunstblatt Band I (1850), S. 83 fg.; Schnaase,

ist durch die Schönheit seiner Handschriften, durch Miniaturen und Schnitzwerk wie St. Gallen? Ist es etwa Zufall, daß die beiden angesehensten Vertreter dieser verbundenen Künste, Sintram und Tuotilo, deren Ruhm übers Alemannenland hinaus nach Metz und Fulda drang, — ist es Zufall, daß sie Schüler Moengals sind? Zeugnisse für die Pflege der Musik bei den Iren lassen sich vom frühen Mittelalter bis in unsere Tage häufen. Sedulius Scotus, der Lehrer an der Lütticher Domschule, vergleicht sich mit Orpheus und nennt „Calliope" seine Gattin. Moengal unterrichtet seine Schüler „vor Allem" in Musik. Sollen wir es als Zufall betrachten, daß mit seinen drei Schülern Ratpert, Notker und Tuotilo die St. Gallener Sängerschule ihren ersten Höhepunkt erreichte?

Es lassen sich, wie mich dünkt, um die Mitte und im Anfang der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wenig Männer nachweisen, die einen ähnlichen wohlthätigen Einfluß auf die Heranbildung der Deutschen zu schönen Wissenschaften und Künsten ausgeübt hätten wie der Lehrer Ratperts, Notkers und Tuotilos, jener Ire Moengal. Wie wenig Scheffels bekannte Figur dem historischen Moengal entspricht, brauche ich kaum des Weiteren darzulegen.

Auch nach Moengal sind mehr als ein Jahrhundert hindurch Iren verschiedentlich in St. Gallen gewesen nach Ausweis des Todtenkalenders, der unzweifelhaft irische Namen wie Brendan, Dubslan, Melchomber, Fortegian aufführt. Das 10. Jahrhundert war, abgesehen von der Besetzung des Klosters durch die Magjaren (925) auf ihrem Raubzug an den Rhein, auch sonst reich an unglücklichen Ereignissen für St. Gallen. Ums Jahr 1000 beginnt jedoch „die Periode der silbernen Zeit" für St. Gallen, wie ein Geschichtsschreiber dieses Klosters sagt. Der Ruhm St. Gallens knüpft sich an die Namen Notker der Deutsche, Rudpert, Arno, Erimbert; sie wurden 1022 durch die Pest dahin gerafft. Ist es bloßer Zufall, daß in der Zeit, in der wir sie als Klosterschüler denken müssen, wiederum Iren der Klosterschule St. Gallens vorstanden, Clemens und Faillan? Letzterer starb 991 (Faillanus Scotus magister scholarum in S. Gallo de hoc saeculo migravit).

Wie gelehrige Schüler die irischen Lehrer in diesem Schwabenkloster fanden, beweisen die genannten Namen Notker balbulus, Ratpert, Tuotilo Ekkehard, Notker teutonicus, Rudpert und Andere. Diese gelehrigen Schüler übertrafen bald ihre Lehrer und ließen sie weit hinter sich. Es nimmt uns daher nicht Wunder, wenn wir erfahren, daß St. Gallische

Geschichte der bildenden Künste Band 4, Abth. 2, S. 456 fg.; Bucher, Geschichte der technischen Künste Band 1, S. 184 fg.

Mönche allmählich verächtlich auf die Iren herabzublicken begannen, die immer wieder von Zeit zu Zeit dorthin kamen. Die Klage eines Iren Dubwin über die alemannischen Brüder ist uns erhalten; er verweist sie auf die Verdienste, die seine Landsleute sich um St. Gallen erworben, und wirft ihnen vor, nur zu ernten, was jene gesät. Neben dem uns bekannten Faelan nennt er Dubslan und Dubduin und rühmt von letzterem, daß er die St. Gallener Klostergärten angelegt habe.

Nachdem wir diese Gallerie von Iren betrachtet haben, die in Frankreich unter Karl dem Großen, seinem Sohn und seinen Enkeln an den verschiedensten Punkten — Clemens, Dicuil, Scotus Erigena an der Hofschule, Dungal in Pavia, Sedulius Scotus in Lüttich, Virgil in Salzburg, Moengal in St. Gallen — thätig waren, um eine Bildung in göttlichen und menschlichen Dingen, wie sie damals im Abendlande nur in Irland zu finden war, auf Germanischen Boden zu verpflanzen, halte ich es kaum für nöthig, weitere Zeugnisse dafür zu sammeln. Zwei mögen Erwähnung finden. Heiric preist in der Widmung der 876 beendigten Lebensbeschreibung des heiligen Germanus den Kaiser Karl den Kahlen, den Schützer des Johannes Scotus Erigena gegen den Papst, als Förderer humanistischer und philosophischer Studien; nachdem er gemeldet, daß derselbe selbst Griechen habe kommen lassen, ruft er aus: „Habe ich nöthig Irland zu erwähnen, welches der Entfernung übers Meer zum Trotz fast ganz mit Schaaren von Philosophen an unsere Küsten wandert, von denen die gelehrteren aus freien Stücken in die Fremde gehen, um dir dem weisen Salomo zu dienen." Nun das andere Zeugniß. Ein noch lebender hervorragender Kenner der Litteratur des Karolingischen Zeitalters führt die Gründe an, die dafür sprechen, daß der hervorragende Philosoph Johannes Scotus Erigena „in Irland geboren und gebildet worden ist;" als letzten und nicht unwichtigen nennt er: „endlich auch die Kenntniß der griechischen Sprache"*). Also der Nachweis, daß ein Gelehrter in der Mitte des 9. Jahrhunderts im Frankenreiche Griechisch verstand und dadurch die mit Kenntniß jener Sprache verbundene humanistische Bildung besaß, genügt, um ihn wenigstens zu verdächtigen, daß er in Irland seine Bildung genossen. Gewiß kein zu verachtendes Zeugniß für die irische Kultur.

Ich habe oben versucht, ein Bild zu entwerfen von den irischen Sendboten, die Anfang des 7. Jahrhunderts ins Frankenreich der Merowinger kamen, um als Missionare das Christenthum den Germanen zu bringen. Ganz anders ist das Bild, das uns ein St. Gallener

*) [illegible]ert, Litteratur des Mittelalters im Abendlande 2, 258 Anm. 4.

Mönch von dem Auftreten der irischen Gelehrten am Ende des 8. und im 9. Jahrhundert im Frankenreich der Karolinger entwirft. In den zwischen 885 und 887 von einem St. Gallener Mönche beschriebenen „Thaten des Kaisers Karl" wird erzählt: Als Karl der Große regierte, kamen zwei Iren mit brittischen Kaufleuten an die gallische Küste; sie waren beide in weltlicher und kirchlicher Wissenschaft unglaublich bewandert. Wie nach Ankunft der Kaufleute sich ein Markt entwickelte, riefen die beiden Iren der an sie herantretenden Menge zu: „Wenn Jemand Weisheit sucht, der komme heran zu uns, wir haben welche zu verkaufen". Mit diesem Gebahren erreichten sie, was sie bezweckten: Aufmerksamkeit und Staunen. Sie schrieen so lange, bis man Karl von diesen Leuten berichtete. Er läßt sie eilends kommen und fragt, ob das wahr wäre, was man ihm gemeldet habe. Sie sagen, ja sie hätten Weisheit und wären bereit abzugeben. Auf die Frage Karls, was sie dafür verlangten, erklärten sie, sie brauchten nichts als passenden Ort, Schüler mit gescheuten Köpfen und für sich Nahrung und Kleidung. Karl ist hocherfreut. Den einen, Namens Clemens macht er zum Vorsteher der Hofschule, den anderen, dessen Name in der Handschrift fehlt, macht er zum Vorsteher der Schule in Pavia. Soweit die Erzählung. Unter dem zweiten Iren kann nur Dungal gemeint sein. Der Autor bietet in seinem 70 Jahre nach Karls des Großen Tode geschriebenen Werk viele Fabeleien und Mißverständnisse. So kann die Ankunft von Clemens und Dungal nicht so früh fallen, als er annimmt. Erfunden hat er die Erzählung keinesfalls, wie aus dem lateinischen Text hervorgeht; er berichtet wahrscheinlich eine gute Geschichte, wie sie die alemannischen Mönche von den Iren um 880 in St. Gallen erzählten, wo man ja genügende Gelegenheit hatte, dieselben zu kennen. Es wird offenbar das Großmaulige in dem Auftreten der Iren verspottet, und daß diese Iren nicht gering von sich und daher wohl öfters um so geringer von ihren deutschen Schülern dachten, dafür liefert uns der Lütticher Magister Sedulius einen Beweis. Unter seinen Gedichten befindet sich eine geistliche Allegorie des Weihnachtsfestes: hier ist z. B. der Dom Bethlehem, die Engel werden durch den Kirchenchor repräsentirt, die Weisen (magi) aus dem Morgenlande aber, das sind die Iren (Scoti sophistae), welche Gaben der Weisheit bringen (sophica dona). Gewiß keine geringe Meinung, die Sedulius von sich nnd seinen Landsleuten hegte.

Wie hoch wir auch immer die Thätigkeit dieser irischen Gelehrten im Frankenreich der Karolinger anschlagen mögen und ihre Verdienste, das geistige Erbe des Alterthums germanischen und romanischen Völkerschaften des weiten Reichs zu übermitteln, darüber können wir uns kaum

wundern, daß Zeitgenossen derselben öfters abweichender Meinung waren. In vielen Fällen waren diese Fremdlinge Concurrenten der Einheimischen und zwar überlegene; etwas landsmannschaftliches Cotteriewesen wird ihnen nach Ekkehards des Jüngeren Zeugniß angehaftet haben und übergroßer Bescheidenheit kann man sie nach dem oben Beigebrachten auch nicht beschuldigen. So finden wir denn die Franken Angilbert und Einhard und den Gothen Theodulf in heftiger, bitterer Feindschaft mit „dem Iren" (wahrscheinlich Clemens) an Karls des Großen Hof, ganz wie 200 Jahre später am Hofe des Normannenherzogs Richard I. den Franken Werner mit dem Iren Moriuth. Oben lernten wir die Klagen des Iren Dubwin aus dem 11. Jahrhundert kennen, daß die alemannischen Mönche mit Verachtung auf die zu ihnen nun kommenden Iren herabschauten. Daß diese Feindschaft in den Klöstern öfters handgreiflichen Ausdruck fand, dafür liegt uns wenigstens ein sicheres Zeugniß vor. In einer aus dem Raub der Heidelberger Bibliothek stammenden Handschrift des Vaticans ist uns die Weltchronik des Iren Marianus Scotus erhalten, der zwischen 1056 und 1082 in verschiedenen deutschen Klöstern (Köln, Fulda, Mainz) lebte. Obige Handschrift nun ist nach 1072 von einem anderen Iren in Mainz geschrieben, der in Randnotizen in gemischtem Irisch-Latein mehrfach über seine Person und Erlebnisse redet; so hat er denn auch auf fol. 67a hinzugeschrieben: „heute, o Marianus gehts uns gut, außer daß die Schüler des Klosters von Mauritius mir eine Ohrfeige gaben auf dem Flur des Klosters, daß ich mit den Tafeln in den Schmutz gefallen bin; aber ich sage Dank, ich bin in dem Schmutz der Franken nicht versunken, bitte aber die es erfahren, daß sie jenen fluchen mögen."

Die Mission Irlands war auf dem Continent, wenigstens auf dem betrachteten Arbeitsfelde, im 11. Jahrhundert erfüllt. Die Wanderungen irischer Mönche besonders nach den Gebieten des Nieder- und Mittelrhein dauern jedoch durchs ganze Jahrhundert fort. Sie kommen nicht mehr als Glaubensboten und Lehrer der Deutschen; die ihnen innewohnende Wanderlust treibt sie, wenigstens in der Fremde als Klausner (inclusi) ihr Leben zu beschließen. So kennen wir von 957 an einen Iren Columban in Gent, 975 wird den Iren das Kloster des heiligen Martin in Cöln übergeben, worin wir sie unter den Aebten Minborinus, Kilian, Helias, Maiobus über ein Jahrhundert finden, ja für einige Zeit war dem Schottenabt sogar St. Pantaleon in Cöln unterstellt; um dieselbe Zeit kommen sie in Metz in Besitz eines Klosters, woselbst Fingen 1003 als Abt stirbt; 1043 stirbt in Fulda der Eremit Animchad, 1058 verbrennt in Paderborn ein irischer Klausner mit Namen Paternus; 1056

verläßt Marianus Scotus Irland, geht nach Cöln, dann 1059 über Paderborn und Fulda zu den Gebeinen Kilian's nach Würzburg, lebt 10 Jahre als inclusus in Fulda (1059—1069) und dann bis zu seinem Tode (1069—1082) in Mainz, wo er die schon erwähnte große Weltchronik abfaßte; in Würzburg steht gegen Ende des Jahrhunderts der gelehrte Ire David der Domschule vor, der als Kaplan und Hofgeschichtsschreiber des Kaiser Heinrich V. im Jahre 1110 die Romfahrt mitmachte und auf einen Bischofssitz nach Irland zurückkehrte.

Zu derselben Zeit nun, in der die Spuren irischer Thätigkeit auf dem vom 7. bis 10. Jahrhundert eifrig bebauten Arbeitsfeld immer spärlicher werden, gelingt es irischen Mönchen an einem anderen Punkte Deutschlands eine Niederlassung zu gründen, die der Ausgangspunkt zahlreicher, durch mehr als ein Jahrhundert blühender Tochterklöster wurde.

1067 verließ ein Muiredach Mac Robertaig, mit seinem lateinischen Namen gleichfalls Marianus Scotus geheißen, mit zwei Gefährten Nordirland, um nach Rom zu pilgern. Nach längerem Verweilen an verschiedenen Orten gelangten sie nach Regensburg, wo sie im Frauenstift Obermünster gastliche Aufnahme erhielten. Sie entschlossen sich hier zu bleiben und gründeten im Jahre 1076 ein irisches Kloster. Die Kunde davon verbreitete sich, wie der Biograph Marians berichtet, in Nordirland, und zahlreiche Landsleute verließen Verwandte und Angehörige und folgten Marian, wie auch die 7 ersten Nachfolger Marians in der Abtwürde aus Nordirland stammten. Bald wurde das alte Kloster zu enge und man begann den Bau eines neuen, St. Jakob, dessen Kirche 1111 geweiht wurde. Die Wanderlust dieser irischen Mönche fand aber bei vielen in Regensburg keineswegs ihr Ziel. Der eine von Marians Genossen, Johannes, ging nach Götweih in Oestreich, wo er als Klausner starb, der andere nach Jerusalem; einer der Marian nachgefolgten gelangte gar bis Kiew, von wo er mit reichen Geschenken an kostbaren Pelzen mit Regensburger Kaufleuten ins Kloster zurückkehrte, allwo man aus dem Erlös der verkauften Pelze die Klostergebäude von St. Jakob errichtete und die schon erbaute Kirche mit neuem Dach versah; und als Friedrich Barbarossa 1189 auf seinem Kreuzzug durch das heutige Bulgarien kam, fand er in Skribentium ein Kloster mit einem irischen Abte. Briefe irischer Aebte in Regensburg um 1090 geschrieben bitten den König Bratislav von Böhmen um Geleit für ihren Boten nach Polen. So wird es uns nicht Wunder nehmen, daß im 12. Jahrhundert mehr oder weniger direkt von St. Jakob in Regensburg angeregt eine Reihe

irischer Klöster entstanden: 1134 in Würzburg, 1140 Nürnberg, 1142 Constanz, 1155 St. Georg in Wien, 1183 Eichstädt, 1200 St. Marien in Wien. Auf dem Lateranischen Concil 1215 werden dem Abt von St. Jakob in Regensburg die 12 irischen Klöster in Deutschland unterstellt und durch den römischen König Heinrich erhält er 1225 das Privileg, den halben Reichsadler im Wappen zu führen. In jener Blüthezeit unterstanden dem Abt von St. Jakob in Regensburg irische Klöster zu Oels in Schlesien, Erfurt in Thüringen, Würzburg, Nürnberg, Eichstädt in Franken, Memmingen und Constanz in Schwaben, Wien in Oestreich*).

Die irischen Mönche, die im 11.—13. Jahrhundert Nordirland verließen und in diese Gegenden Deutschlands pilgerten, waren noch würdige Epigonen jener Glaubensboten und Gelehrten des 7.—10. Jahrhunderts, die wir im Frankenreich kennen lernten: voll Glaubenseifer, Frömmigkeit, Enthaltsamkeit und Sinn für Studien. Die gastfreundliche Aufnahme, die Marian im Frauenkloster zu Regensburg fand, beruht darauf, daß er sich durch Abschreiben von Gebetbüchern und frommen Schriften nützlich machte; noch Aventin sah in Niedermünster in Regensburg ein 1074 von Marian für die Abtessin Machtilda geschriebenes Psalterium. Die um 1185 verfaßte Klosterchronik von Regensburg meldet, daß die in den anderen von St. Jakob aus gegründeten irischen Klöstern Deutschlands vorhandenen Bücher zum großen Theil von Marian geschrieben sind. Wie schön und wie rasch zugleich er schrieb, dafür ist Zeuge eine jetzt in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrte Handschrift der Paulinischen Briefe (Codex 1247); sie besteht aus 160 Blättern und ist, wie zahlreiche Randnoten ausweisen, zwischen 23. März und 17. Mai 1079 von Marian geschrieben. Die aus irischen Klöstern Nachrückenden brachten Bücher mit, die sie den irischen Klöstern in Deutschland schenken: so sind uns solche Geber aus der Zeit von 1190—1240 an die irischen Mönche in Wien bekannt (Malachias, Patricius, Maclan, Finnian) und auch die Bücher. In einer um 1100 in irischer Sprache geschriebenen und in Dublin befindlichen Handschrift wird angegeben, daß eine um 1050 in dem berühmten Ulsterkloster Monasterboice noch vorhandene namentlich genannte Handschrift nun (d. h. 1100) nicht mehr da sei, da ein Klosterschüler sie verstohlener Weise mit über's Meer genommen habe. Aus jenen Gegenden Irlands stammten aber die Landsleute, die nach 1076 dem Marianus Scotus nach Regensburg folgten.

---

*) Ausführliche Darstellung von Wattenbach in Quast und Otte, Zeitschrift für christliche Archäologie [illegible] Band 1, S. 21—30. 49—58.

Vom ersten Schottenabt von Würzburg, Macarius (ir. Mac Carthy?), meldet die Klosterchronik von Regensburg, daß er in der Theologie ausnehmend gelehrt und durch unausgesetzte Studien der freien Künste in ganz Irland berühmt war. Sein zweiter Nachfolger Carus wird Kaplan Konrads III. und erster Abt des irischen Klosters in Nürnberg. Dessen Nachfolger daselbst, Declan, ist Kaplan bei Konrad III. und Friedrich Barbarossa.

Das 12. Jahrhundert, dem auch der Bau der Basilika zu St. Jakob in Regensburg angehört, war die Blüthezeit dieser irischen Mönchscongregation in Deutschland. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts beginnt ihr Verfall, der uns kaum Wunder nehmen kann. Wir dürfen den Unterschied nicht aus den Augen verlieren, der zwischen diesen irischen Mönchen des 11.—13. Jahrhunderts und jenen Sendboten Irlands im 7.—10. Jahrhundert besteht.

Columban und seine Nachfolger ziehen aus, um den germanischen Heiden das Evangelium zu predigen; sie gründen Missionsstationen unter ihnen und suchen dieselben an sich heranzuziehen. Ihr höchstes Ziel ist, diese fränkischen und alemannischen Schüler im Christenthum so heranzubilden, daß sie selbst überflüssig werden und ganz gewöhnlich ist, daß die zweite Generation einer solchen Missionsstation fast ausschließlich aus Deutschen unter deutschem Abt besteht. Wie ganz anders Marian und seine Nachfolger. Sie gründen Benediktinerklöster, die sich streng gegen die Deutschen abschließen und sich fortwährend durch Zuzug aus der Fremde ergänzen. Was sie leisten ist nicht mehr und nicht weniger als die Klöster deutscher Nationalität.

Noch viel weniger können sie sich gleichstellen den Vertretern irischer Kultur im Frankenreich der Karolinger. Jene Dungal, Johannes Scotus Erigena, Clemens, Sedulius Scotus, Moengal sind Repräsentanten einer höheren Kultur als auf dem Continent zu finden war: streng christliche Erziehung und Gesinnung verbunden mit höherer theoretischer Bildung sich aufbauend auf Kenntniß der Muster klassischen Alterthums. Diese Iren hatten eine Kulturmission und haben sie erfüllt. Marianus Scotus und seine gelehrtesten ihm nachfolgenden Landsleute in Deutschland sind Benediktiner wie alle des Continents, die höchstens das Abschreiben von Heiligenleben und frommen Büchern mit etwas mehr Passion betreiben als ihre deutschen Brüder, und wo einzelne aus dem Verband ihres Klosters in ein deutsches jener Gegend übertreten, da geschieht es, um sich zu beschaulichem Leben einzuschließen.

Im 13. Jahrhundert tritt nun bekanntlich allenthalben eine Entartung

der Klöster ein*); wie sollten diese Fremdlinge, deren Hauptrichtung in der Blüthezeit ihrer Anstalten auf die fromme Askese gieng und die bewußt dem Lande fremd blieben, in dem sie lebten, daher noch weniger als die gleichzeitigen deutschen Klöster eine Culturmission in Deutschland hatten, wie sollten sie sich der allgemeinen Entartung entziehen können? Daß aber der Niedergang der Schottenklöster viel rapider vor sich ging als der deutschen Klöster jener Gegenden, hat noch einen anderen Grund.

Mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts (1171) begann die Unterjochung Irlands durch die Engländer. Bekanntlich schenkte Papst Hadrian IV. im Jahre 1154 durch eine Bulle dem König von England gegen gewisse Abgaben Irland, weil ihm das Bischen Selbständigkeit, das die irische Kirche gegenüber Rom bewahrte, ein Dorn im Auge war. Die Eroberung Irlands durch die Engländer hatte neben vielen bald eintretenden sozialen Schäden die Erstickung jedes selbständigen Lebens im Volke und in der irischen Kirche zur Folge. Der nach dem Continent ziehende junge Nachwuchs verließ die Heimath nicht mehr wie Columban, um den Heiden das Christenthum zu bringen, oder wie Dungal, um gescheute Köpfe in Weisheit zu unterrichten, oder wie Marian und seine Genossen, um Vergängliches für Ewiges einzutauschen durch frommes Leben fern vom Vaterlande und Angehörigen, sondern — um recht gute Tage zu haben und frei leben zu können (propter habundantiam et propter liberam voluntatem vivendi).

Der Trunk ist heutigen Tages der Krebsschaden Irlands. Schon der Lütticher Magister (Sedulius Scotus) bekennt Liebe für den Becher, wenn er die Musen anruft, und unter seinen panegyrischen Gedichten ist eins an einen gewissen Robertus, der reich an Weinbergen war und der, nach Sedulius, mit himmlischem Thau die Geister zu unterweisen verstehe. Trunk ist daher das Hauptlaster der Schottenmönche in den mehrfach genannten deutschen Klöstern. Ein satyrisches Gedicht des Nicolaus von Bibera aus dem 13. Jahrhundert führt trunkene Erfurter Schottenmönche vor, welche prahlen, Brendan sei Christi Bruder und Brigita seine Mutter, und dies mit der Logik solcher, die des himmlischen Thaus zu viel genossen, aus der Bibel beweisen. In Nürnberg hatten diese irischen Mönche Ende des 14. Jahrhunderts und später eine Schenke, in der sie so gastirten, daß sie andern Morgens keine Messe lesen konnten. Es war in Nürnberg damals Sprichwort, daß wenn Jemand seine Frau vermisse,

*) In einer im Jahre 1297 ausgestellten Urkunde St. Gallens haben Rumo sacerdos monasterii, ein praepositus, portenarius, camerarius mit † unterzeichnet (scribere non valens nec sciens); nur ein einziger der Zeugen aus dem Kloster konnte seinen Namen schreiben. Wie würde Ratpert, Moengal's Schüler, auf ihrem Rücken seinen Stock geschwungen haben.

er sie im Schottenkloster suchen möge. In Wien hielten sie öffentliche Tanzlustbarkeiten ab, versetzten Kelch und Ornat, ja sogar die Glocken; soweit sie überhaupt was thaten, beschäftigten sie sich mit Pelzhandel und Krämerei, so daß die Bezeichnung „Schotten" als gleichbedeutend mit „Krämer, Hausirer" vorkommt.

Das Schicksal dieser Anstalten war besiegelt: einzelne wie Oels giengen von selbst ein, andere wie Wien, Würzburg, Eichstedt wurden deutschen Mönchen überwiesen und verloren wie Nürnberg in der Reformation ihren klösterlichen Charakter. Eine eigenthümliche Wandlung machte das Mutterkloster zu St. Jakob in Regensburg durch. Im 15. und 16. Jahrhundert war die Kunde davon verloren, daß unter „Schotten" (Scoti) vom frühen Mittelalter an nur die Nation gemeint war, die Irland bewohnte und von der ein geringer Bruchtheil sich durch Auswanderung auch im nordwestlichen Theile der britannischen Insel festsetzte. Man bezeichnete nunmehr mit Scoti die Bewohner eben des nördlichen Theiles der britannischen Insel, gleichviel welcher Nationalität sie angehörten, verstand also darunter „Schottländer" und zwar auch die anglisirten. Dies machten sich Schottländer zu Nutze und behaupteten auf Grund der Bezeichnung monasterium Scotorum (Schottenkloster), Schottländer hätten diese Stifter gegründet und die Iren seien allmählich widerrechtlich eingedrungen, woher auch der Verfall. So wurde 1515 St. Jakob von Leo X. den Schottländern zugesprochen und die noch vorhandenen Iren wurden vertrieben. Zu Zeiten der Reformation schien St. Jakob einen Aufschwung nehmen zu wollen, als es thatkräftige, der Reformation feindliche Schottländer in seinen Mauern versammelte. Welches Geistes Kinder im 18. Jahrhundert hier wohnten, darüber liegt uns eine Notiz aus einem anderen Benediktinerkloster jener Zeit vor. Im Jahre 1711 kam ein schottländischer Benediktiner Namens Ambrosius Rosius aus dem Schottenkloster St. Jakob in Regensburg nach Kloster Rheinau, wo er einige Wochen Gastfreundschaft genoß. In diesem Kloster Rheinau hatte Findan von 856—878 als Klausner gelebt und hier bewahrte man eine Handschrift der Vita des Findan mit jenen himmlischen Antworten in altschottischer d. h. altirischer Sprache. Begreiflich, daß die Insassen Rheinau's, die ebenso wenig wie die damalige Zeit eine Ahnung hatten von dem losen Zusammenhang der Scoti in Regensburg mit jenen in Handschriften auch Scoti genannten Glaubensboten des 7., 8. und 9. Jahrhunderts, den Gast willkommen hießen, der ihnen den Sinn jener himmlischen Antworten enträthseln konnte. Ambrosius Rosius redete wahrscheinlich die Sprache Ramsay's und Burns', also den schottischen Dialekt des englischen, der sich zu der Sprache verhielt, in der die Himmlischen

zu Findan redeten, etwa wie der Dialekt von Isle de France aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts zu der Sprache in der Otfrieds von Weißenburg Evangelienharmonie geschrieben ist. Gleichwohl, der schottische Bruder aus Regensburg bewies sich dankbar für die genossene Verpflegung und log die Rheinauer in der unverschämtesten Weise an. So theilt er ihnen mit, daß die früher angeführte Antwort bedeute „ego debeo deo obtemperare et non tentationibus maligni spiritus".

St. Jakob in Regensburg wurde, soviel ich weiß, 1862 säkularisirt.

Wenn auch in dem ersten Jahrhundert des Bestehens dieser Schottenklöster einzelne tüchtige Männer in ihnen anzutreffen sind, eine nennenswerthe Einwirkung auf die Ausbildung der Deutschen jener Gegenden haben diese Klöster nicht ausgeübt, ein förderndes Element der mittelalterlichen Cultur sind sie nur in geringem Grade gewesen; denn an einem Monument wie die Kirche zu St. Jakob in Regensburg (zwischen 1150 und 1180 gebaut) haben die Schotten von St. Jakob doch nicht mehr Antheil, als daß sie das Geld dazu aus deutschen Taschen zusammentrieben.

Wie groß erscheinen im Vergleich zu ihnen die Sendboten Irlands, die wir von Anfang des 7. bis Ende des 10. Jahrhunderts an den verschiedensten Punkten des Frankenreichs antreffen. Zu ihnen möchte ich mich noch auf einige Momente zurückwenden, um die durch sie repräsentirte Cultur an einem uns bis in die heutige Zeit erhaltenen Maßstab zu messen.

Die beiden Klöster, die wir so recht eigentlich als Repräsentanten irischer Cultur auf dem Continent betrachten dürfen, wenn auch das nichtirische Element in beiden weitaus überwiegt, sind Bobbio, Columban's Stiftung in der Lombardei, und St. Gallen, seines Gefährten Gallus Gründung im Alemannenlande. Wir sind in der glücklichen Lage durch erhaltene alte Cataloge des 9. und 10. Jahrhunderts den Bestand der Klosterbibliotheken in beiden Anstalten für Ende des 10. Jahrhunderts überschauen zu können. In Bobbio besteht Ende des 10. Jahrhunderts die öffentliche Bibliothek des Klosters aus nahezu 700 Bänden und setzt sich zusammen aus etwa 460 Handschriften, von denen ein Geber nicht genannt ist, und über 220 Bänden, von verschiedenen Gelehrten des 9. Jahrhunderts dem Kloster geschenkt, darunter 40 Bände von Dungal. St. Gallen besaß erste Hälfte des 9. Jahrhunderts 428 Bände, dazu kamen 70 Bände, die unter Abt Grimald hinzuwuchsen und 35 Bände als Geschenk Grimald's (841—872), also waren Ende des 9. Jahrhunderts schon vorhanden 533 Bände, darunter 9 Palimpseste. Wenn heutigen Tages große Privat-

bibliotheken in öffentliche einverleibt werden, dann erhalten ihre Bestände besondere Nummern oder eine abgesonderte Stellung oder es wird wenigstens in die einzelnen Bücher ein den Geber und früheren Eigenthümer bezeichnender Zettel eingeklebt. Der Umstand nun, daß der Catalog von Bobbio 40 Bände aufzählt, die Dungal stiftete, 32 des Presbyters Theodor, 4 des Bruder Adalbert, daß in St. Gallen 35 Handschriften aufgezählt sind, die Abt Grimald aus seinem Privatbesitz (de suo) gab, läßt schließen, daß die gelehrteren unter den Mönchen Privatsammlungen auserlesener Werke besaßen, die einzelne unter ihnen der Klosterbibliothek vermachten.

Mit diesem Reichthum an Handschriften steht der Werth des Inhalts auf gleicher Stufe. Was von Schriften über göttliche und menschliche Dinge im 9. und 10. Jahrhundert von den hervorragendsten Gelehrten jener Zeit geschätzt und gepflegt wurde, besitzen diese beiden Klöster; neben der Theologie im weitesten Sinn werden Grammatik, Metrik, Astronomie, Medicin angebaut, nicht zum Wenigsten die Vorbilder aus dem klassischen Alterthum. In Bobbio finden wir Horaz, Virgil, Ovid, Juvenal, Martial, Persius, Terenz, Cicero, Demosthenes, Aristoteles vertreten. Von St. Gallen ist bekannt, daß als die frommen Väter zum Concil von Constanz kamen und keine Bücher (Handschriften) bei sich führten, die reiche Stiftsbibliothek aushelfen mußte: die meisten geistlichen Herren vergaßen bei der Auflösung des Concils (1418) die werthvollen alten theologischen Werke (lateinisch und griechisch) zurückzugeben. Nicht minder schmerzlich war der Verlust, welcher der St. Gallener Bibliothek während des Concils auf einem anderen Gebiete zugefügt wurde. Im Sommer 1416 verließ der bei dem Concil beschäftigte Florentiner Poggio mit zwei humanistisch gebildeten Freunden bei genügender Muße Constanz, um in St. Gallen nach verlorenen Schriften des Cicero, Livius u. a. zu suchen. Ihre Erwartungen wurden übertroffen, wie sie in Briefen an humanistische Freunde in Italien wie Franz Barbaro melden. Genannt werden das Argonauticon des Flaccus, Asconius Pedianus Inhaltswiedergabe von 8 Ciceronischen Reden, Vitruv, Priscian, Quinctilian, Lucrez u. a. Mit Connivenz des Abtes schleppten sie auf 2 Wagen Handschriften von Klassikern nach Constanz und von dort nach Italien, von denen keine mehr nach St. Gallen zurückkehrte. Und welch einen Schatz von Handschriften des 7.—11. Jahrhunderts besitzt St. Gallen noch heutigen Tages auf dem Gebiete der Patristik, des klassischen und deutschen Alterthums nach solchen Verlusten.

So wenig die Insassen beider Klöster im 8.—11. Jahrhundert ausschließlich Iren waren auch nur einem stärkeren Prozentsatze nach, ebenso

wenig brauchen diese handschriftlichen Schätze alle von Iren geschrieben zu sein und sind es sicher auch nicht. Gleichwohl dienen sie als Maßstab für den von den Iren auf dem Continent in jener Zeit vertretenen Culturgrad.

Ein Umstand darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn man bestimmen will, welchen Antheil thatsächlich Iren an den handschriftlichen Schätzen von Bobbio, St. Gallen, Reichenau u. a. Klöstern haben. Das in Irland in jenen Jahrhunderten geschriebene lateinische Alphabet wich in einer Reihe von Punkten von der auf dem Continent üblichen Schreibart ab, sodaß man, wie schon bemerkt, ein von irischer Hand geschriebenes lateinisches Manuscript sofort von einem von continentaler Hand geschriebenen unterscheiden kann. Es ist klar, daß solche von irischer Hand geschriebenen Manuscripte dem gewöhnlichen continentalen Leser unbequem, ja dem raschen Verständniß des Geschriebenen hinderlich waren. Dies hatte wichtige Folgen. Die auf dem Continent in Klöstern thätigen Iren suchten sich so gut wie möglich an die Formen der auf dem Continente üblichen Buchstaben zu gewöhnen. Hierfür liegen uns die sichersten Zeugnisse vor. „Sämmtliche noch von Moengal in St. Gallen aus den Jahren 853—860 erhaltene Urkunden sind Originale in der gewöhnlichen continentalen Bücherschrift des mittleren 9. Jahrhunderts ohne alle Spuren der sogenannten schottischen Schrift“ (Wartmann, Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen II, 44), und die von Marianus Scotus (Muiredach Mac Robertaig) zwischen 23. März und 17. Mai 1079 in Regensburg geschriebene, jetzt in Wien befindliche Handschrift der paulinischen Briefe (codex 1247) ist, wie ich aus eigener Anschauung constatiren kann, im Texte selbst in der damals üblichen fränkischen Minuskel geschrieben, während Glossen und Randnoten in irischer Schrift geschrieben sind. Die irische Schrift verwendete also Marian gewissermaßen nur zum Privatgebrauch. Daraus ergibt sich, daß manche der scheinbar von einem continentalen Schreiber herrührenden Handschriften immerhin von Iren auf dem Continent geschrieben sein können, und für Handschriften in irischer Schrift besteht die größere Wahrscheinlichkeit, daß sie aus Irland mitgebracht sind, sofern kein Zeugniß für ihren continentalen Ursprung vorliegt.

Fernerhin: die in Irland geschriebenen und nach dem Continent gebrachten Handschriften kamen außer Gebrauch, sobald sie in einem continentalen Kloster umgeschrieben waren. Es scheint mir in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung, daß in dem alten St. Gallener Katalog aus dem 9. Jahrhundert zuerst aufgezählt werden 30 Bände in irischer Schrift (libri scottice scripti) und dann die Handschrift fortfährt „Kurzes Ver-

zeichniß der Bücher des Klosters des h. Gallus" (breviarium librorum de caenobio sancti Galli confessoris Christi): damit werden jene doch gewissermaßen als außer allgemeinem Gebrauch befindlich documentirt. In späteren Jahrhunderten, wo nicht nur jeglicher Zusammenhang der Klöster St. Gallen, Reichenau, Bobbio mit Irland gerissen war, sondern auch in Folge des Niedergangs das Mönchswesen das Interesse und das Verständniß für die ältere, ruhmvolle Zeit der Klöster bei ihren Insassen geschwunden war, kamen härtere Schicksale über die Bücher in irischer Schrift. In St. Gallen wenigstens scheint ihr Werth hauptsächlich nach der Güte des Pergaments beurtheilt worden zu sein und im 14. und 15. Jahrhundert wanderten die älteren Handschriften, darunter natürlich in erster Linie die mit irischer Schrift, in die Werkstätte der Buchbinder. Sechs Sammelbände hat man im Anfang dieses Jahrhunderts in St. Gallen aus Fragmenten und von den Deckeln jüngerer Handschriften abgelösten Blättern hergestellt. Von den in der Mitte des 9. Jahrhunderts aufgeführten 30 Handschriften in irischer Schrift ist nur eine uns erhalten und von den wahrscheinlich später hinzugekommenen sind 4 da; Fragmente und einzelne Blätter von Handschriften mit irischer Schrift zählt man 10 in St. Gallen.

An anderen Orten hatten die Handschriften mit irischer Schrift offenbar kein besseres Schicksal, da im Laufe unseres Jahrhunderts auf den verschiedensten Bibliotheken des Continents Fragmente solcher Handschriften auftauchen und einzelne Blätter von den Einbänden des 14. und 15. Jahrhunderts losgelöst werden. Libri scottice scripti sind im vorigen und diesem Jahrhundert, wie in einzelnen Fällen wahrscheinlich gemacht werden kann, nach England durch Kauf und auf andere Weise gebracht worden.

Interessant wäre es zu constatiren, was nach diesen Verlusten von solchen irischen Handschriften des 7.—11. Jahrhunderts auf dem Continent noch vorhanden ist. Ein auch nur annähernd sicheres Resultat vermag ich nicht anzugeben. Nehme ich das, was ich von irischen Handschriften, Fragmenten solcher und einzelnen Blättern aus der angegebenen Zeit selber gesehen habe und worüber sichere Nachricht mir vorliegt, zum Ausgangspunkt einer Vermuthung, so glaube ich, daß die Zahl 200 kaum zu hoch gegriffen ist; unter ihnen befinden sich 33, die größere oder geringere Stücke in irischer Sprache aus jenen Jahrhunderten enthalten. Auch die dürftigen Reste früherer Schätze sind, abgesehen davon, daß auf ihnen Zeuß die altirische Grammatik aufbaute und damit die keltische Philologie begründete, durch ihren Inhalt werthvoll genug. Für das Gebiet der biblischen Litteratur erinnere ich nur an den St. Gallener Evangelien-

codex in griechiſcher Sprache mit lateiniſcher Ueberſetzung, und an den jetzt in Dresden befindlichen ſogenannten Codex Boernerianus, der die Pauliniſchen Briefe griechiſch mit wörtlicher lateiniſcher Interlinearverſion enthält: beide ſicher ſo alt wie das neunte Jahrhundert, der letzte berühmt zu dem durch einen altiriſchen Vers, der die herbeſte Verurtheilung Rom's aus jener Zeit enthält: „Wandern nach Rom macht große Mühe, bringt geringen Nutzen. Den (himmliſchen) König, den du zu Hauſe ſuchſt (vermiſſeſt), wenn du ihn nicht mit dir trägſt, nicht findeſt du ihn (dort). Groß iſt die Thorheit, groß die Verrücktheit, groß der Sinnenverluſt, groß der Wahnſinn: denn es iſt ſicher (nämlich „Wandern nach Rom") ein in den Tod gehen, ein den Unwillen des Sohnes der Maria auf ſich ziehen." Dem klaſſiſchen Philologen iſt unter anderen werthvollen erhaltenen iriſchen Handſchriften eine nun in Bern befindliche, Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts in Irland geſchriebene (bis Blatt 194b) ſchätzbar, die Commentare und Scholien zu Virgil, Horaz, Ovid neben rhetoriſchen Abhandlungen und einem Werk Beda's enthält. Sie wurde wahrſcheinlich von Dungal mit nach dem Continent gebracht und beim Unterricht in Pavia benutzt. Von dem Grammatiker Priscian iſt uns in drei Handſchriften (St. Gallen, Leyden, Carlsruhe — früher Reichenau) und einem Fragment (Mailand aus Bobbio) ſogar eine eigene iriſche Recenſion erhalten: ſämmtliche Handſchriften ſind unabhängig von einander in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts aus gemeinſchaftlicher Quelle in Irland gefloſſen und nach dem Continent gewandert*).

Faſſen wir zum Schluß die vorgeführten Einzelmomente zu einem Geſammtbilde von Irlands Antheil an der Culturentwicklung vom 7. bis 11. Jahrhundert zuſammen.

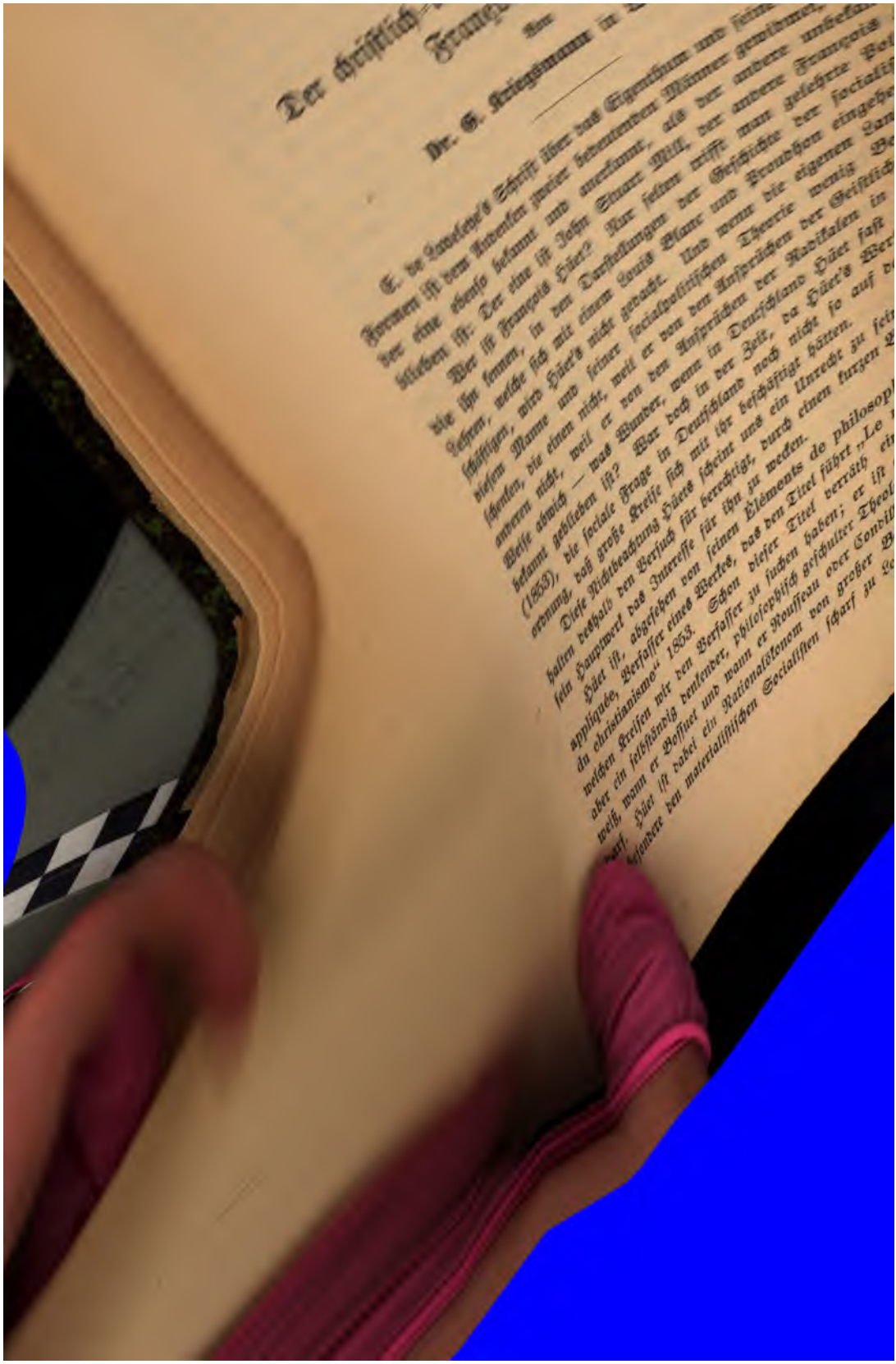
Der rohen Kraft germaniſcher Völkerverbindungen war es gelungen, nach manchem vergeblichen Anſturm das Römerreich in Trümmer zu zerſchlagen; wo die Sieger alte Cultur vorfanden, ergaben ſie ſich derſelben willig, waren aber außer Stande, dieſelbe zu ertragen und zogen die unterworfenen römiſchen Provinzen mit ſich in den Sumpf der Barbarei, in dem das Abendland am Ende des 6. Jahrhunderts rettungslos zu verſinken ſchien.

---

*) Daß die St. Gallener Priscianhandſchrift nicht von Moengal geſchrieben iſt, wie Scheffel in Anmerkung 112 zum Ekkehard annimmt, ſteht längſt feſt, da ſich ausdrücklich andere Schreiber nennen. Und wenn der „ſchriftgelehrte Sohn der grünen Erin" die von Scheffel angeführten Angaben gemacht hat über die iriſchen Gloſſen, dann iſt er eine moderne Auflage des Ambroſius Roſius, den wir oben kennen lernten.

Nur auf der „grünen Inſel“ hatte die alte Cultur eine ſichere Zufluchtsſtätte gefunden; hier blühte zu derſelben Zeit ein zwar keineswegs in bewußtem Gegenſatz zu Rom ſtehendes aber noch von römiſcher Hierarchie und Unduldſamkeit unabhängiges, die Gemüther des Volkes beherrſchendes Chriſtenthum; und die Pfleger deſſelben, die geiſtigen Führer des Volkes pflegten anknüpfend an die großen Kirchenväter Ambroſius und Auguſtin mit gleicher Liebe die Muſter klaſſiſchen Alterthums. Von hier aus zogen um die Wende des 6. und 7. Jahrhunderts zahlreiche Glaubensboten in das Frankenreich der Merovinger und zu anderen germaniſchen Stämmen, errichteten Miſſionsſtationen, in denen mit dem Chriſtenthum zugleich veredelteres Menſchenthum gepflegt wurde. Von Irland aus kamen dann um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts zahlreiche Männer in das vollſtändig chriſtianiſirte Frankenreich der Karolinger und waren eifrig bemüht, das geiſtige Erbe des Alterthums in chriſtlicher Umprägung den germaniſchen und romaniſchen Völkerſchaften zu übermitteln.

Das Urtheil, welches der hervorragendſte Kenner der Karolingerzeit über einen Repräſentanten jener Periode gefällt hat (Dümmler, Artikel Alcuin in der Deutſchen Bibliographie), gilt mit einiger Modification von allen dieſen Männern: vielleicht mit Ausnahme des Johannes Scotus Erigena war kein einziger originaler Kopf unter ihnen und den Ruhm, der Erkenntniß neue Bahnen geöffnet zu haben, kann gewiß keiner unter ihnen beanſpruchen. Aber als Lehrer auf allen Gebieten des damaligen Wiſſens, als Inhaber und Träger einer höheren Cultur als zu jener Zeit auf dem Continent heimiſch war, haben ſie in erſter Linie die Grundſteine der abendländiſchen Cultur auf dem Continent gelegt, an der wir Theil nehmen und auf denen unſere Zeit fortbaut.



nicht weniger ſcharf iſt ſein Angriff, wenn er gegen Thiers und andere Vertreter des „Divitismus“ gerichtet iſt. Des Malthus Lehre iſt in Hüet's Augen nichts als Blasphemie*). Die Art, wie er an ihr Kritik übt, iſt glücklich, wie denn überhaupt die Kritik ſeine ſtarke Seite iſt. Ueberall zeigt ſich der ſcharfe und geſchulte Denker.

Hüet iſt Katholik, gläubiger Chriſt, dabei grundſätzlich tolerant. Nach ihm iſt das Chriſtenthum, als es unter Konſtantin Staatsreligion wurde, entartet und hat alle Mittel heidniſcher Unduldſamkeit verwerthet, um mächtig zu werden. Das Mittelalter iſt, ſozuſagen, heidniſch; wenn es nicht als Vorbereitung für die Neuzeit aufgefaßt wird, hätte es gar keine Berechtigung. Jeſus Chriſtus wäre ein Stümper von Geſetzgeber, wenn das Mittelalter das einzige Ergebniß ſeiner Geſetzgebung geweſen wäre. Chriſtus wollte die Herrſchaft der Vernunft und Natur in der Religion und Politik wiederherſtellen, und was zeigt das Mittelalter? Unterdrückung und Knechtſchaft überall. Erſt die Neuzeit bringt das humane Chriſtenthum, das nach Hüet mit dem Jahre 1789 beginnt. Hüet iſt zu ſehr Franzoſe und Katholik, um Luther gerecht zu werden, obgleich er an manchen Stellen das entartete Papſtthum derb tadelt. Aber es giebt in Hüets Vorſtellungskreiſe gewiſſermaßen zwei Arten des Katholicismus, der eine iſt der ideale Katholicismus, zu dem ſich Hüet ſelbſt bekennt; ihn hält er den Proteſtanten vor, wenn er nachweiſen will, daß ſie Unrecht hatten, ſich von ihm zu trennen. Der unduldſame Katholicismus, wie er ſich in der Geſchichte gezeigt hat, wird wohl getadelt, aber es wird zu wenig betont, daß es dieſer iſt, den Luther beſiegt hat. Luther iſt nach Hüet ein Individualiſt, und das iſt von ſeinem Standpunkte aus ein ſehr ſtarker Tadel. „Soll ich meines Bruders Hüter ſein?“ ſagt Kain, als er den Abel erſchlagen hat. Derſelben Unwahrheit wie Kain machen ſich alle Individualiſten ſchuldig, wenn ſie lehren, jeder ſolle nur für ſich ſorgen, im übrigen ſeinen Nachbar ſich ſelbſt überlaſſen. Hobbes, der Theoretiker des Individualismus, ſieht in dem Nebenmenſchen einen Feind, der Chriſt einen Bruder.

Dem Individualismus, der ſeinen Grund in der materialiſtiſchen oder ſenſualiſtiſchen Weltanſchauung hat, ſteht der Communismus gegenüber, der ein Kind des Pantheismus iſt. Er verkennt vollſtändig die Exiſtenz verſchieden gearteter Perſönlichkeiten. In der Mitte zwiſchen Communismus auf der einen und dem Individualismus auf der anderen Seite liegt der Liberalismus oder Socialismus oder beſſer der liberale Socialismus; er ruht auf einer theiſtiſchen Weltanſchauung, auf einer

*) Dem perſönlichen Charakter des Malthus könnte man allerdings einen ſolchen Vorwurf nicht ohne Ungerechtigkeit machen.

spiritualistischen Philosophie, der zufolge die allgemeinen Ideen eine doppelte Existenz haben, in uns und in Gott.

Wer liberal denkt, ist human; wer human ist, sieht in seinem Mitmenschen einen Bruder, er erkennt die sociale Natur des Menschen, die alle eine Familie bilden sollen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sollen im socialistischen Staate herrschen, wie in der Familie.

Die Freiheit ist das erste der natürlichen Rechte. Der Socialismus beginnt mit dem Liberalismus; aber die Freiheit ist auch nur möglich im socialen Zustande, sie setzt eine aufgeklärte und starke Regierung voraus. Wenn der Mensch eine wilde, anarchische Freiheit anstrebte, würde er bald der Sklave seines Gleichen werden; man muß deshalb Liberalismus und Individualismus nicht gleichstellen, wie es wohl geschieht; vielmehr ist der Liberalismus Vorstufe und Bedingung des Socialismus. Die Freiheit des Menschen hat dieselbe Ausdehnung wie seine Macht, sie erstreckt sich auf alle Gebiete des Lebens, hat aber im Gewissen des Menschen ihre Quelle. So ergeben sich Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, Redefreiheit u. s. w.

Das zweite natürliche Recht ist die Gleichheit, aber man muß sie nicht im communistischen oder materialistischen Sinne verstehen, sondern gemeint ist Gleichheit vor dem Gesetze, soweit die menschliche Natur als bei allen Menschen gleich in Frage kommt, während bei Abschätzung der persönlichen Unterschiede der Satz gilt: Jedem nach seinem Verdienste. Hüet erklärt sich im Gegensatze zu Proudhon für die „Hierarchie der Capacitäten".

Das dritte natürliche Recht ist dasjenige der Brüderlichkeit; ich habe das Recht zu helfen und gegebenen Falls Hülfe zu beanspruchen. Es liegt in der Natur dieses Rechtes, daß es mehr dem moralischen Gebiete angehört als dem politischen; aber es fehlt auch hier nicht. Wenn die Person und die Güter eines Fremden geschützt sind wie die eines Bürgers, so hat dies seinen Grund in der Voraussetzung, daß alle Menschen Brüder sind; wenn die ersten Verkündiger des Evangeliums bei manchen Völkern den Märtyrertod fanden, so hatte das seinen Grund in der Verkennung dieses natürlichen Gesetzes: Das Recht zu helfen wurde ihnen nicht zuerkannt.

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sollen in der Gesellschaft gelten, einerlei ob die Gesellschaft die Interessen der Seele oder die des Körpers verfolgt. Die Interessen der Seele sind die wichtigsten, und so betrachtet Hüet, nachdem er zuerst von der Gesellschaft im allgemeinen gehandelt hat, im zweiten Buche die société spirituelle. In ihr steht oben an das religiöse Interesse: Freiheit in der Ausübung des Kultus, Trennung von Kirche und Staat, jedoch so, daß der Staat durch eine feste Gesetz-

gebung den Spielraum der Kirchen festsetzt — das ist es, was Hüet verlangt. Den Protestanten wirft er vor, daß sie nur den Fürsten an die Stelle des Papstes gesetzt hätten, aber ist nicht das, was Hüet verlangt, grundsätzlich dasselbe, insofern immer der Staat es ist, der die Grenze seiner Wirksamkeit festsetzt? Auch Hüet verwirft das Concordat als des Staates unwürdig. Trennung der Kirche vom Staat, wie in Nord-Amerika, das ist Hüet's Meinung, er vergißt dabei, daß der moderne Staat selbst ein christlicher ist; obgleich Hüet nicht ohne Verständniß für die erziehlichen Aufgaben des Staats ist, kommt es ihm nicht in den Sinn, daß bei der Erziehung der ganze Mensch in Frage kommt, eine Trennung der religiösen Seite des Menschen von seinen anderen deshalb verkehrt uud weiter nichts als ein aus dem „heidnischen" Mittelalter stammendes Erbtheil ist.

Erhebt sich Hüet in diesem kirchenpolitischen Theile seines Buches somit nur wenig über den Dualismus eines Ultramontanen oder Demokraten, so entschädigen den Leser doch auch in diesen Theilen manche schöne Stellen, so wenn er die Geistlichen anredet und ihnen das Wesen der Duldung als mit dem Wesen des Christenthums eng verbunden darstellt. Auch die folgenden Kapitel, die von der Freiheit der Presse und ihren nothwendigen Schranken, von der Freiheit des Unterrichts und dem obligatorischen Schulbesuch handeln, bieten manche gute Bemerkungen, die alle darauf hinzielen, zu zeigen, daß die Errungenschaften der neueren Zeit im Christenthum ihren Grund haben und mit ihm übereinstimmen. — Unser Hauptinteresse wird indeß von dem dritten Buche in Anspruch genommen, das von der société matérielle handelt.

Das Recht zu leben ist der Grund, auf dem die materielle Gesellschaft ruht. Wer wird es wagen, einem seiner Mitmenschen zu sagen: Du bist überflüssig auf der Welt? Malthus freilich hat es gewagt. Man hat nun gesagt: Ohne Eigenthum keine Freiheit. Wenn dem so ist, so folgt, daß jeder Mensch, soll anders das Wort Freiheit keine Phrase sein, auch Eigenthümer sein muß.

Wie ist nun das Eigenthum entstanden? Einige sagen: „Durch Arbeit". Aber die Arbeit setzt jene Geschenke der Natur voraus, die wir verarbeiten. Das Recht der ersten Besitzergreifung soll nach anderen die Quelle des Eigenthums sein. Denken wir uns einen Menschen allein auf einer unbewohnten Insel (oder auf der Erde), so hat derselbe ganz gewiß das Recht auf alles; nun kommt ein zweiter, er bringt das Recht zu leben mit, und wenn er die richtige Vorstellung von dem, was ihm zukommt, hat, wird er zum ersten sagen: „Wie du, fühle ich mich nach göttlichem Recht berufen zu leben, wir sind beide frei, wir brauchen alle

beide die Geschenke der Erde. Du hast bisher alles besessen (occupé), und ich erkenne an, daß du vollständig das Recht dazu hattest, ich beanspruche nichts von den Ergebnissen deiner Arbeit. Sie gehören dir. Anders aber verhält es sich mit den Instrumenten der Arbeit und den „avances" (dem Betriebskapital), die du vorgefunden hast. Sie haben für dich ein göttliches Erbtheil ausgemacht, das du nicht deinem Schweiße verdankst. Du besitzest es nur in deiner Eigenschaft als Mensch. Ich bringe denselben Rechtstitel mit, kraft dessen ich die Hälfte deines ursprünglichen Antheils beanspruche."

Die weitere Verfolgung dieses Gedankens führt Hüet zu der Lehre, daß die biens patrimoniaux zu trennen sind von den biens acquis. Unter jenen versteht er zunächst die Güter, die, wie Grund und Boden, dem Menschen von Gott geschenkt sind. Sie gehören allen, wenn gleich zur besseren Ausnutzung der Privatbesitz an Grund und Boden in gewissen Grenzen berechtigt ist. Die biens acquis, die jeder aus seinem Antheil an den biens patrimoniaux erworben hat, gehören dem Einzelnen, und er vererbt sie auf seine Kinder, während die biens patrimoniaux der Gesammtheit gehören und beim Tode des Einzelnen an sie zurückfallen. Der Sohn des Reichen und der des Armen erhalten ihren gleichen Antheil an den biens patrimoniaux, der Sohn des Reichen aber außerdem die biens acquis des Vaters. Dadurch hat er einen Vorsprung vor dem anderen; stirbt er selbst, so fällt an die Gesammtheit alles das zurück, was er ohne Arbeit erhalten hat, die biens acquis seines Vaters werden nicht weiter vererbt, sondern nehmen den Charakter der biens patrimoniaux an, und nur das, was er selbst hinzuerworben hat, vererbt er auf seine Kinder. In welchem Alter soll nun jeder seinen Antheil an den biens patrimoniaux erhalten? Unerfahrene Hände würden bald das Erhaltene vergeuden, also warte man bis zum 25. Jahre; nun aber sind die Kosten einer besseren Erziehung sehr groß, deshalb ist es oft wünschenswerth, wenn man vorher, etwa im Alter von 14 Jahren, etwas, vielleicht ein Drittel, erhält, natürlich unter Garantie der Eltern oder Vormünder.

Es lautet demnach der erste Artikel des Hüetschen Erbrechts: „In jedem Jahre wird die Theilung der biens patrimoniaux vorgenommen, die durch Tod erledigt sind. Alle jungen Leute beiderlei Geschlechts, welche während dieses Jahres das Alter von 14 oder 25 Jahren erreicht haben, nehmen daran theil. Die 25jährigen erhalten je zwei Theile, die 14jährigen je einen."

Auf diese Weise glaubt Hüet die Abschaffung der Lohnarbeit zu erreichen. Der Arbeiter ist zugleich Kapitalist und vereinigt sich mit Seines-

gleichen. Wenn einer sein Erbtheil vergeudet, so ist er mit Recht der Armuth verfallen, und wenn ein solcher als Lohnarbeiter arbeiten muß, so kann er sich nur über sich selbst beklagen. —

Hüet sucht dann, in dem Gefühl, man könne ihn zu den Utopisten rechnen, nachzuweisen, daß seine Vorschläge ausführbar sind. Wir folgen ihm hier nicht.

In den nächsten Kapiteln werden dann handelspolitische Fragen mit Klarheit erörtert: Der Freihandel soll dann willkommen sein, wenn erst die ganze Menschheit einen Staat bildet. So lange dies nicht der Fall ist, bekennt sich Hüet (wenn er gleich den Ausdruck nicht kennt) zum nationalen System: Setzen wir, meint er, zwei durch Gebirge getrennte Producenten voraus, die einen vorhin nicht gekannten Weg entdecken und sich plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen. Das ist der Fall der Nationen, welche durch die neuen Handelswege zum ersten Male einander näher gebracht werden. Bislang hatten beide Producenten Getreide, Wein und Eisen gewonnen, aber der eine mit günstigeren natürlichen Vorbedingungen für die Getreidegewinnung, der andere für Wein und Eisen. Beide haben also Vortheile vor einander, jeder in den Produkten, in denen er stark ist. Sie werden von selbst anfangen zu tauschen, und die Theilung der Arbeit wird den Handel für die Zukunft sichern. Der erstere wird, indem er nur Getreide baut, seinen Nachbar damit versehen, der ihm dafür Wein und Eisen verschaffen wird. Bringt ihnen der Freihandel also nicht allen beiden einen ganz offenbaren Vortheil? Der Vortheil würde in der That unbestreitbar sein; aber nur unter der Bedingung, daß jedes der producirenden Länder nach Belieben die Kultur ausdehnen kann, in der es groß ist u. s. w. — Erhebt Hüet sich auch nicht zu der Höhe eines List, so ist doch das Resultat, zu dem er gelangt, thatsächlich dasselbe.

Ueberhaupt weiß er Wesen und Bedeutung des Nationalitätsprincips wohl zu schätzen und hält sich auch in dieser Beziehung frei von der internationalen Verschwommenheit so mancher anderen Socialisten. —

Im vierten Buche, das über die société politique handelt, kann uns Hüet am wenigsten gefallen. Die Unmöglichkeit, die höchste gesetzgebende Gewalt von der höchsten ausführenden ganz zu trennen, ist ihm freilich klar, aber vermöge seiner demokratisch-republikanischen Grundanschauung führt ihn dies — zum Convent. Er verfehlt deshalb auch nicht, die Greuelthaten des Convents nach Kräften zu entschuldigen. Wir unsererseits entschuldigen ihn, da er als Franzose im Jahre 1850 schrieb, den Segen eines Volkskönigthums ebenso wenig kennend wie den Vortheil einer ununterbrochenen Entwickelung. —

Das ganze Werk Hüet's ist getragen von einer wahrhaften Religiosität. Seine Absicht ist in erster Linie, die Uebereinstimmung des Christenthums mit den Forderungen des Socialismus nachzuweisen. Zahlreiche Stellen des neuen und auch des alten Testaments führt er zum Beweise seiner Ansicht an.

Muß man auch im Einzelnen viel von ihm abweichen und ihn einen Utopisten nennen, so ist doch das Werk vielfach interessant; der Geist, in dem es geschrieben ist, ist der Geist der Menschenliebe und der Liebe zur Wahrheit, wenn auch die Bedingungen, unter denen der Verfasser seine politischen Ueberzeugungen gewann, ungünstige waren. Jedenfalls muß aber Einsprache erhoben werden, wenn man in übrigens guten Darstellungen der Geschichte der Nationalökonomik lesen kann, daß der französische Socialismus sich in Louis Blanc und Proudhon literarisch auslebt. François Hüet verdient neben ihnen genannt zu werden. —

Zwei Probleme sind es, deren Studium die erste Bedingung für einen Staatsmann bilden, der in der sogenannten socialen Frage gehört sein will. Das eine Problem ist das der Erblichkeit; es läßt sich nicht leugnen, daß Hüet es sich mit diesem Problem zu leicht gemacht hat, ein Vorwurf, der fast allen Socialisten gemacht werden kann. Das andere Problem ist das der Grundrente; dieses Problem hat erhöhte Bedeutung bekommen in unserem Zeitalter der Großstädte; aber. auch über diese Frage gibt Hüet nichts Besonderes, ob er gleich die Lehre im Sinne Ricardo's kennt.

Worin liegt denn aber seine Eigenthümlichkeit und damit auch sein Werth? Darin, daß er die Identität der christlich-religiösen, der liberalen (im besten Sinne des Worts) und der socialistischen Weltanschauung behauptet und diese Behauptung durchzuführen versucht. In Deutschland hat der Ausdruck „socialistisch" eine Nebenbedeutung erhalten, die uns ganz vergessen macht, daß wir in allen unseren staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen längst Socialisten im eigentlichen Sinne des Wortes sind. Wenn ich Schulsteuern bezahle, damit die Kinder meines Nachbars unentgeltlichen Unterricht haben, was ist es anders als Socialismus? Mit welchem Rechte läßt der Arzt sich von dem Reichen für dieselbe Leistung das Zehnfache bezahlen, wie von anderen, wenn nicht der socialistische Gedanke zum Grunde liegt: Der Reiche bezahlt für die Patienten mit, die gar nichts oder zu wenig bezahlen? — Wo man auch hineingreift in's staatliche und gesellschaftliche Leben, überall — Socialismus. Was folgt daraus? Daß es thöricht ist, das Kommen eines socialistischen Staates zu fürchten oder zu hoffen, da wir mitten in einem solchen sind.

Daraus ergibt sich wieder der Schluß, daß die grundsätzlichen Erör-

terungen über Socialismus aus der praktischen Politik fern zu halten sind. In ihr lauten die Fragen, die zu beantworten sind, also: Wo finden sich wirthschaftliche Ungerechtigkeiten? und was muß der bestehende Staat an seinen Gesetzen ändern, um jene Ungerechtigkeiten zu beseitigen?

Würden die Arbeiterkreise sich über diese grundsätzlichen Wahrheiten klarer sein, so würden sie sich von einer Partei lossagen, die sich nicht auf den Boden der Verfassung stellt: Der erste Schritt zur Ueberbrückung der Kluft, die sie jetzt von den anderen Kreisen der Bevölkerung trennt, wäre damit gethan. Aber noch ein zweiter bedeutsamer Schritt zur Versöhnung kann an der Hand Hüet's gethan werden. Man ist bekanntlich im socialdemokratischen Lager nicht einig über die religiöse Frage: Während die Mehrzahl und besonders die Führer dem Atheismus huldigen, der ein Feind der Duldung ist, will der andere Theil die Religion zur Privatsache machen, also den Grundsatz der Glaubensfreiheit anerkennen. Diese letzteren stehen also den religiösen Anschauungen eines historisch gebildeten Liberalen näher; von ihnen ist eher zu hoffen, daß sie sich von der Socialdemokratie losmachen; mit ihnen ist eine Verständigung leichter. Da mag es in Zukunft noch einmal bedeutsam werden, daß es einen geistvollen Autor gegeben hat, der die Ueberzeugung verficht, daß der religiöse Geist derselbe ist, wie der liberale und dieser derselbe wie der sociale. Dieser Autor ist freilich ein Utopist, und unsere praktische und realistische Zeit glaubt sich des Studiums von Utopien enthoben; und das ist auch in gewisser Weise gut. Indeß darf nicht vergessen werden, daß die ganze Staatswissenschaft auf der möglichst genauen Kenntniß der menschlichen Natur beruht, und diese Kenntniß wird durch das Anschauen der Ideale gefördert, welche edle Männer auf Grund vielseitiger Forschungen sich schufen, ob sie gleich im Einzelnen irrten. Der Praktiker freilich glaubt, solche Ideale gering schätzen zu dürfen, indeß nicht ungestraft. Als der nordamerikanische Präsident Jefferson Plato's politische Schriften las, fragte er sich: Wie ist es möglich, daß die Welt solchen Unsinn so lange gepriesen hat? Jefferson begriff das platonische Ideal nicht, er begriff aber auch den Geist Washington's und Hamilton's nicht, dem die Union ihre Größe verdankt.

Hüet ist nun zwar kein Plato, aber ein Stück von einem solchen, und wenn die Deutschen durch ihre vielgerühmte Vielseitigkeit auch vor dem beschränkten Empirismus eines Jefferson geschützt sein mögen, so ist der Geist der Zeit doch ein solcher, daß es berechtigt erscheint, vor solcher Einseitigkeit zu warnen und ihr entgegen zu arbeiten. In diesem Sinne kann das Studium François Hüet's von Nutzen sein.

Das Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg.

Von

H. Delbrück.

Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Erster Band. Berlin 1886. Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Als während des schleswig-holsteinischen Krieges die Anhänger der preußischen Regierung und der Armeereorganisation laut jubelten über die Erfolge der preußischen Waffen und in den Ereignissen dieses Krieges die Gewähr sehen wollten, daß die neugebildete Armee auch größeren Aufgaben gewachsen sein würde, da sprach Rüstow in seinem neben den Ereignissen her geschriebenen Buch über den Krieg die Meinung aus, daß die Preußen in dem französischen Revolutionskriege Aehnliches gethan und dafür in ähnlichen Tönen gefeiert worden seien und sich dennoch auf dem geraden Wege zu Jena und Auerstädt befunden hätten. Man kann sich heute nicht mehr entrüsten über dieses Mißurtheil, man kann nur noch darüber lächeln. Ja man könnte ohne die Gefahr unsere Heereseinrichtungen zu discreditiren auf den Ruhm dieses Feldzuges wirklich verzichten und mehr Fehler als Genie in ihm finden; und wenn ein solches Urtheil von der Heeresleitung selbst ausgesprochen wird, so wird man es ihr, wenn es ihr auch nicht gar zu viel kosten kann, als eine ganz besonders schöne That der Selbstverläugnung und der Selbstkritik anrechnen — und diese That hat der preußische Generalstab wirklich gethan. Das eben erschienene neue Generalstabswerk umfaßt in einem ersten Theil die Geschichte des Krieges mit Ausnahme der eigentlichen Belagerung von Düppel und der Ereignisse nach dem Waffenstillstand. Wie man diese Dinge beurtheilt, muß der zweite Theil zeigen, der erste aber läßt sich kurz dahin charakterisiren, daß er die Leistungen des preußischen Obercommandos mit einem Freimuth und einer Strenge beur-

theilt, die wohl in einem amtlichen Werke noch nie vorgekommen ist und diesen ganzen Theil des Feldzuges als eine ununterbrochene Kette von Fehlern erscheinen läßt.

Die verbündeten Truppen hatten gleich in den ersten Tagen des Feldzuges den Feind gezwungen die Dannewerke zu räumen, einige vortheilhafte Gefechte geliefert, ihnen Schleswig und bald auch einen Theil von Jütland entrissen. Das scheinen doch unverächtliche Erfolge zu sein. Das erste aktenmäßige Werk über diesen Krieg von dem Grafen Waldersee ergeht sich folgendermaßen: „Ein strategischer Sieg hatte die Dannewerksstellung geöffnet. In Europa war der Ruf von der Bedeutsamkeit und der ganz besonderen Festigkeit dieser Stellung durch alle Zeitungen gegangen und in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet worden. Allgemein wurde dies als etwas unumstößlich Richtiges betrachtet. Man hielt diese Befestigungen für den Hauptschutz Dänemarks gegen Deutschland. Besonders hielten sich die Dänen von ihrer Uneinnehmbarkeit überzeugt und ihre Streitmacht hinter denselben für vollständig gesichert. Jetzt waren die Dannewerke infolge einer einfachen strategischen Operation auf das Eiligste geräumt und ihre Vertheidigung auch nicht einmal versucht worden. Dänemark und Europa war hierdurch der Beweis geliefert, daß der eigentliche Werth der so hochgerühmten Stellung doch nur ein sehr bedingter sei.

„Das ganze kostbare Material, welches die Schanzen in sich schlossen, war den Verbündeten in die Hände gefallen. Die Kosten des Baues dieser Werke — es waren über 10 Hauptwerke — die Erstehung des Grund und Bodens und das sehr bedeutende Holzwerk derselben mußten nach Millionen von Thalern berechnet werden. Ein ungeheures Material an schwerem Geschütz, ausgerüstet mit großen Munitionsvorräthen, wurde mit den Schanzen erbeutet. In dem eigentlichen Dannewerk, einschließlich der Mövenberginsel, fanden sich 73 Geschütze, in Friedrichstadt 19, in Missunde 21, bei Cappeln und Arnis 6, im Ganzen 119 schwere Geschütze. Hierzu kommen noch 20 Stück Feldgeschütze, welche, als Folge des übereilten Rückzuges, an den Wegen auf verschiedenen Punkten stehen geblieben waren. Das sind kolossale Verluste.

„Fernerhin ist die moralische Niederlage in Rechnung zu ziehen, welche die dänische Armee durch den wahrhaft überstürzten Rückzug erlitt, der in Schnee und Eis, mitten in der Nacht ausgeführt, einer Flucht nicht unähnlich sah. Offizieren und Soldaten hatte man die Ueberzeugung von der außerordentlichen Festigkeit der Stellung, mit der man stehen und fallen müsse, förmlich aufgedrängt, der Abmarsch von hier, ohne einen sichtbaren Grund, mußte auf Alle ungemein niederschlagend wirken und

das Vertrauen zu den Leitern des Krieges wesentlich abschwächen. Endlich war der taktische Verlust, den der Schlag von Oeversee den Dänen bereitete und der sie die Schärfe des feindlichen Schwertes schwer empfinden ließ, für nicht unbedeutend zu erachten. Dies Alles hatte man in den wenigen Tagen des Kämpfens und Marschirens erreicht."

Diese Aufzählung ist vollständig richtig; es handelt sich nur darum, wie hoch man alle diese Dinge schätzt. Im Generalstabswerke erscheinen sie sehr geringfügig. Es stellt keine geringere Forderung, als daß die ganze dänische Armee in den Dannewerken oder zwischen den Dannewerken und Flensburg gefangen werden mußte und es sucht den Grund, weshalb dies nicht geschah, nirgend wo anders als bei dem preußischen Obercommando, bei dem Feldmarschall Wrangel.

Der Chef des Generalstabes der Armee in Berlin, der Generallieutenant von Moltke, hatte für den Feldzug einen Operationsplan ausgearbeitet und denselben, nachdem der König ihn gebilligt, dem Feldmarschall „zur Kenntnißnahme" zugehen lassen, wonach bereits am dritten oder spätestens vierten Tage nach Ueberschreiten der schleswigschen Grenze ein Corps bei Missunde oder abwärts von Missunde über die Schlei gehn und der Besatzung des eigentlichen Dannewerks den Rückzug abschneiden sollte. „Nicht ein erster Sieg, sondern die rastlose Ausnutzung desselben, eine Verfolgung, welche das Heer vernichtet, bevor es seinen gesicherten Einschiffungspunkt erreicht, ist das anzustrebende Ziel."

Um ganz sicher zu gehen, daß die dänische Armee nicht, oder wenigstens nicht ohne sehr großen Verlust entkomme, wollte der General von Moltke sogar eigentlich, daß auch auf dem andern Flügel, der Nordsee zu, gleichzeitig eine Umgehung in's Werk gesetzt werde, damit, wenn sie an einer Stelle mißglücke, man noch eine zweite Chance habe. Diese letztere Idee ließ das Obercommando gänzlich fallen und der Uebergang über die Schlei wurde anstatt spätestens am vierten, erst am Morgen des sechsten Tages bewerkstelligt und diese Verspätung hatte gerade genügt, die Dänen die Gefahr erkennen zu lassen und ihnen den Rückzug zu ermöglichen: am Abend des fünften Tages (5. Februar) waren sie abgezogen.

Der Verlauf der Dinge und der Gedanken beim preußischen Ober-Commando war dieser. Gegen Ende Januar war die verbündete preußisch-österreichische Armee noch nicht ganz vollständig an der Eider aufmarschirt. Es wird beschlossen, sofort den Vormarsch zu beginnen, da man hört, daß die Dänen noch mit 20 000 Mann in dem offenen Lande vor den Dannewerken stehen und hier Lieferungen eintreiben. Sie hieran zu verhindern und womöglich noch zu packen, wird ein oder zwei

Tage zu früh aufgebrochen. Natürlich sind die Dänen nicht so einfältig, sich so vor ihrer Feste überfallen zu lassen. Die Verbündeten sind also im Lande, ohne etwas erreicht zu haben, und das Obercommando ist zu ängstlich, das entscheidende Manöver, den Uebergang über die Schlei, sofort in Angriff nehmen zu lassen. Das Corps des Prinzen Friedrich Carl auf dem rechten Flügel, welches hierher bestimmt ist, wird in unmittelbarer Nähe des österreichischen Corps festgehalten, aus Besorgniß, die Dänen möchten aus dem Dannewerke einen großen Ausfall machen Auf eigene Hand, entgegen der vom Obercommando gegebenen Directive, macht der Prinz den Versuch auf Missunde, den die Dänen siegreich zurückschlagen.

Nun will, nachdem die noch fehlenden Truppentheile eingetroffen sind, das Obercommando den Stier bei den Hörnern packen und unter gänzlichem Verzicht auf die Umgehung die festen Dannewerke erstürmen. Der Feldmarschall Wrangel beruft eine Conferenz der Generale, um ihnen seinen Plan vorzulegen, erfährt hier aber so entschiedenen Widerspruch, daß er vorläufig darauf verzichtet und jetzt, nachdem ein bis zwei kostbare Tage verloren sind, die Umgehung über die Schlei anordnet. Prinz Friedrich Karl und sein Generalstabschef, von Blumenthal, haben bereits auf eigene Hand die nöthigen Vorbereitungen getroffen, aber der Zeitverlust ist nicht mehr einzuholen. Es ist ein Irrthum, wenn Prinz Friedrich Karl in einer späteren Proclamation und Graf Waldersee in dem genannten Werke annehmen, die Dänen seien eben durch die drohende Umgehung der Preußen zum Rückzuge aus den Dannewerken veranlaßt worden; dieser Rückzug wurde bereits beschlossen am Abend des 4. Februar, ehe die Gefahr für die Dänen acut war, weil die dänischen Generale einsahen, daß früher oder später der Feind an irgend einem Punkte der langen Vertheidigungslinie auf jeden Fall durchbrechen und ihre Armee dann der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sein würde. Faßten sie diesen Entschluß 24 Stunden später, so waren sie verloren.

Auch jetzt hätte man ihnen auf dem Rückzug noch schwere Verluste beibringen können, aber Ungeschick und Unglück in der Führung der alliirten Armee kam ihnen noch weiter zu Hülfe. Die erste Meldung des Prinzen Friedrich Carl an das Ober-Commando, daß die Schlei-Stellung geräumt sei, kam nicht an. Es waren Relais zwischen den beiden Commandos eingerichtet, aber der österreichische Posten, der die Meldung von dem preußischen übernehmen sollte, war abgezogen. Der preußische Bote, ein Küraſſier-Unterofficier, ritt nun zwar pflichtmäßig selber weiter, aber auf den gefrorenen glatten Wegen wurde in der Nacht sein Pferd zuletzt so müde, daß es nicht weiter konnte. Da holte ihn ein

Feld-Postillon ein, dem er die Meldung übergab. Trotz aller Versprechungen aber hat der Feld-Postillon sie nicht im Haupt-Quartier abgeliefert und er hat auch nicht zur Verantwortung gezogen werden können, da der Küraſſier ihn im Finstern nicht genügend gesehen hatte, um ihn wiederzuerkennen. Durch einen andern nicht aufgeklärten Zufall blieb die Meldung der Oesterreicher, die im Centrum zuerst den Abzug der Dänen bemerkten, an das linke Flügel-Corps, preußische Garde unter General v. d. Mülbe, ebenfalls liegen und da die preußischen Vorposten, unaufmerksam genug, ihrem eigenen General keine Meldung davon erstattet hatten, daß die feindlichen Posten verschwunden seien, so wurde auch an dieser Seite die Verfolgung mehrere Stunden zu spät eingeleitet.

Im Eifer der Verfolgung machte die Garde dann noch den Streich, eine Eisenbahn, die sie erreichte, schleunigst zu zerstören, welche That das Generalstabswerk mit der trockenen Anmerkung versieht: „Die Bahn, welche der Gegner doch nicht mehr hätte benutzen können, mußte sogleich wieder hergestellt werden."

Nur den Oestreichern gelang es, die Dänen noch in ernsthafteres Nachtrabs-Gefecht, bei Oeversee, zu verwickeln. Dann stellte das Ober-Commando, da die Oestreicher schon zu ermüdet, die Preußen noch zu entfernt waren, die Verfolgung gänzlich ein. Mit wahrer Ironie blickt den Beschauer die dem Generalstabswerk beigegebene Uebersichtskarte (Skizze 5) an über die beiderseitigen Stellungen vom 7. Februar mit der sorgfältig darauf verzeichneten Vorpostenlinie der Preußen und dem davor liegenden meilenbreiten leeren, ganz leeren Raum bis zu den Dänen — nachdem man im Text des Werkes (Seite 226) gelesen hat, es solle dahingestellt bleiben, ob es möglich gewesen wäre mit der zurückweichenden Nachhut des Feindes zugleich in die Düppel-Stellung einzudringen und ausführlich geschildert ist (Seite 210), wie die Dänen, da die erwartete Verfolgung ausbleibt, wieder Muth fassen, sich erholen, die erforderlichen Arbeiten ausführen und sich im Sundewitt festsetzen.

Mit dem Abbruche der Verfolgung bei Flensburg hört der Krieg zunächst, abgesehen von einigen unbedeutenden Recognoscirungsgefechten, vollständig auf. Die Verbündeten waren nicht einig über das nunmehr ins Auge zu fassende Ziel. Die Preußen, darin war der Chef des Generalstabs in Berlin und das Ober-Commando an Ort und Stelle einig, legten wenig Gewicht auf die Einnahme von Düppel. Die Belagerung mitten im Winter sei schwierig, der positive Gewinn gering. Das einfachste Mittel, den Willen der Dänen zu beugen, sei die Einnahme von Jütland. Dem widersetzten sich die Oesterreicher; sie erklärten,

der Zweck des Kriegs sei die Occupirung des schleswigschen Gebietes, dazu gehöre Düppel mit Alsen. Die Besetzung Jütlands könne europäische Verwickelungen herbeiführen. Diesen Zwiespalt zu heben, mußten diplomatische Verhandlungen zwischen Wien und Berlin eingeleitet werden und es vergingen drei Wochen, ehe dieselben zu Ende gebracht wurden und zwar in dem Sinne, daß man beide Unternehmungen gegen Düppel wie gegen Jütland beschloß.

Vor Düppel hatte sich in diese erzwungenen Pause der eigenthümliche Zustand gebildet, daß die Preußen statt die Dänen möglichst schnell aus dem Terrain vor der eigentlichen Position zu vertreiben, sie freiwillig darin ließen, in der Hoffnung, daß ihnen so Gelegenheit zu glücklichen Streichen gegeben werde.

Die Ausführung des Beschlusses gegen Jütland trägt denselben Charakter wie die bisherigen Operationen. Die dänischen Truppen wurden bei Beile angegriffen und geworfen; sie ziehen sich zurück auf die Insel Nors und ein Sturm verhinderte sie drei Tage lang am Uebersetzen. Statt sie aber in der Aussicht auf einen solchen Zwischenfall zu verfolgen und ihre Vernichtung anzustreben, kehren die Oesterreicher, denen diese Aufgabe zufällt, nach einigen Märschen wieder um. Das Ober-Commando hatte in seiner Aengstlichkeit verlangt, daß die Hälfte des Corps bei Beile stehen bleibe, oder wenigstens sehr schnell wieder dort zur Disposition sein solle, für den Fall, daß die Dänen aus Fredericia gegen das Mülbe'sche Corps einen Ausfall unternehmen sollten; der Rest seiner Truppen, zwei Brigaden schienen den General von Gablenz für die gestellte Aufgabe zu schwach und er unterließ es, die reife Frucht, die ihm winkte, man kann kaum sagen, zu pflücken, sondern nur aufzufangen. Die vollständige Besetzung Jütlands hat erst nach der Einnahme von Düppel und nach dem Waffenstillstand stattgefunden.

Vergleicht man die Leistungen der preußischen Generalität in diesem Feldzuge mit denen von 1866 und 1870, so erscheinen diese Dinge schier unerklärlich und doch verlangen sie eine Erklärung. Das erste Moment, welches man zu diesem Zweck eliminiren muß, ist der doppelte, sowohl politische wie militärische Einfluß des Coalitionskrieges.

Die Verfolgung kam bei Flensburg ins Stocken, weil der General von Gablenz erklärte, daß seine Avantgarden-Brigaden nicht weiter könnten. Hätten die Truppen der eigenen Armee angehört, so hätte das Ober-Commando doch wohl den Entschluß gefaßt, der, nach dem Generalstabswerk, (S. 202) „den Verhältnissen am meisten entsprochen hätte", trotz der Ermüdung, eine äußerste Anspannung von diesen Truppen zu verlangen. Man beschloß „jedoch dem Wunsch des General von Ga-

Rechnung zu tragen", brachte preußische Truppen an die Spitze und verlor darüber die Fühlung mit dem Feinde.

Ganz ebenso mit dem Feldzug in Jütland. General von Gablenz hielt die ihm für seine Aufgabe überwiesenen Truppen für zu schwach und führte den erhaltenen Befehl nicht aus. Ein preußischer General hätte vielleicht ganz dieselbe Ansicht gehabt, aber doch sich durch den Befehl seines Vorgesetzten auf alle Fälle der Verantwortung enthoben gesehen und hätte den Vormarsch gewagt.

Noch bedeutsamer ist naturgemäß der Einfluß der Politik, und das Generalstabswerk ist genöthigt gewesen, den politischen Auseinandersetzungen einen ziemlich breiten Raum zu gönnen. Man kann aber nicht sagen, daß es mit dieser Erweiterung seiner eigentlichen Sphäre besonders glücklich gewesen sei. Die Einleitung ist nicht ohne Fehler und Schiefheiten, und das Ganze bleibt immer viel zu unvollständig, um ein wirklich klares Bild zu gewähren. Hatte man sich in Preußen beim Eintritt in die Campagne eine bestimmte Vorstellung von dem letzten Zweck dieses Krieges gemacht, oder hat man sich bis auf einen gewissen Grad von den Ereignissen treiben lassen? Wie stand Preußen mit den anderen Mächten, namentlich mit Frankreich? Der Feldmarschall Wrangel getraute sich nicht, die ihm von Berlin vorgelegten Pläne auszuführen, die dem Kriege mit einem Schlage ein Ende gemacht hätten — warum gab man ihm nicht 10 000 Mann mehr? Glaubte man wegen gewisser anderer Eventualitäten hier nicht zu viel Truppen engagiren zu dürfen? Der Chef des Generalstabs der Armee schließt eines seiner Memoires (vom 22. Februar) mit der Wendung, daß die politischen Ziele des ganzen Unternehmens ihm nicht bekannt seien. Die politischen Ziele bestimmen aber zuletzt auch die Strategie eines Krieges. Als man vor Düppel ankam, stand man nach dem Ausdruck des Grafen Waldersee (S. 112) „vor einer starken Position, von der man eigentlich so gut wie Nichts wußte." Man hat also jedenfalls den Krieg in Preußen nicht von langer Hand her vorbereitet gehabt und wollte überhaupt die Entscheidung nicht bei Düppel, sondern in Jütland erzwingen. Dem widersprachen nun die Oesterreicher. Ganz naturgemäß hatte man, um nur den Krieg erst in Gang zu bringen und nicht zu früh Differenzen zu zeitigen, über die weiteren Stadien desselben nichts im Voraus abgemacht. Infolge dessen war nun die Belagerung von Düppel nicht vorbereitet, und es entstand die lange Pause zwischen der Dannewerk- und der Düppel-Episode.

Ganz direct wirken auch die Verhältnisse zum Deutschen Bunde und zu den Kleinstaaten ein. Holstein war im Auftrage des Bundes von Sachsen und Hannoveranern besetzt und in Bundesverwaltung. Diese

Verwaltung chicanirte die Verbindung der operirenden Armee mit der Heimath so sehr (z. B. gegen das Schlachtvieh, das nachgeführt wurde, sollen die Vorschriften über den Grenzschutz gegen Viehseuchen in Anwendung gebracht worden sein), daß Wrangel endlich ankündigte, er werde die Etappen-Orte selbst besetzen. Die Bundes-Commissare und die öffentliche Meinung in Deutschland sahen darin brutale Gewalt und die Bundestruppen rüsteten sich ganz ernstlich „Widerstand entgegenzusetzen". Dazu kam es denn doch nicht, aber immerhin mußte eine preußische Brigade in Holstein zurückbleiben.

Alle diese Momente genügen nun doch aber bei Weitem nicht, die Schwächlichkeit des preußischen Ober-Commandos zu erklären. Es ist wie wenn ein in sich uneiniger Geist in demselben geherrscht habe. Fortwährend werden gewaltige Anläufe gemacht, um vor dem ersten Hinderniß zu stutzen und abzubiegen. Man beginnt den Krieg, obgleich die Garde-Division noch nicht zur Stelle ist; am nächsten Tage ist man zu ängstlich die Corps zum Zwecke der Umgehung zu trennen, obgleich nunmehr die Truppen der Garde-Division einrückten oder in unmittelbarer Nähe waren.

Nun wird der directe Sturm auf die feindlichen Verschanzungen beschlossen; da die Corps-Generale widersprechen, giebt man ihn wieder auf.

Man erlaubt dem Prinzen Friedrich Karl endlich seine Umgehung; er will direct auf Flensburg marschieren, wo er den Dänen den Rückzug abschneiden würde. Man verbietet ihm das und will ihn auch nach gelungenem Uebergang über die Schlei auf Missunde in der Richtung auf das Dannewerk marschieren lassen, wiederum um alle Corps nahe beisammen zu haben. Dabei beträgt die Stärke der Verbündeten 60000*), die der Dänen nur 40000 Mann, die zum großen Theil nur den Charakter von Milizen tragen.

Nachdem die Verfolgung jenseits Flensburg aufgehört hat, wird beschlossen (Gen.-St.-Werk S. 207) die weiteren Operationen davon abhängig

*) Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß in kriegsgeschichtlichen Werken ein gleichmäßiger Usus bei Stärkeberechnungen angewandt werde und zwar derart, daß auch Artilleristen mitgezählt werden, wie es in der Denkschrift des General von Moltke S. 114 f. geschieht. Bei der Stärke-Berechnung auf Seite 102 ist, wie der Vergleich mit der Ordre de Bataille ergiebt, dies nicht geschehen, dies Unterlassen aber auch nicht deutlich ausgedrückt. Es heißt „56 323 Mann, darunter 3773 Reiter nebst 158 Geschützen". Die alte französische Methode ist allerdings nur die „sabres et bajonnets" zu zählen, wobei die Artilleristen und auch die Officiere ausgeschlossen sind. Das ist aber nicht praktisch; die Artillerie-Mannschaft ist doch nicht immer mit der Zahl der Geschütze gegeben, war z. B. auf preußischer Seite bei Ligny viel zu klein und das war ein wesentliches Moment der Schwäche dieser Armee.

zu machen, ob der größere Theil des dänischen Heeres die Straße nach Düppel oder nach Kolding eingeschlagen habe, als ob die Verbündeten nicht stark genug gewesen wären, ihnen zunächst auf beiden Straßen zu folgen.

Das Ueberschreiten der Jütischen Grenze wird dem Ober-Commando aus Rücksicht auf Oesterreich verboten. Wrangel unterläßt dieses Verbot den Truppen mitzutheilen „um nicht niederdrückend auf ihren Geist zu wirken" (S. 231). Als nun im Fortgang eines Gefechts die jütische Stadt Kolding zufällig besetzt wird, hat man die Rücksicht auf den Geist der Truppen vergessen und will wieder zurück. Da legt sich glücklicherweise der Kronprinz ins Mittel, der ohne bestimmte Function dem Hauptquartier zugetheilt ist, verhindert die Absendung des bereits unterzeichneten Befehls und erlangt auch die nachträgliche Billigung des Königs.

Endlich getraut man sich wieder nicht, dem General v. Gablenz die Truppen, die er für nöthig hält zur Occupirung von Jütland mitzugeben, aus Furcht, daß die Dänen unversehens einen Theil ihrer Truppen zu Schiff von Alsen nach Fredericia bringen und einen großen Ausfall machen könnten.

Das Verhalten des preußischen Ober-Commandos erscheint um so räthselhafter, je mehr man sich klar macht, daß der Mangel an Einsicht zuletzt in einem tieferen Mangel, dem Mangel an der höchsten der kriegerischen Eigenschaften, Entschlossenheit und Kühnheit wurzelt. Die anscheinend muthigen Entschlüsse lassen, indem sie nachher nicht ausgeführt werden, diesen Mangel nur um so krasser erscheinen. Das Dannewerk kurzer Hand erstürmen zu wollen, mag eine Tollheit gewesen sein; diesen Entschluß aber anzukündigen und nachher vor dem Widerspruch der Untergebenen zurückzuziehen, ist für einen Feldherrn schlimmer als eine Tollheit, es ist eine Rodomontade. In jüngeren Jahren hat der Feldmarschall Wrangel sowohl im Jahre 1814 als blutjunger Regiments-Commandeur als bei der Wiederbesetzung von Berlin im November 1848 Beweise von kaltblütiger Entschlossenheit unzweifelhaft gegeben. Das Generalstabswerk sagt einmal (S. 241) er habe bei „großer körperlicher Rüstigkeit den oft verwickelten Erwägungen der Heeresleitung nicht immer genügend Berücksichtigung geschenkt." Um so mehr Verantwortung würde auf seinen Chef des Generalstabes fallen: sein Chef des Generalstabes aber war kein geringerer als Vogel von Falckenstein. Der Ruhm, den dieser General sich im Jahr 1866 erworben hat, ist von der Armee-Verwaltung, wie die baldige Außerdienststellung zu beweisen scheint, nie so ganz anerkannt worden und, was den ersten Theil des Feldzuges anbetrifft, neuerdings in einem höchst interessanten

Verwaltung chicanirte die Verbindung der operirenden Armee mit der Heimath so sehr (z. B. gegen das Schlachtvieh, das nachgeführt wurde, sollen die Vorschriften über den Grenzschutz gegen Viehseuchen in Anwendung gebracht worden sein), daß Wrangel endlich ankündigte, er werde die Etappen-Orte selbst besetzen. Die Bundes-Commissare und die öffentliche Meinung in Deutschland sahen darin brutale Gewalt und die Bundestruppen rüsteten sich ganz ernstlich „Widerstand entgegenzusetzen". Dazu kam es denn doch nicht, aber immerhin mußte eine preußische Brigade in Holstein zurückbleiben.

Alle diese Momente genügen nun doch aber bei Weitem nicht, die Schwächlichkeit des preußischen Ober-Commandos zu erklären. Es ist wie wenn ein in sich uneiniger Geist in demselben geherrscht habe. Fortwährend werden gewaltige Anläufe gemacht, um vor dem ersten Hinderniß zu stutzen und abzubiegen. Man beginnt den Krieg, obgleich die Garde Division noch nicht zur Stelle ist; am nächsten Tage ist man zu ängstlich die Corps zum Zwecke der Umgehung zu trennen, obgleich nunmehr die Truppen der Garde-Division einrückten oder in unmittelbarer Nähe waren.

Nun wird der directe Sturm auf die feindlichen Verschanzungen beschlossen; da die Corps-Generale widersprechen, giebt man ihn wieder auf.

Man erlaubt dem Prinzen Friedrich Karl endlich seine Umgehung; er will direct auf Flensburg marschieren, wo er den Dänen den Rückzug abschneiden würde. Man verbietet ihm das und will ihn auch nach gelungenem Uebergang über die Schlei auf Missunde in der Richtung auf das Dannewerk marschieren lassen, wiederum um alle Corps nahe beisammen zu haben. Dabei beträgt die Stärke der Verbündeten 60000*), die der Dänen nur 40000 Mann, die zum großen Theil nur den Charakter von Milizen tragen.

Nachdem die Verfolgung jenseits Flensburg aufgehört hat, wird beschlossen (Gen.-St.-Werk S. 207) die weiteren Operationen davon abhängig

*) Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, den Wunsch auszusprechen, daß in kriegsgeschichtlichen Werken ein gleichmäßiger Usus bei Stärkeberechnungen angewandt werde und zwar derart, daß auch Artilleristen mitgezählt werden, wie es in der Denkschrift des General von Moltke S. 114 f. geschieht. Bei der Stärke-Berechnung auf Seite 102 ist, wie der Vergleich mit der Ordre de Bataille ergiebt, dies nicht geschehen, dies Unterlassen aber auch nicht deutlich ausgedrückt. Es heißt „56 323 Mann, darunter 3773 Reiter nebst 158 Geschützen". Die alte französische Methode ist allerdings nur die „sabres et bajonnets" zu zählen, wobei die Artilleristen und auch die Officiere ausgeschlossen sind. Das ist aber nicht praktisch; die Artillerie-Mannschaft ist doch nicht immer mit der Zahl der Geschütze gegeben, war z. B. auf preußischer Seite bei Ligny viel zu klein und das war ein wesentliches Moment der Schwäche dieser Armee.

lassen wird. Der Uebergang über die Schlei und die Einnahme des Dannewerks sind aus ihren Reihen gestrichen. Wie doch die Menschheit rund um sich her stets im Dunkeln tappt — die Einen haben damals diesen Scheinerfolgen zugejubelt, die Anderen machte der finstere Argwohn scharfsichtig zugleich und sinnbethört: sie sahen wohl, daß die Dänen nicht so hätten aus dem Dannewerk entkommen dürfen und schlossen daraus — alte Schleswig-Holsteiner haben es mir erzählt — Alles sei abgekartetes Spiel und die Preußen hätten die Dänen absichtlich freigelassen, um ihnen Schleswig-Holstein einmal wieder auszuliefern!

Buche, über das wir noch eingehend zu berichten gedenken, scharf bestritten worden — aber was auch immer weitere Publicationen und Forschungen zu Tage bringen mögen: grade eine Eigenschaft scheint dem Führer der Main-Armee auf keine Weise abgestritten werden zu können, die Eigenschaft, auf die zuletzt und auch hier Alles ankommt: die strategische Kühnheit. Welchen Einfluß Vogel von Falckenstein nun auch auf die Heerführung im Schleswig-Holsteinischen Kriege ausgeübt haben mag, sicher war es von vorn herein ein Fehler, ihn und nicht den Chef des Generalstabs der Armee zum Chef des Generalstabs der Feldarmee zu machen. Die Kriegführung hängt heute, wie Bronsart von Schellendorff in der Einleitung seines Buchs über den Dienst des Generalstabs sehr schön darlegt, so eng mit der Vorbereitung des Krieges im Frieden zusammen, daß die Identität der Person des Chefs des Generalstabs im Frieden und Kriege von höchstem Werthe ist. Vielleicht war es ein günstiges Geschick, welches den General von Moltke vor der peinlichen Situation bewahrte, das einzig Richtige nicht durchsetzen zu können und doch für das Verkehrte mitverantwortlich zu sein. Selbst auf den heutigen Leser macht es einen fast peinlichen Eindruck, seine wundervollen Denkschriften jetzt in dem Generalstabswerk zu lesen, zu sehen, wie auch der hervorragendste der Unterführer, der Prinz Friedrich Karl sich alle Mühe giebt, selbst entgegen den ihm zu Theil gewordenen Befehlen im Sinne jener Denkschriften zu handeln und von Schritt zu Schritt immer wieder zu finden, daß der Eigensinn und die Verblendung des Höchstcommandirenden sich quer davor stellt und das Gefährt in eine andere Richtung drängt.

Am 30. März, als die Belagerung von Düppel eben ernstlich begonnen hatte, wurde im Ober-Comando eine Aenderung, freilich sehr eigenthümlicher Art getroffen. Der Feldmarschall erhielt eine Cabinets-Ordre, welche ihn anwies den Kronprinzen „von Allem und Jedem genau in Kenntniß zu setzen" und „keinen Befehl, kein Schreiben und kein Telegramm" zu erlassen, bevor er nicht „darüber mit dem Kronprinzen Rücksprache gehabt habe". Am 30. April erhielt Vogel von Falckenstein ein Truppen-Commando und Moltke trat an seine Stelle. Endlich wurde Wrangel gänzlich abberufen, der Prinz Friedrich Karl erhielt den Oberbefehl.

Vermuthlich wird schon der zweite Band des Werkes einen sehr anderen Eindruck machen als dieser erste. Ideen, Wille, Persönlichkeiten, die ahnen lassen, daß man sich in der Vorhalle von Königgrätz befindet, fehlen auch im ersten Theile nicht; die wahre Bürgschaft aber giebt erst die That. Wir sind begierig zu erfahren, ob diese strengste aller Selbstkritiken auch Düppel und Alsen noch nicht als echte Propheten gelten

russischen Kaukasusländer, Fürst Dondukoff-Korsakoff — erzwang für das Fürstenthum eine ultrademokratische Verfassung, welche die Regierungsmacht in eine nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählte Volksvertretung — Sobranje — legte, den künftigen Fürsten auf eine Titel- und Repräsentationsrolle beschränkte. Was bezweckte der russische Kommissar mit dieser Verfassung? Er war offenbar von der Annahme geleitet, daß der künftige bulgarische Fürst, da Rußland die Person desselben nicht allein bezeichnen konnte, einmal auf antirussische Wege gezogen werden könne. Dagegen glaubte Fürst Dondukoff-Korsakoff, und seine Meinung wurde in Petersburg gut geheißen, das bulgarische Volk, dem jede Erziehung zur Selbständigkeit gemangelt hatte, das den russischen Säbel als Beschützer gegen die türkische Peitsche kannte, dieses Volk werde der willigste Stoff für russische Versprechungen, russisches Geld und russische Drohungen bleiben, solange Rußland einen solchen Stoff noch brauchen würde.

Die bulgarisch-europäische Krisis ist nun daraus entstanden, daß die bulgarische Bevölkerung eine Gelehrigkeit und Entwicklungsfähigkeit bewährt hat, von der auf der ganzen Welt nirgend Weise oder Thoren eine Ahnung gehabt hatten. Nachdem Prinz Alexander von Battenberg zum Fürsten von Bulgarien erkoren worden und zwar auf russisches Betreiben, weil er in Petersburg für eine lenkbare und auf alle Fälle unschädliche Persönlichkeit galt, zeigten die eingeborenen Bulgaren alsbald einen starken Widerwillen gegen die Russen, welche als Minister, Offiziere, Beamte gegen kolossale Besoldungen in Bulgarien nach echt russischer Art mit Raub, Brutalität und Willkür wirthschafteten. Die Häupter dieser Russen, die Generale Soboleff und Kaulbars I. verlangten von dem Fürsten Alexander, daß er als russisches Werkzeug die Bulgaren beschwichtige und nach russischem Geheiß modele. Weil der Fürst, anfangs sehr bescheiden, für das Volk eintrat, zu dessen Herrscher er erkoren worden, wurde er von den russischen Generälen in unerhörter Weise brutalisirt, mit Unziemlichkeiten und Beleidigungen überhäuft und schließlich zu einem Staatsstreich, nämlich zur Suspension der von Rußland eingeführten Verfassung gezwungen. Der Fürst aber setzte nach einiger Zeit diese Verfassung wieder in Kraft, und dies war sowohl der Anfang seiner Emanzipation von Rußland als der Anfang des nach nihilistischer Methode angelegten Minenkrieges, welchen die russische Politik von nun an unablässig gegen den Fürsten unternahm. Zunächst versuchte sie es wieder mit der Revolution, indem sie sich, nicht offiziell aber kaum verborgen, zum Schürer der nationalen Gährung machte, welche auf die Beseitigung der Trennung Ostrumeliens von Bulgarien hindrängte. Auch in Ostrumelien fand die russische Politik in dem von ihr der Pforte als Generalgouverneur auferlegten Fürsten Bogorides, nach offizieller Benennung Aleko Pascha, nicht das unbedingt gehorsame Werkzeug, das sie erwartet hatte. Daher wurde Aleko Pascha durch den Fürsten Krestowitsch, offiziell Gavril Pascha, ersetzt. Nun versuchte Rußland eine revolutionäre Bewegung anzuschüren, welche die Schranken zwischen Ostrumelien und Bulgarien und Serbien niederreißen sollte, bei der an Karageorgiewitsch, den serbischen Kronprätendenten und Schwiegersohn

Buche, über das wir noch eingehend zu berichten gedenken, scharf bestritten worden — aber was auch immer weitere Publicationen und Forschungen zu Tage bringen mögen: grade eine Eigenschaft scheint dem Führer der Main-Armee auf keine Weise abgestritten werden zu können, die Eigenschaft, auf die zuletzt und auch hier Alles ankommt: die strategische Kühnheit. Welchen Einfluß Vogel von Falckenstein nun auch auf die Heerführung im Schleswig-Holsteinischen Kriege ausgeübt haben mag, sicher war es von vorn herein ein Fehler, ihn und nicht den Chef des Generalstabs der Armee zum Chef des Generalstabs der Feldarmee zu machen. Die Kriegführung hängt heute, wie Bronsart von Schellendorff in der Einleitung seines Buchs über den Dienst des Generalstabs sehr schön darlegt, so eng mit der Vorbereitung des Krieges im Frieden zusammen, daß die Identität der Person des Chefs des Generalstabs im Frieden und Kriege von höchstem Werthe ist. Vielleicht war es ein günstiges Geschick, welches den General von Moltke vor der peinlichen Situation bewahrte, das einzig Richtige nicht durchsetzen zu können und doch für das Verkehrte mitverantwortlich zu sein. Selbst auf den heutigen Leser macht es einen fast peinlichen Eindruck, seine wundervollen Denkschriften jetzt in dem Generalstabswerk zu lesen, zu sehen, wie auch der hervorragendste der Unterführer, der Prinz Friedrich Karl sich alle Mühe giebt, selbst entgegen den ihm zu Theil gewordenen Befehlen im Sinne jener Denkschriften zu handeln und von Schritt zu Schritt immer wieder zu finden, daß der Eigensinn und die Verblendung des Höchstcommandirenden sich quer davor stellt und das Gefährt in eine andere Richtung drängt.

Am 30. März, als die Belagerung von Düppel eben ernstlich begonnen hatte, wurde im Ober-Comando eine Aenderung, freilich sehr eigenthümlicher Art getroffen. Der Feldmarschall erhielt eine Cabinets-Ordre, welche ihn anwies den Kronprinzen „von Allem und Jedem genau in Kenntniß zu setzen" und „keinen Befehl, kein Schreiben und kein Telegramm" zu erlassen, bevor er nicht „darüber mit dem Kronprinzen Rücksprache gehabt habe". Am 30. April erhielt Vogel von Falckenstein ein Truppen-Commando und Moltke trat an seine Stelle. Endlich wurde Wrangel gänzlich abberufen, der Prinz Friedrich Karl erhielt den Oberbefehl.

Vermuthlich wird schon der zweite Band des Werkes einen sehr anderen Eindruck machen als dieser erste. Ideen, Wille, Persönlichkeiten, die ahnen lassen, daß man sich in der Vorhalle von Königgrätz befindet, fehlen auch im ersten Theile nicht; die wahre Bürgschaft aber giebt erst die That. Wir sind begierig zu erfahren, ob diese strengste aller Selbstkritiken auch Düppel und Alsen noch nicht als echte Propheten gelten

Politiſche Correſpondenz.

Die bulgariſche und die europäiſche Kriſis.

Berlin, Ende Dezember 1886.

Es braucht kaum geſagt zu werden, daß die bulgariſche Kriſis im Grunde die europäiſche iſt. Wie kann ein halbſouveränes Fürſtenthum, deſſen Bevölkerung vor acht Jahren für kaum fähig galt zu irgend einer Art von Selbſtregierung, der Rieſenmacht, die beinahe zwei Welttheile erdrückt, Widerſtand leiſten? Wie können die Großmächte der alten Welt ſämmtlich an dem Schickſal dieſer Bevölkerung ſolchen Antheil nehmen, daß von der Haltung derſelben der Ausbruch eines Krieges abhängt, der keine der Großmächte als Zuſchauer dulden wird? Bulgarien gleicht einer kleinen Wunde an einer Stelle, in welche alle großen Nervenſtränge ihre Ausläufer entſenden.

Auf dem Kongreß zu Berlin hatte man unter vielen Kämpfen das halbſouveräne Fürſtenthum Bulgarien errichtet, den ſüdlich des Balkans wohnenden Theil derſelben Bevölkerung aber von dieſem Fürſtenthum abgeſchnitten und in einer Provinz zuſammengefaßt, welche der Bevölkerung gewiſſe Vorrechte ſicherte und die letzteren unter den beſondern Schutz der Großmächte ſtellte. Derſelbe Schutz wurde auch dem halbſouveränen Fürſtenthum in ſeinem Verhältniß zur Pforte nach Beſtimmungen zu Theil, die in den Berliner Vertrag aufgenommen wurden.

Was bezweckten dieſe künſtlichen Einrichtungen? Die Errichtung des halbſouveränen Fürſtenthums war ein Werk der ruſſiſchen Politik, welche damit ihre eigene mittelbare Herrſchaft bis vor die Thore von Conſtantinopel ausdehnen wollte. Aber die Abſicht wurde nur unvollſtändig erreicht, denn England und Oeſtreich ließen die Ausdehnung des Fürſtenthums nur bis an den Balkan zu, ſüdlich von dieſem mußte die bulgariſche Bevölkerung ſich mit der Organiſation der Provinz Oſtrumelien begnügen. Mit dieſer letzteren Bildung beabſichtigte man der Pforte auf alle Fälle die Vertheidigungsgrenze des Balkan zu ſichern. Was die Einrichtung Bulgariens betraf, ſo geſchahen ſonderbare Dinge. Der ruſſiſche Kommiſſar für dieſelbe, dem europäiſche Kollegen geſetzt waren, mit denen man ihm jedoch die Hauptrolle nicht nehmen wollte — es war der auch früher in den afghaniſchen Streitigkeiten oftgenannte Generalgouverneur der

ja, daß die Zertrümmerung Oestreichs nicht möglich sei, ohne den deutschen Waffen zu begegnen. So lagert sich die Kriegswolke über unsern Häuptern. Wird sie sich diesmal entladen und wann wird sie es thun?

Dieser Krieg ist auch für Rußland ein gewagter Entschluß, dessen Gefahren freilich die Aktionspartei nicht sehen will. Dem Kaiser aber und einer Anzahl russischer Staatsmänner ist diese Gefahr nicht verborgen. Es fragt sich nur, was die bessere Einsicht in Rußland jetzt vermag. Zunächst hat man eine Politik des Lavirens eingeschlagen. Man fährt fort, die Bulgaren durch kleine Mittel zu bekriegen, durch Aufforderungen der Pforte, aus deren Hand russische Regenten anzunehmen, durch immer neue Anzettelung kleiner Verschwörungen, deren überführte Schuldige die Pforte zu beschützen suchen muß, u. s. w. Man hofft durch diese Mittel die Bulgaren zu unterwerfen, ohne einen europäischen Konflikt hervorzurufen. Der Erfolg ist aber sehr zweifelhaft. Denn die Bulgaren wissen jetzt, daß sie im schlimmsten Fall nicht verlassen sind. Einer Abordnung, welche die bulgarische Regentschaft an die europäischen Regierungen entsendete, hat man in Berlin gerathen, alles für ein gütliches Abkommen mit Rußland aufzubieten. Es handelt sich aber um eine Waare, die man ganz besitzen muß, um die bulgarische Unabhängigkeit. In Petersburg ist man nicht geneigt, von dieser Waare sich auch nur einen Theil abhandeln zu lassen, aus Besorgniß, der Theil möchte in den Händen der Bulgaren bald wieder das Ganze werden. So hängt die Entladung der Wolke an einem Funken, der von irgend wo hineinfallen kann, und es giebt der Oertlichkeiten genug, aus denen der Funke kommen kann.

In Frankreich hatte der Ministerpräsident von Freycinet bei der Budgetberathung am 27. November eine Rede gehalten, worin er die Nothwendigkeit eines langen Friedens für die Befestigung der Republik betonte. Am 3. Dezember wurde er durch ein Kammervotum gestürzt. Es hatte sich längst ein Antagonismus zwischen dem Kriegsminister und dem Ministerpräsidenten ausgebildet. Der Erste hat mit Hülfe der Radikalen und der Monarchisten gesiegt. Die Radikalen sehen in diesem Kriegsminister den ersehnten Helden der Revanche und zugleich den Bringer ihrer Herrschaft. Sie zweifeln, und dies wohl mit Recht, an der Möglichkeit eines neuen Bonaparte, schon darum, weil im modernen Krieg kein einzelner General den ganzen Ruhm auf sein Haupt allein sammeln kann. Die Monarchisten rechnen auf den Sturz der Republik durch die Niederlage, wie durch den Sieg, denn im Fall des letzteren hoffen auch sie, den oder die Sieger auf ihre Seite ziehen zu können. Aller französischen Parteien hat sich das Gefühl bemächtigt, daß die Stunde der Entscheidung nicht mehr fern sein kann. Man wartet nur, bis die Dinge in Petersburg die Reife erreicht haben, der sie sichtlich entgegengehen. In diesem angenehmen Vorgefühl fließt man über von Friedensbetheuerungen: das sichere Zeichen, daß man auf Ueberraschungen sinnt.

In diesem Moment des Heranziehens einer europäischen Krisis, wie sie kaum schon jemals gedroht hat, fand der englische Schatzkanzler, Lord Randolph Churchill,

für gut, am 22. Dezember die Enthebung von ſeinem Poſten bei der Königin nachzuſuchen und den Schritt am 23. morgens in der Times zu veröffentlichen, bevor der Brief an die Königin gelangt ſein konnte. Verläßt ein Staatsmann in einem ſolchen Moment auf ſolche Weiſe ſeinen Poſten? Die Blätter führen eine Reihe von Lappalien an, über welche Lord Randolph mit ſeinen Miniſtercollegen nicht einig geweſen ſei. Wenn dieſe Lappalien wirklich der Grund ſeines Rücktritts geweſen ſind, ſo hat er nicht den geringſten Begriff von der Lage Englands in der ſich vorbereitenden Kriſis. Wir haben dieſen jugendlichen Politiker auf Grund einiger Züge, welche eine vorurtheilsloſe und eindringende Würdigung engliſcher Staatsfragen anzudeuten ſchienen, eine Zeit lang für einen hoffnungsvollen Staatsmann gehalten. Wir bekennen eine Täuſchung, über die wir uns ungemein leicht hinwegſetzen könnten, wenn wir wüßten, daß an andern Orten, wo ſie viel unentbehrlicher ſind, die ſtaatsmänniſchen Kräfte in der kommenden Kriſis nicht fehlen würden.

Daß dieſe Kriſis überhaupt vermieden werden könne, erſcheint nach menſchlichem Urtheil als eine Unmöglichkeit. Wann aber und auf welche Weiſe ſie eintreten wird, bleibt uns durch die Schranke verborgen, welche das menſchliche Auge auch vor den allernächſten Ereigniſſen nicht durchdringen kann. ω.

Die Armee-Vorlage.

Der Abgeordnete Rickert verwahrte bei der letzten Geſchäftsordnungs-Debatte ſeine Partei gegen den Vorwurf, Verſchleppungspolitik zu treiben mit der Frage: was denn eine Verſchleppung ſeiner Partei nützen, was ſie damit bezwecken ſolle? Die Frage iſt geſchickt genug geſtellt. Da Fragen, die nicht mit einem Schlagwort abzumachen ſind, in politiſchen Debatten überhaupt nicht beantwortet zu werden pflegen, in einer ſo unruhigen, zugleich gelangweilten und nervöſen Verſammlung wie ein Parlament, auch kaum beantwortet werden können, ſo iſt auch dieſe Frage unbeantwortet geblieben.

Was bezwecken alſo die beiden Oppoſitionsparteien mit der Verſchleppung? Warum bieten ſie nicht das, was ſie wenig oder viel zu geben bereit ſind, ſofort an, um wenigſtens hierin, auf eine Weiſe die nichts koſtet, guten Willen zu präſtiren?

Die Oppoſition behauptet, daß grade umgekehrt, die Verzögerung ihrem Wunſche nach Verſtändigung entſpringe; ſie bedürfe nothwendig einer Friſt zu Berathungen innerhalb der Fractionen, zum Fühlungnehmen mit der Partei im Lande, um feſten Boden für eine Verhandlung zu ſchaffen.

Der Kern der Situation iſt, daß dieſe Begründung durchaus richtig iſt und den Parteien dennoch nicht im Geringſten zur Entſchuldigung gereicht.

Das Klagen und Schmähen über Militärlaſt und Militarismus iſt ſeit Menſchengedenken das Hauptzugmittel der oppoſitionellen Agitation geweſen; bei der Fortſchrittspartei ſogar beinah das einzige. Was wäre dieſe Partei, wenn

sie nicht Minderung der Steuerlast dem Volke versprochen hätte und wie ist eine solche Minderung möglich anders als durch die Reducirung der Armee? Der allgemeine Ruf „Sparsamkeit" genügt nicht. Um Steuern erlassen zu können, muß man nicht nur Millionen, sondern Dutzende von Millionen sparen und das ist allein denkbar beim Militäretat. Das Centrum und die Socialdemokratie haben ja noch andere und stärkere Ideen, welche große Massen an sie fesseln; aber auch sie haben das bequeme und naheliegende Mittelchen des Militarismusjammers aufs fleißigste angewandt. Sie konnten sich alle dieses Kunststückchen erlauben, weil bei der Feststellung des letzten Septennats die Secessionisten sich noch nicht von den nationalen Parteien getrennt hatten und so die Opposition sicher war in der Minorität zu bleiben. Jetzt zum ersten Mal steht die Opposition wirklich vor der Verantwortung, ob sie die volle Entwicklung der Wehrkraft des Landes will oder nicht. Es ist eine Art Glücksfall, daß diese Verantwortung sogleich mit einem so ungemein ernsthaften Gesicht vor die Opposition hintritt, daß sie ihre frühere Haltung keine Sekunde aufrecht zu erhalten wagte, sondern mit verlegenen Mienen, in denen Angst und Trotz, Scham und sophistische Ausflüchte wechselten, sogleich von Compromiß, Entgegenkommen und Verständigung zu sprechen begann.

Die Regierung und die nationalen Parteien aber haben nicht den geringsten Grund, ihr für dieses Entgegenkommen zu danken. Eine Forderung, wie sie diesmal an den Reichstag herangetreten ist, ist kein Object für Verhandlungen und Compromisse. Soll die Sicherheit des Reiches darunter leiden, daß gewisse Parteien bisher eine frivole Opposition getrieben haben und sich jetzt durch einen plötzlichen Stellungswechsel nicht zu compromittiren wünschen? Man konnte in der Commission je nach der Geistesanlage Schadenfreude oder Mitleid empfinden, wenn die Centrums-Redner immer und immer wieder versicherten, daß sie den besten Willen hätten, daß sie nicht verschleppen wollten, sondern der Zeit zum Zweck der Verhandlung und der Verständigung bedürften — und von der anderen Seite dennoch Schlag auf Schlag auf sie herniederfiel, daß, wenn wirklich guter Wille vorhanden sei, es der Zeit nicht bedürfe. Nicht die Gegenwart, die Vergangenheit des Centrums ist es, die jetzt abgestraft wird; denn nicht um des Reichs, sondern um seiner Fractionspolitik willen bedarf es der Frist.

Ganz ebenso ist es mit den Deutschfreisinnigen. Auch sie stehen unter dem Druck der Verantwortung und der unverkennbaren Stimmung der öffentlichen Meinung. Eine schnelle, klare Entscheidung würde sie entweder mit diesen Mächten oder mit ihrer Vergangenheit in Conflict bringen. Sie suchen daher durch Verschleppung und Verhandlung ein gewisses Halbdunkel zu erzeugen, welches ihnen erlaubt die beiden Karten, Opferwilligkeit und Armeeersparnisse, gleichzeitig auszuspielen, vielleicht mittlerweile sich vom Centrum wie ehedem von den Nationalliberalen die Verantwortung abnehmen zu lassen.

Wir sind also zunächst in der Situation, welche wir bereits in der vorigen Correspondenz präsumirten, daß die Forderung der Regierung materiell be-

willigt, der Kampf um die Modalität, ſpeciell um die Zeit der Bewilligung gekämpft werden würde. Mit Emphaſe hat der Abgeordnete Windthorſt wieder und wieder ausgerufen: wir haben jeden Mann und jeden Groſchen angeboten — auf ein Jahr. Der Kriegsminiſter hat dieſes Anerbieten für unannehmbar erklärt. Es ſollte nicht nur die Präſenzſtärke, ſondern ſogar ein Theil der Cadres nur für dies eine Jahr bewilligt werden und auf eine Bewilligung von Cadres auf Zeit kann ſich die Kriegsverwaltung niemals einlaſſen. Es fragt ſich nur, ob, wenn das Centrum in dieſem Punkte nachgiebt und alle Cadres dauernd bewilligt, die Regierung daraufhin den Compromiß abſchließen oder unbedingt auf dem Septennat beſtehen wird.

Wir führten ſchon in der letzten Correſpondenz aus, daß ſich die Frage von verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten läßt. Man könnte den einen den Geſichtspunkt der Augenblicks- oder der Wahl-Politik, den anderen den der großen Politik nennen. Der letztere verlangt das Feſthalten am Septennat. Die kürzere Bewilligung ſchwächt die diplomatiſche Stellung Deutſchlands und bildet einen gefährlichen Präcedenzfall in unſerm conſtitutionellen Leben. Sieht man aber nur den Augenblick und die Bedingungen der nächſten Reichstagswahl an, ſo iſt klar, daß eine Bewilligung der Präſenzſtärke auf ein Jahr für die Regierung und die ihr naheſtehenden Parteien ſehr viel Vortheilhaftes hat. Die Vortheile die man jetzt von einer Auflöſung erwartet, hat man dann in verſtärktem Maaße ohne ſolche. Es wird nicht viel Abgeordnete geben, welche es wagen werden, das Verſprechen der Zuſtimmung zu den Armee-Forderungen der Regierung zu verweigern. Dann ſind wir das Militarismus-Geſchrei los. Die Beſorgniß, daß etwa das Centrum die Zuſtimmung zur Verlängerung des Heeresgeſetzes von Conceſſionen abhängig machen könne, iſt ſehr überflüſſig. Für ein Septennat kann man Conceſſionen verlangen, für eine jährliche Bewilligung nicht: beim erſten Wort würde die Regierung mit Auflöſung drohen. Die Verlängerung würde daher vermuthlich nicht einmal große Debatten nöthig machen. Es könnte — immer vom Geſichtspunkt der Wahlpolitik — gar nichts Günſtigeres geſchehen, als daß der Reichstag einmal die Armee-Forderungen für ein Jahr ablehnte und damit eine unmittelbare äußere Gefahr heraufbeſchwüre. Das Septennat iſt alſo wahlpolitiſch der Oppoſition günſtig und wie wir ſahen ihr bisher von größtem Vortheil geweſen — nur ſelbſt kann ſie es nicht bewilligen. Dann ginge der Vortheil verloren.

Darf nun die Regierung um ſolcher Vortheile willen den höheren Geſichtspunkt, das conſtitutionelle Recht, die Zukunft vernachläſſigen? Sie darf es gewiß nicht und es iſt im höchſten Grade ehrenwerth und pflichtgetreu, daß ſie auf der Forderung des Septennats beharrt. Die Frage iſt erſt, ob ſie ſich mit der jährlichen Bewilligung für diesmal begnügen darf, wenn ſie ihr aufgezwungen wird. Dieſe Frage kann nur der leitende Staatsmann ſelbſt entſcheiden. Der nächſte Krieg muß und wird uns die dauernde Feſtſetzung der Grundlagen unſerer Kriegsverfaſſung bringen; ob die Regierung ſich bis dahin, unter Wahrung des Princips und des Rechtsſtandpunkts mit der jährlichen Be-

willigung begnügen darf, das gehört zu jenen Entscheidungen, die der Einzelne nicht einmal in seinem Urtheil zu fällen vermag, wo nichts anderes möglich ist, als dem Führer zu vertrauen und zu folgen. Ist ja auch die Annahme der Militär-Vorlage selbst im letzten Grunde nichts als ein Vertrauensact. Alle die speciellen Erörterungen in der Commission haben den Gründen für oder gegen die Vermehrung der Armee weder etwas hinzufügen noch abziehen können. Man möchte beinahe meinen, daß die Regierung einen Fehler beging, indem sie in ihrem Bestreben das Aeußerste an Entgegenkommen zu leisten, Detail-Auseinandersetzungen machte und sich in Erörterungen einließ, die der Opposition den Vortheil des Scheines einer sachlichen Discussion verschafften und doch für die Sache nicht das Geringste ausmachten. Sind wir in der Gefahr, sei es auch mit Oestreich zusammen, binnen Kurzem den Krieg gegen Rußland, das allein so viel Einwohner hat, wie Deutschland und Oestreich zusammen und Frankreich zugleich führen zu müssen oder nicht? Glaubt man der Regierung, daß wir in dieser Gefahr sind, so ist jeder Vergleich, wie viel Rekruten jedes Land jährlich einstellt, wie lang die Dienstzeit ist, wie groß die Zahl der Cadres vollständig überflüssig. Für uns kann nur gelten, daß wir unsere Wehrkraft intensiv und extensiv so hoch entwickeln wie nur immer möglich.

Zum Schluß müssen wir noch eine Erscheinung besprechen, welche wohl vielfach bemerkt, aber von der öffentlichen Meinung bei weitem noch nicht genug gewürdigt ist. Es ist die Thatsache, daß diejenige Oppositionspartei, welche der Regierung die bessern Bedingungen für den Compromiß angeboten hat, das Centrum ist. Nicht die Forkenbeck, Stauffenberg, Braun, Meyer, Bamberger, Rickert, deren Gesinnungsgenossen oder die noch persönlich einst an der Begründung der Reichsverfassung mitgearbeitet haben, sondern die alten „Reichsfeinde" unter Führung des Welfen Windthorst sind es, auf welche sich jetzt in erster Linie die Blicke richten, da es gilt, das Reich zu wappnen und seine Rüstung zu vervollständigen. Es ist nur zu klar, was das heißen will: es ist ein Schritt und ein gewaltiger weiter auf der Bahn, auf der der Ultramontanismus schon lange wandelt, die alte Reichsfeindschaft vergessen zu machen, um umgekehrt durch Wohlthaten das Reich sich dienstbar zu machen und es zu beherrschen. Nicht umsonst ist das Angebot des Centrums so eingerichtet, daß es das der Deutschfreisinnigen in etwas übertrifft. Wer weiß, wohin uns die Zerrissenheit der protestantischen Majorität im Reiche gegenüber der Geschlossenheit der katholischen Minorität noch führen mag!

Es ist angebracht an dieser Stelle einen Rückblick zu werfen auf die Geschichte der deutschfreisinnigen Partei seit der Fusion. Die Fusion war geschlossen in der Idee, eine große „regierungsfähige" parlamentarische Partei zu schaffen. Man hoffte durch die „Regierungsfähigkeit" die radicalen Elemente zu zähmen und durch ihre Aufnahme die nöthige numerische Stärke zu gewinnen. Selbst wenn die äußeren Umstände diesem Plan günstiger gewesen wären, als sie es thatsächlich in der darauf folgenden Zeit waren, so hätte der Plan doch niemals gelingen können, da wir glücklicherweise keine regierenden, also auch keine „re-

für gut, am 22. Dezember die Enthebung von ſeinem Poſten bei der Königin nachzuſuchen und den Schritt am 23. morgens in der Times zu veröffentlichen, bevor der Brief an die Königin gelangt ſein konnte. Verläßt ein Staatsmann in einem ſolchen Moment auf ſolche Weiſe ſeinen Poſten? Die Blätter führen eine Reihe von Lappalien an, über welche Lord Randolph mit ſeinen Miniſtercollegen nicht einig geweſen ſei. Wenn dieſe Lappalien wirklich der Grund ſeines Rücktritts geweſen ſind, ſo hat er nicht den geringſten Begriff von der Lage Englands in der ſich vorbereitenden Kriſis. Wir haben dieſen jugendlichen Politiker auf Grund einiger Züge, welche eine vorurtheilsloſe und eindringende Würdigung engliſcher Staatsfragen anzudeuten ſchienen, eine Zeit lang für einen hoffnungsvollen Staatsmann gehalten. Wir bekennen eine Täuſchung, über die wir uns ungemein leicht hinwegſetzen könnten, wenn wir wüßten, daß an andern Orten, wo ſie viel unentbehrlicher ſind, die ſtaatsmänniſchen Kräfte in der kommenden Kriſis nicht fehlen würden.

Daß dieſe Kriſis überhaupt vermieden werden könne, erſcheint nach menſchlichem Urtheil als eine Unmöglichkeit. Wann aber und auf welche Weiſe ſie eintreten wird, bleibt uns durch die Schranke verborgen, welche das menſchliche Auge auch vor den allernächſten Ereigniſſen nicht durchdringen kann. ω.

Die Armee-Vorlage.

Der Abgeordnete Rickert verwahrte bei der letzten Geſchäftsordnungs-Debatte ſeine Partei gegen den Vorwurf, Verſchleppungspolitik zu treiben mit der Frage: was denn eine Verſchleppung ſeiner Partei nützen, was ſie damit bezwecken ſolle? Die Frage iſt geſchickt genug geſtellt. Da Fragen, die nicht mit einem Schlagwort abzumachen ſind, in politiſchen Debatten überhaupt nicht beantwortet zu werden pflegen, in einer ſo unruhigen, zugleich gelangweilten und nervöſen Verſammlung wie ein Parlament, auch kaum beantwortet werden können, ſo iſt auch dieſe Frage unbeantwortet geblieben.

Was bezwecken alſo die beiden Oppoſitionsparteien mit der Verſchleppung? Warum bieten ſie nicht das, was ſie wenig oder viel zu geben bereit ſind, ſofort an, um wenigſtens hierin, auf eine Weiſe die nichts koſtet, guten Willen zu präſtiren?

Die Oppoſition behauptet, daß grade umgekehrt, die Verzögerung ihrem Wunſche nach Verſtändigung entſpringe; ſie bedürfe nothwendig einer Friſt zu Berathungen innerhalb der Fractionen, zum Fühlungnehmen mit der Partei im Lande, um feſten Boden für eine Verhandlung zu ſchaffen.

Der Kern der Situation iſt, daß dieſe Begründung durchaus richtig iſt und den Parteien dennoch nicht im Geringſten zur Entſchuldigung gereicht.

Das Klagen und Schmähen über Militärlaſt und Militarismus iſt ſeit Menſchengedenken das Hauptzugmittel der oppoſitionellen Agitation geweſen; bei der Fortſchrittspartei ſogar beinah das einzige. Was wäre dieſe Partei, wenn

Notizen.

Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche. Von Carl Weizsäcker. Freiburg i. Br. J. C. B. Mohr 1886.

Dieses Werk verdient nach Inhalt und Form auch außerhalb der theologischen Kreise bekannt zu werden. Vornehm und stolz führt es sich in die Wissenschaft ein: kein Vorwort, das über die Absichten des Verfassers belehrt, keine Einleitung, die erst den Boden zu ebnen versucht, nirgends eine Anmerkung, die auf die anderweitige Literatur hindeutet, keine Auseinandersetzung mit den Gegnern und kein Hinweis auf die Vorgänger. Diese Haltung erschwert den raschen Ueberblick über das, was das Buch Neues giebt, worin es die wissenschaftliche Arbeit weiterführt: es will als ein Ganzes genommen, im Zusammenhang gelesen werden. Von der ersten bis zur letzten Seite ist es nichts als Darstellung, geschichtliche Erzählung: die kritische Fundamentirung ist vorausgesetzt, oder sie ist, wo sie unerläßlich war, mit geschickter Hand in die Darstellung verwoben. Das Recht zu solchem Verfahren, darf der Kirchenhistoriker der Tübinger Hochschule aus seinen bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten schöpfen, die in die wichtigsten Probleme des Urchristenthums selbständig eingegriffen haben. Hier giebt er deren Vervollständigung und Abschluß. Aber mehr als dies. Es liegt hier zugleich ein Abschluß der großartigen wissenschaftlichen Bewegung vor die vor einem halben Jahrhundert mit den Arbeiten des F. Chr. Baurs begann. Wenn der große Vorgänger Weizsäckers auf dem Tübinger Lehrstuhl bei seinen Untersuchungen das Ziel im Auge hatte, den wirklichen, geschichtlichen Verlauf des urchristlichen Zeitalters im Gegensatz zu der Ueberlieferung darzustellen, so hat er selbst zwar die festen Eckpfeiler des künftigen Gebäudes gesetzt und nach allen Seiten gesichert, allein für das Einzelne blieb der Forschung noch ein weiter Spielraum. Was durch Baur festgestellt war, bestand in der Erkenntniß, daß die urchristliche Bewegung als ein Kampf des Paulinismus mit dem judaistischen Christenthum der Urgemeinde verlief, und daß die urchristliche Literatur als der Niederschlag und als die Dokumente dieser Auseinandersetzung zwischen den beiden anfänglich mit leidenschaftlicher Schärfe sich bekämpfenden Richtungen zu betrachten ist. Allein welche Stelle nun die einzelnen Schriften in diesem Kampfe einnehmen, was ihr literarisches Ver-

willigt, der Kampf um die Modalität, ſpeciell um die Zeit der Bewilligung gekämpft werden würde. Mit Emphaſe hat der Abgeordnete Windthorſt wieder und wieder ausgerufen: wir haben jeden Mann und jeden Groſchen angeboten — auf ein Jahr. Der Kriegsminiſter hat dieſes Anerbieten für unannehmbar erklärt. Es ſollte nicht nur die Präſenzſtärke, ſondern ſogar ein Theil der Cadres nur für dies eine Jahr bewilligt werden und auf eine Bewilligung der Cadres auf Zeit kann ſich die Kriegsverwaltung niemals einlaſſen. Es fragt ſich nur, ob, wenn das Centrum in dieſem Punkte nachgiebt und alle Cadres dauernd bewilligt, die Regierung daraufhin den Compromiß abſchließen oder unbedingt auf dem Septennat beſtehen wird.

Wir führten ſchon in der letzten Correſpondenz aus, daß ſich die Frage von verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten läßt. Man könnte den einen den Geſichtspunkt der Augenblicks- oder der Wahl-Politik, den anderen den der großen Politik nennen. Der letztere verlangt das Feſthalten am Septennat. Die kürzere Bewilligung ſchwächt die diplomatiſche Stellung Deutſchlands und bildet einen gefährlichen Präcedenzfall in unſerm conſtitutionellen Leben. Sieht man aber nur den Augenblick und die Bedingungen der nächſten Reichstagswahl an, ſo iſt klar, daß eine Bewilligung der Präſenzſtärke auf ein Jahr für die Regierung und die ihr naheſtehenden Parteien ſehr viel Vortheilhaftes hat. Die Vortheile die man jetzt von einer Auflöſung erwartet, hat man dann in verſtärktem Maaße ohne ſolche. Es wird nicht viel Abgeordnete geben, welche es wagen werden, das Verſprechen der Zuſtimmung zu den Armee-Forderungen der Regierung zu verweigern. Dann ſind wir das Militarismus-Geſchrei los. Die Beſorgniß, daß etwa das Centrum die Zuſtimmung zur Verlängerung des Heeresgeſetzes von Conceſſionen abhängig machen könne, iſt ſehr überflüſſig. Für ein Septennat kann man Conceſſionen verlangen, für eine jährliche Bewilligung nicht: beim erſten Wort würde die Regierung mit Auflöſung drohen. Die Verlängerung würde daher vermuthlich nicht einmal große Debatten nöthig machen. Es könnte — immer vom Geſichtspunkt der Wahlpolitik — gar nichts Günſtigeres geſchehen, als daß der Reichstag einmal die Armee-Forderungen für ein Jahr ablehnte und damit eine unmittelbare äußere Gefahr heraufbeſchwüre. Das Septennat iſt alſo wahlpolitiſch der Oppoſition günſtig und wie wir ſahen ihr bisher von größtem Vortheil geweſen — nur ſelbſt kann ſie es nicht bewilligen. Dann ginge der Vortheil verloren.

Darf nun die Regierung um ſolcher Vortheile willen den höheren Geſichtspunkt, das conſtitutionelle Recht, die Zukunft vernachläſſigen? Sie darf es gewiß nicht und es iſt im höchſten Grade ehrenwerth und pflichtgetreu, daß ſie auf der Forderung des Septennats beharrt. Die Frage iſt erſt, ob ſie ſich zu der jährlichen Bewilligung für diesmal begnügen darf, wenn ſie ihr aufgezwungen wird. Dieſe Frage kann nur der leitende Staatsmann ſelbſt entſcheiden. Der nächſte Krieg muß und wird uns die dauernde Feſtſetzung der Grundlagen unſerer Kriegsverfaſſung bringen; ob die Regierung ſich bis dahin, unter Wahrung des Princips und des Rechtsſtandpunkts mit der jährlichen Be-

paarten Spürsinn, der überzeugend wirkt. Ein Beispiel ist die Art, wie er in den evangelischen Erzählungen vom Verkehr Jesus mit seinen Jüngern eine geschichtliche Erinnerung an die Missionsthätigkeit der Jünger nach Jesus Tode findet; ein anderes Beispiel die Art, wie aus den Angaben der Apostelgeschichte auf die Zustände in der jerusalemischen Urgemeinde zurückgeschlossen wird; ein besonders glänzendes Beispiel die geschichtliche Würdigung des sogenannten Dekrets von Jerusalem. Bekanntlich ist die Erzählung der Apostelgeschichte von der Auseinandersetzung des Paulus mit der Urgemeinde eine ganz andere, als Paulus selbst im Galaterbrief den Hergang erzählt hat. Beide Darstellungen schließen sich aus, und da Paulus ein wirklicher Zeuge ersten Ranges ist, so fällt der Bericht der auch sonst als absichtsvolle Composition sich verrathenden Apostelgeschichte. Allein damit ist nicht gesagt, daß die Erzählung der letzteren nicht einen geschichtlichen Werth habe. Das von ihr berichtete Dekret von Jerusalem ist nicht Erfindung, sondern auch ein Stück Ueberlieferung. Es erklärt sich nach Weizsäckers sinnreicher Vermuthung als eine Aufstellung der Urgemeinde, die aber in eine spätere Zeit zu rücken ist. Anstatt zur Uebereinkunft mit Paulus zu gehören, ist das Dekret eine Folge derjenigen Schwierigkeiten, die sich bei der Durchführung jener Uebereinkunft ergeben haben. „Die Urgemeinde hat sich damit erst abgeschlossen, und die Ausbildung des ausschließenden Judaismus in derselben die Angriffe, welche in der Folge von Jerusalem aus gegen die paulinischen Gemeinden erfolgen, finden darin ihre Erklärung."

Wie sorgfältig Weizsäcker allen Spuren der Ueberlieferung nachgeht, ist namentlich an der Art zu erkennen, wie er den Vorrang des Apostels Petrus, der später so weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollte, bis in seine letzten Ursprünge zurückzuverfolgen bestrebt ist. Selbst der Sage von der Anwesenheit des Petrus in Rom will er den geschichtlichen Charakter nicht absprechen, obgleich freilich auch er diesen angeblichen Aufenthalt mit keinem rechten Inhalt auszufüllen weiß. Dem Bestreben die ersten Anfänge der späteren Bildungen nachzulaufen, begegnen wir auch in dem Abschnitt über den Brief des Apostels Paulus an die römische Gemeinde. Der Nachweis der bestimmten Veranlassung, welche diesem Briefe zu Grunde liegt, und der Schluß von seinem Inhalt auf die Beschaffenheit der römischen Gemeinde, über deren Ursprung bekanntlich alle Angaben fehlen, gehört zu den glänzendsten und überzeugendsten Partieen. Höchst anziehend ist auch die Zusammenstellung der beiden unter dem Namen des Apostels Johannes überlieferten Schriften: des Evangeliums und der Offenbarung. Entgegen Baurs Ansicht führt Weizsäcker aus, daß der Apostel Johannes so wenig der Verfasser der Offenbarung sein könne als des Evangeliums. Beiden aber weist er als ihre Heimat Kleinasien, Ephesus, an, wo allerdings nach der Zerstörung des paulinischen Missionswerkes — einer nicht zu verwerfenden Ueberlieferung zufolge — die Gemeinde durch den Zwölfapostel Johannes neubegründet, und geleitet wurde. Auf den Ursprung in Kleinasien weist sowohl das Evangelium als die Offenbarung zurück, und dem steht nicht entgegen, daß beide Schriften zu verschiedenartig sind, um einen und denselben Verfasser zu

gierungsfähigen" Parteien in dem Syſtem des deutſchen Conſtitutionalismus haben. Man konnte alſo für die neue Partei nur die Prognoſe ſtellen, entweder bald wieder zu zerfallen oder zu einer verſtärkten Fortſchrittspartei zu werden. Das Letztere iſt eingetreten; die Partei unterſcheidet ſich durchaus in garnichts von der alten Fortſchrittspartei und ſteht unter der unbeſtrittenen Führung eines Demagogen ohne alle poſitiven Ziele von ebenſo gemeiner Geſinnung wie brutalem Auftreten. Die beſſeren Elemente in der Partei ſind machtlos gegen ihn, eben weil das poſitive Ziel der Fuſion nicht erreicht iſt und in einer Partei, die nur mit der Negation kämpft, ſelbſtverſtändlich der rückſichtsloſeſte Demagog der ſtärkſte iſt. Allmählich ziehen ſich nun freilich die nicht ganz von der Parteiwuth Beherrſchten zurück. Der Erſte, der den doch immer ſchweren ehrenwerthen Beſchluß faßte, da er erkannte, daß er in eine unmögliche Situation gerathen war, war der Abgeordnete von Bunſen. Ein ſehr bedeutſames Symptom bevorſtehenden weiteren Abbröckelns iſt ein Front-Wechſel, den die National-Zeitung in der letzten Zeit vollzogen hat. Die eigentliche Probe für die Feſtigkeit des Zuſammenhalts iſt naturgemäß die Militärfrage, und es wäre von dieſem Geſichtspunkt aus zu wünſchen, daß dieſelbe nicht durch Compromiß beigelegt, ſondern zu einer Kriſis getrieben werde. Es ſcheint doch undenkbar, daß die alten Nationalliberalen alle in dieſer Frage bis zuletzt mit Herrn Richter zuſammengehen. So viel Einfluß in ihrer neuen Fraction darf man ihnen wohl nicht zutrauen, daß ſie ihrerſeits, das Centrum ausſtechend, der Regierung einen annehmbaren Compromiß anbieten könnten. Ein Compromiß der Regierung aber mit dem Centrum würde die deutſchfreiſinnige Partei der gefährlichen Probe auf ihre poſitive Leiſtungsfähigkeit überheben. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

hältniß ist, was in ihnen ächte Ueberlieferung und was Erzeugniß des Parteikampfes ist, welche Zeiten und welche Verhältnisse sich in ihnen wiederspiegeln, das Alles war Gegenstand der vielseitigsten Untersuchung, die sich an Baurs grundlegende Arbeit anschloß. Eben die eigenthümliche Beschaffenheit der Quellen brachte es mit sich, daß die geduldigste Einzelforschung vorausgehen mußte, bis das Material so gesichtet und zubereitet war, daß damit ein zugleich haltbares und möglichst vollständiges, mit allem Reize des Details ausgestattetes Gebäude aufgeführt werden konnte.

Jene ganze kritische Arbeit nun ist, wie gesagt, von Weizsäcker vorausgesetzt*), sein Buch hat eine streng historische Haltung, es erzählt was nach sorgfältiger Sichtung der Quellen als der wirkliche oder doch wahrscheinliche Hergang sich herausstellt. Es hat keinerlei Partei- oder Schulfarbe. Nirgends wird einer Theorie zuliebe den Thatsachen Gewalt angethan. Vielmehr, so scharfsinnig oft die Deutung der Vorgänge ist, so einfach und ungezwungen stellen sich im Ergebniß die Zusammenhänge dar. Die „Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens" ist ein Faktor, der mit großem Glück angerufen wird. Der Geschichtschreiber kennt keine anderen Voraussetzungen, als sie für alle Geschichte gelten. Streng werden die Gebiete des Glaubens und der Geschichte auseinandergehalten. Ein entscheidender Punkt ist hier die Auferstehung Jesus oder vielmehr der Glaube der Jünger an den Auferstandenen. Nachdem Weizsäcker die Berichte von den Erscheinungen der Jünger untersucht hat, kommt er zu dem Schlusse: „Auch unter dieser Auffassung bleibt etwas, was nicht weiter zu erklären ist, wie bei allen höheren Anfängen im Gebiete des religiösen Lebens, das Unmittelbare in seiner schöpferischen Gewalt; und die letzte Ursache desselben liegt jenseits geschichtlicher Forschung". Doch eben deßhalb bleiben alle jene Künste bei Seite, für das Uebernatürliche eine Stelle im geschichtlichen Verlauf zu ermitteln und begreiflich zu machen. „Geschichtliche Thatsache ist, daß die Männer, von welchem es Paulus erzählt und unter welchen er selbst sich befindet, überzeugt waren, den Auferstandenen gesehen zu haben .... für eine körperliche Erscheinung läßt sich damit nichts beweisen."

Mit vollkommener Freiheit steht der Geschichtsschreiber den Quellen der evangelischen Geschichte gegenüber, aber er zeigt insofern einen entschieden conservativen Zug, als er mit der Ueberlieferung so haushälterisch als möglich verfährt. Er verwirft keinen Baustein, aber er sucht jedem die richtige Stelle auszumitteln. Sind sie nicht an der Stelle zu brauchen, wo die Verfasser der neutestamentlichen Schriften sie angebracht haben, so lassen sie sich vielleicht an anderer Stelle verwenden. Vermöge dieses Verfahrens der mittelbaren Benutzung der Ueberlieferung gewinnt Weizsäcker überraschend neue Ergebnisse. Und zwar nicht durch willkürliche Auswahl, sondern durch einen mit Takt ge-

*) Eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der kritischen Untersuchungen gewinnt man aus Nippolds literarisch-kritischem Anhang zu der neuesten Ausgabe von Hagenbachs Kirchengeschichte, Erster Band, Leipzig, Hirzel, 1885, und aus Holtzmanns Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament. 2. Aufl. Freiburg, J. C. B. Mohr 1886.

Diesen Grundsätzen entsprechend wurden bei der im November 1876 angeordneten theilweisen Mobilmachung — abgesehen von zwei Corps, welche eine „Küsten-Armee" zum Schutze der russischen Süd-Küste bilden sollten — für die „Operations-Armee" nur vier Corps aufgestellt; im Frühjahr 1877 kam man jedoch zu der Ansicht, daß diese Stärke doch zu gering sei, weshalb drei weitere Armee-Corps mobilisirt und der Operations-Armee zugewiesen wurden.

Der Krieg ist, wenn man von ganz unzivilisirten Zuständen absieht, niemals Selbstzweck, sondern er steht im Dienste eines politischen Gedankens — und wenn auch jede vernünftige Kriegführung grundsätzlich nur ein Ziel erstreben kann und soll: die völlige und endgültige Niederwerfung des Gegners — so wird in jedem Einzelfalle doch die ganze Art der Kriegführung durch den politischen Gedanken, in dessen Diensten sie steht, mehr oder weniger beeinflußt werden; jeder Krieg hat daher einen politischen Hintergrund, der bei der kritischen Betrachtung der Kriegführung nicht außer Acht gelassen werden darf.

In diesem Sinne stellte das oben erwähnte für die russische Kriegführung entworfene Programm auch den Zweck des Krieges in die erste Reihe.

Es ist wohl ohne Weiteres klar, daß der hier vorgeschützte Zweck nur das Aushängeschild war, hinter dem sich der wirkliche Zweck des Krieges verbarg oder wenigstens formell verbergen sollte. Was die russische Politik wollte und von ihrem Standpunkt aus wollen mußte, war ein siegreicher Krieg gegen den alten Erbfeind, der der Armee nicht nur reiche Lorbeeren verschaffen, sondern auch ihre Leistungsfähigkeit für spätere weitere Ziele erproben, der zunächst die Balkan-Halbinsel dem russischen Einfluß unterwerfen und der schließlich die Bahn wiedereröffnen sollte, auf welcher die slavische Vormacht die von ihr angestrebte Weltstellung zu erreichen hoffte.

Ohne die weiteren Perspektiven verfolgen zu wollen, welche eine derartige politische Betrachtung eröffnet, muß doch ein Punkt kurz berührt werden, welcher der russischen Kriegführung eine direkte Rücksichtnahme auf die politische Situation im engern Sinn zur Pflicht machen mußte.

Die Türkei allein konnte als ein ebenbürtiger Gegner Rußlands nicht betrachtet werden. Mochte man die militärische Widerstandskraft der Türkei — die sich allerdings ja thatsächlich über Erwarten groß erwies — noch so hoch anschlagen: ihre Ueberwältigung durch Rußland war nur eine Frage der Zeit. Sollte daher der an und für sich unzweifelhafte Sieg für Rußland den Werth einer ganz besonders glänzenden ruhmreichen Leistung haben, so mußte er mit überraschender, so zu sagen „eleganter" Schnelligkeit und Sicherheit erfochten werden.

haben. „Die Ungleichheit ist gerade so groß, um die Abkunft von der nämlichen Person auszuschließen; aber auch die Verwandtschaft ist gerade so groß, um die gleiche Heimat zu beweisen.“

Indessen sei darauf verzichtet, noch weitere Einzelheiten herauszuheben. Das Gewicht des Werkes ruht nicht auf diesen, sondern auf der Gesammtheit der Geschichtserzählung, die sich von Jerusalem nach Rom bewegt, und in welche die einschneidende Thätigkeit des Paulus und die heftige Reaktion, die ihr gefolgt ist, ein geradezu dramatisches Interesse bringt. Die Darstellung ist angenehm, klar, lebendig; man spürt, daß sie aus mündlichen Vorträgen hervorgegangen ist. Bei jedem Abschnitt sind die Ergebnisse in kurze, bestimmte Sätze gefaßt. Aber auch das non liquet ist am rechten Orte freimüthig ausgesprochen. Die Forschung ist noch nicht am Ende, manche Aufstellungen Weizsäckers werden bestritten werden. Im Ganzen aber liegt hier die Summe dessen, was wir heute über das apostolische Zeitalter wissen, vor und zwar in einem abgerundeten Werke, das auch in Ansehung der Form eine Zierde der Geschichtswissenschaft ist.

W. Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 7.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Rückblicke auf die ſtrategiſchen Verhältniſſe des Krieges von 1877—1878.

Von

T. v. T.

Als am 13. November 1876 mit dem Ausſpruch der Mobilmachung für einen Theil der Armee die militäriſche Aktion Rußlands gegen die Türkei begann, war der Kriegsplan in ſeinen großen Zügen bereits feſtgeſtellt. Anfang Oktober hatte in Livadia in Gegenwart des Kaiſers Alexander im Kreiſe einer Anzahl von Generalen und Staatsmännern eine Beſprechung ſtattgefunden, welche zu nachſtehenden Schlußfolgerungen gekommen war:

„Der Zweck des Krieges iſt, den Grauſamkeiten der Türken in Bulgarien ein Ziel zu ſetzen; dieſer Zweck iſt zunächſt zu erſtreben durch eine Beſetzung Bulgariens; reicht dieſe Maßregel nicht hin, den Widerſtand der Türken zu brechen, ſo wird unter Umſtänden der Vormarſch auf Konſtantinopel nothwendig.

Als vortheilhafter Punkt für den Donau-Uebergang wurde Simniza-Siſtowa anerkannt, da er den Zugang zum Herzen Bulgariens unter Umgehung der Feſtungen eröffnete; Demonſtrationen ſollten bei Galaz, Braila und Widdin in Scene geſetzt werden.

Als beſte Operations-Linie wurde die Linie Ruſtſchuk-Slivno-Adrianopel anerkannt, falls es gelingen ſollte, ſich durch überraſchenden Angriff der Feſtung Ruſtſchuk zu bemächtigen; andernfalls ſei der Linie Siſtowa-Schipka-Adrianopel der Vorzug zu geben.

Der Belagerungskrieg ſei im Allgemeinen zu vermeiden; man müſſe verſuchen den Feind im freien Felde zu ſchlagen. Im Hinblick auf die Schwierigkeit der Ernährung großer Maſſen in den betreffenden Gegenden ſei die Stärke der Operations-Armee auf vier Armee-Corps zu beſchränken."

geln — war als Gesammt-Organismus, als taktische Einheit, dem türkischen Bataillon unbedingt überlegen, und dieser Unterschied steigerte sich zu Gunsten der Russen mit den höheren Truppen-Verbänden in immer höherem Maaße.

Die Stärke der Türken lag in der zähen Vertheidigung fester Stellungen, dagegen war das rangirte Gefecht, das Manövriren im Gefecht sowie das Ausführen strategischer Bewegungen ihre sehr schwache Seite. Alle taktischen Erfolge, welche die türkische Armee bei verschiedenen Gelegenheiten davongetragen, verdankt sie einerseits der zähen Tapferkeit der eigenen Truppen, andererseits groben Fehlern des Gegners — fast nie der eigenen Führung.

Das russische Offizier-Corps vom Subaltern-Offizier bis zum General umschloß selbstverständlich eine große Anzahl minderwerthiger Kräfte und völliger Nullen, — und Fehler wurden auf russischer Seite gewiß reichlich gemacht — trotzdem war das russische Führerpersonal in seiner Gesammtheit dem türkischen weit überlegen; weniger vielleicht an sogenannter Intelligenz — diesem modernen Götzen, mit welchem vielfach ein ganz unsinniger Cultus getrieben wird — als an moralischer Spannkraft, Energie des Wollens und des Handelns und selbstloser Unterordnung.

Aus der Reihe der russischen Heerführer ragen zunächst zwei um Haupteslänge hervor: Skobelew und Gurko.

Skobelew war unbedingt eine geniale, hochinteressante Natur, ein geborener Feldherr; seine Bedeutung ist im Auslande, namentlich in Deutschland, entschieden unterschätzt worden, wozu sein in taktloser Art sich äußernder Deutschenhaß, sowie geschmackloses Auftreten als politische Grotesk-Figur und mancherlei sonstige Neigungen viel beigetragen haben. Dies alles sind allerdings Gründe, um Skobelew für uns nicht als sympathische Persönlichkeit erscheinen zu lassen, aber es wäre Thorheit, durch dies rein persönliche Gefühl das Urtheil über seine große militärische Begabung beeinflussen zu lassen.

Es ist hier nicht der Platz, die zwar nur kurze, aber glänzende und interessante militärische Laufbahn Skobelews in ihren Einzelheiten zu betrachten; das Resultat dieser Betrachtung kann nur das Zugeständniß sein, daß Skobelew eine aus einer großen Masse tüchtiger und verdienter Generale weit hervorragende bedeutende Persönlichkeit war.

Klares Erfassen der vorliegenden Situation — sachgemäße Beurtheilung der verfügbaren Mittel — genaue Präzisirung des zu erstrebenden Zieles — sorgfältige Instruktion der Unterführer über die jedem zufallende Rolle — in allen Anordnungen das sichtbare Bestreben, unnütze Verluste zu vermeiden — dann aber, wenn alle diese sorgfältigen

Vorbereitungen getroffen: rücksichtsloses Einsetzen der letzten Kraft zur Erreichung des gesteckten Zieles; dabei mitten in der Erregung des Kampfgetümmels der klare Blick für das, was zu erreichen möglich und was nicht; sorgfältiges Sichern gewonnener Vortheile vor dem Fortstürmen zu neuen Erfolgen: bei alledem verständige Sorgfalt für das materielle Wohl seiner Truppen — dies Alles sind Züge, welche den Stempel hoher Begabung tragen und es ist deshalb nur mit völliger Unkenntniß der thatsächlichen Ereignisse zu erklären, wenn Skobelew nicht selten als „Kosaken-General" oder als „brutaler Draufgänger" bezeichnet wird.

Gurkos Name wurde zuerst allgemein genannt bei Gelegenheit seines kühnen Balkan-Ueberganges im Juli 1877. Unzweckmäßige Dispositionen der oberen Heeresleitung und die Ungunst der allgemeinen Kriegslage ließen Gurkos Thatkraft und Unternehmungslust hier nicht voll zur Geltung kommen; die so glänzend begonnene Unternehmung — welche in ihrer strategischen Bedeutung weiterhin ausführlicher besprochen werden wird — endete mit einem scheinbaren Fiasko. Gurkos Führertalent aber, seine Umsicht und Energie in schwierigen Lagen hatte sich derart bewährt, daß dem verhältnißmäßig jungen General bald darauf das Commando über die gesammten Garden und demnächst das Commando über die ganze West-Armee anvertraut wurde, welche zum Uebergang über den Etropol-Balkan bestimmt war. In dieser hervorragenden Stellung, welche nach Lage der Dinge vom Armee-Ober-Commando fast ganz unabhängig war, hatte Gurko vollauf Gelegenheit, in strategischer, taktischer und administrativer Hinsicht seine hohe Befähigung zu selbstständiger Commando-Führung an den Tag zu legen. Seine Stellung an der Spitze der West-Armee war dadurch eine ganz eigenthümliche, daß er der Anciennetät nach bedeutend jünger war als verschiedene der ihm jetzt unterstellten Generale — aber die hieraus anfangs sich ergebenden Schwierigkeiten und Reibungen wußte er durch energisches Auftreten sehr bald zu beseitigen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Ansprache, welche er bald nach Uebernahme des Commandos der West-Armee an seine um ihn versammelten Unterführer richtete: „Ich bitte mir aus, daß sich Niemand unterfängt, über den Gang der Operationen in den Tag hinein leichtsinnige Urtheile auszusprechen. Dermaleinst wird mich die Geschichte beurtheilen — jetzt sind die einzigen Richter über meine Handlungsweise S. Majestät der Kaiser und der Großfürst-Generalissimus, und so lange mein Kopf auf meinen Schultern steht, werde ich allein das Commando führen".

An die beiden hervorragenden Koryphäen Gurko und Skobelew schließt sich nun eine große Zahl hervorragend tüchtiger Generale an; ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen mögen hier vor Allen ge-

nannt sein Radezki, Schuwalow, Rauch, Dragomirow, Karzow, Dandeville, Heimann, Tergukassow und Lazarew — sie alle haben selbstständige Operationen größerer Truppenkörper mit Erfolg geleitet und dabei diejenigen Eigenschaften in hohem Maaße an den Tag gelegt, welche die nothwendigen Attribute eines Heerführers sind.

Neben ihnen treten demjenigen, welcher die Geschichte dieses Krieges eingehender studirt, eine große Anzahl von Generalen niederer Rangstufen und von Regiments-Commandeuren entgegen, welche nicht nur in ihrer damaligen Stellung ganz hervorragendes geleistet haben, sondern von denen man die Ueberzeugung haben kann, daß sie auch in höheren und in den höchsten Stellungen sich vorzüglich bewähren werden.

Betrachten wir nun die Führungs-Verhältnisse auf türkischer Seite, so finden wir auch unter den Hauptführern keinen, der mit Gurko oder Skobelew auch nur annähernd den Vergleich aushält — ja sogar keinen, der seinem militärischen Gesammt-Werth nach einem der oben in zweiter Linie genannten russischen Generale gleich zu setzen wäre. Dies harte Urtheil wird mancher weit verbreiteten Ansicht widersprechen, es ist aber aus einem unparteiischen Studium gerade der türkischen Quellen hervorgegangen.

Der ursprüngliche Generalissimus der gesammten türkischen Donau-Armee, der Serdar-Ekrem (Generalfeldmarschall) Abdul Kerim Pascha, hat infolge seiner brüsken Abberufung zu Anfang des Feldzuges keine Gelegenheit gehabt zu zeigen, in wieweit er der ihm gestellten Aufgabe eventuell gewachsen war; das Urtheil über ihn kann daher nur ein bedingtes und hypothetisches sein.

Das Verfahren Abdul Kerims, als er die Russen über die Donau und selbst über den Balkan gehen ließ, ohne ihnen ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen, war allerdings auffallend, aber es war eigentlich nur die erste Hälfte des vom Sultan selbst vorgeschriebenen kühnen Planes. Ob dies Verfahren schließlich zu tadeln oder zu loben, ob es als Ausfluß höchster Unfähigkeit oder größter Weisheit anzusehen sei, das hing ganz davon ab, ob und mit welchem Erfolge er den zweiten Theil des Planes zur Ausführung bringen werde: die Russen zu schlagen und in die Donau zu werfen. Dies zu thun oder es doch wenigstens zu versuchen, hat man dem alten Serdar-Ekrem die Gelegenheit abgeschnitten durch seine plötzliche Abberufung in einem Moment, als Alles zur wirklichen Durchführung jenes Planes sich so günstig gestaltet hatte, wie man es kaum hatte hoffen dürfen. Sein damals so gefeierter Nachfolger aber hat von dieser so äußerst günstigen Sachlage absolut keinen Gebrauch in der angedeuteten Richtung gemacht.

Mehemed Ali Pascha konnte in seiner ganzen operativen Thätigkeit — auch in seiner späteren Stellung an der Spitze der Armee von Sofia — vor lauter Bedenklichkeiten, Erwägungen und Befürchtungen sich niemals zu einer frischen, energischen That aufraffen; Alles, was er schließlich gedrängt und zögernd unternahm, sah er selbst schon von vornherein als aussichtslos an.

Nicht einmal in der ihm direkt unterstellten Ost-Armee verstand er es, sich des Gehorsams seiner Unterführer zu versichern, um so viel weniger konnte es ihm natürlich gelingen die Führer der beiden andern, räumlich weit entferten Armeen seinem Oberbefehl zu unterwerfen.

Die strategische Aufgabe der türkischen Heerführung war zu dem fraglichen Zeitpunkt — Ende Juli — klar genug vorgezeichnet; sie zu erkennen, dazu gehörte keine große Kunst und Wissenschaft. Was der türkischen Heeresleitung in jenem Augenblick Noth that, war eine eiserne Faust, um Einheit in die Bewegungen der getrennten Armeen zu bringen, und eine rücksichtslose Energie, welche ohne Zeitverlust die fast hülflose Lage ausnutzte, in welche sich der leichtsinnige Gegner durch eigene Thorheit begeben hatte.

Diese eiserne Faust und diese rücksichtslose Energie besaß Mehemed Ali entschieden gar nicht — vielleicht hätte sie der alte, zähe, eigensinnige und grobe Abdul Kerim gehabt!

Osman Pascha, der Held von Plewna, stand während der Kämpfe um Plewna und unmittelbar nach denselben im Zenith seines Ruhmes; die allmälig eintretende Klärung der Thatsachen und namentlich auch das Bekanntwerden verschiedener, wenn auch sehr dürftiger türkischer Quellen haben den ihn umgebenden Nimbus erheblich abgeschwächt.

Osman war, streng genommen ohne sein Zuthun, durch das Zusammenwirken verschiedener Umstände plötzlich in den Mittelpunkt der Ereignisse gerückt worden, aber erwiesenermaßen war er sich der hervorragenden Wichtigkeit seiner eigentlichen Situation durchaus nicht bewußt; sein Festsetzen bei Plewna und sein Ausharren daselbst war kein auf strategischen Erwägungen beruhender zweckbewußter Akt, sondern vielmehr ein Akt momentaner Verlegenheit.

Wiederholte schwere Fehler der Gegner gaben ihm Gelegenheit zu schönen taktischen Defensivverfolgen, die er nicht zu benutzen verstand, und verschafften der Stellung von Plewna eine Bedeutung, die sie an und für sich nicht hatte.

Die strategische und taktische Bedeutung der Plewna-Kämpfe wird im weiteren Verlauf dieser Betrachtung eingehend erörtert werden; hier handelt es sich nur um die Frage, welche Bedeutung haben diese Kämpfe für den Ruf Osmans als Feldherr?

Osman war eine durchaus passive Natur, und in dieser Beschränkung eine hervorragende Kraft. Guter taktischer Blick, zähe Ausdauer, Umsicht in der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse seiner Truppen, für die er ein warmes Herz und auf deren Geist er sichtlichen Einfluß hatte, hohes persönliches Pflichtgefühl, aufrichtige patriotische Gesinnung und eine gewisse Vornehmheit des Charakters — das sind Züge, welche wohl geeignet sind, das Bild Osmans von dem dunkeln Hintergrund türkischer Verhältnisse glänzend abzuheben — aber sie machen ihn nicht zum Feldherrn. Ihm fehlte die Initiative, der Offensivgedanke, der Entschluß zu entscheidenden, verantwortungsvollen Wegen!

Wem dieses Urtheil zu hart erscheint, der vergegenwärtige sich die vollständige Unthätigkeit Osmans nach seinen in der Defensive erfochtenen Siegen, sein schwankendes unentschlossenes Verhalten bei dem Versuch, Lowtscha zu entsetzen, endlich wieder die völlige Unthätigkeit der Haupt-Armee während der Katastrophe von Gornji Dubnjäk.

Scheinbar könnte vielleicht der mit der Schlußkatastrophe endende Durchbruchsversuch als Beweis einer kühnen Offensiv-Unternehmung angeführt werden — aber doch eben nur scheinbar. Dieser Durchbruchsversuch, trotz seines unglücklichen Endes gewiß eines der schönsten Blätter aus dem Ruhmeskranze der Armee von Plewna, wird dem hochsinnigen Führer und den braven Truppen stets zur höchsten Ehre gereichen — aber die Bedeutung einer auf Erfolg rechnenden Offensiv-Unternehmung kann man, wenigstens was die Führung betrifft, der ganzen Aktion kaum beimessen. Dem Führer, der die Sachlage im Großen und Ganzen richtig übersehen konnte, mußte das Unternehmen vollkommen hoffnungslos erscheinen; desto höher ist der moralische Werth des Entschlusses und seine heldenmüthige Durchführung zu bewundern. Ohne in Osmans innere Gedanken eingeweiht zu sein, möchte man fast glauben, er habe seiner Armee die Schmach einer kampflosen Capitulation ersparen, ihr nach so vielen ruhmreichen Kämpfen einen heroischen Abgang verschaffen wollen. Und *wenn* er dies gewollt hat, wer möchte ihn darum tadeln?

Suleiman Pascha ist dem größeren Publikum hauptsächlich durch die blutigen Kämpfe im Schipka-Paß bekannt geworden, und zwar ist er anläßlich seines dortigen Verfahrens fast von allen Seiten mit herbem Tadel überschüttet. Die weiterhin folgende Betrachtung jener Kämpfe wird den Beweis liefern, daß Suleiman dort zwar im Einzelnen schwerwiegende Fehler gemacht, daß aber die generellen Vorwürfe, welche ihm wegen seines ganzen dortigen Verfahrens allseitig gemacht worden, zum Theil nicht begründet sind.

haben. „Die Ungleichheit ist gerade so groß, um die Abkunft von der nämlichen Person auszuschließen; aber auch die Verwandtschaft ist gerade so groß, um die gleiche Heimat zu beweisen.“

Indessen sei darauf verzichtet, noch weitere Einzelheiten herauszuheben. Das Gewicht des Werkes ruht nicht auf diesen, sondern auf der Gesammtheit der Geschichtserzählung, die sich von Jerusalem nach Rom bewegt, und in welche die einschneidende Thätigkeit des Paulus und die heftige Reaktion, die ihr gefolgt ist, ein geradezu dramatisches Interesse bringt. Die Darstellung ist angenehm, klar, lebendig; man spürt, daß sie aus mündlichen Vorträgen hervorgegangen ist. Bei jedem Abschnitt sind die Ergebnisse in kurze, bestimmte Sätze gefaßt. Aber auch das non liquet ist am rechten Orte freimüthig ausgesprochen. Die Forschung ist noch nicht am Ende, manche Aufstellungen Weizsäckers werden bestritten werden. Im Ganzen aber liegt hier die Summe dessen, was wir heute über das apostolische Zeitalter wissen, vor und zwar in einem abgerundeten Werke, das auch in Ansehung der Form eine Zierde der Geschichtswissenschaft ist.

W. Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 7.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der dritte Abschnitt endlich — vom Fall Plewnas bis zum Schluß der Feindseligkeiten — umfaßt die zweite russische Offensive, welche die russischen Fahnen über die eisbedeckten Gipfel des Balkan in raschem Siegeslaufe bis vor die Thore Stambuls führte.

Im Hinblick auf das seit dem Fall Plewnas eingetretene numerische Mißverhältniß der gegnerischen Kräfte gestaltet sich diese Offensive in gewissem Sinne zu einem rücksichtslosen Niederwerfen des nicht mehr ebenbürtigen feindlichen Widerstandes, doch hat dieser Abschnitt sowohl in strategischer wie in taktischer Beziehung sehr interessante Momente; im letzten Theil dieses Abschnitts spielen bereits politische Rücksichten und Beziehungen eine Rolle. Die Einwirkung der oberen Heeresleitung kommt während dieses Abschnittes formell allerdings hier und da zum Ausdruck; thatsächlich aber liegt die Entscheidung in den Händen einzelner energischer Unterführer, deren aus eigener Initiative entsprungenen Handlungen die „Entschließungen" der oberen Heeresleitung so gut es geht angepaßt werden.

Die erste russische Offensive.

Der Aufmarsch der russischen Armee in Rumänien, wenn auch durch die Ungunst der Witterung und ihre übele Einwirkung auf den Zustand der Wege sehr erschwert, war planmäßig und vom Gegner nicht im Geringsten belästigt von statten gegangen; in charakteristischer Indolenz hatten die Türken es sogar versäumt, die wichtige Eisenbahn-Brücke von Barboschi (über den Scheret) zu sprengen, obgleich ein zu diesem Zweck mit Dynamit-Patronen ausgerüsteter Dampfer Tage lang in nächster Nähe vor Anker gelegen hatte. Die Zerstörung dieser Brücke, welche die einzige Schienen-Verbindung zwischen dem Aufmarsch-Gebiet der russischen Armee und dem russischen Hinterlande bildete, würde den Aufmarsch der Armee mindestens um einige Wochen verzögert haben.

Anfang Juni war der Aufmarsch von vier Corps (8. 9. 11. 12.) längs der Donau vollendet; die drei erst später mobilisirten Corps (4. 13. 14.) waren noch weiter zurück im Anmarsch begriffen.

Die nächste Aufgabe, welche die russische Heeresleitung zu lösen hatte, war der Uebergang über die Donau. Drei Momente waren hierbei zu berücksichtigen, welche dem Uebergange als Hindernisse in den Weg traten:

in technischer Beziehung der große Strom als solcher;

in taktischer Beziehung die zahlreiche türkische Donau-Flotille, welche den Strom zunächst unbedingt beherrschte;

in strategischer Beziehung: die Anwesenheit einer zahlreichen feindlichen Armee am jenseitigen Ufer.

Die zur gleichzeitigen Ueberbrückung des gewaltigen Stromes an mehreren Stellen nothwendigen technischen Veranstaltungen hatte man schon lange vor dem Beginn der Feindseligkeiten ins Auge gefaßt, und seit Monaten schon wurde in Rumänien selbst unter Aufsicht und Leitung russischer Offiziere an der Herstellung des für nothwendig erachteten ganz gewaltigen Materials gearbeitet — aber einerseits Irrthümer in der ursprünglichen Veranschlagung, andererseits störende Zwischenfälle mancherlei Art wirkten lähmend auf den Fortgang der Arbeit ein, so daß schon aus diesem Grunde der ursprünglich bereits auf den Anfang Juni in Aussicht genommene Uebergang um mehrere Wochen hinausgeschoben werden mußte.

Die Thätigkeit der feindlichen Flotille wurde durch eine Reihe sehr geschickt angelegter Torpedosperren sowie durch dreiste Offensiv-Operationen eines kleinen Geschwaders von Torpedo-Schaluppen — welch letztere per Eisenbahn bis Dschurdschewo geschafft und hier ins Wasser gebracht waren — vollständig lahmgelegt, sodaß Ende Juni die beiden zum Uebergang ausgewählten Stromstrecken gegen Unternehmungen der türkischen Flotille völlig gesichert waren.

Ueber Stärke und Aufstellung der feindlichen Streitkräfte am rechten Donau-Ufer herrschte im russischen Hauptquartier auf Grund der Angaben des Kundschafter-Bureaus folgende Auffassung:

70000 Mann im Ostbulgarischen Festungs-Viereck;

50000 Mann in Westbulgarien bei Widdin;

12000 Mann in Mittelbulgarien verzettelt;

12000 Mann in der Dobrudscha.

Außerdem zahlreiche Irreguläre (man nahm wohl sehr willkührlich 40000 Mann an) in Ostbulgarien, wo ein großer Theil der Bevölkerung zu den Waffen gegriffen hatte;

endlich verschiedene Besatzungen und Reserve-Formationen südlich des Balkan.

Im Allgemeinen entsprach die Wirklichkeit diesem Bilde, nur war die Ost-Armee stärker (80000 bis 90000 Mann), die West-Armee dagegen schwächer (30000 bis 40000 Mann); bei beiden Armeen sind hierbei die Festungs-Besatzungen mitberechnet.

Ende Juni bewirkte die Haupt-Armee ihren Uebergang über die Donau bei Simniza-Sistowa, nachdem einige Tage vorher ein Corps (14.) unter General Zimmermann bei Galaz übergegangen war. An beiden Punkten leisteten die zur Stelle befindlichen schwachen türkischen Abtheilungen einen hartnäckigen, nach Lage der Dinge aber eigentlich gänzlich zwecklosen Widerstand; die türkische Haupt-Armee rührte sich nicht aus ihrer Stellung innerhalb des Festungs-Vierecks heraus.

Das Corps Zimmermann, welches vollkommen getrennt von der Haupt-Armee zu operiren hatte, erhielt die Bezeichnung „Armee der unteren Donau“ und wurde durch Abgaben der Küsten-Armee bis auf 40000 Mann verstärkt. Aus nicht näher erkennbaren Ursachen hat dies Corps keine Rolle gespielt, welche zu seiner Stärke in richtigem Verhältniß gestanden hätte; die ganze Wirkung beschränkte sich auf Paralysirung des kaum über 12000 Mann starken türkischen Dobrudscha-Corps und auf gelegentliche Streifzüge der Cavallerie in der Richtung auf Silistria; man darf wohl annehmen, daß zu dieser bescheidenen Thätigkeit eine weit geringere Stärke genügt haben würde.

Die Haupt-Armee stand Anfang Juli mit vier Corps (8. 9. 12. 13.) bei Sistowa am rechten Donau-Ufer; ein Corps (11.) war in Postirungen längs des linken Donau-Ufers verzettelt, ein Corps (4.) war noch in Anmarsch durch Rumänien begriffen. Der streitbare Stand ist für jedes dieser sechs Corps auf rund 25000 Mann, für das besonders formirte „Avantgarden-Corps“ unter Gurko auf etwa 12000 Mann zu veranschlagen; zu den Operationen in Bulgarien waren Anfang Juli also verfügbar etwa 112000 Mann. Diese Zahl wuchs nach dem Eintreffen des 4. Corps — dessen Uebergang über die Donau man übrigens nicht vor der Mitte des Monats erwarten durfte — auf 137000 Mann und konnte durch Heranziehung eines Theils des 11. Corps (aus seinen zum Theil etwas überflüssigen Postirungen am linken Ufer) auf rund 150000 Mann gebracht werden.

Eine Beurtheilung der strategischen Lage der russischen Armee nach bewirktem Donau-Uebergang muß zwei Punkte ins Auge fassen: Die Chancen eines taktischen Zusammenstoßes und die Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen. Wenn die russische Heerführung die Hauptmasse ihrer Truppen, etwa drei Viertel derselben oder 80000 Mann kompakt zusammenhielt, so konnte sie bei jedem Zusammenstoß, der außerhalb der taktischen Wirkungssphäre der Festungen und der befestigten Stellungen erfolgte, des taktischen Sieges unbedingt sicher sein — diese Auffassung beruht einerseits auf der Eingangs gebrachten Charakteristik beider Armeen, andererseits auf der den Russen im Allgemeinen bekannten Vertheilung der türkischen Streitkräfte, wonach vorläufig (auf Wochen) von keiner Seite her das Auftreten einer türkischen Heeresabtheilung zu erwarten war, welche der mit 80000 Mann auf dem Schlachtfelde auftretenden russischen Armee gewachsen gewesen wäre.

Diese sozusagen taktische Zuversicht hätte die russische Heerführung von einer ängstlichen Rücksicht auf die Flanken und Verbindungen entbunden und ihr eine große Bewegungsfreiheit gegeben — allerdings

unter der Voraussetzung, daß für den Donau-Uebergang von Sistowa eine selbstständige permanente taktische Vertheidigung organisirt war, welche unter Umständen mehrere Tage lang dem Angriff eines feindlichen Corps Widerstand leisten konnte; diese Forderung würde am besten erfüllt worden sein durch einen bei Sistowa angelegten ausgedehnten Brückenkopf, der für die Vertheidigung durch eine Division einzurichten war. —

Der Mangel einer derartigen Befestigungs-Anlage — einige vereinzelte halbvollendete Schanzen waren. für diesen Zweck völlig werthlos — und infolgedessen die stete Nothwendigkeit der Rücksichtnahme auf die Sicherheit von Sistowa bei allen eventuellen strategischen Bewegungen der Armee machte sich mehrfach störend bemerkbar und würde sich noch weit mehr geltend gemacht haben, wenn man es mit einem beweglichen und unternehmungslustigen Gegner zu thun gehabt hätte.

Anstatt Sistowa zu einem selbstständigen befestigten Punkte zu machen und mit der Hauptmasse der Armee geschlossen in irgend einer Richtung zu operiren — that die russische Heeresleitung gerade das Gegentheil: Sistowa blieb ungeschützt (daß zeitweilig dort ein Infanterie-Regiment mit einer Batterie zurückgelassen wurde war für die oben ins Auge gefaßten Verhältnisse ziemlich werthlos) und die Armee wurde excentrisch in drei getrennten Gruppen nach drei verschiedenen Himmelsgegenden in Bewegung gesetzt:

Der Thronfolger mit zwei Corps (12. 13.) nach Osten gegen Rustschuck und die feindliche Haupt-Armee;

Krüdener mit einem Corps (9.) nach Westen gegen Nikopolis;

Gurko (Avantgarde-Corps) und Radezki (8. Corps) — jeder für sich — nach Süden gegen den Balkan.

Eine größere Verzettlung der Armee und eine planmäßigere Heraufbeschwörung einer Katastrophe ist kaum denkbar.

Abgesehen von der Gefahr, die für die vereinzelten Heertheile eben in dieser Vereinzelung und in ihrer numerischen Schwäche lag, mußte auch das Mißgeschick irgend eines dieser Heerestheile sofort Sistowa bedrohen und dadurch die beiden anderen Heerestheile in Mitleidenschaft ziehen.

Eine authentische Erklärung darüber, welches strategische Ziel die russische Heerführung in dieser Periode eigentlich verfolgt hat, liegt nicht vor; auch aus den während dieser Periode getroffenen Maßnahmen läßt sich kein einheitlicher, konsequenter Plan konstruiren, und um die Ereignisse dieses Abschnittes einigermaßen in ihrem Zusammenhange und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu verstehen, bleibt nichts übrig, als aus dem Wortlaut der verschiedenen Befehle und Erlasse des Armee-Ober-Com-

mandos sich ein Bild der — kaleidoskopartig wechselnden Auffassungen und Stimmungen zu konstruiren, welche sich im großen Hauptquartiere geltend machten.

Bei Beginn der Operationen waren den einzelnen Heertheilen folgende Aufgaben gestellt:

Der Thronfolger soll sich zunächst an der Jantra konzentriren, dann gegen Rustschuck vorgehen, diesen Platz einschließen und womöglich nehmen;

Krüdener soll Nikopolis nehmen — seine weitere Bestimmung war nach Plewna und dann weiter nach dem Balkan, ohne daß die Richtung näher bezeichnet war;

Gurko soll in der Richtung auf Tirnowa vorgehen, sich einiger Balkan-Pässe bemächtigen, die Instandsetzung derselben betreiben und seine Cavallerie über den Balkan werfen; in südlicher Richtung soll indessen über Kasanlik nicht vorgegangen werden, Radezki sollte anfangs bei Sistowa stehen bleiben, wurde aber bald ebenfalls nach Tirnowa vorgezogen. Zu diesen den einzelnen Heertheilen gestellten Aufgaben ist zu bemerken: daß die Aufgabe des Thronfolgers in direktem Widerspruch mit dem offiziell festgestellten allgemeinen Programm der Kriegführung stand, welches den Festungskrieg vermieden sehen wollte. — Gurkos persönliche Wünsche und Absichten gingen über die ihm gestellte verhältnißmäßig bescheidene Aufgabe weit hinaus; er hielt es für geboten nach bewirktem Balkan-Uebergang auf Philippopel und noch darüber hinaus vorzugehen und die dann wahrscheinlich durch sein Erscheinen auf der Südseite des Balkan entstandene Verwirrung des Gegners zu benutzen; in diesem Sinne äußerte er sich auch schriftlich an das Armee-Ober-Commando. Was er mit dieser Offensive eigentlich in letzter Instanz erreichen wollte, ist nicht ganz klar.

Am 8. Juli Abends erhielt das Armee-Ober-Commando — welches sich in der Nähe von Sistowa befand — die Nachricht: Gurkos Cavallerie habe Tirnowa durch überraschenden Angriff genommen. Dieser Erfolg scheint auf die Anschauungen des Armee-Ober-Commandos über die fernere Gestaltung der Operationen nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Bereits am 9. Juli wurde an den Thronfolger ein von der ersten Aufgabe wesentlich abweichender Befehl erlassen:

„Der Großfürst-Generalissimus habe nicht die Absicht sich in Festungs-Belagerungen einzulassen, sondern er wolle sich schnell der Pässe bemächtigen und jenseits des Balkan auftreten; die Hauptmasse der Armee solle möglichst schnell ebendahin gezogen werden; der Thronfolger solle deshalb nicht gegen Rustschuk vorgehen, sondern diese Festung nur aus der Ferne beobachten und sich bereit halten, einem etwaigen Angriff des Feindes entgegen zu treten."

Am 12. Juli traf das Armee-Ober-Commando in Tirnowa ein, wohin auch der auf das rechte Donauufer gezogene Theil des 11. Corps im Anmarsch war; die Spitze des 4. Corps näherte sich der Donau.

Am 16. Juli traf bei dem Armee-Ober-Commando die Nachricht ein, daß Krüdener am 15. die Festung Nikopolis mit Sturm genommen habe; gleichzeitig wurde der glücklich gelungene Balkan-Uebergang Gurkos bekannt, der auf den schwierigen Pfaden des Hainkioi-Passes das Gebirge überschritten hatte.

Unter dem überwältigenden Eindruck dieser beiden Erfolge traf das Armee-Ober-Commando sofort folgende Anordnungen:

Die Infanterie des 8. Corps wird zum Theil in die Balkanpässe vorgeschoben, der übrige Theil des Corps rückt nach Tirnowa.

Der Thronfolger geht bis zur Lom vor und hält sich bereit, zur Einschließung von Rustschuk zu schreiten; die Belagerungs-Artillerie ist heranzuziehen. Das Gros des 11. Corps übernimmt die Deckung Tirnowas nach Westen.

Das im Anmarsch befindliche 4. Corps konzentrirt sich als allgemeine Reserve bei Bjela in der Jantra (etwas süd-östlich von dem Donau-Uebergang).

Die bis jetzt erreichten Erfolge waren scheinbar allerdings ganz überraschend großartig: Tirnowa und Nikopolis genommen, der Balkan überschritten — Rustschuk in Gedanken bereits belagert — und nirgends ernsthafter Widerstand stärkerer feindlicher Kräfte. Letzterer Punkt mußte für jeden nicht ganz vom Siegestaumel Verblendeten etwas Unheimliches haben.

Seinerzeit wurde erzählt — die historische Wahrheit der Angabe kann diesseits nicht verbürgt werden — Kaiser Alexander habe damals den gelungenen Balkan-Uebergang Gurkos in einem freudeathmenden Telegramm an Kaiser Wilhelm mitgetheilt und von diesem die telegraphische Antwort erhalten: „Herzlichsten Glückwunsch — aber wo stehen die Türken?"

Ob wahr, ob erfunden — in dieser Antwort ist in epigrammatischer Kürze und mit überraschender Klarheit der Kernpunkt der ganzen Situation hervorgehoben: Alle diese Erfolge sind werthlos, so lange nicht die türkische Armee geschlagen ist.

Die ersten Wölkchen eines heraufziehenden Gewitters zeigten sich am Horizont.

Am 17. Juli trafen Meldungen der zwischen Osma und Wid streifenden Cavallerie Krüdeners ein, wonach sich am Wid türkische Kolonnen von Westen kommend gezeigt hatten. Trotzdem daß gleichzeitig eine direkt von Tirnowa aus abgesandte Kosaken-Abtheilung in der Gegend von

Selwi und Lowtscha (nördlich von Plewna) auf feindliche Abtheilungen gestoßen war, scheint das Armee-Ober-Commando diesen Meldungen kein großes Gewicht beigelegt zu haben. Die einzige Folge war die noch an demselben Tage (17.) an Krüdener gesandte telegraphische Weisung: „einen Theil seines Corps nach Plewna zu schicken."

Zunächst wurde die Siegeszuversicht noch durch das Bekanntwerden eines neuen Erfolges gesteigert: am 19. ging die Meldung ein, der Schipka-Paß sei in den Händen des 8. Corps und Gurko sei nach mehreren siegreichen Gefechten im Tundscha-Thal auf der Südseite des Passes eingetroffen.

Unter dem Eindruck aller dieser Nachrichten ergehen am 21. Juli an den Thronfolger neue Direktiven: „Der Feind sei durch die Erstürmung von Nikopolis und durch die Einnahme des Schipka-Passes entschieden demoralisirt; es sei daher jetzt der Moment gekommen, energisch gegen Rustschuk vorzugehen."

Es muß hier auf den ganz auffallenden Widerspruch hingewiesen werden, der in den beiden Auffassungen der Heeresleitung am 9. und am 21. Juli liegt.

Am 9. Juli will die Heerführung sich schnell in den Besitz einiger Pässe setzen, um mit der Haupt-Armee (eine solche hätte allerdings erst aus den überall verzettelten einzelnen Detachements zusammengestellt werden müssen) jenseits des Balkan aufzutreten; infolge dessen sollte der dem Thronfolger aufgetragene Angriff auf Rustschuk nicht zur Ausführung kommen.

Am 21. Juli — nachdem inzwischen ganz überraschend schnell zwei Balkan-Päße in die Hände der Russen gefallen und nachdem Gurko's Avantgarden-Corps die Operationen jenseits des Balkan siegreich eröffnet — gibt die Heerleitung jetzt den Gedanken einer mit der Haupt-Armee über den Balkan zu führenden Offensive auf und kommt wieder auf den Gedanken zurück, jetzt Rustschuk an der Donau anzugreifen.

Man irrt wohl kaum, wenn man annimmt, daß die so schnell und verhältnißmäßig leicht gelungene Eroberung von Nikopolis bei der Heerleitung die Hoffnung erweckt hatte, mit Rustschuk ebensoleicht fertig zu werden. Man vergaß dann aber, daß zwischen Nikopolis — einem unbedeutenden, strategisch werthlosen, von vornherein aufgegebenen Platze mit einer schwachen Besatzung — und Rustschuk — einer mit einem großen verschanzten Lager verbundenen starken Festung, einem Hauptbollwerk der türkischen Macht in Bulgarien, zu dessen Vertheidigung eine Armee bereit stand — denn doch ein gewaltiger Unterschied war.

Die Kopf- und Systemlosigkeit der russischen Heerführung, welche

ohne ein klar vorgesetztes Ziel sich von augenblicklichen Eindrücken und Stimmungen beeinflußen ließ, wird durch diese unklaren Schwankungen scharf gekennzeichnet.

Ueber die Chancen, welche eine eventuelle Offensive der Haupt-Armee über den Balkan unter den jetzigen Umständen gehabt hätte, sowie über die Bedeutung der ganzen Gurkoschen Expedition nach Rumelien wird nachher im Zusammenhange gesprochen werden.

Zunächst wendet sich unsere Betrachtung wieder den ferneren thatsächlichen Entschließungen der russischen Heerleitung zu. Kurz nach Abgang der oben erwähnten siegesfreudigen neuen Direktiven an den Thronfolger ging — noch am 21. Juli — in Tirnowa die Nachricht ein: General Schilder Schuldner (vom Corps Krüdeners) habe bei Plewna ein unglückliches Gefecht gehabt.

Wenn auch diese Nachricht zunächst keine große Besorgniß hervorrief, so sah sich doch das Armee-Ober-Commando veranlaßt, unter Mittheilung dieser Thatsache an Gurko diesen anzuweisen, vorläufig sich mit seiner Infanterie nicht zu weit von den Pässen nach Süden zu entfernen, da für den Fall einer von Plewna drohenden ernsten Gefahr Gurkos Infanterie die Pässe besetzen müßte, um die bisher dort stehenden Truppen des 8. Corps zu anderweitiger Verwendung frei zu machen. Der Mittheilung an Gurko wurde ferner noch hinzugefügt: „Suleiman transportire seine Truppen (die bisher gegen Montenegro operirt hatten) über das Meer nach Enos und von da auf der Bahn nach Adrianopel." Letztere Nachricht war dem Armee-Ober-Commando durch eine Depesche des russischen Gesandten in Athen zugegangen.

Dem Thronfolger wurde die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Plewna erst am 23. mitgetheilt und zwar erst in zweiter Stelle ohne besondere Betonung.

Mit Bezug auf die Lage der Dinge bei Plewna erließ das Armee-Ober-Commando im Laufe des 22., 23. und 24. Juli mehrfache Befehle, durch welche im Ganzen 3 Infanterie-Brigaden und 1 Cavallerie-Brigade (alles kürzlich eingetroffenen und im Marsch auf Tirnowa begriffene Truppen theils des 4., theils des 11. Corps) unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Generals Schachowski (Commandirender des 11. Corps) in der Richtung auf Plewna in Bewegung gesetzt worden; nach Ankunft dieser Verstärkungen sollte Krüdener dann den bei Plewna stehenden Gegner angreifen.

Bevor wir den weiteren Fortgang der Ereignisse verfolgen, sei hier eine kurze kritische Exkursion gestattet über die grundsätzliche Auffassung, welche sich in der Behandlung des Zwischenfalls von Plewna seitens der russischen oberen Heeresleitung kundgab.

Einerseits muß man allerdings von einer zielbewußten Heerführung verlangen, daß sie sich nicht durch nebensächliche Zwischenfälle von der konsequenten Durchführung eines wohlerwogenen Planes ablenken lasse; andererseits ist es aber unbestreitbar ein Zeichen von Begabung und geistiger Elastizität, wenn die Heerführung es versteht, die Durchführung ihres Haupt-Planes geschickt den Verhältnissen anzupassen und jeden unvermerkt eintretenden Zwischenfall — und zwar nicht nur die günstigen, sondern auch die von vornherein ungünstigen — als nutzbringendes Glied in die Kette der eigenen Combinationen einzufügen.

Consequent muß die Heerführung sein; aber diese Consequenz darf nicht starr und eigensinnig, sie muß elastisch und rationell sein; sie muß das Hauptziel unverrückt im Auge behalten, darf aber nicht zögern den betretenen Weg zu verlassen und einen plötzlich sichtbar werdenden besseren Weg einzuschlagen. Die starre, in ihrer Art bewundernswerthe Consequenz Benedecks führte nach Königgrätz. Die Feldzüge aller großen Feldherren, namentlich auch diejenigen Napoleons, weisen zahlreiche Fälle auf, wo die geschickte Benutzung eines momentanen partiellen Mißerfolges einen großen Gesammterfolg erzielt.

Beziehen wir das eben Gesagte auf den vorliegenden Fall, so ergiebt sich Folgendes.

Das in dem mehrfach erwähnten Kriegs-Programm ausdrücklich betonte Hauptziel der russischen Operationen war ein Sieg über die türkische Armee mit möglichster Vermeidung des Festungskrieges. Der bisherige Gang der Operationen hatte hierzu keine Gelegenheit gegeben; die türkische Ost-Armee hielt sich unbeweglich im Schutze des Festungs-Vierecks; die bei Widdin stehende West-Armee war schon durch die räumliche Entfernung einem russischen Angriff so gut wie unerreichbar, ganz abgesehen davon, daß auch diese Armee schließlich im Schutze einer Festung stand.

Die Erstürmung von Nikopolis und die Besetzung des Schipka-Passes waren schöne Theil-Erfolge, brachten die Russen aber ihrem — laut Programm — sehr richtig erkannten Hauptziel, einer entscheidenden Schlacht, nicht näher.

Die Verzettelung der Armee nach allen Himmelsrichtungen war gewissermaßen ein unfreiwilliges und unbewußtes Eingeständniß der Verlegenheit, in welcher sich die Heeresleitung befand; trotz ihrer zur Schau getragenen Siegesfreudigkeit wußte sie momentan doch kaum ein Objekt für eine ernste Aktion zu finden, wenn man sich nicht entschließen wollte, den Angriff auf die starken Stellungen des Festungs-Vierecks zu unternehmen und so gewissermaßen dem Gegner die von ihm erwünschte denkbar günstigste Chance zu geben.

In diese Situation fällt die Niederlage Schilder-Schuldners am 20. Juli.

Daß eine russische Division geschlagen war und schwere Verluste erlitten hatte, war an und für sich bedauerlich — dieser bedauerlichen Thatsache ließ sich aber eine Seite abgewinnen, welche für die Erwägungen der Heeresleitung von hoher Wichtigkeit war.

Bei Plewna, dicht vor der strategischen Front der russischen Armee, steht ein feindliches Corps von mindestens 25000 Mann. Nach Lage der Dinge mußte dies die Armee von Widdin sein, welche nach russischen Kundschafter-Aussagen bekanntlich eine Stärke von 50000 Mann haben sollte, man mußte also darauf gefaßt sein, daß der bei Plewna aufgetretene Feind wenigstens annähernd diese Stärke habe. Diese Armee war jetzt für die russische Armee erreichbar geworden; die Gelegenheit zu einer entscheidenden Schlacht war gegeben und zwar bei Plewna. Im Hinblick auf die oben berührten Stärke-Verhältnisse mußte man russischerseits bemüht sein, zu der bei Plewna fallenden Entscheidung so stark als möglich zu sein.

Rustschuk und Schipka sowie die Streifzüge Gurkos in Rumelien traten momentan dagegen vollkommen in den Hintergrund.

Der Armee des Thronfolgers gegenüber verhielt sich um diese Zeit die türkische Ost-Armee vollkommen unthätig, sodaß man fast ihre Existenz hätte bezweifeln können; es mußte unbedenklich erscheinen, die Hälfte der zwischen Jantra und Lom befindlichen Infanterie, also etwa 2 Divisionen, nach Plewna heranzuziehen. Zeit- und Raumverhältnisse konnten keine Schwierigkeit bilden, wenn man die glänzenden Marschleistungen bedenkt, welche die russischen Truppen mehr als einmal während dieses Krieges an den Tag gelegt.

Daß das 8. Corps recht zwecklos im Balkan verzettelt war, machte sich jetzt unangenehm fühlbar; stand es als Reserve geschlossen bei Tirnowa, so konnte es in seiner Gesammtheit bei Plewna mitwirken — aber auch unter den jetzigen Verhältnissen mußte es unbedingt angängig sein, einige Regimenter dieses Corps zu der erwarteten Schlacht heranzuziehen.

Konnten die verschiedenen Verstärkungen nicht so rechtzeitig eintreffen, daß sie bereits am 30. Juli mitzuwirken vermochten, so konnte der Angriff noch um einige Tage verschoben werden; in der Situation lag Nichts, was einen Aufschub hätte bedenklich erscheinen lassen.

Auf diese Weise hätte aber Krüdener zur Schlacht nicht über 36, sondern über 60—70 Bataillone verfügt; über die Bedeutung dieses Unterschiedes braucht Nichts weiter gesagt zu werden.

Hätte die russische Heeresleitung die Verhältnisse bei Plewna von

Hier handelt es sich um Suleimans Charaktereigenschaften, soweit sie für seine Stellung als Heerführer in Betracht kommen.

Der Grundzug seines Wesens ist brutale Energie — dieselbe wird aber vielfach abgeschwächt durch eine gute Portion echt türkischer Indolenz. Die in türkischen Regierungs- und Commando-Verhältnissen überall sich breit machenden Intriguen sowie persönliche Sympathieen und Antipathieen beeinflußten auch Suleimans ganze Handlungsweise; seine persönliche Feindschaft gegen Mehmed Ali, Reuf Pascha und Andere trat bei manchen Gelegenheiten unverhüllt hervor und übte auf den Verlauf der kriegerischen Aktion bisweilen einen grabezu verderblichen Einfluß aus. Als Truppenführer im engeren Sinne war Suleiman nicht ohne eine gewisse Routine, im Allgemeinen aber — wie fast alle seine Landsleute — schwerfällig und umständlich.

Als im letzten Abschnitte des Krieges — nach dem Fall von Plewna — die Uebermacht der russischen Waffen ganz unverkennbar geworden war, wollte Suleiman, zur Zeit Höchstkommandirender, auf vernünftige militärische Gründe gestützt, die Linie des westlichen Balkan als auf die Dauer nicht haltbar aufgeben und die Vertheidigung um den Zentralpunkt Adrianopel konzentriren. Die vielköpfige Heeresleitung in Konstantinopel aber wollte aus politischen Gründen — man erhoffte von Tag zu Tag die Intervention Englands und im Anschluß daran den Abschluß eines Waffenstillstandes auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes — die Balkanlinie so lange als möglich halten und ernannte Suleiman zu diesem Zwecke zum speziellen Commandirenden der Armee von Sofia, während die obere Leitung der Gesammt-Operationen in die Hände von Suleimans erbittertem Feinde, Reuf Pascha, gelegt wurde.

Gegen seine eigene Ueberzeugung und wohl nur mit halbem Herzen ging Suleiman an die Ausführung der ihm gestellten Aufgabe, aber die hereinbrechende Katastrophe war nicht mehr aufzuhalten, und in der dreitägigen Schlacht bei Philippopel brach Suleimans Armee — die letzte im Felde stehende Armee der Türkei — völlig zusammen.

Der unglückliche Ausgang des Krieges hatte auch in der Türkei das übliche Geschrei von „Verrath" und die Suche nach obligaten „Verräthern" oder Sündenböcken zur Folge, und Suleiman, mit mehreren der damals einflußreichsten Personen heftig verfeindet, wurde das hauptsächlichste Opfer dieser Strömung.

Ein endloses Kriegsgericht — welches viele Analogieen mit dem seinerzeit über Bazaine abgehaltenen Kriegsgericht bietet — richtete eine Anzahl von Anklagen, zum Theil geradezu alberner Art, in Bezug auf seine Heerführung gegen Suleiman, der auch schließlich der herrschenden

Schon am nächsten Tage war die Auffassung wieder weit zuversichtlicher. Nicht nur wurde der am 27. an Gurko ertheilte Befehl betreffs Rücksendung eines Theils seiner Infanterie nach dem Schipka-Paß zurückgenommen, sondern das Armee-Ober-Commando ermächtigte Gurko zu der von ihm vorgeschlagenen Offensive und stellte ihm eine Infanterie-Brigade des 8. Corps als Verstärkung zur Verfügung.

Die äußerst zuversichtliche Hoffnung, welche in diesem Zeitpunkt das Armee-Ober-Commando von der allgemeinen Lage der Dinge hatte, geht ganz deutlich aus einem Brief hervor, den der Großfürst-Generalissimus am 27. an den Thronfolger richtete und in welchem die Besorgniß ausgesprochen wurde: „Die türkische Ost-Armee könne glücklich über den Balkan entkommen (!), die Cavallerie solle dies möglichst verhindern und dem Feinde bei seinem bevorstehenden (!) Rückzug möglichst viel Schaden zufügen".

Selbst die Meldung Krüdeners, daß ein von ihm nach Eintreffen Schachowskis abgehaltener Kriegsrath den Angriff mit den zu seiner Verfügung stehenden Kräften — Alles in Allem etwa 32000 Mann — auf den mindestens 50000 (thatsächlich nur 30000) Mann starken Gegner für bedenklich halte, konnte das Armee-Ober-Commando in seiner zuversichtlichen Anschauung der Dinge nicht erschüttern; Krüdener erhielt den Befehl, unbedingt anzugreifen.

Am 31. Juli traf in Tirnowa die telegraphische Meldung Krüdeners ein: er sei bei Plewna geschlagen und zum Rückzug nach Bulgareni an der Osma gezwungen.

Der Ernst der Lage war nun nicht mehr zu verkennen, und zwar um so mehr, als mehrfach eingehende Nachrichten keinen Zweifel daran ließen, daß südlich des Balkans weit überlegene feindliche Streitkräfte gegen Gurko im Anmarsch seien.

Die vollständige Passivität Osmans in Plewna nach dem am 30. Juli erfochtenen Siege bewahrte die russische Armee vor einer sonst fast unausbleiblichen Katastrophe — aber immerhin war der erste Akt des Feldzuges als ein völliges Fiasko der russischen Kriegsführung anzusehen.

Russischerseits hielt man nicht nur die Heranziehung sehr bedeutender Verstärkungen von eigenen Truppen für nothwendig — neue Infanterie-Divisionen und verschiedene Cavallerie-Truppentheile erhielten Marschbefehl — sondern man sah sich zu einem Schritt genöthigt, der der russischen Staats- wie Heeresleitung gleich unbequem sein mußte: man „gestattete" der rumänischen Armee die Theilnahme an den Operationen, nachdem man dieselbe anfänglich mit geflissentlicher Verächtlichkeit bei Seite geschoben.

(Schluß folgt.)

Der dritte Abschnitt endlich — vom Fall Plewnas bis zum Schluß der Feindseligkeiten — umfaßt die zweite russische Offensive, welche die russischen Fahnen über die eisbedeckten Gipfel des Balkan in raschem Siegeslaufe bis vor die Thore Stambuls führte.

Im Hinblick auf das seit dem Fall Plewnas eingetretene numerische Mißverhältniß der gegnerischen Kräfte gestaltet sich diese Offensive in gewissem Sinne zu einem rücksichtslosen Niederwerfen des nicht mehr ebenbürtigen feindlichen Widerstandes, doch hat dieser Abschnitt sowohl in strategischer wie in taktischer Beziehung sehr interessante Momente; im letzten Theil dieses Abschnitts spielen bereits politische Rücksichten und Beziehungen eine Rolle. Die Einwirkung der oberen Heeresleitung kommt während dieses Abschnittes formell allerdings hier und da zum Ausdruck; thatsächlich aber liegt die Entscheidung in den Händen einzelner energischer Unterführer, deren aus eigener Initiative entsprungenen Handlungen die „Entschließungen" der oberen Heeresleitung so gut es geht angepaßt werden.

Die erste russische Offensive.

Der Aufmarsch der russischen Armee in Rumänien, wenn auch durch die Ungunst der Witterung und ihre übele Einwirkung auf den Zustand der Wege sehr erschwert, war planmäßig und vom Gegner nicht im Geringsten belästigt von statten gegangen; in charakteristischer Indolenz hatten die Türken es sogar versäumt, die wichtige Eisenbahn-Brücke von Barboschi (über den Scheret) zu sprengen, obgleich ein zu diesem Zweck mit Dynamit-Patronen ausgerüsteter Dampfer Tage lang in nächster Nähe vor Anker gelegen hatte. Die Zerstörung dieser Brücke, welche die einzige Schienen-Verbindung zwischen dem Aufmarsch-Gebiet der russischen Armee und dem russischen Hinterlande bildete, würde den Aufmarsch der Armee mindestens um einige Wochen verzögert haben.

Anfang Juni war der Aufmarsch von vier Corps (8. 9. 11. 12.) längs der Donau vollendet; die drei erst später mobilisirten Corps (4. 13. 14.) waren noch weiter zurück im Anmarsch begriffen.

Die nächste Aufgabe, welche die russische Heeresleitung zu lösen hatte, war der Uebergang über die Donau. Drei Momente waren hierbei zu berücksichtigen, welche dem Uebergange als Hindernisse in den Weg traten:

in technischer Beziehung der große Strom als solcher;

in taktischer Beziehung die zahlreiche türkische Donau-Flotille, welche den Strom zunächst unbedingt beherrschte;

in strategischer Beziehung: die Anwesenheit einer zahlreichen feindlichen Armee am jenseitigen Ufer.

sehr, den Apfel der Erkenntniß darzureichen. Im Gegentheil wird mit allen Mitteln rednerischer und schriftstellerischer Ueberzeugungskraft darauf hingearbeitet, dies Risiko als geringfügig hinzustellen. Der wichtigste Theil des Geschäftsbetriebs im ganzen Versicherungswesen, nicht bloß im Lebensversicherungswesen, ruht in den Händen der Agenten. Sie sind die Einzigen, mit denen man beim Policenabschluß verkehrt. Sollten einmal einem Versicherten bei genauerer Prüfung der Versicherungsbedingungen und Gesellschaftsstatuten — die übrigens fast nie stattfindet — Bedenken aufsteigen, so wissen diese Herren mit der ihnen eigenthümlichen fascinirenden Liebenswürdigkeit solche zu zerstreuen und ihre Gesellschaft als ein Muster von Coulanz hinzustellen, der es nie einfallen würde, von den Fallstricken ihrer Statuten gegen den Versicherten Gebrauch zu machen. Sie können das um so unbefangener thun, als sie durch ihre Erklärungen ihre Gesellschaft eigentlich niemals verpflichten. Nach den Entscheidungen der höchsten Gerichte ist der Begriff eines Agenten kein gesetzlich fixirter. Es kommt auf das specielle Vertragsverhältniß zwischen ihm und seiner Gesellschaft an. Dieses wird in der Regel und in Zweifel dem Agenten die Eigenschaft eines bevollmächtigten Vertreters nicht verleihen. Mithin darf er meistens ohne jede Gefahr für die Gesellschaft den Kunden derselben sagen, was er will.

Thatsächlich kann aus einer ganzen Reihe von Gründen die Auszahlung einer Police nach dem Tode des Versicherten geweigert werden, ohne daß dabei auch nur die gezahlten Prämien zurückgezahlt zu werden brauchten. Die Zahl dieser Gründe ist größer als bei allen anderen Versicherungsbranchen, deshalb auch das Risiko des Versicherungsnehmers grade bei Lebensversicherungen ein verhältnißmäßig größeres. Dazu kommt noch, daß die Fortdauer der Versicherung von pünktlicher Zahlung der Prämie abhängt, also grade bei Lebensversicherungen sehr auf Ununterbrochenheit des guten Erwerbs oder günstiger Vermögensverhältnisse angewiesen ist. Bei einigen Versicherungsgesellschaften darf die Anzahl der Lebensversicherungspolicen, die, vielleicht nach längerer Prämienzahlung, erlöschen, weil die Vermögenslage des Versicherten zeitweilig ungünstig wurde, gradezu als exorbitant bezeichnet werden. Zudem sind die Gründe der Zahlungsweigerung vielfach solche, deren Nichtvorhandensein bis zu einem gewissen Grade derjenige beweisen muß, dem die Versicherungssumme seiner Zeit zukommt, also bei Lebensversicherungen in der Regel ein anderer, als derjenige, der den Vertrag mit der Gesellschaft abgeschlossen hat. Dieser Beweis muß ferner geführt werden zu einer Zeit, wo der Hauptzeuge nicht mehr am Leben ist, also unter processualisch ungünstigen Verhältnissen. Endlich beruhen die Weigerungsgründe fast

immer auf Vertragsbestimmungen oder Statuten von höchst unbestimmtem Charakter. Es wird da meist mit Begriffen operirt, die keine feste Abgrenzung haben und der subjectiven Auslegung unterliegen. In Folge davon lassen sich die eventuellen Einwendungen der Versicherungsgesellschaft meist absolut nicht vorhersehen und der Versicherungsnehmer ist in keiner Weise im Stande, Vorsichtsmaßregeln dagegen zu treffen. Berücksichtigt man nun, daß in den meisten Fällen die Versicherungssumme den Hauptbestandtheil eines Nachlasses bilden wird, daß der Versicherungsnehmer meist seine gesammten Ersparnisse auf Zahlung der — mit Recht — hohen Prämien zu verwenden hat, daß Frau und Kinder für ihre Existenz auf die Versicherungssumme angewiesen sein sollen, so erkennt und würdigt man, wie sehr die Anfechtbarkeit resp. Unanfechtbarkeit einer Police zur Lebensfrage für die Betheiligten wird, mit anderen Worten: daß ihr Risiko stets ein für sie zu hohes ist. Soweit diese Sachlage bekannt ist, — sie muß aber noch viel bekannter werden, — schreckt sie natürlich Manchen ab, sein Geld in eine so riskante Anlage zu stecken, und das schädigt wiederum in hohem Maße den Geschäftsbetrieb dieser an sich so segensreichen Anstalten.

Die Gründe aus welchen die Versicherungsgesellschaft (ich rede nur von Gesellschaften, weil es thatsächlich stets Gesellschaften sind, die gewerbsmäßig Versicherungen übernehmen) eine Police für nichtig erklären lassen kann, beruhen wie gesagt nicht auf allgemeinen Rechtsgrundsätzen, sondern auf Statut und Policenbedingungen. Sie sind deshalb durchaus mannigfaltig, lassen sich aber in drei Hauptkategorien bringen:

1. Unrichtige oder unvollständige Deklaration der persönlichen Verhältnisse seitens des Versicherungsnehmers bei Abschluß der Police. Das Deklarationensystem ist ein Erbstück aus den Anfangszeiten des Versicherungswesens, hat sich besonders in der Seeversicherung entwickelt, von da auf die anderen Branchen übertragen und mit einer beispielslosen Zähigkeit bis auf die Gegenwart behauptet. Meines Wissens giebt es keine Versicherung, deren Nehmer nicht vorher ein mehr oder minder ausgedehntes peinliches Verhör bestanden hat.

2. Tod oder Gefährdung des Lebens oder Verschlechterung der Lebens- und Gesundheitsverhältnisse durch eigenes Verschulden also z. B. Duell oder Selbstmord, Aufenthalt an Kriegsschauplätzen oder in Gegenden wo Epidemien herrschen, Verurtheilung zu längeren Freiheitsstrafen, Verfall in Trunksucht, Zuziehung selbstverschuldeter Krankheiten u. s. w. u. s. w.

3. Vernachlässigung gewisser Formalien seitens des Policeninhabers nach Verfall der Police. —

Insolvenz der Versicherungsgesellschaft lasse ich hier weg, obwohl es

ein Faktor ist, der für das Risiko des Versicherten stark ins Gewicht fällt. Auch erwähne ich Nichtzahlung der Prämien nicht, da die Nichterfüllung seiner contractlichen Leistung seitens des Versicherten natürlich immer ein Mißgeschick ist, dessen Folgen Niemand von ihm abwälzen kann.

Die Leipziger Versicherungsgesellschaft hat nun den Versuch gemacht auf dem beschriebenen Gebiete eine Reform einzuführen. Sie will (resp. wollte) nicht etwa statutarisch aussprechen, daß eine unrichtige Deklaration der persönlichen Verhältnisse überhaupt keine Rechtsfolgen nach sich ziehen solle — denn das wäre gleichbedeutend mit Aufgabe des Deklarationensystems — oder daß Jeder der einen Selbstmord begehen will, sich ein paar Stunden vorher wirksam versichern kann — denn dann würde sie schlechte Geschäfte machen. Sie will weiter nichts als diese Aufhaltungsgründe wirkungslos machen, sobald die Police eine gewisse Zeit — 5 Jahre sind in Aussicht genommen — bestanden hat. Die von ihr angestrebte Unanfechtbarkeit ist also keine Unanfechtbarkeit an und für sich, sondern durch Zeitablauf. Die ganze Idee ist nicht neu. Schon lange giebt es Versicherungsgesellschaften, die nach Ablauf einer gewissen Zeit auf Geltendmachung gewisser dem Versicherungsnehmer nachtheiliger Statutenclauseln verzichten, die eine auf die, die andere auf jene. Am Weitesten ist soviel ich weiß bisher der Nordstern in Berlin auf der von der Leipzigerin betretenen Bahn vorgegangen. Aber eine so umfassende Beseitigung der Anfechtbarkeit wie sie die Leipzigerin anstrebt, ist mir bei irgend einer anderen Gesellschaft bis jetzt nicht aufgefallen. Sie geht dabei offenbar von dem Gedanken aus, daß nach Ablauf einer gewissen Zeit — über deren Bemessung sich ja streiten ließe — der Tod eines Versicherten jedenfalls in der Regel nicht mehr auf einen beim Abschluß falsch declarirten oder verschwiegenen Umstand zurückgeführt werden kann, mithin der Todesfall den Charakter eines zufälligen bekommt, daß aber eine Versicherungsgesellschaft nach der Natur ihres Geschäfts grade den Zufall selbst zu tragen hat und ein Aequivalent gegen ihn eben in ihrem Prämiensatze finden muß. Verschweigt Jemand bei Abschluß einer Police z. B. daß er an Blutspeien leidet, bleibt aber 5 Jahre und länger nach dem Abschluß am Leben, so wird kein Arzt seinen Tod, auch wenn er später an der Schwindsucht gestorben sein sollte, mit Sicherheit ausschließlich aus diesem Blutspeien resp. einer Weiterentwicklung dieses Leidens herleiten können. Die Versicherungsgesellschaft hat es ja in der Hand, vor Abschluß den körperlichen Zustand eines Versicherungsnehmers ärztlich constatiren zu lassen. Leiden, die bei dieser Gelegenheit übersehen werden, müssen sehr unentwickelt gewesen sein und auf solche Leiden können im Laufe von 5 Jahren so viele äußere Umstände heilend und verschlim-

mernd gewirkt haben, daß ein Causalnex zwischen ihnen und einem nach 5. Jahren erfolgten Tode in der Regel nicht mehr festzustellen sein wird. Mit seltenen Ausnahmen aber braucht man in der Volkswirthschaft nicht zu operiren. — Aehnlich mag die Leipziger Versicherungsgesellschaft über selbstverschuldete Todes- und Krankheitsfälle der Versicherungsnehmer denken. Hier ist freilich der Todesfall selbst, also z. B. der Selbstmord des Versicherten, oder die betreffende Krankheit, z. B. Säuferwahnsinn, nicht Zufall, sondern eine vielleicht offensichtliche Folge eines stark wirkenden körperlichen oder seelischen Motivs, aber — das Eintreten dieses Motivs ist Zufall, ist wenigstens im Verhältniß zu einer fünf Jahre vorher abgeschlossenen Police ein Zufall. Ich weiß nicht, ob die alte Anekdote wahr ist, daß in Amerika eine Gesellschaft speciell gegen Selbstmord versichert unter der Bedingung, daß derselbe erst nach einer gewissen Zeit ausgeführt wird. Jedenfalls beruhte dies auf einer psychologisch richtigen Beurtheilung des Menschen. Selbstmorde werden nicht lange vorher geplant. Und ebenso lächerlich als dies anzunehmen, wäre es zu glauben, daß Jemand heute den Beschluß fassen könne, sich nach fünf Jahren ein Delirium anzutrinken. Der Begriff der „Selbstverschuldung" ist ja überhaupt ein sehr dubiöser. Es ist fast unmöglich festzustellen, in wieweit nicht äußere Verhältnisse, denen sich der einzelne Mensch nicht entziehen kann, im concreten Falle die Ursache oder doch die Hauptursache eines Selbstmordes oder eines Lasters sind.

Ich denke mir, so oder ähnlich werden die Erwägungen gewesen sein, die die Leipziger Versicherungsbank veranlaßt haben, Policen, die eine gewisse Zeit bestanden, für unanfechtbar zu erklären. Daß hierdurch das Risiko des Versicherungsnehmers schon ganz erheblich gemildert würde, liegt auf der Hand. Die durchschnittliche Dauer einer Police, die nach dem Ableben ihres Inhabers zur Zahlung präsentirt werden kann, ist sicherlich weit größer als fünf Jahre. Im Ganzen machen die Versicherungsgesellschaften gute Geschäfte. Sie schließen Policen nur ab, wenn ihnen die persönlichen Verhältnisse des Reflectanten als durchaus günstige nachgewiesen sind. Die Wahrscheinlichkeitstabellen sind längst zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß die große Masse der Policen, die überhaupt aufrecht erhalten werden, den Versicherern auch Gelegenheit zu einem langjährigen Prämienbezug geben. Die Agenten der Lebensversicherungsgesellschaften pflegen den Neueintretenden feierlich zu gratuliren, nicht wegen des guten Geschäfts, das derselbe dabei mache — denn das gute Geschäft macht nach der Tabelle ja die Gesellschaft — sondern wegen der sicheren Aussicht auf langes Leben, deren er sich als Policeninhaber nunmehr erfreut.

Die Leipziger Gesellschaft ist bei der Ausführung ihrer Idee auf schwere Hindernisse gestoßen. Ein Bürgerkrieg war die nächste Folge. Sämmtliche Gesellschaften haben sich in zwei Parteien gespalten, die eine pro die andere contra. Der größte Einfluß scheint auf Seiten der letzteren zu sein. Insbesondere hat die bekannte Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft, die ihre riesige Geschäftsentwicklung einer wie gern zugestanden sein mag, vortrefflichen Leitung und einer manchmal rührenden Coulanz verdankt, in theoretischer Beziehung einen von ihrer Praxis ganz verschiedenen Standpunkt eingenommen und öffentlich motivirt. Sie zieht mit einer gewissen Gereiztheit gegen jenes Project zu Felde und verschwendet reichlich viel sittliches Pathos, um den Gegner zu widerlegen. Mir liegen z. B. ein Circular von ihr und eine populäre Broschüre in Gesprächsform vor, in welcher letzteren ein begeisterter Verehrer des Leipziger Projects schließlich durch einen loyalen und beredten Agenten der Gothaer Gesellschaft aus einem Saulus zu einem Paulus bekehrt wird. Den schriftstellerischen Werth dieser Broschüre wollen wir heute auf sich beruhen lassen. Er mag wohl groß sein, besonders für Leute, die nicht allzu erwachsen sind. Uebrigens ist zu constatiren, daß ihr Ton ein durchaus anständiger ist, während die Leipziger Gesellschaft von anderen Seiten recht pöbelhaft angegriffen ist.

Die Gothaer Gesellschaft ist eine Gegenseitigkeitsgesellschaft. Sie betont in ihrem Circular, daß es ihr vor Allem darauf ankomme, ihre honnetten Banktheilhaber gegen Nachtheile zu schützen. Es vertrage sich nicht mit der Pflicht der Verwaltung, den Vertrag mit einem ungetreuen Versicherten aufrecht zu erhalten. Die Leistungen der Bank an einen solchen Ungetreuen flössen direct aus den Taschen der ehrlichen Leute, wären also gradezu eine Prämie auf die Unehrlichkeit. Wer beim Abschluß die Gesellschaft durch unwahre Angaben hinter's Licht geführt habe, werde dadurch, daß seine Untreue erst nach 5 Jahren an's Licht käme, in sittlicher Beziehung nicht rehabilitirt. Wer beim Abschluß seiner Police einen nüchternen Lebenswandel geführt habe, versündige sich, wenn er nach 5 Jahren trunkfällig wird, darum doch nicht weniger durch seinen Lebenswandel gegen die übrigen Banktheilhaber. Es sei falsch angebrachte Humanität, dem Schlechten auf Kosten der Guten zu helfen u. s. w. u. s. w.

Diese Ausführungen haben etwas sehr Einleuchtendes und Durchschlagendes. Sie sind denn auch bei hohen und höchsten Behörden durchschlagend gewesen. Die Leipziger Gesellschaft ist vor Statutenänderung in der projectirten Richtung gewarnt, ja es ist ihr mit Concessionsentziehung gedroht, wenn sie ihre Absicht verwirkliche. — In Folge davon

hat sie die bereits von ihrer Generalversammlung acceptirte unbedingte Unanfechtbarkeit nach Zeitablauf modificiren müssen. Anfechtbar sind nach ihren neuesten Beschlüssen ihre Policen dann, wenn sich in den Antragspapieren in betrüglicher Absicht gemachte erhebliche falsche Angaben finden. Ich möchte behaupten, daß hiermit wenig erreicht, vielmehr in der wesentlichsten Beziehung die Sache beim Alten geblieben ist, und daß jede Anfechtbarkeit der Policen vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus schweren Bedenken unterliegt. —

Insofern zwar wird man den Ausführungen der Gothaer Gesellschaft gern zustimmen, als es nothwendig ist, möglichst den Erfolg einer verbrecherischen Handlung illusorisch zu machen. Dieses Axiom wird auf dem Gebiet der Lebensversicherung auch keineswegs durch den Einwand widerlegt, daß ja der Empfänger der Versicherungssumme in der Regel ein anderer sei, als der Versicherungsnehmer, der z. B. ungetreu deklarirt hat, also auch an dessen Betruge nicht participire und mithin die Folgen desselben unverschuldet trage. Denn für die Qualificirung einer Handlung als betrügerisch ist der Umstand gleichgültig, ob man den Vortheil derselben selbst einheimsen oder einem Dritten zuwenden will. Es handelt sich darum Präventivmaßregeln zu treffen, die Veranlassung, den Anreiz zur betrügerischen Handlung zu beseitigen. Grade die Befürchtung, daß Andere unter ihren Folgen unschuldig leiden werden, hält manchen Menschen kräftiger von der Begehung zurück, als wenn ihre Folgen nur ihn allein treffen könnten. — Leider ist nur die Garantie eine viel zu geringe, daß alle bei der Deklaration begangene Unwahrheiten entdeckt werden. Es giebt eine Menge von Krankheiten, die zwar nicht so auffällig sind wie etwa stark ausgebildete Trunksucht, die aber in moralischer Beziehung ebensosehr oder noch mehr den mit ihnen behafteten Versicherten zum Verschulden angerechnet werden könnten, ohne daß sie zur Anfechtung von Policen Veranlassung geben. Man wird — um bei den Deklarationen zunächst stehen zu bleiben — sagen können, daß diejenigen ungetreuen Deklaranten, deren Policen mit Erfolg angefochten werden, gleichzeitig Sünder und Pechvögel sein müssen. Beim Eide nimmt man an, daß zehnmal mehr Eide falsch geschworen, als Meineide entdeckt werden. Dies Verhältniß wird bei Deklarationen ein noch viel ungünstigeres sein, da hier die Criminalstrafe in der Regel nicht zu fürchten sein wird. Unter diesen Umständen ist eine große Stärkung des sittlichen Bewußtseins aus der Anfechtbarkeit von Policen, die auf Grund ungetreuer Deklarationen abgeschlossen sind, nicht zu erwarten. In den meisten Fällen liegt es im Geschäftsinteresse der Gesellschaften „coulant" zu sein. Grade der, der betrügen will, verläßt sich am Ersten

entweder auf sein gutes Glück oder auf diese Coulanz, die in praxi wieder beseitigt, was die Theorie als conditio sine qua non hinstellt. Schlimmer, viel schlimmer, ist der daran, der nicht betrügen, sondern ehrlich deklariren will. Er hat allerdings die etwas problematische Aussicht, daß in besonders eclatanten Fällen die Versicherungsgesellschaft einen Betrüger hindern wird, sich aus seiner, des Ehrlichen, Tasche zu bereichern. Diese Aussicht muß er aber erkaufen mit dem Bewußtsein, daß nunmehr die Auszahlung keiner Police unbedingt sicher ist. Die Anfechtungsbefugniß der Gesellschaft ist ein zweischneidiges Schwert, das ebenso gut gegen Ehrliche wie gegen Betrüger spielen kann, ja es ist ein solches, dessen dem wirklichen Verbrecher zugekehrte Schneide herzlich stumpf ist, dagegen die dem ehrlichen Policeninhaber zugekehrte manchmal unberechenbar scharf. Ehrlichkeit und Unehrlichkeit sind sehr schwankende, oft gar nicht abzugrenzende Begriffe. Schließlich entscheidet die subjective Ansicht bestimmter dazu vom Staate eingesetzter Männer, was ehrlich und was unehrlich war. Aber diese Männer sind sich gewöhnlich in der Beurtheilung des einzelnen Falles nicht einig. Die abweichendsten Ansichten finden unter ihnen ihre Verfechter. Was ihr Spruch sein wird, kann absolut Niemand im Voraus bestimmen. Aus dem Rechte, Unehrlichkeit anzufechten, folgt das Recht, jede Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen. Das Anfechtungsrecht der Versicherungsgesellschaften ist thatsächlich somit weiter nichts, als eine Erweiterung ihrer Machtsphäre dem Publikum gegenüber. Sie wird es als ultimum refugium betrachten, sich wohl hüten, öfters von ihm Gebrauch zu machen, aber es wird nur auf das Maß der Unbequemlichkeit, die ein eintretender Sterbefall für sie hat, ankommen, um sie zur Anwendung desselben zu bestimmen. — Findet Jemand diese meine Ausführungen zu hart, den bitte ich mit mir die Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe durchzustöbern. Ich werde ihm ein reiches und interessantes Beweismaterial für die Richtigkeit meiner Ansicht bieten können. Berücksichtigt dann der Betreffende dabei noch, wie wenig Processe verhältnißmäßig in dritte Instanz gelangen, und wie viel Anfechtungen überhaupt nicht processualisch ausgetragen, sondern durch Vergleich unter der Hand — natürlich also mit Verlusten der Policeninhaber — geschlichtet werden, so fürchte ich, wird der einzige Punkt, in welchem er schließlich nicht mit mir übereinstimmt, der sein, daß die Anfechtung von den Versicherungsgesellschaften nur als ultima ratio benutzt würde. — Ich habe dies aber zu Ehren der Versicherungsgesellschaften einmal angenommen und bleibe dabei.

Da es wohl so leicht keinen civilisirten Europäer giebt, der nicht schon in seinem Leben irgend etwas versichert hätte, so kann man die Be-

kanntschaft mit den Deklarationsformularen, die man vor Abschluß einer Police unterzeichnen muß, wohl beim Leser voraussetzen. Diese Formulare sind nicht gleichlautend, nicht einmal in einer einzelnen Versicherungsbranche. Es giebt Gesellschaften, die es sehr pedantisch nehmen und so viel Fragen stellen — daß die bekannten 7 Weisen sie zu beantworten Mühe haben würden. Thatsächlich ist oft ein großer Theil der Fragen überflüssig, da sie entweder für das Risiko der Gesellschaft keine Bedeutung haben, oder auf Grund eigner Nachforschung von ihr leicht selbst beantwortet werden können. Sie sind aber eben nicht bloß überflüssig, sie sind auch gefährlich, da sie sehr häufig so gefaßt sind, daß sie doppelsinnig erscheinen, oder doch wenigstens der Ungebildete Mühe hat, sie in ihrem vollen Umfange zu verstehen, und daß eine verschiedenartige Beantwortung nicht ausgeschlossen ist. Was soll man zu solchen Fragen sagen wie z. B. die an einen Krämer gerichtete: „Welches sind die Hauptartikel, die Sie führen?" Der Fall liegt vor, daß Jemand auf diese Frage hin eine ganze Reihe von Artikeln angegeben, aber einen grade sehr feuergefährlichen: Petroleum, verschwiegen hat. Die Folge davon war ein großer Proceß, der allerdings von der Gesellschaft verloren wurde, weil das Gericht annahm es sei selbstverständlich, daß ein Krämer Petroleum führe. Hier haben wir also gleich ein Beispiel einer einerseits überflüssigen, andererseits unbestimmten Frage. Es ist vollständig subjectiv für einen Krämer, welche Artikel er als seine Hauptartikel auffaßt. — Oder die Frage bei Lebensversicherungen: „Sind Sie schon krank gewesen und woran?" Krankheit ist auch gar kein festbegrenzter Begriff. Soll man jeden Schnupfen und jede Unpäßlichkeit angeben oder nur Leiden, die bettlägerig gemacht haben? Und schließlich ist Letzteres doch auch kein sicheres Kennzeichen eines schwereren Leidens. Jemand, der sein Leben versichern wollte, beantwortete diese Frage mit: „Nie krank gewesen". Später stellt sich — natürlich wie immer in solchen Fällen erst nach seinem Tode, nachdem so und so viel Jahre lang die Prämien pünktlich gezahlt sind — heraus, daß er grade zu Zeit, wo er die Deklaration ausfüllte, wegen eines Unwohlseins während kurzer Zeit täglich eine Stunde hat zu Bett gehen müssen. Folge davon: Anfechtung der Police und Proceß bis in die III. Instanz, trotzdem dies Unwohlsein in keiner Weise mit seinem Tode zusammenhing. — Fast immer steht in den Deklarationen die Frage: „Haben Sie einen Arzt?" oder „Welchen Arzt brauchen Sie?" Einer beantwortet diese Frage damit: „Nie einen nöthig gehabt". Später stellt sich heraus, daß er um die fragliche Zeit schon seit mehreren Jahren einen Hausarzt gehabt hat, der ihn allerdings nicht behandelt hat. — Ein Anderer soll alle Aerzte angeben, die ihn je

behandelt haben. Das thut er auch, verschweigt aber, daß er einmal ein paar Tage in Untersuchungshaft gewesen ist, und der Anstaltsarzt ihn, um seine Aufregung zu lindern, mit Schröpfköpfen behandelt hat. In allen diesen Fällen ist processirt bis in die letzte Instanz und wohlgemerkt: Die Urtheile der verschiedenen Instanzen sind durchaus nicht conform! Das Leipziger Reichsoberhandelsgericht hat nun, wie rühmend hervorgehoben werden muß, solche wirklich skandalöse Anfechtungen gewöhnlich gebührend zurückgewiesen und wettert gehörig gegen die Unbestimmtheit der Fragen, indem es ausdrücklich ausspricht, daß für die undeutliche Fassung derselben die betreffende Gesellschaft selbst verantwortlich sei. Aber man sieht an diesen Beispielen, deren Zahl sich noch gehörig vermehren ließe, wie gering manchmal das Verschulden ist, das den Versicherten trifft, wenn er das Deklarationsformular unrichtig ausfüllt, und eine wie freie Hand dagegen grade der raffinirte Betrüger haben wird, der sich auf Mißverständnisse u. s. w. berufen will. Processe bis Leipzig zu führen ist nicht Jedermanns Sache. Die Kosten stellen sich bei unseren vortrefflichen Kostengesetzen auf 60 Procent der Klagforderung. Eine Gesellschaft macht sich daraus nicht viel, der Betrag verschwindet im Unkostenconto. Aber ehe eine arme Witwe ein paar tausend Mark an einen unsicheren Rechtsstreit wendet, vergleicht sie sich in 100 Fällen 99 mal mit dem Agenten und erläßt der Gesellschaft die Hälfte ihres Anspruchs. Ich bin der Ansicht, daß man wenn man will in jeder Deklaration eine Unrichtigkeit finden und darauf hin die Auszahlung beanstanden kann. — Wäre nun dafür zu wirken, daß das ganze Deklarationssystem beseitigt wird? Vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus, antworte ich: „Ja!"; aber zur Zeit wird ein Versuch wenig nützen, die Versicherungsgesellschaften würden alle opponiren und die Deklarationen für unerläßlich erklären. Man wird sich darauf beschränken müssen, zu fordern, daß letztere ebenso und noch mehr wie die Statuten der Prüfung staatlicher Organe unterliegen, die dafür Sorge tragen, daß alle Unklarheiten, Unbestimmtheiten und Zweideutigkeiten aus ihnen ausgemerzt werden.

Auf eine große Gefahr ist bei dieser Gelegenheit noch speciell aufmerksam zu machen: Sehr häufig überläßt der gemeine Mann die Ausfüllung des Fragebogens dem Agenten. Wie ich nun bereits oben bemerkte, ist der Agent fast nie Handlungsgehülfe oder Bevollmächtigter seiner Gesellschaft, sondern eben weiter nichts als Geschäftsvermittler. Seine Handlungen verpflichten die Gesellschaft nicht, und haben daher in einer ganzen Reihe von Fällen die betreffenden Gesellschaften sich nicht entblödet, Fehler, die ihr eigener Agent bei Ausfüllung der Deklaration gemacht hatte, als von ihm in Vertretung des Versicherten und deßhalb

letzterem zur Last fallend hinzustellen. Diese Auffassung entspricht leider dem formal-juristischen Standpunkt. Sie sind, soviel ich weiß, daraufhin thatsächlich mit der Anfechtung durchgedrungen.

Nicht genug, daß die Beantwortung der Fragen an sich schon für den Deklaranten Zweifel und Unsicherheiten erregt: die Ungewißheit, in der er beziehentlich des Schicksals seiner Police schwebt, wird noch hauptsächlich dadurch ins Unendliche vermehrt, daß die Rechtsfolgen, die sich an unrichtige Deklaration knüpfen, mannigfaltig und verschiedenartig sind. Allgemeine Rechtsgrundsätze von bündiger Beschaffenheit existiren in dieser Beziehung nur bei Seeversicherungen. Diese enthalten bekanntlich für den Versicherten solche exorbitante Härten, daß ihre Ausdehnung auf die übrigen Branchen vielleicht grade deswegen auf Bedenken gestoßen ist. Das Handelsgesetzbuch bestimmt nämlich für Seeversicherungen, daß solche nichtig werden, falls seitens des Versicherten ein für das Risiko der Versicherungsgesellschaft erheblicher Umstand entweder unrichtig oder gar nicht angegeben ist. Es kommt bei der Seeversicherung nicht darauf an, ob Jemand gewußt hat, daß der fragl. Umstand ein erheblicher sei, ja ob er den fragl. Umstand überhaupt gekannt hat und absichtlich falsch deklarirt oder verschwiegen, ferner ob die Versicherungsgesellschaft, selbst den Umstand auch ohne die Mittheilung desselben seitens des Versicherers gekannt hat oder hätte leicht in Erfahrung bringen können. Endlich macht es für die Anfechtbarkeit keinen Unterschied, ob der nicht mitgetheilte Umstand die Ursache des Unglücksfalls gewesen ist oder in gar keinem Zusammenhange damit steht. In allen diesen Fällen ist die Police anfechtbar. Nur die „Erheblichkeit" des falsch deklarirten Umstands muß seitens der Versicherungsgesellschaft dargethan werden. Sie braucht aber nicht zu beweisen, daß derselbe für den Unglücksfall, sondern nur daß er für ihren Entschluß, überhaupt die Police abzuschließen, von Erheblichkeit war, — wenn nicht gar der Versicherte das Gegentheil beweisen muß. Diese rigorösen gesetzlichen Vorschriften haben ihre historische Bedeutung. Sie stammen aus einer Zeit, da es nöthig schien, zur Gründung von Seeversicherungsunternehmen anzuspornen und die Unternehmer auf alle Weise zu ermuthigen. Die national ökonomische Nothwendigkeit derselben für die Gegenwart zu besprechen, würde hier zu weit führen. Betreffs aller übrigen Versicherungsbranchen giebt es wie gesagt keine gesetzlichen Normirungen der Folgen falscher Deklarirung, und sind also die statutarischen Bestimmungen der einzelnen Gesellschaft und die Policebedingungen maßgebend. Ein großer Vortheil für die Versicherten ist das nun aber gar nicht. Die Verworrenheit der Rechtsverhältnisse wird dadurch noch vermehrt, daß die einen es so halten, die andern es so. Mehrere Sta-

tuten gehen faktisch soweit, daß sie die Versicherung für wirkungslos und alle geleisteten Zahlungen der Gesellschaft für verfallen erklären, wenn in der Deklaration irgend eine wahrheitswidrige Angabe, Verschweigung oder Sachentstellung stattgefunden hat. Diese Bestimmung, deren Tragweite noch über die der Seeversicherungsbedingungen hinausgehen würde, da es nach ihr nicht einmal mehr auf Erheblichkeit des betr. Umstands ankommt wird dann vielleicht durch den Zusatz „gemildert", daß ein absichtsloses Versehen dann keine Anfechtung der Police nach sich ziehe, wenn dessen völlige Unerheblichkeit für den Entschluß der Versicherungsgesellschaft überhaupt die Police abzuschließen vom Policeninhaber dargethan werde! — Glücklicherweise ist die Auslegung, die die obersten Instanzen, insbesondere Leipzig, solchen Bestimmungen zu Theil werden lassen, meist offensichtlich von dem Bestreben getragen, ihre Anwendbarkeit zu Gunsten des Versicherten möglichst zu beschränken. Während die Gerichte in früheren Entscheidungen bei solchen Veranlassungen noch manchmal zwar ihren Unwillen nicht verhehlten, aber sich abgeschlossenen Verträgen gegenüber für machtlos erklärten und den Versicherten nur riethen, derartige Verträge nicht einzugehen oder zweifelhafte Fragen unbestimmt, mit: „Ich weiß nicht genau" oder ähnlich, zu beantworten — beides etwas wohlfeile Rathschläge — hat das Reichsoberhandelsgericht wiederholt bei Lebensversicherungsprocessen, wenn es irgend ging, die Statuten der Versicherungsgesellschaft authentisch dahin interpretirt, daß nur die absichtlich und bewußte wahrheitswidrige Deklaration in Betracht komme, und daß Anfechtungen nur auf falsch deklarirte erhebliche Umstände gestützt werden können. So ist denn z. B. eine Anfechtung zurückgewiesen, die sich darauf stützte, daß der Versicherer als sein Geburtsjahr 1820 angegeben habe, während er 1819 geboren sei. Die Existenz eines Gewohnheitsrechts, daß bei Lebensversicherungen jede objectiv unrichtige Beantwortung einer Frage die Nichtigkeit des Vertrages nach sich ziehe ist ausdrücklich geleugnet. — Dagegen hat sich das Reichsoberhandelsgericht nicht entschließen können, den Begriff der Erheblichkeit auf relative Erheblichkeit (in Beziehung auf die Todesursache stehend), zu beschränken. Erheblich ist nach ihm ein Umstand nicht bloß dann, wenn er die eigentliche Todesursache gewesen ist, sondern wenn er überhaupt geeignet wäre, die Versicherungsgesellschaft vor Abschluß der Police zurückzuhalten. Also z. B. Jemand hat durch einen Sturz das Genick gebrochen. Es stellt sich heraus, daß er bei seiner Aufnahme in die Lebensversicherung an hochgradiger Syphilis gelitten und dies absichtlich verschwiegen hat. Nach der Auffassung des Reichsoberhandelsgerichts würde die betr. Police allerdings anfechtbar sein. — Von formal juristischem Standpunkt aus mag sich Manches dafür sagen lassen, insbeson-

dere wenn die Policebedingungen ausdrücklich dies als die Willensmeinung der Versicherungsgesellschaft kund geben. Aber dem Rechtspolitiker müssen solche Contracte als schweres Aergerniß erscheinen. Die Versicherungsgesellschaften werden dadurch vor dem ganzen übrigen Verkehrsleben begünstigt, ihre contractliche Leistung, die Risikoübernahme, ihnen in nicht zu rechtfertigender Weise erleichtert. Angenommen, daß ähnliche Grundsätze überall angewendet werden sollten, so hörte die Sicherheit von Verträgen vollständig auf. Ebenso gut wie die Versicherungsgesellschaft sagen kann: „ich hätte überhaupt nicht mit dem (infolge eines Sturzes) Verstorbenen abgeschlossen, wenn ich gewußt hätte, daß er so schwer krank gewesen wäre" könnte dann z. B. auch vielleicht der Käufer eines Pferdes sagen: „ich hätte überhaupt den Kauf nicht abgeschlossen, wenn ich gewußt hätte, daß der Eigenthümer eine wiederholt bestrafte Persönlichkeit sei." Nicht Irrthümer in den Beweggründen zum Abschluß eines Vertrages sind nach den maßvollen Grundsätzen der Pandekten geeignet, einen Vertrag unverbindlich zu machen sondern nur Irrthümer in Beziehung auf essentielle Theile des eigentlichen Vertragsinhalts. Wenn aber eine Versicherungsgesellschaft die Police eines durch einen Sturz Verunglückten nicht auszahlen will, weil er seiner Zeit irgend eine Krankheit verschwiegen hat, so stützt sie sich doch effectiv nur auf einen Irrthum in den Beweggründen. — Statutenbestimmungen, die das Anfechtungsrecht soweit ausdehnen, sind in wirthschaftlicher Beziehung durchaus schädlich und sollten von den concessionirenden Behörden nicht geduldet werden. Es heißt der Willkür, dem subjectiven Ermessen eines einzelnen Contrahenten Thor und Thür öffnen, wenn man ihn nach Eintritt der Fälligkeit seiner Leistung noch in diesem Grade mit der Einrede hören will: „ich würde das und das nicht gethan haben, wenn ich das und das gewußt hätte." Jedenfalls darf der Bestand des Vertrages dadurch nicht beeinflußt werden, höchstens könnte eine Versicherungsgesellschaft für berechtigt gehalten werden, falls beim Abschluß verschwiegene, auf den Tod selbst einflußlose Umstände, sie eventuell zur Liquidirung eines höheren Prämiensatzes veranlaßt haben würden, diese Differenz von der fälligen Versicherungssumme in Abzug zu bringen.

Arbitrium judicis, richterliches Ermessen, ist eins der Hauptwerkzeuge, mit dem die moderne Jurisprudenz operirt. Man hat erkannt, daß sich die Vielgestaltigkeit unseres Kulturlebens nicht mehr von den festen Regeln des gemeinrechtlichen Processsystems beherrschen läßt, daß die complicirtesten Gesetzesvorschriften auch nicht annähernd mehr die stets wachsende Fülle der concreten Fälle decken, wie sie das praktische Leben jeden Tag hervorbringt. Dazu kommt ein in der Gegenwart immer stärker hervortretendes Suchen nach der „wahren Willensmeinung" der Parteien. Von

dem formellen Recht des Mittelalters schreitet die moderne Zeit kühn vor zum „materiellen" Recht. Zwar wissen die größten Philosophen nicht, was der Wille des Menschen eigentlich ist, resp. ob letzterer überhaupt einen hat. Aber die Jurisprudenz betrachtet ihn als etwas Gegebenes, das nur mehr oder weniger verschleiert ist. Ihre Aufgabe soll jetzt sein, die Schleier abzureißen, das Innere des menschlichen Herzens zu constatiren. Womit? Wodurch? Werkzeuge hat sie nicht, und wären solche in der That in der Philosophie oder Volkswirthschaft zu finden, die deutsche Jurisprudenz würde die letzte sein sie zu benutzen. Sie „löst" also ihre vermeintliche Aufgabe, indem sie ausspricht: Das was ein verständiger Dritter als die wahre Willensmeinung der Parteien nach seinem Ermessen annimmt, das i ihre wahre Willensmeinung. In folge einer eigenthümlichen Ironie d. Schicksals hat sich dies Streben der Jurisprudenz nach „materiellem" Re grade im Großhandelsverkehr entwickelt. Von da ist es auf die and Rechtsgebiete übergegangen. Im Proceßrecht sind durch die Gesetze jüngsten Gegenwart z. B. fast alle Regeln abgeschafft nach de früher das Gelingen oder Nichtgelingen eines Beweises zu beurt war. Nach freier Ueberzeugung hat das Gericht zu entscheiden, o einem Processe eine thatsächliche Behauptung für wahr oder unwah halten. Zweifellos wird in Beziehung auf einen bestimmten vorlieg Streitfall hierdurch manchmal die Möglichkeit einer „salomonischen" scheidung gegeben, die im gemeinen Proceß des Mittelalters fast schlossen war. Unsere Gerichte sind von verständigen, wohlwollende humanen Leuten besetzt, die soweit möglich am Ausgange einer unintereſſirt sind und ohne Vorurtheil an sie hinantreten. Ihre B ist allerdings meist eine etwas einseitige Fachbildung, aber sie s dessen bewußt und zögern nicht, die Meinung von Leuten anderer einzuholen, wo sie fühlen, daß ein Gegenstand über die Grenz Wissens hinausgeht. Es ist auch nicht zu verkennen, daß ein Streben vorliegt, wirkliche Meinung zu ergründen. Der Sachver mit einer Genauigkeit geprüft, die Zeugen z. B. mit einer Exa in die kleinsten Détails examinirt, die dem früheren Verfahren bekannt war. Kurzum in jedem einzelnen vorliegenden Falle ei lichen Differenz zwischen zwei Leuten ist die Wahrscheinlichkeit Rechtswissenschaft und dem Gesetz entsprechenden Entscheidu unter dem Regime des richterlichen Ermessens, als unter de regeln und sonstigen Formalien des gemeinen Processes. Un — der Volkswirthschaftspolitiker wird sich nicht verhehlen kö die Erweiterung seines Spielraums das richterliche Ermesse großen Gefahr für den modernen Verkehr macht. Schon wo

Thatsachen handelt, die mit Augen gesehen, mit Ohren gehört werden konnten, wie zweifelhaft ist deren Constatirung durch die vorhandenen processualischen Mittel also z. B. durch Zeugen! Wie leicht führt ein Mißverständniß, eine Befangenheit, eine gefärbte Darstellung zu einer ganz falschen Auffassung! Von solchen Umständen hängt jetzt die Entscheidung eines Processes ab. Sie ist so unsicher, daß Processe verloren gehen, die man am Sichersten für gewonnen hielt, und umgekehrt. Bei Lebensversicherungsprocessen tritt nun das subjective Element noch ganz besonders diktatorisch hervor. Die Entscheidungen in denselben sind fast ausschließlich „Seeleninterpretationen", d. h. verständige Willkür. Es kommt bei diesen Processen in der Regel mehr oder weniger auf vier Punkte an: Ist eine Frage in Gemäßheit ihrer Fassung falsch beantwortet, ein thatsächlicher Umstand verschwiegen oder falsch dargestellt? — Ist diese falsche Beantwortung oder diese Verschweigung eine absichtliche (d. h. eine in rechtswidriger Absicht) oder doch in schuldvoller Nachlässigkeit erfolgte oder nicht? — Ist der falsch beantwortete oder verschwiegene Umstand ein solcher, der auf den Entschluß des Versicherers die Versicherung abzuschließen von Einfluß war resp. sein konnte? — Mußte der Versicherer nicht nach Lage der Sache selber die gefragte Thatsache wissen können und war also die betreffende Deklaration überflüssig? — Von diesen sämmtlichen vier Fragen, aus deren Beantwortung sich die Entscheidungsgründe des Urtheils zusammensetzen müssen, ist keine, die anders als rein subjectiv zu beantworten wäre. Subjective Auffassung ist aber in der Regel nicht und vor Allem nicht in der Jurisprudenz, eine gleich geartete. Hier heißt es mehr wie sonst irgendwo: soviel Köpfe, so viel Sinne; und ohne meine Wissenschaft besonders rühmen zu wollen, darf man doch wohl von ihr sagen, daß grade sie unter ihren Vertretern besonders viel „Köpfe" zählt. So beruht denn also die Entscheidung auf einer zufälligen Majorität, die sich in jeder Instanz anders zusammensetzen kann. Man verstehe mich recht: Das Schädliche des arbitrium judicis liegt nicht in dem verringerten juristischen Werth der einzelnen Entscheidung. Im Gegentheil dieser Werth ist gestiegen. Es liegt darin, daß es ein absolut unsicherer Faktor, ein unberechenbares zukünftiges Ereigniß ist, dem die Beurtheilung eines Akts des Verkehrslebens obliegt, von dessen Ausfall seine Rechtsbeständigkeit abhängt. Vom Standpunkt des Proceßführenden aus ist es so unberechenbar, wie die Chancen eines Würfelspiels —, wofür sich die Majorität der Richter entscheidet. Ein Damoklesschwert hängt über jedem Haupte und zwar ein unsichtbares, gegen welches gar keine Vorsichtsmaßregeln zu treffen sind. Das arbitrium judicis ist verkehrshindernd, es ist eine Präventivmaß-

regel gegen die Entfaltung der wirthschaftlichen Thätigkeit und zwar grade des soliden und ehrlichen Menschen. Vielleicht ist das richterliche Ermessen in der Gegenwart ohne fundamentale Umgestaltung des Rechtslebens nicht zu entbehren. Aber jede Maßregel, die seinen Spielraum oder doch die Veranlassung zu seiner Anwendung verengt, muß freudig begrüßt werden. Der hohe Zweck der Assecuranz ist die Befreiung der Privatwirthschaft von einem furchtbaren Druck, der auf ihr liegt. Gegen unsere sociale Organisation, insofern sie auf dem Zufall basirt, und der Einzelne in ihr wehrlos dem Verhängniß gegenübersteht, in den meisten Fällen wenigstens es mit Aufbietung alles Fleißes und aller Tüchtigkeit nicht abwenden oder anders gestalten kann, ist sie ein großartiges Correctiv, das nur noch lange nicht seine volle Kraft zur Geltung gebracht hat. Wer in jedem Augenblick sein energisches Streben von einem unberechenbaren Zufall durchkreuzt sieht, erschlafft zum indolenten Fatalisten. Das Individuum muß Garantien seiner Existenz besitzen, sie sind ihm zur Zeit nöthiger, als alles Andere. Eine solche Garantie wird gegeben durch die Versicherung, aber es wird wieder beeinträchtigt, das Gefühl sie zu besitzen wird verkümmert durch die Anfechtbarkeit der Policen und damit ihre Unterwerfung unter das arbitrium judicis. Es hat keinen Sinn, die Veranlassung zur Proceßführung zu befördern, nur um Gelegenheit zu haben, Processe gediegen zu entscheiden. Anfechtbare Police und richterliches Ermessen gehen Hand in Hand, in ihnen liegt für den Egoisten und Unreellen eine Verführung von mächtiger Wirkung, grade auf dem Gebiet, wo zerstörende Triebe am Wenigsten wünschenswerth sind, auf dem Gebiet des Versicherungswesens.

Ich habe im Vorstehenden nur die Unanfechtbarkeit der Policen unrichtigen Deklarationen gegenüber zu empfehlen gesucht. Mutatis mutandis findet das Gesagte auch auf die übrigen Anfechtungsgründe Anwendung. Nach Ablauf eines gewissen Zeitraums qualificirt sich jede Todesursache dem Versicherungscontracte gegenüber als Zufall. Unläugbar bildet ja das Bewußtsein versichert zu sein, für manchen Menschen ein Motiv, sich zusammen zu nehmen und nicht auf Abwege zu kommen, damit „das schöne Geld nicht umsonst bezahlt ist“. Aber der Werth dieses Motivs ist geringfügig. So leicht wird Jemand nicht zum Trunkenbold, bloß damit seine Erben ein Capital früher erhalten. Und wer sich noch „zusammen nehmen“ kann, wird überhaupt kein Trunkenbold. Nicht böser, schwacher Wille ist regelmäßig die Ursache des moralischen Sinkens. Eine Bestrafung des bösen Willens, wie er in einem lasterhaften Leben oder einen freiwillig gewählten Tode zum Ausdruck gekommen sein soll, durch Anfechtung der Police — wird stets dem Felsstück gleichen mit dem

mend gewirkt haben, daß ein Causalnex zwischen ihnen und einem nach 5 Jahren erfolgten Tode in der Regel nicht mehr festzustellen sein wird. Mit seltenen Ausnahmen aber braucht man in der Volkswirthschaft nicht zu operiren. — Aehnlich mag die Leipziger Versicherungsgesellschaft über selbstverschuldete Todes- und Krankheitsfälle der Versicherungsnehmer denken. Hier ist freilich der Todesfall selbst, also z. B. der Selbstmord des Versicherten, oder die betreffende Krankheit, z. B. Säuferwahnsinn, nicht Zufall, sondern eine vielleicht offensichtliche Folge eines stark wirkenden körperlichen oder seelischen Motivs, aber — das Eintreten dieses Motivs ist Zufall, ist wenigstens im Verhältniß zu einer fünf Jahre vorher abgeschlossenen Police ein Zufall. Ich weiß nicht, ob die alte Anekdote wahr ist, daß in Amerika eine Gesellschaft speciell gegen Selbstmord versichert unter der Bedingung, daß derselbe erst nach einer gewissen Zeit ausgeführt wird. Jedenfalls beruhte dies auf einer psychologisch richtigen Beurtheilung des Menschen. Selbstmorde werden nicht lange vorher geplant. Und ebenso lächerlich als dies anzunehmen, wäre es zu glauben, daß Jemand heute den Beschluß fassen könne, sich nach fünf Jahren ein Delirium anzutrinken. Der Begriff der „Selbstverschuldung" ist ja überhaupt ein sehr dubiöser. Es ist fast unmöglich festzustellen, in wieweit nicht äußere Verhältnisse, denen sich der einzelne Mensch nicht entziehen kann, im concreten Falle die Ursache oder doch die Hauptursache eines Selbstmordes oder eines Lasters sind.

Ich denke mir, so oder ähnlich werden die Erwägungen gewesen sein, die die Leipziger Versicherungsbank veranlaßt haben, Policen, die eine gewisse Zeit bestanden, für unanfechtbar zu erklären. Daß hierdurch das Risiko des Versicherungsnehmers schon ganz erheblich gemildert würde, liegt auf der Hand. Die durchschnittliche Dauer einer Police, die nach dem Ableben ihres Inhabers zur Zahlung präsentirt werden kann, ist sicherlich weit größer als fünf Jahre. Im Ganzen machen die Versicherungsgesellschaften gute Geschäfte. Sie schließen Policen nur ab, wenn ihnen die persönlichen Verhältnisse des Reflectanten als durchaus günstige nachgewiesen sind. Die Wahrscheinlichkeitstabellen sind längst zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß die große Masse der Policen, die überhaupt aufrecht erhalten werden, den Versicherern auch Gelegenheit zu einem langjährigen Prämienbezug geben. Die Agenten der Lebensversicherungsgesellschaften pflegen den Neueintretenden feierlich zu gratuliren, nicht wegen des guten Geschäfts, das derselbe dabei mache — denn das gute Geschäft macht nach der Tabelle ja die Gesellschaft — sondern wegen der sicheren Aussicht auf langes Leben, deren er sich als Policeninhaber nunmehr erfreut.

Die litterarische Kritik.

Eine Rectoratsrede

von

J. Mähly.

„Ein jeglicher übe die Kunst, die er versteht" ist ein alter und bewährter Spruch. Aber seine Befolgung kann oft schwierig werden und wird es in der That da, wo es gilt jene Kunst oder einen Theil von ihr auch anderen, die nicht Jünger und Pfleger derselben Kunst (oder Wissenschaft) sind, klar und verständlich zu machen. Auch von einem gebildeten, academischen Zuhörerkreis kann heut zu Tage keineswegs mehr vorausgesetzt werden, daß er für jeden Gegenstand des Wissens empfänglich sei und das Organ des Verständnisses mitbringe; man muß froh sein, wenn er dem Gebotenen nicht ganz interesselos gegenübersteht „Non omnia possumus omnes", aber auch „non omnia cupimus omnes". Eine Universität als staatliches Institut ist eine durchaus nicht seltene Erscheinung, eine universitas dagegen in geistigem Sinn, das will sagen, das Zusammenfassen und Beherrschen aller der mannigfaltigen Studienkreise ist schon längst ein Ideal geworden, das auch der gewaltigste Geist nicht einmal mehr anstreben geschweige denn erreichen kann. Ja es fällt sogar recht schwer, die verschiedenen Wissensgebiete, von deren innerem Zusammenhang so gern, aber auch wohl so gedankenlos und phrasenhaft gesprochen wird, theoretisch zu einer großen Einheit zu verbinden, in der Welt des Geistes die Idee zu entdecken, von der sie alle strahlenartig ausgehen und zu der sie wieder wie zu ihrem Brennpunkte zurückkehren. Zum Glück jedoch sind, und zwar auch für den gewöhnlichen Verstand sichtbar und erkennbar, allen jenen Gebieten gewisse einfache und einheitliche Kräfte gemeinsam, ich möchte sagen Urkräfte, ohne deren Weben und Wirken keine geistige That und kein wahres Wissen denkbar ist; und wenn ich mir vorgenommen habe, bei dem heutigen Anlasse eine solche Ihrem geistigen Auge vorzuführen und zwar die mächtigste von allen, die

hat sie die bereits von ihrer Generalversammlung acceptirte unbedingte Unanfechtbarkeit nach Zeitablauf modificiren müssen. Anfechtbar sind nach ihren neuesten Beschlüssen ihre Policen dann, wenn sich in den Antragsdeclarationen in betrüglicher Absicht gemachte erhebliche falsche Angaben finden. Ich möchte behaupten, daß hiermit wenig erreicht, vielmehr in der wesentlichsten Beziehung die Sache beim Alten geblieben ist, und daß jede Anfechtbarkeit der Policen vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus schweren Bedenken unterliegt. —

Insofern zwar wird man den Ausführungen der Gothaer Gesellschaft gern zustimmen, als es nothwendig ist, möglichst den Erfolg einer verbrecherischen Handlung illusorisch zu machen. Dieses Axiom wird auf dem Gebiet der Lebensversicherung auch keineswegs durch den Einwand widerlegt, daß ja der Empfänger der Versicherungssumme in der Regel ein anderer sei, als der Versicherungsnehmer, der z. B. ungetreu deklarirt hat, also auch an dessen Betruge nicht participire und mithin die Folgen desselben unverschuldet trage. Denn für die Qualificirung einer Handlung als betrügerisch ist der Umstand gleichgültig, ob man den Vortheil derselben selbst einheimsen oder einem Dritten zuwenden will. Es handelt sich darum Präventivmaßregeln zu treffen, die Veranlassung, den Anreiz zur betrügerischen Handlung zu beseitigen. Grade die Befürchtung, daß Andere unter ihren Folgen unschuldig leiden werden, hält manchen Menschen kräftiger von der Begehung zurück, als wenn ihre Folgen nur ihn allein treffen könnten. — Leider ist nur die Garantie eine viel zu geringe, daß alle bei der Deklaration begangene Unwahrheiten entdeckt werden. Es giebt eine Menge von Krankheiten, die zwar nicht so auffällig sind wie etwa stark ausgebildete Trunksucht, die aber in moralischer Beziehung ebensosehr oder noch mehr den mit ihnen behafteten Versicherten zum Verschulden angerechnet werden könnten, ohne daß sie zur Anfechtung von Policen Veranlassung geben. Man wird — um bei den Deklarationen zunächst stehen zu bleiben — sagen können, daß diejenigen ungetreuen Deklaranten, deren Policen mit Erfolg angefochten werden, gleichzeitig Sünder und Pechvögel sein müssen. Beim Eide nimmt man an, daß zehnmal mehr Eide falsch geschworen, als Meineide entdeckt werden. Dies Verhältniß wird bei Deklarationen ein noch viel ungünstigeres sein, da hier die Criminalstrafe in der Regel nicht zu fürchten sein wird. Unter diesen Umständen ist eine große Stärkung des sittlichen Bewußtseins aus der Anfechtbarkeit von Policen, die auf Grund ungetreuer Deklarationen abgeschlossen sind, nicht zu erwarten. In den meisten Fällen liegt es im Geschäftsinteresse der Gesellschaften „coulant" zu sein. Grade der, der betrügen will, verläßt sich am Ersten

überzeugt, dasselbe geistig zu erobern, und daß sie selbst ihre Stellvertreter, den Glauben und das Ahnen, welchen sie die ihr unerreichbaren Gebiete überläßt, auf ihren Ursprung und ihre Berechtigung prüfen darf, ja, sie mag wollen oder nicht, prüfen muß. . . Alle Kritik ist in ihrem Wesen eins, ihre Methodik ist überall dieselbe, und da jede Wissenschaft methodisch betrieben werden muß, so giebt es eigentlich keine theologische und keine philologische, keine höhere und keine niedere, sondern nur eine, und zwar wissenschaftliche Kritik, welche immer und überall nach den gleichen Gesetzen verfährt und nur an verschiedenen Objecten zur Anwendung gelangt, wodurch sie sich natürlich auch nach ihren Resultaten unterscheidet. Aber es ist im Grunde dieselbe Kritik, weder eine höhere noch eine niedrigere, ob ich ein Wort bei Homer diplomatisch, metrisch, grammatisch d. h. nach seiner äußeren und inneren Beglaubigung untersuche und schließlich mein Verdict darüber abgebe, oder ob ich das ganze Corpus der homerischen Poesie einem bestimmten und untheilbaren Verfasser, oder meinetwegen jeden der achtundvierzig Gesänge wieder einem anderen zuschreibe, dieselbe Kritik, ob ich dem Codex Sinaiticus für die Textgestaltung des neuen Testamentes die Palme zu- oder diesem und jenem Brief Pauli die Aechtheit aberkenne, dieselbe Kritik ferner, ob ich eine Stelle im Corpus juris für verdorben oder ob ich die Etrusker für ein indogermanisches Volk halte; ob Tacitus der Verfasser des Dialogus de oratoribus und seine Germania ein von Mönchen gefertigtes Excerpt aus den verloren gegangenen Historien des Tacitus ist, oder nicht. Mag man auch den verschienen Objecten, deren die kritische Thätigkeit sich bemächtigt, einen verschiedenen Werth beimessen — die Kritik an und für sich bleibt von diesem Maßstab unberührt. Ob z. B. die erste catilinarische Rede Cicero's am 7. oder am 8. März gehalten worden sei, mag uns, als Aufgabe historischer Kritik, weniger lohnend erscheinen als die Frage nach Aechtheit oder Unächtheit der genannten Rede — eine Frage litterarischer Kritik — weniger wichtig auch die Frage über die Zulässigkeit der verschiedenen Arten des Anapästes im jambischen Trimeter (welche, nach Aussage eines soliden Philologen, „schon über ein halbes Jahrhundert die philologische Welt beschäftigt"!) als die kritische Feststellung des rhythmischen und symmetrischen Strophenbaus bei Pindar oder der strophischen Eintheilung gewisser Gesänge der Ilias — die kritische Function ist in allen Fällen dieselbe, und diese ist durch die Schule der Philologen in ihr Recht eingesetzt und zu einer Großmacht erhoben, auch mit den nöthigen Subsidien ausgerüstet worden, um diesen Rang für immer zu behaupten. Bei ihr ist Kant, Hegel und Strauß, bei ihr Theodor Mommsen, aber auch Darwin in die Schule gegangen sammt anderen

kanntschaft mit den Deklarationsformularen, die man vor Abschluß einer Police unterzeichnen muß, wohl beim Leser voraussetzen. Diese Formulare sind nicht gleichlautend, nicht einmal in einer einzelnen Versicherungsbranche. Es giebt Gesellschaften, die es sehr pedantisch nehmen und so viel Fragen stellen — daß die bekannten 7 Weisen sie zu beantworten Mühe haben würden. Thatsächlich ist oft ein großer Theil der Fragen überflüssig, da sie entweder für das Risiko der Gesellschaft keine Bedeutung haben, oder auf Grund eigner Nachforschung von ihr leicht selbst beantwortet werden können. Sie sind aber eben nicht bloß überflüssig, sie sind auch gefährlich, da sie sehr häufig so gefaßt sind, daß sie doppelsinnig erscheinen, oder doch wenigstens der Ungebildete Mühe hat, sie in ihrem vollen Umfange zu verstehen, und daß eine verschiedenartige Beantwortung nicht ausgeschlossen ist. Was soll man zu solchen Fragen sagen wie z. B. die an einen Krämer gerichtete: „Welches sind die Hauptartikel, die Sie führen?" Der Fall liegt vor, daß Jemand auf diese Frage hin eine ganze Reihe von Artikeln angegeben, aber einen grade sehr feuergefährlichen: Petroleum, verschwiegen hat. Die Folge davon war ein großer Proceß, der allerdings von der Gesellschaft verloren wurde, weil das Gericht annahm es sei selbstverständlich, daß ein Krämer Petroleum führe. Hier haben wir also gleich ein Beispiel einer einerseits überflüssigen, andererseits unbestimmten Frage. Es ist vollständig subjectiv für einen Krämer, welche Artikel er als seine Hauptartikel auffaßt. — Oder die Frage bei Lebensversicherungen: „Sind Sie schon krank gewesen und woran?" Krankheit ist auch gar kein festbegrenzter Begriff. Soll man jeden Schnupfen und jede Unpäßlichkeit angeben oder nur Leiden, die bettlägerig gemacht haben? Und schließlich ist Letzteres doch auch kein sicheres Kennzeichen eines schwereren Leidens. Jemand, der sein Leben versichern wollte, beantwortete diese Frage mit: „Nie krank gewesen". Später stellt sich — natürlich wie immer in solchen Fällen erst nach seinem Tode, nachdem so und so viel Jahre lang die Prämien pünktlich gezahlt sind — heraus, daß er grade zu Zeit, wo er die Deklaration ausfüllte, wegen eines Unwohlseins während kurzer Zeit täglich eine Stunde hat zu Bett gehen müssen. Folge davon: Anfechtung der Police und Proceß bis in die III. Instanz, trotzdem dies Unwohlsein in keiner Weise mit seinem Tode zusammenhing. — Fast immer steht in den Deklarationen die Frage: „Haben Sie einen Arzt?" oder „Welchen Arzt brauchen Sie?" Einer beantwortet diese Frage damit: „Nie einen Arzt gehabt". Später stellt sich heraus, daß er um die fragliche Zeit schon seit mehreren Jahren einen Hausarzt gehabt hat, der ihn allerdings nicht behandelt hat. — Ein Anderer soll alle Aerzte angeben, die ihn je

unter ihren Schwestern, allein sie sollte bald fühlen, daß die Emancipation sich nicht ohne Einsatz und Buße vollzogen hatte: sie war erkauft mit dem Preise des pädagogischen Einflusses. Man fing an, die Kritik an sie selber zu legen und sich skeptisch zu verhalten gegenüber ihrer seligmachenden erzieherischen Kraft, noch ehe sich der Zweifel erlaubte, seine Blicke in das Heiligthum der Kirche und in die Tiefen der theologischen Wissenschaft zu senken. Die Philologie mußte sich zur Theilung mit der Naturwissenschaft bequemen und darf froh sein, wenn ihr die Zukunft diesen Antheil beläßt. Daß über diese vermeintliche Verkennung und Zurücksetzung großer Jammer herrschte und noch herrscht, ist begreiflich, nicht minder begreiflich aber, daß es so kommen mußte. Wer mit dem Maßstab vorurtheilsfreier Kritik die Naturwissenschaften auf ihren Werth prüft — wir meinen natürlich den pädagogischen und praktischen Werth, denn in der Theorie und dem Begriffe nach existirt unter den verschiedenen Wissenschaften kein Werth- oder Rangunterschied — muß ihnen eine Stelle einräumen im Jugendunterricht; aber wie jedes Neue überschätzt wird, so geschah es auch hier, und es ist so unrichtig wie ungerecht, wenn man statt gleichmäßiger Theilung sofort eine radicale Rangverrückung vornehmen und die Philologie mit einem Gnadentheil abspeisen will. Hätte sie auch kein anderes Verdienst aufzuweisen, als die moderne Kritik in's Leben gerufen zu haben, so müßte ihr dieser Ehrentitel allein schon die Anerkennung aller Zeiten sichern. Indessen wäre diese Anerkennung immer nur eine Sache der Pietät; wir Philologen wollen aber mehr; wir wollen nicht bloß leben von der Gnade des historischen Rechts, sondern von der fortwährenden wissenschaftlichen Berechtigung, die kein „früher" oder „später" kennt. Und dazu verhilft uns eben der λόγος, der unserer Wissenschaft den Namen giebt: es ist nicht bloß das todte „Wort", das wir pflegen, sondern alles, was durch das Wort überliefert, was durch das Wort gegenwärtig und lebendig wird, das Wort nicht bloß in seiner Vereinzelung als sprachliches, vom Menschengeist geschaffenes Gebilde, sondern in seiner Verbindung als Ausdruck alles Gedachten, als Bezeichnung alles Gewesenen, Seienden und Werdenden. Die Kritik aber ist es, die nun auch dem todten Wort wieder Leben einhaucht und durch die Schwingen der Kritik, die an den Stoffen und Aufgaben der Philologie sich zuerst erprobten und erstarkten, ehe ihr die anderen Disciplinen dienstbar wurden, wird die Philologie, die gewöhnlich, aber einseitig, als ein Ausschnitt des geschichtlichen Wissens angesehen wird, zur Höhe einer ächten Geisteswissenschaft erhoben und verschmilzt hier in eins mit der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Philosophie. Sie mögen finden, daß ich von meiner Aufgabe abgewichen: ich sollte von der Kritik sprechen, und erscheine mit einem Mal als Ver-

theidiger einer besonderen Wissenschaft, der Philologie. Aber letzteres war nicht meine Absicht: Indem ich die Geburtsstätte der Kritik aufdecken wollte, mußte ich vorher mit Nothwendigkeit auf die Philologie zu sprechen kommen und dies um so mehr, als schon bei den Alten die Begriffe Philolog und Kritiker zusammenfallen. In der modernen Auffassung decken sie sich zwar nicht, aber noch jetzt muß zugestanden werden, daß Kritik, allerdings in Verbindung mit der von ihr unzertrennlichen, in der gleichen Kreislinie sich bewegenden Exegese der Lebensathem aller ächten Philologie sei. Ist sie eine Wissenschaft an und für sich? oder ist sie eine virtuose Thätigkeit? eine Kunstübung? eine bloße Methode aller Wissenschaft, wie man in allerneuester Zeit die Philologie als die Methode der Geschichtswissenschaft hat definiren wollen? Mag die Antwort ausfallen, wie sie will, für ihren Werth darf uns nicht bange werden; aber einstweilen will uns scheinen, daß eine Geistesthätigkeit, die sich nicht auf einen oder den anderen abgegrenzten Studienkreis beschränkt, sondern ihre constitutiven, den ewigen Gesetzen des Verstandes entnommenen Principien in dem unbegrenzten Reiche des gesammten menschlichen Wissens gleichmäßig und gleichwerthig zur Anwendung bringt, mit dem Namen einer bloßen Kunstübung weder hinreichend noch würdig genug bezeichnet sei. —

Als Luther seiner Zeit den Ausspruch that, die Theologie sei nichts anders als die auf die Worte des heiligen Geistes gerichtete Grammatik — „nihil esse theologiam nisi grammaticam in spiritus sancti verbis occuputam" — so war damit nicht bloß die Wichtigkeit der formalen Philologie anerkannt, sondern auch die Kritik, die Pulsader der Philologie, ist durch ihn entbunden. Luther hätte ihn vielleicht nicht gethan, wenn er vorausgesehen hätte, wie selbstständig und unerbittlich diese Kritik sich dereinst in den Penetralien der Gottesgelehrtheit geberden werde. Aber zu seiner Zeit verhielt sie sich noch durchaus zahm und unterstellig; sie ahnte es nicht einmal, daß sie emancipirt sei, denn sonst hätte sie zweifelsohne sofort das Abhängigkeitsverhältniß, in welchem sie sammt der Philologie zu der Theologie stand, zu einem herrschenden umgestaltet. Erst Fr. A. Wolf hat dann das Wort Luthers, so weit es die Philologie betrifft, zur Wahrheit gemacht und die Emancipation praktisch vollzogen. — Sie werden schwerlich von mir verlangen, daß ich Sie hierorts mit einer Systematik der kritischen Thätigkeit unterhalten (oder auch nicht unterhalten!) werde, wohl aber dürften Sie erwarten, daß ich, an große allgemein bekannte Namen anknüpfend, Wesen und Werth derselben veranschaulichen würde; was etwa in chronologischer Folge, am Faden der Geschichte geschehen könnte, von Aristophanes und jenen Kunstgenossen

herunter, welche in ihrer unerbittlichen schonungslosen Beurtheilung der Tragiker das erste theilweise glänzende Beispiel einer gewissermaßen praktischen litterarischen Kritik gegeben haben, oder auch von den großen alexandrinischen Theoretikern bis auf unseren Lessing herunter, daß ich an Beispielen zeigen würde, was die Mit- und Nachwelt diesen und anderen Kritikern verdankt, welche große Geistesschlachten unter Anführung der Kritik geschlagen, welche Gebiete von ihr befruchtet, welche neu geschaffen worden sind, wie derselbe kritische Geist für Denkmäler aller Art die Aechtheitsfrage aufwarf, an der neutestamentlichen Ueberlieferung rüttelte, die Einheit der Ilias auflöste, bald auch die Nibelungen in Lieder zerlegte, die „fable convenue der römischen Königsgeschichte abthat" u. s. w. u. s. w., es wäre auch eine lohnende Aufgabe sich die Wiege dieser Kritik etwas näher anzusehen, wie sie ein Aristoteles, und zwar gleich recht schmuck und stattlich, gezimmert hat, und nachzuweisen, wie diese nach allen Seiten hin ausgestaltet und ausgeweitet worden ist durch das Genie Aristarchs, bei welchem sich bereits alle Arten der Kritik, welche die moderne Wissenschaft (F. A. Wolf, Schleiermacher, A. Böckh u. a.) in ein System gebracht hat, vertreten und vereint finden, von der Conjecturalkritik an bis zu der sogenannten höheren, welche über Aechtheit oder Unächtheit, und jener, welche über Werth oder Unwerth nach ästhetischem Maßstabe entscheidet; und zwar würde es sich hierbei zeigen, daß schon jene antike Kritik nicht bloß kräftig und einschneidend, sondern, insofern es sich um Homer, den „unfehlbaren" handelte, mit einer Unbefangenheit und Unerbittlichkeit geübt wurde, welche Bewunderung verdient — alles dies also wäre wohlgeeignet zu einer lohnenden Betrachtung, aber ich glaubte meine Aufgabe anders abstecken und mich auf ein bestimmtes Gebiet der Kritik beschränken zu sollen, aus keinem anderen Grunde, als weil eben dieses Gebiet am weitesten und unmittelbarsten hinüberragt in die Sphäre des bürgerlichen Lebens, in die Räume des Hauses und den Schooß der Familie, mit anderen Worten, weil hier die wissenschaftliche Theorie sich zu der Praxis des Lebens in engsten Bezug setzen und ihren Schritten folgen muß, aber insofern vollständig unabhängig und ihre Würde wahrend, als sie jener wieder die Normen für ihren Gang vorschreibt, sie lobt, wenn sie auf richtigen, sie tadelt, wenn sie auf falschen Bahnen wandelt. Ich meine die litterarische Kritik, und zwar in ihrer Beschränkung auf die bürgerliche d. h. nicht-gelehrte Litteratur. Es versteht sich von selber, daß auch der wissenschaftlichen Litteratur ihre Kritik zur Seite geht, und es könnten eben so interessante Kapitel darüber geschrieben werden, wie sie geübt werden soll, als beschämende darüber, wie sie thatsächlich geübt wird — aber die oben angedeutete Beschränkung

dere wenn die Policebedingungen ausdrücklich dies als die Willensmeinung der Versicherungsgesellschaft kund geben. Aber dem Rechtspolitiker müssen solche Contracte als schweres Aergerniß erscheinen. Die Versicherungsgesellschaften werden dadurch vor dem ganzen übrigen Verkehrsleben begünstigt, ihre contractliche Leistung, die Risikoübernahme, ihnen in nicht zu rechtfertigender Weise erleichtert. Angenommen, daß ähnliche Grundsätze überall angewendet werden sollten, so hörte die Sicherheit von Verträgen vollständig auf. Ebenso gut wie die Versicherungsgesellschaft sagen kann: „ich hätte überhaupt nicht mit dem (infolge eines Sturzes) Verstorbenen abgeschlossen, wenn ich gewußt hätte, daß er so schwer krank gewesen wäre" könnte dann z. B. auch vielleicht der Käufer eines Pferdes sagen: „ich hätte überhaupt den Kauf nicht abgeschlossen, wenn ich gewußt hätte, daß der Eigenthümer eine wiederholt bestrafte Persönlichkeit sei." Nicht Irrthümer in den Beweggründen zum Abschluß eines Vertrages sind nach den maßvollen Grundsätzen der Pandekten geeignet, einen Vertrag unverbindlich zu machen sondern nur Irrthümer in Beziehung auf essentielle Theile des eigentlichen Vertragsinhalts. Wenn aber eine Versicherungsgesellschaft die Police eines durch einen Sturz Verunglückten nicht auszahlen will, weil er seiner Zeit irgend eine Krankheit verschwiegen hat, so stützt sie sich doch effectiv nur auf einen Irrthum in den Beweggründen. — Statutenbestimmungen, die das Anfechtungsrecht soweit ausdehnen, sind in wirthschaftlicher Beziehung durchaus schädlich und sollten von den concessionirenden Behörden nicht geduldet werden. Es heißt der Willkür, dem subjectiven Ermessen eines einzelnen Contrahenten Thor und Thür öffnen, wenn man ihn nach Eintritt der Fälligkeit seiner Leistung noch in diesem Grade mit der Einrede hören will: „ich würde das und das nicht gethan haben, wenn ich das und das gewußt hätte." Jedenfalls darf der Bestand des Vertrages dadurch nicht beeinflußt werden, höchstens könnte eine Versicherungsgesellschaft für berechtigt gehalten werden, falls beim Abschluß verschwiegene, auf den Tod selbst einflußlose Umstände, sie eventuell zur Candirung eines höheren Prämiensatzes veranlaßt haben würden, diese Differenz von der fälligen Versicherungssumme in Abzug zu bringen.

Arbitrium judicis, richterliches Ermessen, ist eins der Hauptwerkzeuge, mit dem die moderne Jurisprudenz operirt. Man hat erkannt, daß sich die Vielgestaltigkeit unseres Kulturlebens nicht mehr von den festen Regeln des gemeinrechtlichen Proceßsystems beherrschen läßt, daß die complicirteren Gesetzesvorschriften auch nicht annähernd mehr die stets wachsende Fülle der concreten Fälle decken, wie sie das praktische Leben jeden Tag hervorbringt. Dazu kommt ein in der Gegenwart immer stärker hervortretendes Suchen nach der „wahren Willensmeinung" der Parteien. Von

könnten verletzt oder gar in ihrem sittlichen Verhalten geschädigt werden, sondern weil jede litterarische Gattung auch in den Bereich des Sittengesetzes fällt und das Kunstschöne mit dem Sittlichschönen niemals in Widerspruch gerathen darf; es ist Sache des Lesers, ob er aus einer solchen Kritik sich seine Lehre ziehen will oder nicht. Es wäre freilich zu wünschen, daß dieses viel häufiger geschähe als es geschieht, es wäre aber auch zu wünschen, daß sich die berufenen Kritiker viel zahlreicher einstellten und ihr kritisches Herzblut strömen ließen ad majorem hominum salutem. Ja noch mehr: Sie dürften auch, ohne ihrem Beruf zu vergeben, sich in directe Fühlung mit dem lesenden Publicum setzen, sie dürften, mit Rücksicht auf dasselbe, bewußt und geflissentlich seine geistigen und sittlichen Interessen zu wahren suchen, sie dürften ihre Warnungssignale steigen oder ihr „salve" ertönen lassen; ich meine sogar, sie sollten es, wenn auch nicht „dem eignen Trieb", so doch „der Noth gehorchend". Denn die Noth ist groß. Aber viele, die berufen wären, dünken sich zu vornehm, Kritiker oder gar Moralprediger zu sein. Als ob, wer den ethischen Standpunkt verficht, in den Predigerton verfallen müßte! und als ob nicht, was das erstere betrifft, erlauchte Muster aus allen Zeiten jedes Bedenken gegen die Würde litterarischer Kritik niederschlagen könnten! Wir wollen nicht die stattliche Reihe der alten, griechischen und römischen, Kritiker aufzählen, wir begnügen uns an Lessing zu erinnern, der sich nicht zu vornehm dünkte, das Piedestal seines „Laocoon" mit Arabesken und Figurinnen aus dem Hausrath Thalias zu umstellen, oder an Göthe, der eine ganze Reihe von Werken, und durchaus nicht nur hervorragende, vor seinem kritischen Auge Revue passiren und seinen Befund drucken ließ. Und hat es der „Vornehmheit" Schillers geschadet, daß er über Bürger's „Leonore" oder seines großen Freundes „Egmont" oder über Matthisson's empfindsame Flötenklänge seine Kritik ergehen Keß und diese Recensionen für wichtig genug hielt, in seine Werke aufgenommen zu werden? Und die Art, wie er jene Kritik übte, scharf und schneidend, ohne Ansehen der Person, ist nicht sie gerade das Zeichen eines vornehmen Geistes? Die Wahrheit zu sagen darf sich keiner zu vornehm dünken; es war derb von Göthe's Freund Merk, aber nichts weniger als gemein, als er jenem in's Gesicht sagte, solchen „Quark", wie „Clavigo" dürfe er nicht mehr drucken lassen. Je höher die Flut der litterarischen Production steigt, desto berechtigter, ja, desto nothwendiger ist die Kritik, nicht bloß um klar zu stellen, sondern um zu säubern und wegzufegen. Es ist eine Thatsache, die Jedem, auch dem Ungebildetsten, sich aufdrängt, daß in unseren Tagen jene Flut eine besorgliche, um nicht zu sagen entsetzliche Höhe erreicht hat. Die Schriftstellernöthe mögen groß sein, die Noth

des Publicums, das von der Ueberschwemmung heimgesucht wird, ist noch viel größer und verlangt dringend Hülfe — wenn diese überhaupt möglich ist. Was steht da nicht alles auf dem Spiele! was droht nicht alles weggeschwemmt zu werden oder zu versumpfen! Der Geschmack, die Willenskraft, die Arbeitslust, der sittliche Habitus sind gefährdet, Lesewuth und Schreibwuth begegnen, bedingen und erzeugen einander, und Schriftsteller und Publicum tragen gleiche Schuld. Selbst wenn alles gut wäre an dieser papiernen Hochflut, es wäre des Guten zu viel und schaffte den Lesern Athemnoth — nun aber, wo der Schwall des Mittelmäßigen und Schlechten das Gute kaum an die Oberfläche gelangen läßt, wie muß da die Verheerung um sich greifen, und mit welcher Wucht die Frage sich aufdrängen: „Wer schafft hier Heil?“ Schiller hat sein Säculum das „tintenkleckſende“ genannt, für das unsrige wäre dieses Epitheton nicht mehr ausreichend, es müßte ein anderes geprägt werden, dessen Korn etwas wie Tintenpest, Tintengift oder Tintenfluch enthielte. Ich frage nochmals: wo liegt hier das Heil? Die Antwort lautet: Gegen die Ueberproduction und ihre Ausflüsse, die litterarische Versumpfung und die gewissenlose Reclame, welche jedes Buch, es sei gut oder schlecht, jahraus jahrein mit demselben Rosenöl beträufelt, und etwa noch „das Geschäftsetiquett aufklebt“, kann nur die gewissenhafte d. h. unpartheiische und unerbittliche litterarische Kritik einen Damm schaffen. Aber dazu genügt weder der gute Wille, noch der gute Geschmack, sondern es gehört dazu die richtige Einsicht; und diese wird geschöpft aus der Tiefe des Wissens. Die Kritik ist nicht bloß eine Kunst, die geübt, sondern ein Fach, das gelernt und gelehrt sein will. Eine jede Lehre aber muß nach den Gründen suchen, und diese liegen, wie schon der Name „Kritik“ besagt, nicht auf der Oberfläche der gewöhnlichen Bildung (Durchschnittsbildung), liegt auch nicht in den Fühlfäden des Geschmackes; auch der Geschmack selber ist uns weder angeboren noch kommt er uns angeflogen, er muß, wenn er in literarischen Fragen mitsprechen will, auf solidestem Untergrund aufgezogen und ausgebildet werden; er darf sich nicht isoliren, muß sich im Gegentheil associiren, und zwar, damit es einen guten Dreiklang gebe, mit zwei anderen Mächten; es handelt sich eben nicht bloß um das Wie? sondern auch gar sehr um das Warum? und die Antwort auf das letztere entspringt aus den beiden Quellen der Philosophie und der Geschichte. Der Geschmack allein weiß oder fühlt nicht, daß und warum jedes Volk und jedes Zeitalter in seinen geistigen Schöpfungen ein besonderes Ideal vor Augen hat, daß es also ein romanisches und germanisches Schönheitsideal u. s. w. giebt, er weiß auch nicht, daß jeder litterarischen Gattung ihr eigenthümlicher Stil zukommt, daß

also für das Epos andere Stilgesetze gelten als für die Lyrik, für ein historisches Kunstwerk andere als für ein rhetorisches, er weiß nicht und kann nicht wissen, daß diese Stilgesetze nicht von der reflectirenden Vernunft aufgestellt, sondern aus Meister- und Musterwerken abstrahirt worden sind, und daß gewisse vitale Eigenschaften, gleichsam das innere Nervengeflecht eines Kunstwerkes, kaum in abstracte Regeln zu fassen, sondern nur der lebendigen Anschauung zu entnehmen sind. Der reine Geschmack als solcher wird auch kaum wissen, welcher Unterschied zwischen der sogenannten objectiven und der subjectiven Darstellung besteht, und doch ist diese Erkenntniß nothwendig, wenn man den Antiken wie den Modernen gerecht werden will: zum Geschmack muß sich also die Theorie oder die Beobachtung hinzugesellen; es wird sich dann freilich zeigen, daß der eben genannte Unterschied durchaus nicht in dem Grade oder auch in dem Sinne durchschlagend ist als gewöhnlich angenommen wird, mit anderen Worten, daß sich zu allen Zeiten eine künstlerische Objectivität mit einer bescheidenen Einmischung des Ich vertragen hat. Man braucht nur an Herodot zu erinnern, wie ungescheut er sich selber als Beobachter und Beurtheiler einführt, oder an das ἄνδρα μοι ἔννεπε, das arma virumque cano, das προσέφης Εὔμαιε συβῶτά, an den tadelnden Ausruf νήπιος! u. a. — was dann die moderneren und modernen Epiker Dante, Voltaire, Göthe, Manzoni u. a. nachgeahmt haben. Mit Recht ist (von W. Kirchbach, der diese wie auch einige der folgenden Punkte in seinem schönen „Lebensbuch" geistreich erörtert hat) darauf hingewiesen worden, daß eigentlich jede erzählende Darstellung, sei es nun Geschichte oder Roman, auf subjectiver Grundlage ruht, insofern im Tempus praeteritum ja nichts anderes als die Beziehung zum Ich des Schreibenden, d. h. zu seiner Zeit gegeben ist. Es ließe sich noch an einer Fülle von Beispielen und Thatsachen klar machen, wie ungenügend der bloße Geschmack oder die Durchschnittsbildung zur Beurtheilung litterarischer Momente sei; einige wenige aus dieser Zahl mögen hier noch, der Veranschaulichung wegen, Platz finden. Es ist bekannt, welchen breiten Raum die Naturmalerei in der modernen Poesie einnimmt. Um von der Lyrik zu schweigen, die aus diesem Füllhorn ihre wirksamsten Stimmungen und Motive schöpft, so ist es auch einem Epiker kaum mehr verstattet, den Schatz unbenutzt am Wege liegen zu lassen, vom Romanschreiber vollends ist es geradezu undenkbar, daß er sein poetisches Angebinde nicht verschwenderisch mit besagten Gaben behänge. Der heutige Leser verlangt sie. Geht er zurück zu erprobten und klassischen Erzählern, die jenseits der Jean Jacques Rousseau'schen Periode liegen, so wird er sie vergebens suchen, sie fehlen in der That oder sind wenigstens sehr spärlich

die Fliege auf der Nase des Einsiedlers getroffen wird, richtiger gesagt getroffen werden soll. Die Fliege fliegt weg, sonst wäre sie eine dumme Fliege, aber die Nase — die hat den Puff auszuhalten. Will man durchaus von einer unbedingten Unanfechtbarkeit auch nach Zeitablauf absehen, so richte man wenigstens die Gründe, aus denen dann noch Zahlung geweigert werden kann, so ein daß ihre Anwendbarkeit nicht irgend einem subjectiven Ermessen unterliegt. Bestimmungen wie sie jetzt von einigen Gesellschaften angebahnt werden z. B. daß eine Suspendirung der Police eintrete sowie Jemand sich in eine in der Police bestimmt bezeichnete Gegend begiebt oder in ein Land, in welchem Krieg herrscht, daß, sowie die das Risiko der Gesellschaft vermehrende Veränderung des Aufenthalts beseitigt ist, die Police wieder in Kraft tritt, und dergl. sind dann weit mehr zu empfehlen. Es ist auch nicht absolut verwerflich, daß die Gesellschaft für den Fall bestimmter Todesursachen wie Selbstmord, Delirium und dergl. eine Ermäßigung der Police stipulirt. Nur nicht solche Bestimmungen wie die, daß diese Reduzirung nur eintrete, wenn der Selbstmord im Zustande „voller Willensfreiheit" und dergl. verübt sei. Dann ist wieder Gelegenheit zu unseligen Processen gegeben. Die Bedingungen dürfen — das muß das große Princip der Gesellschaften sein — absolut keine Zweifel über ihre eventuelle Anwendbarkeit möglich lassen, sie müssen rein formaler Natur sein. Die Härten, die dann in einzelnen Fällen entstehen können, sind viel weniger nachtheilig als die Ungewißheit, in der man schwebt, wenn man dem Ausspruch der Herren hinterm grünen Tisch unterworfen ist.

früher nur Nebendienste verrichtete, ist jetzt zum König im Reiche der Dichtung eingesetzt, und wir trauen dem jungfräulichen Marmor eine reinere Wirkung zu als dem bemalten, während wir in der Malerei als solcher ganz gewiß weit über die Alten hinaus sind. Also wir *sind* vorgeschritten, thatsächlich, nicht bloß hoffentlich. Ob in *allem*, was neu oder was anders geworden ist, ein Vorschritt zu erkennen sei, mag freilich bezweifelt werden — aber die *Grundgesetze* sind heute dieselben, wie vor zweitausend Jahren. Wenn einmal in fernen Jahrtausenden das menschliche Auge, das ja nach dem Ausspruch berühmter Physiker noch gar nicht die Eigenschaften eines vollkommenen Sehapparats aufweist, ein anderes und besseres geworden ist, wenn in unserem Hörapparat die Stäbchen aus feinerem und besserem Stoff als dermalen hergestellt sind, wenn überhaupt, was ja nach Darwin's Lehre durchaus zu erwarten ist, unsere Hirn- und Nervensubstanz sich zum Besseren umgebildet hat, dann werden nicht bloß die Erzeugnisse dieses Epigonengehirns andere sein, sondern auch mit anderen Normen bemessen werden — aber im laufenden Jahrtausend kann davon noch nicht die Rede sein und die Grundgesetze bleiben einstweilen bestehen. Dennoch ist sicher, daß auch die Aesthetik unter das Gesetz der historischen Entwicklung fällt und ebenso sicher, daß selbst Aristoteles und mit ihm das ganze Alterthum dieses Gesetz der *historischen* Entwicklung noch nicht gekannt hat. Der eigentliche Bahnbrecher für diesen Begriff, der in tastenden Anfängen allerdings schon auf Leibnitz zurückgeht, ist *Kant* gewesen („indem er die Vernunft als ein nicht schlechtweg Vorhandenes, einfürallemal fertiges, sondern als das Resultat einer Entwicklung ansah, welche von der Gesammtheit durchgemacht wird und sich in jedem Individuum wiederholt"). Auf die Wissenschaft angewandt hat dieser Begriff ungeahnte Fernsichten erschlossen und, wie kaum ein anderer, ihr ganzes Gebiet mit einer Fülle neuer Ideen befruchtet; freilich hat er auch etwas Zwiespalt gestiftet, gerade zwischen den Aesthetikern und den Historikern, indem diese die Aesthetik als einen überwundenen Standpunkt erklärten, „weil eine Reihe von Gesetzen und Urtheilen sich der historischen Betrachtung nicht unterordnen wollte", jene dagegen den Werth der geschichtlichen Betrachtung leugneten „weil denn doch ein Kunstideal anerkannt werden müsse, dem die Entwicklung zustrebe und zu welchem die Jahrhunderte ihre Etappen liefern müßten". Wie dieser Streit zu schlichten sei, ist im Vorhergehenden bereits angedeutet, daß ein solcher aber je nur möglich sein könnte, davon hat Aristoteles schwerlich eine Ahnung gehabt; auch er ist eben nicht frei von Lücken und von Mängeln; grade dadurch *bestätigt* er aber indirect das Gesetz der Entwicklung. Wie er in manchem seinem Lehrer Plato

voraus ist, so wir ihm. Solche Mängel nachzuweisen, hält bei beiden nicht schwer. Von diesem gilt z. B. daß er die Poesie, kurz gesprochen, zur Dienerin der Moral gemacht, von jenem, daß er sie unter das Joch der Vernunft gebeugt, d. h. die Macht der Phantasie verkannt hat. Dort sind die Folgen der Einseitigkeit — obgleich Plato seine Anschauungen mehrfach und bedeutend umgemodelt hat — von ihm selber noch weit über das Maß hinaus gedehnt und gereckt worden: so, wenn Plato nicht bloß die Komiker, sondern auch die Tragiker von seinem Idealstaat ausschließt oder wenn er eine Polemik gegen Homer, als einen unsittlichen Dichter, eröffnet oder wenn er in einem Athem die Schaar der Ammen, Wärterinnen, Putzmacherinnen, Hetären zusammt der „ganzen Heerde der nachahmenden Künstler" als etwas überflüssiges bezeichnet. Dergleichen Ausschreitungen finden sich nicht bei dem „nüchternen" Aristoteles, während er von einer gewissen Starrheit nicht freizusprechen ist, die das System überall bestätigt sehen will.

Aber auch ganz abgesehen von solchen subjectiven Schwächen kann die Kunsttheorie der Alten für uns nicht durchaus und in jeder Beziehung maßgebend sein, so wenig wie die Praxis ihrer großen Autoren: Das zu verkennen zeugt von einem beschränkten Horizont wie von einem unhistorischen Sinn. Es giebt, leider, alterthümliche Naturen, welche heute noch auf ihren Aristoteles schwören, wie weiland die Jünger des Pythagoras auf das αὐτὸς ἔφα — ein Streben, das gerade so verkehrt ist, wie sein Extrem, will sagen, das der Ignoranz entstammende Gebahren von Journalisten und Eintagskritikern, die da glauben, theils durch „mitleidigen" Hohn, theils durch ingrimmiges Zetern die Antike und die Alten sammt und sonders abthun zu können und sogar zu sollen. Mit diesen zu streiten, etwa zum Zweck der Bekehrung, wäre wohl vergebliche Liebesmüh, gerade so vergeblich übrigens, als die an ihre Antipoden verwendete; zweifelhaft mag nur sein, wer von beiden größeren Schaden stiftet. Wir wollen hier keiner Partei ins Gewissen reden, indessen unverhohlen bekennen: Jedesmal wenn von der „Reprise" eines antiken Drama's gesprochen oder geschrieben wird, überläuft uns ein leiser Schauer, bevor wir wissen, vor welchen Zuhörern die Aufführung von Statten gehen soll. Gehören diese dem Gelehrtenstande an, so kehrt die normale Bluttemperatur zurück und wir getrösten uns etwelchen Erfolges, ist aber das Auditorium das „gebildete" Publicum, so verharren wir in obengenannten Aengsten, selbst wenn des Sophocles Antigone oder Oedipus über die Bretter, welche die Welt bedeuten, schreiten sollten. Denn ach! wir vermögen nicht zu glauben, daß ein unverkümmerter Genuß jener und ähnlicher Stücke möglich sei ohne die Würze der Gelehrsamkeit,

nicht zwar, weil die Kunst oder Kunstart eine andere geworden wäre, wohl aber ist dieses vielfach der Fall mit dem Leben, den Lebensmächten und den Lebensanschauungen, die denn doch den Inhalt der Kunstform bilden. Wer, als Laie, über alles und jedes, was dort Antigone, was ihr Oheim und ihr Bräutigam u. s. w. einander sagen, in Entzücken geräth, macht auf uns den Eindruck, als leide er, vielleicht unbewußt, an einer Modekrankheit (wie solche ja auch unter einem anständigen Laienpublicum grassiren kann), oder aber er huldige dem Scheine, d. h. er wolle nicht minder erleuchtet sein als die wirklichen Kenner und Eingeweihten. Noch viel kopfschüttelnder aber wird unsre Empfindung, wenn etwa, was ja auch und nicht bloß an Schulfesten vorkommt, der alte Terenz aus dem Moder der Vergangenheit hervorgezogen und in jener eleganten Langweiligkeit auf die moderne Bühne verpflanzt wird, zur Erquickung aller derer, die — nichts finden und doch lachen! Man muß eben, wenn man wirklichen Genuß an dergleichen haben will, wissen, warum und wodurch noch jetzt ein Sophocles, ja sogar ein Terenz mustergültig ist — aber was weiß davon die landläufige Journalkritik oder der gewöhnliche Laienverstand? Es ist übrigens nicht anders mit Shakespeare, ja mit allen Geistesheroen, welche durch einen längeren Zeitraum von unserer Gegenwart getrennt sind. Wer ehrlich sein will, muß zugeben, daß es beispielsweise einige Anstrengung kostet, den Witz in den „lustigen Weibern" über alle Maßen lustig zu finden oder im „Wintermärchen" ein makelloses Product dichterischer Genialität zu erblicken, das auf alle Zeiten und Sitten den gleichen Eindruck ausüben müsse, oder die Schnörkel und Schweife alle bei Sebastian Bach für kanonisch und exemplarisch zu halten. Und doch bleibt der Kern dessen, was diese Männer geschaffen haben, ein Κτῆμα εἰς ἀεί, man muß nur das Vergängliche, das Zu- und Hinfällige loszuschälen wissen. So auch bei Aristoteles — aber auch dann noch ist das „Bleibende" ein relativer Begriff, er mag gültig sein für Jahrhunderte, für Jahrtausende sogar, aber was über diese Zeiträume hinaus einmal für Kunstnormen werden aufgestellt werden — vorausgesetzt, daß überhaupt Wesen unserer Gattung auf diesem Planeten noch leben und streben — das entzieht sich menschlichem Wissen. Wir Menschen sind aber, als solche, darauf angelegt menschlich, das heißt endlich, zu denken, und müssen demgemäß sagen: Aristoteles ist in manchen Fragen der Kritik nicht mehr maßgebend, gleichwohl ist sein System im ganzen und großen noch jetzt die Grundlage und die Fundgrube der Kunstlehre und der Kunstkritik, und wer sich litterarischer Kritik befleißigt, muß sich mit ihm vertraut machen, und mehr als das: diese Kritik hat, wie jede andere Kunst, ihre

großen Naturforschern, wie z. B. derjenige, der, wenn er auch warnend den Finger erhebt gegen das griechische Scriptum als etwas Ungeheuerliches, einen Schlag in's Gesicht des modernen Bewußtseins, gleichwohl für philologische Vorbildung unter allen Umständen und bei jedem Studium in die Schranken tritt*). Unter dem vielen Neuen aber, das die Philologie mit dem Fortschritt des Jahrhunderts an Leib und Seele hat erfahren müssen, ist die verschiedene Werthschätzung von einstmals und jetzt — auch dies ein Gegenstand der Kritik — nicht das unwichtigste. Der feste Grund zwar ihrer Wissenschaftlichkeit wird dadurch nicht erschüttert — in dieser Beziehung haben die Philologen ein gutes Gewissen und eine eben so gute Zuversicht — und doch, wenn auch glücklicherweise die Gunst des Tages, der öffentlichen Meinung und Strömung nicht über das Wesen und den Werth einer Wissenschaft entscheidet, ist es für die Vertreter einer solchen nicht ganz gleichgültig, ob sie auch von jener Strömung getragen oder auf irgend eine Sandbank abgesetzt werde, wo sie zusehen kann, wie sie durch eigene Mittel vorwärts kommt. Ihr die wichtige Stellung im Kreise ihrer Schwestern anzuweisen, ist eben auch Sache der Kritik, und nun hat die Philologie die bittere Erfahrung machen müssen, wie ihr eigenes Kind, das sie an ihrer Mutterbrust genährt hatte, eben jene Kritik, sich gegen sie selber gewendet hat und noch wendet. Ein fröhliches Dasein im Sonnenglanz der allgemeinen Anerkennung führen zu dürfen, wie dieses ja ganz entschieden der Fall ist mit jüngern Schwestern, z. B. den Naturwissenschaften, ist denn doch etwas anderes, als im Dunkel seine Gänge zu graben und in Erzen, die da zum Vorschein kommen, bloß sein eigenes Genügen zu finden, während das Volk und unter ihm sogar Legionen sogenannter Gebildeter höchstens einen Blick des Mitleids für sie haben. Früher hat die Kritik anders entschieden, und zwar richtiger, wenn auch nicht ganz richtig noch ganz vorurtheilsfrei. Es giebt eben auch eine falsche Kritik, die im Guten wie im Bösen des Maaßes ermangelt, das weiseste aber, sagt ein griechischer Spruch, ist das Maß. Früher beherrschte die Philologie, wenn auch ihr Lenigsmantel gar eigenthümliche theologische Verbrämungen aufwies, die Erziehung durch Methode und Stoff; der Begriff einer Bildung, die losgetrennt von der Mutterbrust bestehen könnte, war ein noch ungedachter, und das Volk staunte, was es nicht verstand, mit der Andacht gläubiger Verehrung an. Als sich nun die Philologie im Hochgefühle eigenen Werthes aller der theologischen Zuthaten und Besätze entledigt hatte, stand sie eine Zeitlang souverän da, als zum mindesten ebenbürtiges Glied

*) Wenigstens getreten ist.

Nerven spannt, seine Triebe aufwühlt; die schlummernden Dämonen sind in seiner Brust erwacht, und diese haben jetzt gewonnenes Spiel. Das Gefäß, in welchem der Trunk gereicht wird, ist der sogenannte realistische Roman. — Man wird finden, diese Charakteristik sei übertrieben; sie ist es nicht; wäre sie es, so wäre sie es doch nicht in dem Maße, wie die Pfleger und Gönner der neuen Gattung hüben und drüben, deren Lob schalmeien und sich als die Heilande der Litteratur ausgeben. Ein solches Uebermaß in Selbstverherrlichung und gegenseitiger Verhimmelung ist in der Geschichte der Litteratur noch nicht dagewesen, nicht einmal die griechischen Sophisten haben es soweit gebracht, und doch ging zu ihrer Zeit ein Sturm und Drang durch die Welt der Gedanken, der die Geister gar wohl aus den gewohnten Formen herausheben konnte. Nun behaupten allerdings die modernen Stürmer, eine solche Zeit sei für die Litteratur wiedergekommen, die alte Form sei morsch und der alte Geist schwach geworden, ein Drang nach Verjüngung durchzittre die Nerven des lebenden Geschlechtes. Aber das Neue, was sie bringen, ist nicht gut und das wenige Gute darunter nicht neu. Es ist wohl wahr: Leben ist Bewegung; die Litteratur muß suchen Schritt zu halten mit dem Geist des Jahrhunderts, und wenn sie droht in den alten Geleisen zu erstarren, so muß sie mit neuem Geist wieder in Fluß gebracht werden. Aber dieser neue Geist darf nicht aus dem Kehrichthaufen des Lebens herausgepreßt werden, er muß eine Emanation aus dem Schönen sein. „Die Wahrheit um jeden Preis und in jeder Gestalt" — heißt es im Programm der Stürmer — und dieser Satz ist richtig, wenn er die poetische Wahrheit meint, er schlägt dem ersten Gebot der Poetik in's Gesicht, wenn er die Wahrheit mit der gemeinen alltäglichen Wirklichkeit verwechselt. Nicht jedes beliebige Erlebniß, sei es nun geschichtlich oder erdacht, ist für den Dichter, der doch im Dienste des Schönen zu wirken hat, brauchbar, so wenig aus jedem Rohstoff ein schönes Kleid gewirkt werden kann. Die poetische Wahrheit ist nur eine solche, welche durch einen Strahl des Schönen verklärt ist; diesen Strahl liefert das dichterische Auge und es kann gerade so gut eindringen durch das Fenster einer Bauernstube und das Gitter einer Gefängnißzelle, als in die Prunksäle des Herrenschlosses, in die Nacht des Elendes, wie in die sonnigen Räume des Glücks; die dichterische Ausmalung solcher Bilder, d. h. die poetische Wahrheit ist, wie Aristoteles mit tiefem Verständniß sagt, philosophischer und erhabener als die geschichtliche Wirklichkeit, weil diese auch das Zufällige und Abnorme anerkennen muß, während dieses der Poesie ferne liegt. Wirklichkeit und Wahrheit sind für den Dichter zwei ganz verschiedene Begriffe.

Was ist Wahrheit in der Kunst? Die Frage ist schon oft aufgestellt und auch wohl verschieden beantwortet worden, immerhin beweist sie, daß der Kunst eine andere Wahrheit zugestanden wird als die des realen Lebens ist. Schon Aristoteles hat den Unterschied als anerkannte natürliche Thatsache angenommen. Wie stände es um die Musik, oder um die Architektur, wenn sie ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein sollte? Und hat denn die Kunst des Wortes andere Lebensbedingungen oder ist bei einem Maler und Bildhauer die photographische Copie einer, noch dazu möglichst krassen, unschönen Wirklichkeit nicht eben so verwerflich und für ein gesundes Gefühl verletzend als die Litteratur, die von Schmutz trieft und nach Fusel riecht? Zolas giebt es leider überall, und sie finden überall ihr Publicum, das ihnen Hosianna zuruft, wie jenem russischen Farbenkünstler, der das wirkliche Hosianna beim Einzug Christi in Jerusalem glaubte auf die Leinwand „zaubern" zu sollen, indem er Christus im Costüm und Haltung eines russischen Moses durch eine Musterausstellung prägnanter Judenphysiognomien und drastischer Straßenscenen sich hindurchwinden läßt. Die „Schädelpyramiden" und „Baschi-Bozuggräuel" desselben „Künstlers" bilden eine fernere „herrliche" Illustration desselben Princips. Alle diese Zolas aber, mit Feder, Pinsel oder Meißel, bewiesen nichts anderes — es ist freilich schon an dem genug — als daß es mit dem Kunstgeschmack und Schönheitssinn in raschen Schritten bergab geht: die Verirrung ist überall dieselbe, nur daß es leider den Anschein hat, als wollten die deutschen Nachahmer, das „allerjüngste" Deutschland, es den Meistern jenseits des Rheines in der neu entdeckten Kunst noch zuvorthun. Sie prunken zwar nicht so offen mit dem Titel der „Wissenschaft", weil sie doch zu fühlen scheinen, die nüchterne „Lehre", das heißt die Vornahme einer Vivisection passe schlecht in den Kunsttempel, und auch der Roman sei nicht die richtige Stätte, um einen, wenn auch noch so imposanten Vorrath anatomischer und physiologischer Weisheit abzulagern — aber sie verhalten sich, nicht sowohl aus Absicht, als aus Mangel an Können, noch gleichgültiger, ja brutaler gegen die Form und verfallen, ohne es zu wollen, der plattesten Prosa. Shakespeare, auf den sich die „Realisten pur sang" sogern berufen, kann vielleicht am ersten zeigen, welche Art von Wahrheit sich mit dem höchsten Fluge dichterischer Anschauung und künstlerischer Intuition auf das schönste verträgt. In seinen Figuren pulst das allerindividuellste Leben, das denkbar ist, aber gleichwohl sind diese Individuen typisch, sie repräsentiren ganze Gattungen, weil jeder Zug des rein Zufälligen von ihnen abgestreift und das ganze Detail durch die Weihe der Form geadelt ist. Allerdings, nicht blos das Glück, auch das Elend hat seine Wahrheit, also

auch seine Poesie: der Pessimismus hat schon die schönsten dichterischen Früchte gezeitigt, und solange jene beiden mit dem Menschenleben ihren Wechselreigen schlingen, braucht uns für die Poesie nicht bange zu sein. Leben ist Bewegung, wer solches Leben zu schaffen weiß, ist ein Poet. Aber diese Bewegung darf nicht blos eine einseitige oder einförmige sein. Die Lappen des Elendes können als Contraststücke poetisch sehr wirksam verwendet werden; wer nie sein Brod in Thränen aß, kennt ja die himmlischen Mächte nicht; der Kanonendonner kann auch in die Saiten eines Dichters hineingrollen und die Wirkung, durch dasselbe Moment des Gegensatzes, zur furchtbar erhabenen steigern — aber wenn der Kampf um's Dasein, der die Gegenwart durchzuckt, zu einem endlosen Vernichtungskampf ausarten soll, der die Fluren der Zukunft verwüstet, und wenn in diesem trostlosen Elend die Kanonen allein ihre Musik donnern sollen, dann ist für die Poesie keine Stätte mehr; die Wahrheit wäre entsetzlich, aber poetisch nimmermehr; es fehlte ihr die Möglichkeit des Gegenbildes. Einstweilen sind wir noch nicht so weit, um so weniger aber kann es Aufgabe einer Kunst sein, ihre Harfe nur und ausschließlich auf jenen Jammerton zu stimmen; ihr Zweck, oder, wenn man ihr diesen abstreitet, ihr Wirken darf doch nicht das sein, ein grauenvolles Leben ins unerträgliche zu steigern; sie ist da, die Nacht zu durchleuchten, nicht schwärzer zu machen. Allerdings gilt der Spruch: „ein politisch Lied ein garstig Lied" heutzutage nicht mehr, und zwar darum, weil die Politik, und was man darunter versteht, heute viel größere Kreise zieht als ehemals und sämmtliche Stände in diese Kreise hineinzieht, ja, man darf sagen, weil sie einen Theil der Lebensluft ausmacht, die wir einathmen — aber ein frisches politisches Lied an die Adresse irgend eines Machthabers oder einer Partei ist noch kein endloser Grabgesang auf den Trümmern der Gesellschaft. Nicht blos der Geschichtschreiber oder der Politiker soll sein Ohr an den Schooß der Zeit legen, um das Keimen des Lebens zu spüren, sondern auch der Dichter, aber deswegen ist nicht die ganze Vergangenheit für ihn ein bloßer „Trödel" und die Weltgeschichte ein Beinhaus, sondern er greift zu, wo er Leben findet und Leben schaffen kann.

Die Apostel der neuen Heilslehre — denn in der That, sie geben sich für nichts geringeres als für die Heilande der Litteratur aus — müssen übrigens selbst ihrer Wahrheit in einem Stücke untreu werden, indem sie dieselbe im Roman ablagern. Das Leben aber, und selbst das abenteuerlichste, ist nie ein Roman, wie ihn die Phantasie schafft und schaffen muß, oder er müßte auf jeden Anspruch, eine Geistesthat zu sein, verzichten. Nun aber wollen sie wirkliche, ja die einzig ächten Dich-

ter ſein — ihr Großmeiſter verwirft alle Lyrik als Abhub einer an Wahnſinn grenzenden Erregtheit — alſo Dichter ohne Phantaſie, ohne Begeiſterung, ohne dichteriſchen Schwung, Dichter der vollſten und craſſeſten Wahrheit, die in eine unwahre Form gepreßt wird: man ſieht, eine höchſt logiſche Berufsthätigkeit! Wäre der Roman, wie wir ihn von Jugend an gewohnt ſind, von krankhaftem Idealismus behaftet geweſen, ſo könnte man die geharniſchte Kriegserklärung der modernen Titanen begreifen, und zwar als eine natürliche Reaction, die ja immer und überall über die Stränge haut. Aber Niemand wird im Ernſt behaupten wollen, daß jenes der Fall ſei, mancher eher das Gegentheil, nämlich, daß der Realismus ihn etwas zu vollblütig gemacht habe. Woher denn nun auf einmal dieſes Sauſen und Brauſen? Es iſt eben kein ächter Sturm, der hervorbricht aus den Tiefen einer gährenden Gedankenwelt, einer ſchaffensfreudigen Urkraft, ſondern ein künſtlich heraufgehebelter und heraufgewundener Theatersturm, der zwar eine Zeitlang dauern, den Granitbau des Muſentempels aber nicht wegfegen wird. Freilich, es iſt nicht gleichgültig, ob der ganze Chorus der mißleiteten, urtheilsſchwachen Zuhörer mit vollen Backen mitbläſt. Wenn ein Götzendienſt der Gemeinde der Gläubigen auch keinen Schaden thut, ſo gehen für den wahren Cultus doch ſo und ſo viel Seelen verloren, daher muß Belehrung eintreten. Die wahre Poeſie muß geſchützt werden vor den Anſprüchen einer hochfahrenden Dirne, die ſich ihren Namen und ihre Rechte anmaßen will. Man wird dem Volk der Leſer von vornherein ſagen müſſen, daß die Form des Romans, der ſo gern als der einzige wahre Träger der poetiſchen Ideen, als die Kunſtform κατ' ἐξοχήν für Gegenwart und Zukunft proclamirt wird, eigentlich gar nicht kunſtgerecht iſt, ſondern nur bequem. Weil der Roman den ganzen Inhalt unſeres vielbewegten und geſtaltenreichen Lebens in ſeinen Rahmen aufnehmen ſoll, ſo paßt für dieſes Allerlei, ſagt man, nur die Proſa; die rythmiſche Form könnte er nicht bemeiſtern; ſie wäre auch zu vornehm dazu. Letzteres iſt nur bedingt zuzugeben, erſteres, das Nichtbemeiſternkönnen, zwar richtig, aber nicht nöthig. Es iſt wahr, die Bildfläche keiner poetiſchen Gattung iſt grenzenlos, auf keiner kann ſich ein volles Leben von Anfang bis zu Ende austummeln, außer eben im Roman, wiederum aber iſt die poetiſche Form nicht zu vornehm für irgend ein Stück Leben, wenn eine dichteriſche Hand es geſtaltet: „Greift nur hinein in's volle Menſchenleben, und wo ihr's packt, da iſt es intereſſant" — nämlich wenn ihr den rechten Geiſt mitbringt. Dann aber zeigt ſich auch der Vers keineswegs ſpröde gegen den Stoff. Mit Recht iſt bemerkt und ausgeführt worden (von W. Kirchbach in dem ob. erw. B.), daß der Rhythmus keineswegs ein Erzeugniß der Reflexion, alſo auch

nichts abstractes und unrealistisches sei, wohl aber ist dies die Prosa. Der Rhythmus ist das Abbild der Natur, das Echo von Vorgängen und Kraftäußerungen des natürlichen Lebens, er beruht in seinen Hebungen und Senkungen auf einer regelmäßigen Vertheilung physischer Kraft, und jede angespannte Kraft äußert sich in der Natur rhythmisch: jede Arbeit geht in Rhythmus vor sich, die des Menschen im Gehen, die des Gauls im Traben; der Bauer drescht im Rhythmus, der Schmied hämmert sein Eisen im Rhythmus; jede Maschine arbeitet im Rhythmus, und die Bewegung der Wagen auf dem Eisenstrang vollzieht sich im reinsten daktylischen Takt; die Prosa dagegen mit ihrem Aufwand von bloßen Form- und Beziehungswörtern, ihrem complicirten Satzgeflecht ist eine mühsam errungene Denkform. Aber sei's drum, räumen wir unserem Jahrhundert ein, daß es die tausend Fäden seines Dichtens und Trachtens nur auf dem Webstuhl des Romans zu einem ordentlichen Ganzen zu verarbeiten vermöge — so kann es doch nimmermehr der Roman sein, der jetzt mit der Marke des Musterwerkes versehen und angeboten wird. Denn dessen Fäden sind aus dem Schlamm und Koth gezogen, und das Auge, das sie mustert, ist nicht das des Dichters und Künstlers, sondern des Physiologen und Anatomen, der sie unter die Lupe nimmt und mit besonderem Vorgängen ihren krankhaften Ansätzen und Auswüchsen nachspürt. Was von früheren in dieser Richtung etwa geleistet worden ist, nimmt sich wie wahres Kinderspiel aus gegen die moderne Leidenschaft und Virtuosität im Aufwühlen des Häßlichen. Wenn schon Schiller vor der splitternackenden Natur warnt, welcher man alle Rippen im Leibe zählt, und Göthe die Naturjäger seiner Zeit verspottet, welche „durch den Quark waten" — mit welchem Epitheton „ornans" würden sie den heutigen Naturalismus bezeichnen? Der Dichterberuf hat mit dem des Polizeidieners nichts zu schaffen, aber hier, wo der brutalste Sinnenrausch mit dem gemeinen Verbrechen seine wüsten Orgien feiert, wäre es für den anständigen Leser, der sich in diesen Hexensabbat hineingerissen sieht, eine wahre Wohlthat, wenn der Arrangeur dieser Scenen, vulgo Romanschreiber, wenigstens im Hintergrund die Livrée eines jenes Sittenwächters durchschimmern ließe, nur um anzudeuten, daß, wenn die dichterische Gerechtigkeit bankbrüchig geworden ist, die polizeiliche einzuschreiten und das Deficit zu decken habe. Es ist schmerzlich und beschämend zugleich, eine solche Masse des Unkrauts auf einem Boden wuchern zu sehen, welchen vor hundert Jahren eines der größten kritischen Genies aller Zeiten, Gotthold Ephraim Lessing, gesäubert und empfänglich gemacht hatte für bessere Frucht. Es giebt eine Kritik, die niemals veraltern kann, weil sie ihre Argumente aus den Gehirnzellen und Herzkammern

des Menschen entnimmt, d. h. psychologisch verfährt. Hier walten, menschlich gesprochen, ewige, unabänderliche Gesetze, die sogar der flatterhaften Mode trotzen. Eine solche Kritik übte Lessing. Wer seine Weisheit für abgestanden erklärt, muß auch der Ansicht huldigen, daß der geistige Organismus des Menschen seit jenen Zeiten ein anderer geworden sei. Nun hat gerade Lessing gezeigt, daß in einzelnen Anschauungen der Sitte die Völker auseinandergehen können, und ein solcher Fall — die Thatsache nämlich, daß der Schmerz in seiner intensiven Stärke sich anders bei den Griechen, anders bei den Römern äußere, gab ihm Veranlassung, seinen unsterblichen Laokoon zu schreiben. Er hat nie beabsichtigt, ein systematisches Werk über Kunstkritik zu verfassen; unter den Händen gliederte sich freilich der Stoff zu einem Kanon derselben, und dieser Kanon ist, je weniger er systematisch ausfiel, umsomehr ein Kunstwerk geworden. Die wahre Kritik zeigt sich hier als das, was sie ist und sein soll, nämlich schöpferisch: sie ist Wissenschaft und Kunst zugleich, jenes, indem sie von den Thatsachen und Erscheinungen zu den Ursachen aufsteigt, dieses, indem sie ihre Ideen in die entsprechende Form kleidet; und gerade in der litterarischen Kritik muß das Ansprechende zugleich das Schöne sein, weil auch die Gegenstände dieser Kritik dem Reich des Schönen angehören. Hier kann es sich treffen, daß die Kritik an künstlerischem Werth ihr Object hoch überragt. In diesem Verhältniß steht Lessing's Hamburger Dramaturgie zu der Mehrzahl der darin abgeschätzten Werke. Lessing's Kritik ist auch schöpferisch in dem Sinne, daß sie nicht blos das Falsche niederreißt, sondern auch das Rechte aufbaut. Hierbei ist indes zu bemerken, daß die sogenannte destruktive Kritik, wenn sie ihres Amtes mit Ernst waltet, sehr mit Unrecht in Verruf gekommen ist: Jeder Sturz eines Götzen, eines litterarischen oder sonst welchen, ist ein Gewinn für die Wahrheit; jeder zerstörte Wahn ist eine positive That. Oder wäre es nicht schon viel gewonnen, wenn ein moderner Lessing mit seiner kritischen Waffe jenem von Schlamm und Hefe genährten Ungethüm den Garaus machte, welches dermalen den Garten der Litteratur verwüstet? Gewiß; aber Lessinge giebt es nicht jedes Jahr; und so müssen sich die zusammenthun, welche wenigstens von seinem Ernst und guten Willen etwas in sich verspüren. Sie haben, wenn sie es richtig anstellen, einen Helfer, und zwar im lesenden Publicum selber. Denn die Lesewuth, so verdammlich sie auch ist, hat doch wenigstens ein gutes Symptom an sich: die Empfänglichkeit. Unseren Vätern und Großvätern ist das Lesen ein Genuß gewesen, den sie sich nach gethaner Arbeit gönnten, wie man sich nach längerem Fasten etwa einen Leckerbissen gönnt; jetzt ist die Lectüre für viele das tägliche Brot, das sie nicht mehr ent-

behren können, und die Masse der Leser und Lesebedürftigen weist ganz andere Zahlen auf als früher; noch mächtiger aber ist die Flut der geistigen Bäcker und Kuchenbäcker angeschwollen, welche den Hunger der Lesewelt zu stillen beflissen sind — die Schriftsteller und die es sein wollen. Die Schriftstellerseuche ist eine Krankheit unserer Zeit und zwar eine gefährlichere als die Lesefeuche, theils weil sie ansteckend ist, theils weil sie auf gewerblicher Unterlage fortwuchert. Der Schriftstellerstand ist von früherer Höhe gesunken; früher Priester und Lehrer, deren Worten man andächtig lauschte, sind sie jetzt eine bunte, zahllose Heerschaar geworden, wo die Unberufensten am lautesten schreien und die Parole ausgeben, die Auserwählten dagegen mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden. Diesen wieder zur Führerschaft zu verhelfen ist, wenn auch nicht der nächste Zweck, so doch eine Wirkung der litterarischen Kritik; der Empfänglichkeit des Publicums muß der richtige Nährstoff zugeführt werden, der die geistigen Zellen bildet, nicht solcher, der den bloßen Trieb nach oberflächlicher Unterhaltung befriedigt, noch weniger aber solcher, der den thierischen Gelüsten im Menschen zusagt. Dann wird auch die Lesewuth auf den milderen Grad eines gesunden Lesetriebes heruntergestimmt werden. Und dieser kann Großes wirken. Sünder und Verbrecher von Profession werden freilich dadurch nicht curirt werden, aber gewissen Strömungen der Zeit würde er ein richtigeres Tempo geben, sogar Dämme setzen, zum Beispiel dem Amerikanismus, der jetzt seine Hochflut über den Erdball wälzt. „Am fernen, geistigen Horizont" — man gestatte mir hier zu wiederholen, was ich anderswo über den Geist der Zeit und die Empfänglichkeit des Publicums gesagt habe — „sieht es zwar nicht rosig aus, aber auch nicht nur gewitterschwarz. Unter die lichten Streifen möchten wir eine Erscheinung der neuesten Zeit rechnen, die in der Region der Kunst aufgetaucht ist" (und die Litteratur ist ja auch eine Kunst!). „Sie hat ihresgleichen noch kaum gehabt, selbst in den schönsten Zeiten der Kunstbegeisterung, obschon sie selbst durchaus nicht von makelloser Schönheit ist, sondern umrankt von maßlosen Zuthaten des Unschönen, ja Widerlichen. Wir meinen die Periode des Richard-Wagnerthums. Ein genialer Mann, dessen künstlerischer Born durchaus nicht unerschöpflich ist, wirft sich zum Apostel einer neuen Kunst auf. Es gelingt ihm nicht bloß durch die Mittel ureignen Kunsttriebes, eine halbe Welt zu seinen Füßen zu bannen und von der trunkenen Verzückung seiner Verehrer zum Kunstmessias gestempelt zu werden; seine Theorie, wenn schon an Uebertreibungen und Widersprüchen krankend, wird als der unbedingte Kunstkanon proclamirt, seine Praxis, obwohl mit Gebrechen positiver und negativer Art (Unzulänglichkeit und Ueberschwang) behaftet als das Kunstwerk

zugemeſſen. Nimmt er ſeinen Weg noch weiter zurück zu den Alten, ſo wird er denſelben Mangel treffen, wenigſtens bei den Klaſſikern der Blüthezeit — denn es iſt Irrthum und Uebertreibung, dem ganzen Alterthum in Bauſch und Bogen die Naturmalerei abſprechen zu wollen: die Alexandriner, vorab Theokrit und ſeine Schule, kennen und verwenden ſie bereits zur Genüge. Woher nun dieſe Enthaltſamkeit, die nur ausnahmsweiſe (bei Homer z. B. nur in den Gleichniſſen) ſich einen beſcheidenen Griff in den Reichthum des Naturlebens erlaubt? Die Antwort iſt nicht mit einem oder zwei Worten zu geben, aber eines iſt ſicher: Das ſcharfe plaſtiſche Denken und Empfinden vertrug ſich nicht mit der weichen zerfließenden Naturſtimmung; man wollte Klarheit und Beſtimmtheit auch im Leben und Weben der Natur erblicken und verwandelte, wo es nur immer anging, die Zauber und Schauer des Naturgeheimniſſes in concrete mythologiſche Geſtalten (Nymphen, Dryaden u. ſ. w.) Wir Modernen hätten alſo hier in der That einen Zuwachs zum Hausrath der Poetik zu verzeichnen, und die Kritik wird darüber zu entſcheiden haben, ob nicht dieſer Zuwachs auch etwa einmal unbequem werden kann, indem er ſich ungebührlich vordrängt und breit macht auf Koſten anderer gleicher oder ſogar mehrwerthiger Glieder. Es gehört dies in das bekannte Capitel von Ueberwuchern des Decorativen, das ja auch, gerade heut zu Tage, auf anderen Gebieten zum Vorſchein kommt und dem gewöhnlichen Geſchmack wie Honig und Honigſeim mundet. Der alte Ariſtoteles zwar legt dem decorativen Element ſpeciell im Drama nur eine untergeordnete Bedeutung bei, wie auch dem muſicaliſchen, da ja die Tragödie auch ohne jene beiden ihren Zweck erreichen könne — das ganze Schaugepränge, meint er (das iſt eben das Decorative) ſei wohl „effectvoll, aber ganz und gar unkünſtleriſch und unpoetiſch“ — allein wer will es dem neuen Geſchmack verwehren, wenn er den Ariſtoteles bei Seite ſchiebt? wenn er ſagt: „Was kümmert uns der alte Grieche mit ſeinen abgeſtandenen Maximen? ſeinen ausgefahrenen Geleiſen? Andere Zeiten, andere Bahnen. Hat er denn die Naturmalerei gekannt? ſeine Lehre iſt lückenhaft, wir ſind weiter alſo weg mit ihm“! — In dieſer Antwort iſt einiges richtig. Es frägt ſich in der That, ob der Kanon des griechiſchen Weltweiſen für alle Zeiten geſchrieben ſei. Gewiß nicht, ſo wenig als bei gleichzeitigen Völkergruppen die Anſchauungen über Kunſt ſich völlig decken; die Romantik blüht neben dem Klaſſicismus; wir ſind auch wirklich auf dem und jenem Kunſtgebiet um ein bedeutendes vorwärts gekommen; wir haben jetzt eine polyphone Muſik, und unſeren Ohren werden Klangfiguren, Accorde und Tonreihen geboten, die noch vor fünfzig Jahren für unmöglich gegolten hätten. Wir haben die Gothik; der Roman, der

Der Elsässer Joh. Georg Kastner.

Von

Karl von Jan.

Joh. Georg Kastner, ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher, von Hermann Ludwig. 2 Theile in 3 Bänden. Breitkopf u. Härtel. 1886.

Daß das Leben eines Musikforschers und Componisten, dessen Name bisher wenig genannt wurde, zwanzig Jahre nach seinem Tode in einem mehrbändigen Werke beschrieben wird, gehört gerade nicht zu den alltäglichen Erscheinungen auf dem litterarischen Markt. Hört man überdies, daß der Held dieser Biographie lediglich auf französischem Boden gelebt und gewirkt, daß auch die Sprache, in der er seine Lehrbücher schrieb, stets die französische war, so fragt man wohl verwundert: Warum erscheint dieses Buch auf dem deutschen Büchermarkt, wie will es in Deutschland Leser finden?

Liest man indeß in demselben Buche eine und die andere Seite, so wird man doch bald dem Manne, von dessen Leben und Thaten es erzählt, Theilnahme zu schenken beginnen, und daß er die Theilnahme deutscher Leser wirklich aus mehr als einem Grunde verdient, das wollen wir in diesen Zeilen darzulegen versuchen.

Georg Kastner wurde im Jahre 1810 als Sohn eines Bäckermeisters zu Straßburg geboren. Da ihn der Vater, ein Bürger von ehrenfester Gesinnung und lutherisch gläubigem Herzen, zum Theologen bestimmt hatte, besuchte er das protestantische Gymnasium, wurde im Stift zu St. Wilhelm zum Baccalaureus ernannt und lag mehrere Jahre mit allem Ernst theologischen Studien ob. Mächtig aber regte sich von frühester Zeit an in dem Knaben der Sinn für die Tonkunst. Andächtig lauschte er in seinen Kinderjahren dem Läuten der Glocken, dem Schall des Echos; auch die Töne des wehenden Windes oder der fallenden Tropfen beschäftigten ihm stundenlang Gehör und Einbildungskraft. Durch Unterricht diese Neigung auf die rechte Bahn zu lenken lag eigentlich nicht

voraus ist, so wir ihm. Solche Mängel nachzuweisen, hält bei beiden nicht schwer. Von diesem gilt z. B. daß er die Poesie, kurz gesprochen, zur Dienerin der Moral gemacht, von jenem, daß er sie unter das Joch der Vernunft gebeugt, d. h. die Macht der Phantasie verkannt hat. Dort sind die Folgen der Einseitigkeit — obgleich Plato seine Anschauungen mehrfach und bedeutend umgemodelt hat — von ihm selber noch weit über das Maß hinaus gedehnt und gereckt worden: so, wenn Plato nicht bloß die Komiker, sondern auch die Tragiker von seinem Idealstaat ausschließt oder wenn er eine Polemik gegen Homer, als einen unsittlichen Dichter, eröffnet oder wenn er in einem Athem die Schaar der Ammen, Wärterinnen, Putzmacherinnen, Hetären zusammt der „ganzen Heerde der nachahmenden Künstler" als etwas überflüssiges bezeichnet. Dergleichen Ausschreitungen finden sich nicht bei dem „nüchternen" Aristoteles, während er von einer gewissen Starrheit nicht freizusprechen ist, die das System überall bestätigt sehen will.

Aber auch ganz abgesehen von solchen subjectiven Schwächen kann die Kunsttheorie der Alten für uns nicht durchaus und in jeder Beziehung maßgebend sein, so wenig wie die Praxis ihrer großen Autoren: Das zu verkennen zeugt von einem beschränkten Horizont wie von einem unhistorischen Sinn. Es giebt, leider, alterthümliche Naturen, welche heute noch auf ihren Aristoteles schwören, wie weiland die Jünger des Pythagoras auf das αὐτὸς ἔφα — ein Streben, das gerade so verkehrt ist, wie sein Extrem, will sagen, das der Ignoranz entstammende Gebahren von Journalisten und Eintagskritikern, die da glauben, theils durch „mitleidigen" Hohn, theils durch ingrimmiges Zetern die Antike und die Alten sammt und sonders abthun zu können und sogar zu sollen. Mit diesen zu streiten, etwa zum Zweck der Bekehrung, wäre wohl vergebliche Liebesmüh, gerade so vergeblich übrigens, als die an ihre Antipoden verwendete; zweifelhaft mag nur sein, wer von beiden größeren Schaden stiftet. Wir wollen hier keiner Partei ins Gewissen reden, indessen unverhohlen bekennen: Jedesmal wenn von der „Reprise" eines antiken Drama's gesprochen oder geschrieben wird, überläuft uns ein leiser Schauer, bevor wir wissen, vor welchen Zuhörern die Aufführung von Statten gehen soll. Gehören diese dem Gelehrtenstande an, so kehrt die normale Bluttemperatur zurück und wir getrösten uns etwelchen Erfolges, ist aber das Auditorium das „gebildete" Publicum, so verharren wir in obengenannten Aengsten, selbst wenn des Sophocles Antigone oder Oedipus über die Bretter, welche die Welt bedeuten, schreiten sollten. Denn ach! wir vermögen nicht zu glauben, daß ein unverkümmerter Genuß jener und ähnlicher Stücke möglich sei ohne die Würze der Gelehrsamkeit,

als Stabstrompeter oder auf seinen theologischen Beruf verzichten, und des jungen Mannes Dichten und Denken war bereits viel zu sehr auf die Tonkunst gerichtet, als daß er nicht mit Aufgabe der Theologie sich für letztere hätte entscheiden sollen. Wie wehe freilich diese Entscheidung dem frommen Vater that, läßt sich schwer schildern; nur langsam konnte er sich in diese Täuschung seiner liebsten Hoffnungen finden. Der Sohn aber, dem dieser Schritt auch keineswegs leicht geworden war, gab sich nun nach eifriger Mühe, um in seinem selbstgewählten Berufe etwas tüchtiges zu leisten ohne die Mittel des Vaters in Anspruch zu nehmen. Was Straßburg ihm zur Ausbildung in seiner Kunst bieten konnte, hatte er bereits genossen; aber er strebte weiter, und nachdem eine Oper von seiner Composition auf der heimathlichen Bühne aufgeführt und von der Kritik günstig beurtheilt war, erreichte er endlich, wonach er lange im Stillen gestrebt: der Straßburger Magistrat bewilligte ihm ein Stipendium zu seiner weiteren Ausbildung in Paris.

Nur durch Talent und rastlosen Fleiß, ohne die Protektion hoher Gönner war Kastner bis dahin gekommen; so wurde es ihm denn auch im Getümmel der Weltstadt verhältnißmäßig leicht den Boden zu finden, auf dem er Fuß fassen konnte. Mochte es anderen noch so schwer fallen bei einem Berton, Reicha und wie die Koryphäen alle hießen, Zutritt zu erlangen, der Straßburger Bäckerssohn mit seinen Compositions-Versuchen unter dem Arm hatte sich bald überall eingeführt und war bald bei mehreren hervorragenden Lehrern der Tonkunst ein gern gesehener Gast. Schüler und Schülerinnen fanden sich in Menge, unter letzteren eine, Léonie, die Tochter des reichen Theaterpächters Bourſault, schenkte ihm ihr Herz und ihre Hand.

Den Sorgen der Nahrung war Kastner von Stund an enthoben; der Eifer für seine Kunst und die Lust an regelmäßiger Thätigkeit ließ deshalb um nichts nach. Täglich saß er bereits um die vierte Morgenstunde an seinem Schreibtisch; ein paar Stunden später fand sich um seine Entwürfe zu copiren und seine Arbeiten mit theilnehmendem Interesse zu verfolgen, neben ihm seine Gattin ein. Hatte bisher der arme Studiosus der Musik sich seinen Genossen stets als treuer und zuverlässiger Freund bewiesen, so strömten nun zu dem wohl situirten Mann von nah und fern die Kunstgenossen herbei, um bei ihm Rath und Empfehlung, manchmal auch noch mehr zu suchen, und soviel Kastner irgend konnte, ging keiner unbefriedigt von dannen. Ein Mann wie Adolf Sax, der bekannte Erfinder der Blechinstrumente mit Clarinetten-Construction, hätte dem Neide der übrigen Instrumentenmacher erliegen müssen, wenn nicht Kastner wiederholt mit seiner Empfehlung und im entscheidendem

Augenblicke mit seinem Kapital für ihn eingetreten wäre. Je älter Kastner wurde, und je mehr Ehrenbezeugungen ihm von der französischen Akademie und Regierung zu theil wurden, desto mehr wurde seine Mitwirkung und Protektion auch für größere gemeinsame Unternehmungen gesucht. Die Association des artistes musiciens, welche die Unterstützung bedürftiger Kunstgenossen und deren Familien zum Zweck hatte, fand an ihm von ihrer Gründung an eines ihrer thätigsten Mitglieder; von 1848 an war Kastner ihr Vicepräsident und zahlte für manch armen Schlucker jahrelang stillschweigend den Beitrag.

Als Kastner im Jahre 1867 die Augen schloß, war er Mitglied der Prüfungscommission des Conservatoriums, Mitglied der französischen Akademie und Officier der Ehrenlegion. Aber stets blieb er derselbe bescheidene und anspruchslose Mann, dem seine Uneigennützigkeit und Herzensgüte die Sympathieen aller derer erwarb, die ihn kennen lernten.

2.

Zu dem rein menschlichen Interesse, das eine Persönlichkeit wie Kastner naturgemäß erweckt, gesellt sich nun für uns Deutsche noch ein nationales Element. Kastner war Elsässer, protestantischer Elsässer, und wie demgemäß seine Erziehung eine wesentlich deutsche war, so blieb er auch trotz seiner Zugehörigkeit zu Frankreich dennoch in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise ein Deutscher. Ein offenes, ehrliches Gemüt, treu und bieder in all seinem Thun, fleckenlos in seinem jugendlichen und ehelichen Leben, bei seinem Schaffen mehr auf den inneren Werth als den äußeren Schein sehend, zeigte er sich in seinem ganzen Wesen den besten unserer Landsleute gleich. Auch in der Art seine Kunst zu betreiben war er Deutscher. Er liebte und förderte mehrstimmigen Gesang, in seinen Instrumentalcompositionen herrschte polyphone Schreibart; als er in Paris mit einer komischen Oper hervortrat, fanden die leichtlebigen Pariser deren Musik nicht leichtfertig genug, sie war ihnen zu ernst, mit anderen Worten zu deutsch.

Unter den Fremden, die bei ihrer Ankunft in Paris sich an Kastner wandten mit der Bitte um Vermittelung und Empfehlung, finden wir eine große Zahl deutscher Namen; wir wollen hier nur Schindler, Gernsheim, v. Köchel und Hanslick nennen, auch Wieprecht erfuhr trotz seines Streites mit Sax Kastners freundliche Unterstützung; anderen wie Schumann und Marx wurde dieselbe aus der Ferne zu theil. Die ausgedehnte journalistische Thätigkeit Kastners lief vorzugsweise auf Berichte über das in Paris geschehene an deutsche Blätter, so wie umgekehrt in Empfehlung

deutscher Compositionen an das Pariser Publicum hinaus. Im Jahre 1843 hielt er in der Académie des beaux arts einen Vortrag über den Zustand der Musik in Deutschland, und diesen Bericht kann man als einen Panegyricus auf die Musik unseres Vaterlandes bezeichnen. Mit beredten Worten schildert er darin das Musiktreiben an den deutschen Höfen, in den deutschen Vereinen und den deutschen Familien und zeigt, daß man dieses Land als die eigentliche Heimath der Ensemble-Musik anzusehen habe. Gerne werde, so hebt er ferner rühmend hervor, dort auch fremden Componisten das Bürgerrecht gewährt, während man umgekehrt an der Seine den deutschen Meistern nur geringes Verständniß entgegen zu bringen pflege (II S. 242). Daß der Inhalt dieses Vortrags in Deutschland überall, wo er bekannt wurde, lebhafte Freude hervorrief, ist wohl begreiflich — die Tübinger Universität belohnte Kastner dafür mit der Doktorwürde —, aber auch im Institut de France dachte man damals billig genug, um dem Vortragenden vorurtheilslos Beifall zu spenden.

Man sollte meinen, eine Entfremdung deutschem Wesen gegenüber habe nicht ausbleiben können, nachdem Kastner die Tochter eines französischen Convent-Mitgliedes geheirathet, nach welcher die rue Léonie in Paris ihren Namen trägt. Das war jedoch keineswegs der Fall. Schon durch ihren ersten Lehrer in der musikalischen Theorie, durch den Deutsch-Böhmen Reicha, war Léonie Boursault für die Sprache und Poesie unseres Volkes vortheilhaft eingenommen, und vielleicht war es auch gerade das anspruchslose deutsche Wesen, was ihr an Reicha's Nachfolger so wohlgefiel. Oft weilte sie mit ihrem Manne in dessen Vaterstadt, oft auch in rechtsrheinischen Städten, und gewiß geschah es nach ihrem Wunsche, daß Kastner später das Haus in der Blauwolkengasse erwarb, welches jetzt in Straßburg als das Kastnerhaus allgemein bekannt ist. Zeichnet sich doch stets, wenn diese Stadt Festschmuck anlegt, etwa um den Herrscher des deutschen Reichs oder dessen Stellvertreter öffentlich zu begrüßen, durch den reichsten Schmuck jenes Eckhaus*) am Kanal aus, in welchem Frau Kastner, die ehemalige Pariserin, ihren Wittwensitz aufgeschlagen hat.

3.

Haben wir somit Kastner als Menschen nicht minder wie als Freund unseres Landes schätzen gelernt, so fragen wir doch wohl auch gerne nach

*) Zu den interessantesten Episoden des Ludwig'schen Buches gehört die Geschichte dieses Hauses III S. 178 mit Anm. 21. Ursprünglich als Propsteigebäude zum Stift von Jung St. Peter gehörig, diente es zur Revolutionszeit dem Jacobiner Eulogius Schneider zur Wohnung. Von 1875 an war dasselbe Haus mit seiner schönen nach dem Kanal hinaus sich öffnenden Terrasse der Sitz des deutschen Civil-Casinos.

dem, was er als Componist oder als Schriftsteller für die Tonkunst geleistet.

Da von seinen Jugendwerken bereits mehrfach die Rede gewesen, können wir uns sogleich seiner größten Tonschöpfung zuwenden, der Oper Le dernier roi de Juda. In dieser Oper wird neben den Intriguen am Hofe des schwachen Zedekias das letzte Ringen des ernsten Jehovakultus in Jerusalem gegenüber dem wollüstigen babylonischen Götzendienst dem Zuschauer vor Augen geführt und zum Theil in Chören besungen, welche werth wären einem Oratorium anzugehören. Meyerbeer hatte von diesem Werke seines Freundes Kastner eine sehr hohe Meinung. Da er in jener Zeit gerade mit der Composition seines Propheten beschäftigt war, bat er den Freund ihm seine Partitur auf einige Zeit zu leihen und gestand nachher nicht ungern ein, daß er daraus manches eigenthümliche an Melodie, Harmonie, Rhythmus und Instrumentation für sein eigenes Werk habe benutzen können. Unser Kastner aber, dem das Anstreben eines jeden nicht auf geradem Wege zu erreichenden Erfolges zuwider war, konnte sich nicht entschließen das Triebwerk in Bewegung zu setzen, welches die Aufführung einer großen Oper für einen Componisten mit deutschem Namen erfordert haben würde. So benügte er sich zunächst mit einer Aufführung seiner Oper im Concertsaal, und ließ sich auch durch die günstigen Berichte, welche die Presse des In- und Auslandes*) von dieser Aufführung erstattete, nicht zu weiteren Schritten bewegen.

Viel hat Kastner in den verschiedensten Zeiten seines Lebens für Männergesang componirt. Den elenden Caveaux und Goguettes gegenüber, Vereinigungen, deren Gesänge sich nicht über das Niveau der Tyroler Schnadahüpfln erhoben, macht es einen wohlthuenden Eindruck, wenn man hört, daß 1829 Wilhem in Paris den ersten Verein für mehrstimmigen Chorgesang gründete und allmählich hie und da Nachahmung fand. Bei dem großen Mangel an geeigneten Gesängen mit französischem Text ist es ein nicht zu unterschätzendes Verdienst Kastner's, daß er das Uebungsmaterial für solche Vereinigungen nach Kräften zu vermehren bemüht war und im Jahre 1854 eine größere Sammlung solcher Lieder, Chants de la vie betitelt, herausgab. In seiner Vaterstadt, wo natürlich vierstimmiger Männergesang mit nicht geringerem Eifer als im eigentlichen Deutschland gepflegt wurde, arbeitete Kastner auf größere Vereinigungen hin. Nachdem er schon 1850 eine Aufführung mit 300 Sängern veranlaßt hatte, gelang es ihm und ähnlich gesinnten Freunden eine Association des sociétés chorales d'Alsace zu gründen, welche zum

*) Für Deutschland kann man die Leipz. Allg. Musikal-Zeitung vom 8. Januar 1845 vergleichen.

ersten mal 1856 zur vierhundertjährigen Gedächtnißfeier der Ankunft des Züricher „Glückhaften Schiffes" zusammentrat und von da an regelmäßig unter Kastner's Ehrenpräsidium sich zu Sängerfesten vereinigte. Auch dem Schulgesang in Frankreich widmete Kastner seine Aufmerksamkeit, mehr noch wirkte er durch Wort und Ton für Hebung der seit 1841 in demselben Lande begründeten Regimentsgesangschulen der Soldaten, für sie gab er eine Sammlung eigener Compositionen unter dem Titel Chants de l'armée française heraus.

Den Mußestunden seiner reiferen Jahre entsprang daneben eine gar eigenthümliche Art von Productionen, die sogenannten Livres-Partitions. „Ein verblaßtes Bild auf zerbröckeltem Mauerwerk, ein Lispeln der Bäume oder Wehen des Windes, ein abgerissen von der Straße zu ihm dringender Ruf" vermochte seine gesammten Geisteskräfte so vielseitig anzuregen, daß er über ein und denselben Vorwurf eine philosophisch-historische Abhandlung und eine symphonische Tondichtung mit Gesängen schrieb. Das eine mal stellt er die Sagen der verschiedensten Völker von Schwanen- und Sirenengesang, von singenden Nixen und Elfen zusammen, ein andermal richtet er seine Betrachtungen auf Echos, Aeolsharfen, den Ton der Memnonssäule und alle derartigen Klänge in der Natur; seine Abhandlung über die bizarren Bilder des Totentanzes und die auf ihnen vorkommenden Instrumente belohnte ihm Friedrich Wilhelm IV. durch Verleihung des Rothen Adler Ordens.

Höher als seine musikalischen Compositionen wurden überhaupt an Kastner seine theoretischen Schriften geschätzt. Seine Grammaire musicale, sein Cours du contrepoint, und wie sie alle heißen mögen, diese pädagogischen Bücher, wurden gleich nach ihrem Erscheinen unter die Lehrmittel des Conservatoriums aufgenommen. Das beste aber unter diesen war unstreitig seine Lehre von der Instrumentation. Kein Wunder, daß er, der schon als Knabe nicht geruht, bis er die verschiedenartigsten Instrumente selbst spielen konnte, über das Wesen und die Verwendbarkeit dieser Werkzeuge eine viel tiefer gehende Erfahrung sich gesammelt als andere Schriftsteller, welche ihre Kenntnisse gewöhnlich nur aus den Büchern ihrer Vorgänger entnahmen. Schon als ihm in Straßburg Kapellmeister Maurer Unterricht in der Compositionslehre gab, und wieder als Reicha in Paris ihn darin auszubilden fortfuhr, setzte er seine Lehrer in Erstaunen durch seine eigenartigen, feinsinnigen Bemerkungen über die Natur und Brauchbarkeit der verschiedensten Orchesterinstrumente. Sofort ermuthigte ihn Reicha zur Herausgabe eines Werkes über diesen Gegenstand, schon im Juli 1836 lag ein Theil des betreffenden Buches dem Institut de France zur Begutachtung vor, und 1837 erschien der Traité d'instrumentation,

welchem später nur noch einige Nachträge folgten. Von Stund an galt Kastner auf diesem Gebiet als erste Autorität; von einer zu drei Vierteln verrosteten kupfernen oder silbernen Klappe, so rühmte man ihm nach, wisse er sofort zu sagen, welcher ausgestorbenen oder noch lebenden Familie von Instrumenten sie angehöre.

Zum Theil ging es indeß Kastner auch mit diesem seinem besten Werke so, daß die Früchte desselben anderen zu gut kamen. Die ausgedehnte Verwendung z. B. von Flageolettönen des gesammten Streichorchesters ist ein Gedanke Kastner's, den sich Berlioz in seiner Romeo-Sinfonie zu nutz machte. Als sodann dieser selbst ein Lehrbuch über Instrumentation ausarbeitete, kamen Kastner's Schriften nicht von seinem Tisch. Gerade die leitenden Grundsätze entnahm er, wie Ludwig berichtet, diesem Gewährsmann. Berlioz' Instrumentationslehre wurde in das Deutsche übersetzt und viel von unseren Landsleuten gebraucht, ohne daß dieselben ahnten, auf wie nach liegendem Boden die Wurzel dieser Lehre erwachsen sei.

Kastner's persönliches Verhältniß zu Berlioz war nicht immer ungetrübt; doch würde man sehr irren, wenn man den Grund davon in Empfindlichkeit des Elsässer Gelehrten suchen wollte. Es war vielmehr Berlioz, der sich zuerst gegen Kastner verstimmt zeigte, und zwar von dem Augenblick an, in welchem er merkte, daß dieser nicht blos Theoretiker, sondern auch Componist sei. Er scheute sich sogar nicht in höchst kleinlicher Weise gegen die Aufführung von Kastner's komischer Oper La maschera zu intriguiren. Es gehörte wirklich eine edelmüthige, über alles kleinliche erhabene Seele dazu, diese Feindseligkeiten zu vergessen; aber Kastner vergaß sie, und einige Jahre später dedicirte ihm Berlioz das Manuscript seiner Romeo-Sinfonie.

Kastners ungewöhnliche Kenntniß sämmtlicher Blasinstrumente gab übrigens 1845 der französischen Regierung, welche sich damals mit einer Reform der Militärmusik beschäftigte, Veranlassung diesen erfahrenen Fachmann in den zu diesen Zweck niedergesetzten Ausschuß zu berufen. Kastner schrieb zu jener Zeit sein Manuel général de musique militaire, in welchem er die Geschichte der gesammten Kriegsmusik von den frühesten Zeiten an behandelt und für die damals nothwendigen Aenderungen die leitenden Gesichtspunkte aufstellt. Diese Schrift fand nicht nur großen Beifall bei einem Historiker wie Thiers, sondern zog auch die Aufmerksamkeit der preußischen, sowie nachmals der kaiserlich französischen Regierung auf sich. Der in Paris 1867 veranstaltete Wettbewerb von Musikcorps der verschiedensten europäischen Staaten geht auf einen Vorschlag Kastner's zurück.

4.

Wir sind zwar zu Ende mit dem, was uns von dem Wesen und Wirken dieses wenig gekannten elsässischen Musikers erwähnenswerth schien, glauben aber unsern Bericht nicht schließen zu dürfen, ohne noch einen Blick auf die Art zu werfen, in welcher Ludwig von dem Leben und Schaffen jenes Mannes erzählt. Wenigen Tonmeistern ist eine so eingehende, wohlgelungene Schilderung ihres Lebensganges zu theil geworden wie G. Kastner. Mit einer Sorgfalt, als handele es sich um Fragen von größter welthistorischer Bedeutung, hat sein Biograph allem nachgeforscht, was mit Kastners Lebensumständen auch nur entfernt in Beziehung stehen konnte. Was irgend in Büchern oder Journalen über den betreffenden Zeitabschnitt zu finden, was aus Briefen oder Bildnissen zu erschließen, auch was etwa von den noch lebenden Zeitgenossen des Verstorbenen zu erfragen war, hat derselbe mit unablässiger Sorgfalt gesammelt und in seinem Innern verarbeitet, das Bild des längst verstorbenen Meisters steht ihm wie das eines vertrauten Freundes vor der Seele. Mittelst einer ungewöhnlich gewandten Feder weiß er aber die einzelnen Züge von dem Bilde seines Freundes auch dem Leser in solcher Schärfe vor Augen zu führen, daß auch für den letzteren der Straßburger und Pariser Kunstschriftsteller leibhaftige Gestalt gewinnt. Können auch nicht alle Kapitel so anziehend sein, wie die Erzählung von dem Trompete blasenden Candidaten der Theologie oder von dem Töchterchen der Familie Boursault, welches in den prachtvollen Gärten der rue Blanche mit einer Ziege als Amme sich tummelt, so hilft doch der gesunde Takt und die gewinnende Einkleidung des Verfassers dem Leser auch über Gegenstände von trockenerem Inhalt leicht hinweg. Umfangreiche Analysen von Kastners Compositionen sind mit Recht vermieden, mit größerer Vorliebe weilt Ludwig bei Betrachtung des Zaubers, welchen die Klänge des Naturlebens in Berg und Wald auf empfindsame Gemüther auszuüben vermögen, und findet durch denselben Schopenhauer's Lehre von der Verneinung des ungehinderten Willens bestätigt (Bd. III, Abschnitt 3). Uebrigens macht die philosophische Erörterung bald wieder der historischen Erzählung Platz, in welcher die Schilderung häuslicher Verhältnisse mit Ausblicken auf große weltbewegende Ereignisse, und diese wiederum mit breiter ausgeführten kulturhistorischen Darstellungen in interessanter Weise wechseln. Auch dem Auge bieten die drei luxuriös ausgestatteten Bände mit ihren Initialen, Vignetten, Facsimiles und Porträts angenehme Unterhaltung, und diesem prächtigen Gewande entspricht Ludwig's voller und reicher Stil, der in akademischen Perioden von würdiger Länge — mitunter vielleicht etwas zu langathmig — sich ergeht.

Besonders aber die einleitenden Kapitel der beiden Haupttheile sind historische Essays, welche in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen.

Kastners Uebersiedelung nach Paris im Jahre 1835 giebt dem Verfasser Veranlassung die politischen, litterarischen und künstlerischen Zustände, welche dem jungen Musiker in jener Hauptstadt damals entgegen traten, eingehend zu schildern. Gegenüber der von Chateaubriand matt vertretenen Richtung auf das Rococo sehen wir, wie Balzac, A. Dumas, G. Sand das Recht des Subjekts auf ihre Fahne schreiben und auf dem noch von der Lavaströmen der Juli-Revolution erhitzten Boden für Auflösung der bestehenden Verhältnisse kämpfen. Neben ihnen erhebt sich Victor Hugo, „ein Talent ersten Ranges, dem nur die Prophetenbinde eines unklaren, gärenden ästhetischen Mysticismus die volle Lorbeerkrone des Genius verdarb". „Hell und schmetternd flogen dagegen in echt nationalen und lebensvollen Klängen Béranger's unvergängliche Chansons durch die litterarische Morgendämmerung der Epoche." In gleicher Weise wie auf litterarischem Gebiet liegen auch auf musikalischem Felde verschiedene Richtungen im Kampf mit einander. Hier ist es Cherubini, der als Vertreter der althergebrachten Form den Kämpen des Fortschritts Meyerbeer, Berlioz, Liszt die Spitze zu bieten sucht. „Früher anderen Richtungen huldigend, hatte Meyerbeer in Paris in glücklichem Griff die Elemente neufranzösischer Romantik, die berauschenden Effekte jenes Stiles aufgenommen, mit welchem in der Litteratur Victor Hugo seine Siege feierte. Durch bedeutende Begabung auf den Gipfel europäischer Kunstuniversalität gehoben, deren weiten Horizont er indessen, geleitet von ungewöhnlichem Kunstverstande und bewußtem Gefallenwollen, mehr mit der sichtenden und ordnenden Gewandtheit des auf der Höhe der Zeit stehenden Weltmannes als der organisch schaffenden, zwingender Nothwendigkeit gehorchenden Eingebung des Künstlergenius beherrschte, schöpfte er aus dem Vollen der Erscheinung, was ihm geeignet dünkte, die Aufmerksamkeit zu fesseln."

Die deutsche Philosophie hatte die Herrschaft der Idee über die Form auch den Vertretern der Kunst als anzustrebendes Ziel vorgesetzt, und so waren denn aus der Wundertiefe deutschen Gemüthslebens die in Beethoven's letzten Werken niedergelegten Weisfagungen hervorgegangen. „Dieses von strengstem Ernst des künstlerischen Gewissens durchdrungenen, aus schmerzvoller, innerer Einsicht der Erfahrung entsprungenen Testamentes des deutschen Meisters Vollstrecker zu sein, hielt sich mit gleicher Reinheit der Ueberzeugung und innig sympathischem Erfassen Hektor Berlioz berufen". „Schöpferisch griff er in das Reich der Klänge und schuf ein Orchester, dessen Klanggewalt und Reichthum der Farben fähig war das

verwegenste Gebilde in die Erscheinung zu zwingen, selbst auf Kosten der Schönheit und inneren Wahrheit musikalischer Ausdrucksfähigkeit". Aber er hatte die Mission des Rufenden in der Wüste und blieb seinen Zeitgenossen unverständlich. „Zu Lösung dessen was er gewollt, fehlte ihm die geniale Sicherheit jener musikalischen Conception, die nur dem höchstbegabten Auserlesenen*) vorbehalten sein kann".

Werfen wir nach Betrachtung dieses litterar- und kunsthistorischen Abschnittes, in welchem, wie es in der Natur der Sache liegt, vielleicht ein oder der andere Satz etwas gewagt erscheinen mag, endlich noch einen flüchtigen Blick auf das allererste Kapitel des Buchs, so finden wir in demselben das geistige Leben des Elsaß von den frühesten Zeiten bis in unser Jahrhundert herein ganz meisterhaft geschildert. Nach einem Hinweis auf die alte, von Erasmus so hoch gepriesene Zunftverfassung der deutschen Reichsstadt Straßburg**) erinnert der Verfasser kurz an die litterarischen Früchte, welche das Mittelalter diesem Boden erwachsen ließ, und an das regsame Leben, welches im Zeitalter der Reformation hier pulsirte. Aufgegeben von dem deutschen Reiche und nachher einverleibt in den mächtigen französischen Staat lernen die Elsässer bald die Vortheile einer mit Festigkeit handelnden Regierung kennen, welche zwar ihre Leistungsfähigkeit in Steuern und Zöllen***) schonungslos in Anspruch nahm, auch durch confessionell wechselnde Besetzung aller städtischen Aemter den Gefühlen der protestantischen Unterthanen bedenklich nahe trat, aber ihrem Handel und Gewerbe erfreulichen Aufschwung verschaffte und durch rasche Erledigung aller Prozesse in den Einwohnern das wohlthuende Gefühl eines von fester Hand gewährleisteten Schutzes erweckte. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Insassen dieser vielumworbenen Provinz in ihren politischen Anschauungen und Sympathieen sich gern an Frankreich anschlossen, während die Art, in welcher sie fühlten und dachten, auch ihre Kinder fühlen und denken lehrten, doch wesentlich deutsch blieb. Gegenüber den französischen Präfekten, die im Lande regierten, hütete man mit ängstlicher Sorgfalt die Privilegien der im Osten als Hort, im Westen als Hyder des Deutschthums bekannten protestantischen Universität und des zu ihr gehörigen Gymnasiums, und so fest erhielt sich hier an der westlichen Grenzmark die deutsche Denkart, daß der junge Goethe, der

*) Mit diesen Worten, einem Citat aus Richard Wagner, geht der Verf. II 1 S. 45 über zu einem Panegyricus auf Liszt, in den wir allerdings nicht einzustimmen vermögen.

**) Anmerkung 2 in Band I giebt einen Ueberblick über diese Verfassung nach Heitz, Zunftwesen, und Schmoller, Straßburg.

***) Interessante Mittheilungen über die Dons gratuits und die sonstigen auf Straßburg lastenden Steuern enthält Anm. 9.

sich in Leipzig von der blendenden Außenseite der französischen Litteratur angezogen gefühlt hatte, gerade in Straßburg erst wieder die goldhaltige Tiefe der deutschen Sagen- und Sangeswelt kennen und die frische Natürlichkeit deutschen Familienlebens schätzen lernte. Französische Dichtung wurde im Elsaß gar nicht gepflegt, aber eine Schule deutscher Meistersinger hat hier bis in die neuere Zeit geblüht und lebt eigentlich in ihren letzten Ausläufern noch heute. Der Ausspruch St. Marc Girardin's: Depuis cent cinquante ans l'Alsace persiste dans son attachement à la langue et au caractère de l'Allemagne. J'aime et j'admire, quant à moi, cette nationalité morale qui survit à la nationalité politique, welche unserm Verfasser das Grundthema zu dem in Rede stehenden Kapitel abgiebt, findet ein interessantes Gegenstück in den Worten, die zu französischer Zeit ein noch jetzt im Amt befindlicher Professor in das Vorwort der Gedichtsammlung eines Straßburger Volksdichters schrieb: „Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben . . ., aber deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten". Der Nachweis dieser Doppelnatur des Elsässers, welcher mit seinen politischen Sympathieen sich Frankreich zuneigt, während er nach seinem persönlichen Naturell und seiner inneren Denkungsart doch deutsch ist, zieht sich als leitender Gedanke durch Ludwig's ganzes Buch hindurch. In der That konnte dieser Nachweis ihm bei einem Manne wie Kastner auch nicht einen Augenblick schwer fallen.

So wollen wir es denn auch nicht beklagen, daß die umfangreiche Arbeit des für solche Forschungen so günstig veranlagten Verfassers dieses Mal einem so wenig bekannten Musiker zu gut gekommen ist, können jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, sein Auge möchte bei Wahl eines neuen Gegenstandes für seine Studien lieber auf einen Meister ersten Ranges, wie Josef Haydn oder Franz Schubert, fallen; die Arbeit würde dann eine ungleich dankbarere sein.

Politische Correspondenz.

Die bulgarische, die europäische und die deutsche Krisis.

Berlin, Ende Januar 1887.

Es wurde schon mehrmals hier ausgeführt, inwiefern die bulgarische Krisis die europäische ist. Der latente Gegensatz zwischen Rußland und Oestreich, zwischen Frankreich und Deutschland bildet den Doppelherd der europäischen Krisis. Sobald Rußland sah, daß ihm die Frucht Bulgarien, welche ihm der berliner Vertrag nach russischer Absicht mit niedergebeugten Zweig vor die Hand bringen sollte, zu entgehen drohte, machte es Anstalt, den Zweig mit Gewalt herunterzuziehen und erregte die Besorgniß der Magyaren. Dies konnte den russisch-östreichischen Konflikt aktuell machen, und dieser drohte einen Augenblick, auch schon den französisch-deutschen Konflikt aktuell zu machen. Es war von Anfang, d. h. seit die Russen den Fürsten Alexander vertrieben hatten, die Absicht des Fürsten Bismarck, Bulgarien seitens der europäischen Centralmächte seinem Schicksal zu überlassen. Diese Absicht schien durch die Stellungnahme, zu welcher Graf Kalnoky vor der Delegation zu Pest am 13. November v. J. sich gezwungen sah, vereitelt worden zu sein. Denn da Graf Kalnoky indem er den Fortbestand der Unabhängigkeit Bulgariens im Namen Oestreichs forderte — und zwar einer wirklichen, nicht bloß einer Scheinunabhängigkeit — des geheimen Vertrages gedachte, welcher die Centralmächte verbindet, bezeichnete er als Zweck des Vertrages neben anderen ungenannten Zwecken, die Bewahrung der Großmachtstellung jedes der Verbündeten durch den andern. In Rußland wurde diese Erklärung seitens der Presse, obgleich die weiteren Auslassungen des Grafen Kalnoky einer solchen Deutung widersprachen, dahin ausgelegt, daß Deutschland für die von Oestreich geforderte Lösung der bulgarischen Krisis einzutreten verbunden sei. Daher überbot sich die russische Presse in Kriegsdrohungen gegen Deutschland. Den Drohungen wurde allerdings durch eine Note im russischen Regierungsanzeiger vom 15. Dezember v. J. bis auf weiteres ein Ende gemacht.

Aber aus dieser Note konnte zunächst niemand in Deutschland eine ernste Beruhigung schöpfen. Schien dieselbe doch die Bedingung zu stellen, daß Deutschland allen russischen Aktionen, auch den eventuell auf die Zerschlagung Oestreichs gerichteten, gegenüber sich unthätig verhalte. Inzwischen reiste eine

Abordnung der bulgarischen Regentschaft von Sofia nach Wien, von da nach Berlin, London, Paris, Rom, von wo sie neuerdings nach Constantinopel gegangen ist. Die Abgesandten wurden überall in denselben Formen, nämlich als Privatpersonen, nicht als Beauftragte einer anerkannten Regierung empfangen. Von Berlin an empfingen sie überall den Rath, sich mit Rußland zu verständigen. Die eigentlich friedliche Wendung der bulgarischen Frage datirt aber erst vom 11. Januar, dem Tage der Rede des deutschen Kanzlers über die auswärtige Lage im Reichstag. Indem der Kanzler nur wiederholte, was Graf Kalnoky zu Pest gesagt — nämlich: daß nach dem geschlossenen Vertrag weder Deutschland noch Oestreich verpflichtet sei, für jede Angelegenheit des Bundesgenossen, für welche dieser das Schwert zieht, das eigene Schwert zu ziehen; daß vielmehr das Bündnis die Verbündeten nur verpflichte, das Schwert zu ziehen, wenn die Großmachtexistenz des einen in Frage kommt — brachte er auf die öffentliche Meinung in Ungarn den Eindruck hervor, daß es doch höchst unbehaglich sei, wenn Oestreich-Ungarn für die Unabhängigkeit Bulgariens das Schwert ziehen solle, vor sich die unsichere und sogar unwahrscheinliche Hülfe Englands als die eine Aussicht, die sichere, aber erst bei der Bedrohung des östreichischen Besitzstandes eintretende Hülfe Deutschlands als die andere Aussicht. So ist man denn plötzlich auch in Ungarn zu der Ansicht gelangt, daß die Bulgaren sich mit Petersburg verständigen müssen. Das kann freilich nichts anderes heißen, als: sich Petersburg unterwerfen. Im September hatte ein Theil der ungarischen Presse noch damit gedroht, daß Oestreich-Ungarn lieber dem deutschen Reiche das Bündnis kündigen werde, als ertragen, daß Deutschland nicht für Oestreichs Bedürfnis auf der Balkanhalbinsel das Schwert ziehe. Man würde sich wohl noch besonnen haben, diese Drohung zu verwirklichen. Aber man glaubte damit zu bewirken, daß Deutschland den Wechsel einlöse, den England auf Oestreich-Ungarn gezogen und den letzteres durch Deutschland decken zu können glaubte. Diese Wechselziehung war es, die Fürst Bismarck von Anfang an hatte vermeiden wollen. Deshalb ließ er gleich nach dem Verbrechen vom 21. August zu verstehen geben, daß England in dem Fürsten Alexander den Hebel verloren habe, um zunächst Oestreich und darauf Deutschland als Wurfgeschosse gegen Rußland zu verwenden.

Es ist erstaunlich, daß dem Kanzler nun doch gelungen ist, was durch die Haltung der Magyaren vom September bis November bereits vereitelt schien: nämlich die Centralmächte aus der Verflechtung mit den bulgarischen Dingen herauszuhalten. Freilich werden damit die Bulgaren der russischen Geierkralle geopfert, deren Griff sehr schmerzlich sein soll. Aber für den Lenker einer Nation gilt als kategorischer Imperativ die englische Vorschrift, deren Befolgung für den Einzelnen eine Gemeinheit ist: charity begins at home.

So ist denn die bulgarische Krisis auf dem Wege, beigelegt zu werden. Unter der Leitung der Pforte sollen nach Rußlands neuestem Vorschlag die Botschafter in Constantinopel einen Rath, d. h. einen Befehl an die bulgarische Regentschaft vereinbaren, daß sie Rußlands Willen thut, nämlich ihr Mandat

an russische Werkzeuge abgiebt, welche dann die Sobranje auflösen, eine Sobranje aus russischen Parteigängern mit Güte oder Gewalt zusammenbringen u. s. w. Als Belohnung stellt Rußland in Aussicht, die Kandidatur seines Fürsten von Mingrelien zurückzuziehen, natürlich, um einen Kandidaten an dessen Stelle zu setzen, der noch zehn Mal russischer ist. Der neue Kandidat wird wenigstens eine etwas achtbarere Persönlichkeit sein müssen.

Während so die bulgarische Krisis in die Pfade der Beschwichtigung einlenkt, besteht die europäische Krisis fort. Zwischen Rußland und Deutschland scheint die Neigung zur friedlichen Nachbarschaft wiederhergestellt, solange der Wille des Kaisers Alexander, an dessen Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln ist, die panslavistische Partei zu zügeln vermag.

In Frankreich aber hat die Aussicht, die langersehnte Waffenbrüderschaft Rußlands gegen Deutschland endlich zu erhalten, das mühsam in ruhigem Gang gehaltene Blut in die wirbelnde Bewegung versetzt, die schwer zum ruhigen Gange zurückkehrt. Seit Frankreich sich des jetzigen Kriegsministers erfreut, glaubt man den Vollstrecker der Revanche gefunden zu haben. Gewahrt man auch nur den Schatten eines Grundes für diese Annahme? Nein, aber wenn ein Volk mit der Hoffnung auf einen Messias jahrelang berauscht worden ist, nimmt es endlich den ersten besten dafür, der die Dreistigkeit hat, sich die Rolle anzumaßen, oder auch nur nicht die Selbstüberwindung, die von der allgemeinen Ungeduld aufgedrängte Rolle zurückzuweisen. Ohne die Erregung durch die plötzliche Aussicht auf die russische Waffenbrüderschaft hätten vielleicht weder der General Boulanger noch die Kriegspartei in Frankreich die Vorbereitungen zum Krieg so ausgedehnt und so beschleunigt, daß man die Rüstung nur noch ertragen kann, wenn man losschlägt. Man könnte ja die Rüstung ablegen, aber dies ganz zu thun, hat man nicht den Willen, weil man nicht den Muth, noch die Macht im Innern, noch auch wohl die Geschicklichkeit hat, alle Folgen dieses Entschlusses durchzuführen und schließlich aus ihnen nicht eine Niederlage, sondern einen Gewinn hervorgehen zu lassen.

Die Bedingung eines solchen Erfolges wäre die völlige Verständigung mit Deutschland. Diese aber, an sich zwar vollkommen möglich und in Deutschland aufrichtig erwünscht, ist verschlossen seit dem 30. März 1885, dem Tage der Niederlage des Ministeriums Ferry. Dieses Ministerium wurde gestürzt, weil es den radikalen Parteien mißfiel. Der radikale Haß aber stammte aus der Furcht, daß dieses Ministerium die Herrschaft der Mittelklassen und die Schonung gewisser Elemente, namentlich der Religion und des Klerus herbeiführen werde, welche der Radikalismus vom Boden Frankreichs verschwinden lassen und für immer aus dem Herzen der Nation reißen möchte. Um Ferry zu stürzen, fachte der Radikalismus „das heilige Feuer der Rache" von neuem an, welches zu erlöschen und sogar einem Zusammengehen Frankreichs mit Deutschland Platz zu machen schien, die in so vielen Richtungen ihrer auswärtigen Politik aus einem Zusammenwirken die sichtbarsten Vortheile ziehen würden. Ferry wurde durch das angeschürte Feuer dem Haß der Massen bis in seine eigene

Partei hinein preisgegeben und vom Staatsruder geriſſen. Seitdem ſucht der Radikalismus die Regierung zu beherrſchen, um demnächſt ihre Stühle mit ſeinen eigenen Häuptern zu beſetzen. Der Radikalismus hat ſich der Revanche bemächtigt, um als ihr Prophet und, ſobald es angeht, als ihr Vollſtrecker das franzöſiſche Volk an ſich zu feſſeln. Im Kriege kann man überdies am beſten den Schrecken in die Gewalt einſetzen, ohne welchen man nie zur Verwirklichung der radikalen Ziele gelangen wird.

Daß der Radikalismus das Oberprieſterthum der Revanche an ſich genommen, iſt eine verhängnißvolle Wendung für Frankreich, für Europa, ja für die Kultur der Menſchheit. Es iſt noch nicht zu lange her, daß Henri Rochefort verächtliche Artikel gegen das Revanchegeſchrei verfaßte und die Schreier dem Gelächter preisgab. Er hatte Recht; denn einen furchtbaren Völkerkampf heraufbeſchwören heißt Diktatur und Militärherrſchaft, heißt Diplomatie und monarchiſche Bündniſſe herbeirufen. Gerade ſo wie Rochefort dachte noch bei dem Wahlfeldzug von 1885 Clemenceau. Nach den Wahlen von 1885 aber ſind beide Männer Apoſtel der Revanche geworden. Ob dieſe Umkehr durch einen General bewirkt worden, der ihnen zugleich den Sieg über das deutſche Reich und über das Frankreich des Mittelſtandes verſprach; ob die radikalen Köpfe von der Furcht erfaßt wurden, eine andere Partei möchte ihnen in der Benutzung des Revanchedurſtes zuvorkommen; ob ſie fürchteten, nach Ferrys Sturz könne dies eine der monarchiſchen Parteien oder ſogar eine Gruppe der gemäßigten Republikaner unternehmen — dies und noch anderes läßt ſich in der Fremde nicht feſtſtellen. Es wäre aber werth, erforſcht zu werden, und wird vielleicht ein Problem für künftige Geſchichtsſchreiber bilden. Die Verantwortung gebührt inſofern allen Parteien, als keine den Muth hatte, den Gedanken der Verſtändigung mit Deutſchland auf ihre Fahne zu ſchreiben. Dafür hätte allerdings keine andere Partei mit dem Feuer ſo unvorſichtig geſpielt, wie der Radikalismus in der voreilig ergriffenen Ausſicht eines deutſch-ruſſiſchen Krieges. Nun iſt die Lage ſo, daß man das Feuer muthig auslöſchen oder ihm vollen Raum ſchaffen muß. Niemand aber iſt im Stande, es jetzt auszulöſchen. Es hätte unter einer Reihe zaghafter Regierungen nach und nach verglimmen können. Jetzt würde zum Auslöſchen zehnfacher Muth und zehnfache Geſchicklichkeit gehören, und — ob man Deutſchland jetzt ſo bereit finden würde wie noch vor zwei Jahren, für die Ausſöhnung einen hohen Preis zu zahlen, wiſſen wir nicht. Wir wiſſen nur dieſes, daß freilich die deutſche Politik nie von unreifer Empfindlichkeit geleitet werden kann, und alſo niemals ſagen wird: weil ihr damals nicht wolltet, will ich jetzt nicht. Allein die politiſchen Konſtellationen ſtehen nicht ſtill, ſondern bewegen ſich, und Deutſchlands Stellung im Planetenſyſtem der Politik hat nicht umhin gekonnt, ſich zu verändern.

Es wäre überflüſſig, dies zu bedauern, während die franzöſiſche Nation mehr als je entſchloſſen iſt, von der Revanche nicht zu laſſen. Daher muß die Frage ſein, wann „das heilige Feuer" die dünnen Schranken verzehren

wird, welche zur Stunde noch den Frieden bewahren. Fürſt Bismarck hat am 11. Januar drei Bedingungen namhaft gemacht, von denen der Ausbruch des Krieges abhängt. Die Franzoſen werden gegen Deutſchland losbrechen, wenn ſie glauben, daß ihre Rüſtung, d. h. ihre Heereszahl und ihre Bewaffnung, die deutſche überholt hat; ſie werden losbrechen, wenn ſie einen Bundesgenoſſen zu haben glauben; ſie werden losbrechen, wenn das durch die beſtändige Nahrung immer ſtärker entbrennende Feuer den überheizten Keſſel ſprengt. Der Keſſel kann auf verſchiedene Weiſe ſpringen; eine ſehr wahrſcheinliche Weiſe iſt, daß eine nach den Früchten der Revanche lüſterne Regierung zwiſchen dem ewigen Sichreißen der Parteien um den Beſitz der Macht ins Gedränge geräth und erklärt: jetzt iſt die Stunde des Kampfes da, jetzt gilt nur der Gehorſam und nach dem Sieg der Lohn des Verdienſtes.

Die erſte dieſer Bedingungen ſchien einzutreten, bevor die deutſche Regierung die Militärvorlage eingebracht hatte. Gleichzeitig ſchien die zweite Bedingung einzutreten, als die bulgariſche Frage den Gegenſatz zwiſchen Oeſterreich und Rußland akut zu machen drohte. Heute, wo der öſterreichiſch-ruſſiſche Gegenſatz ſich zu beſchwichtigen ſcheint, wo die deutſche Regierung durch die Auflöſung des Reichstages gezeigt hat, daß ſie die Militärvorlage nicht fallen laſſen wird, heute beſteht nur noch die dritte Bedingung für den Ausbruch des Kampfes. Aber ſie beſteht in ſolcher Kraft, wie noch nie. Der Keſſel ſcheint jeden Augenblick ſpringen zu müſſen. Der erkorene Held des Radikalismus hat Alles gethan, die Augen auf ſich als den Retter zu ziehen. Man darf aber nicht allzulange als Meſſias herumgehen, ohne ein Wunder zu verrichten, wenn man nicht Gefahr laufen will, als falſcher Prophet ausgelacht oder noch ſchlimmeres zu werden. Schon dieſer Umſtand treibt den General Boulanger zur Eile. Es kommen aber noch ſtärkere Treiber hinzu. Die Gruppen der gemäßigten Republikaner raffen ſich zu dem Verſuch einer Vereinigung für den Zweck auf, dem Kriegsminiſter die Zügel zu entwinden, der durch die Revanche den Umformern der heutigen Geſellſchaft zur Herrſchaft verhelfen will. Die gemäßigten Republikaner wollen auch nicht irgend eine Spielart des Cäſarismus zur Welt kommen laſſen. Gelänge ihnen, den Kriegsminiſter zu ſtürzen, und legte ſich dieſer die ſeidene Schnur, die ihm von einer der üblichen Majoritäten geſendet worden, gehorſam um den Hals, ſo wäre er ein paar Tage das Gelächter von Europa, um dann unbemerkt zu verſchwinden. Die Sieger würden zunächſt nur die Vertagung der Revanche verkündigen, und wie ſie ſich halten würden, müßte man abwarten. Allein der eitle und ehrgeizige General wird ſchwerlich ſein Schickſal aus den Händen einer parlamentariſchen Majorität annehmen. Wenn er ſich behauptet mit der Hülfe, die ihm Rochefort ſchon angeboten, mit Hülfe der Armee und der Straße, dann darf er mit dem Wunder noch viel weniger zögern, deſſen weitgediehene Vorbereitungen entweder die baldige Ausführung oder ein enttäuſchendes Auseinandernehmen der Hülfsmittel erheiſchen.

Das iſt die auswärtige Lage, die Lage der franzöſiſchen Kriegsgefahr.

Dieſer Lage zu begegnen, iſt dem am 25. November berufenen Reichstag die Militärvorlage gemacht worden. Und dieſe Vorlage hat wieder einmal eine Kriſis des deutſchen Staatslebens heraufbeſchworen. In ſolchen Kriſen wachſen die Verfaſſungen mit den Kräften, die ihre dauernden Träger ſind, befeſtigen ſich die Inſtitutionen, klären ſich die Erkenntniſſe der eigenartigen Nothwendigkeiten des Staates, den ſich ein Volk an einem beſtimmten Ort der Welt unter einer beſtimmten Weltgeſtaltung errichten muß. Den Theil des Volkes aber, der die Erkenntniß dieſer Nothwendigkeiten aus Verblendung und Eigennutz verdunkelt, ihr Durchdringen erſchwert, dieſen Theil trifft die ſtrengſte Verantwortung und vielleicht der Fluch der unglücklichen Geſchlechter eines zerſtörten Volkes. Betrachten wir die neue Kriſis des deutſchen Staates.

Die Organiſation des deutſchen Heeres beruht auf den Beſtimmungen der Reichsverfaſſung. Unter dieſen befindet ſich im Artikel 61 die Vorſchrift der Vorlegung eines Reichsmilitärgeſetzes. Dieſer Vorſchrift iſt genügt worden durch ein Geſetz vom 2. Mai 1874, ergänzt und abgeändert durch ein Geſetz vom 6. Mai 1880. Die Friedenspräſenzſtärke des Heeres an Mannſchaften iſt ſeit dem Beſtehen des Reiches auf die Dauer beſtimmter Perioden durch die Geſetzgebung feſtgeſtellt worden. Zuerſt durch das Geſetz vom 9. Dezember 1871 für die Jahre 1872—74; ſodann durch das Reichsmilitärgeſetz vom 2. Mai 1874 für die Jahre 1875—81, ſodann durch das Geſetz vom 6. Mai 1880 für die Jahre 1881—88. Aber ſchon bei der Vereinbarung dieſes letzten Geſetzes hatte die Fortſchrittspartei erklärt, daß ſie auf eine ſiebenjährige Dauer der Periode der Friedenspräſenzſtärke nicht wieder eingehen werde. Damals beſtand neben der Fortſchrittspartei noch die Gruppe der ſogenannten Sezeſſioniſten, deren Mitglieder größtentheils für die Vereinbarung von 1880 ſtimmten. Seitdem dieſe Gruppe ſich mit der Fortſchrittspartei verſchmolzen, wurden die Mitglieder der neuen Partei verpflichtet, höchſtens eine dreijährige Periode für die Bewilligung der Friedenspräſenzſtärke zuzulaſſen, als Normalzuſtand aber auf das Ziel der Bewilligung der Friedenspräſenz für ein Jahr durch die Budgetfeſtſtellung hinzuwirken.

Während dies das Ziel der Fortſchrittspartei, welche ſeit der Verſchmelzung mit den Sezeſſioniſten den Namen deutſchfreiſinnige Partei führt, geworden war, verhielt ſich die Parteileitung des Centrums zurückhaltend, in der Parteipreſſe aber wurde der Standpunkt des Deutſchfreiſinns mehr und mehr als der allein zuläſſige auch für das Centrum hingeſtellt.

Durch dieſe Parteiſtellungen wurde die alte Streitfrage wieder heraufbeſchworen, welche den Kern des preußiſchen Verfaſſungskonflikts der Jahre 1860—66 gebildet hatte. Die Frage lautet: iſt das Heer eine Budgetſchöpfung oder eine auf unverbrüchlichem Geſetz beruhende Landesinſtitution? Die preußiſche Staatsregierung, als ſie im Jahr 1860 die Reorganiſation des Heeres zur Erlangung der erſten Bedingung einer aktiven Politik unternahm, hatte ſich ſelbſt auf dem Standpunkt befunden, der uns heute als ein Ausfluß der äußerſten Unerfahrenheit erſcheint, daß das Heer eine Budgetſchöpfung ſei.

Dieſer Standpunkt erſcheint aber verzeihlich, ſobald man folgendes erwägt. Die damalige Staatsregierung hat keineswegs geglaubt, das Abgeordnetenhaus könne vermöge eines unbeſchränkten Rechts der Ausgabewilligung alljährlich eine andere Organiſation des Heeres beſchließen. Die damalige Staatsregierung hat geglaubt, dagegen durch den Artikel 99 geſchützt zu ſein, welcher zwar die jährliche Feſtſtellung des Staatshaushaltes anordnet, aber nicht etwa durch einen ſouveränen Akt des Abgeordnetenhauſes, ſondern durch ein Geſetz, zu welchem der König und das Herrenhaus in gleicher Berechtigung wie das Abgeordnetenhaus mitzuwirken haben. Die Streitfrage geſtaltete ſich nun zunächſt ſo, daß die Oppoſition, welche die Reorganiſation bekämpfte, ſich auf ein vorausgeſetztes Naturrecht des Konſtitutionalismus berief, wonach das Abgeordnetenhaus Herr über den Ausgabeplan ſein ſollte. Dieſes Naturrecht, ſo bildete man ſich wunderlicherweiſe ein, ſei als ratio scripta in der engliſchen Verfaſſung niedergelegt. Es iſt das bleibende Verdienſt von Gneiſt, dieſes Neſt kindiſcher Vorſtellungen zerſtört zu haben. Was ein gründlich Wiſſender thun kann, hat er gethan, um jeden, der zum Lernen fähig war, zu belehren: zunächſt, daß in England das Unterhaus nicht alle Jahr entſcheidet, ob der Staat fortleben, und auch nicht, ob er etwa fortleben ſoll, nachdem ihm die Hälfte der Glieder abgeſchnitten, ſondern daß alle Organe der Lebensthätigkeit des Staates durch dauernde Geſetze ſo eingerichtet ſind, daß das Unterhaus für ihre Unterhaltung alljährlich Sorge zu tragen nicht nur moraliſch, ſondern vor allem verfaſſungsrechtlich verbunden iſt. Wenn in England gerade das Heer eine Ausnahme macht, ſo iſt dieſer Theil des Staatsrechts aus einer Revolution hervorgegangen und vermochte ſich zu erhalten, weil England als Inſelſtaat und als erſte Flottenmacht der Welt ein nationales Heer entbehren konnte. Daß man die Laſt eines ſolchen Heeres ſich erſparen konnte, iſt ohne Zweifel den engliſchen Finanzen und manchen andern Seiten des nationalen Lebens zu Gute gekommen, aber mit der Veränderung der Weltverhältniſſe, wonach eine Großmachtſtellung nicht mehr allein durch die Seemacht behauptet werden kann, iſt die durch die Mißbildung einer Gewerbsarmee erſetzte Lücke des Heeres im Staatsorganismus zu dem Fehler geworden, an welchem Englands Weltmacht zu Grunde zu gehen in Gefahr iſt.

Soviel von England. Gneiſt that auch das Uebrige, indem er ſeine Landsleute belehrte, daß die Gründung der Staatsinſtitutionen auf Geſetz, und nicht auf den alljährlich zu erkundenden Willen einer Wahlverſammlung, das unumgänglich einzuführende Vernunftrecht jedes entwickelten Staates iſt. Allein ſo verdienſtvoll Gneiſt in der theoretiſchen Erkenntniß der Geſetze des Staatslebens iſt, ſo unſicher und oft geradezu verſchroben iſt er in der Anwendung auf die Praxis. In dem damaligen Streit wollte er den Zuſtand des preußiſchen Heeres, wie er bis zum Jahre 1859 beſtanden, aufrechthalten, weil er die techniſchen Vorzüge der Reorganiſation nicht erkannte. Zur Stütze ſeines Widerſpruchs machte er die Behauptung, die Organiſation des preußiſchen Heeres ſei bereits durch Geſetz geordnet geweſen und könne demnach nur durch

eine neue Gesetzgebung umgestaltet werden. Die Forderung einer neuen Gesetzgebung war richtig, aus dem Vernunftrecht des Verfassungsstaates heraus, welches die Begründung der großen Institutionen auf Gesetze verlangt. Aber Gneist begründete das Verlangen damit, daß er die im absoluten Staat über die Heereseinrichtungen erlassenen und größtentheils nicht publizirten Kabinetsordres für Gesetze angesehen wissen wollte. Hätte er nämlich zugestanden, daß ein gesetzlicher Zustand überhaupt erst zu schaffen sei, so hätte er den alten Zustand nur durch Zweckmäßigkeitsgründe vertheidigen können. Er glaubte die stärkere Waffe einer unantastbaren gesetzlichen Ordnung zu besitzen, konnte aber mit diesen künstlichen Ausführungen nicht der öffentlichen Meinung die Kraft einer siegreichen Ueberzeugung einflößen. Der größere Theil der öffentlichen Meinung blieb infolgedessen bei der Theorie, daß die Erwählten des Volkes Herren über das Budget seien, und wünschte auf diesem Wege die Reorganisation nicht zu hintertreiben, aber durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit ihre Last zu mildern.

Die Staatsregierung gewann bekanntlich mit dem ohne die Zustimmmung des Abgeordnetenhauses reorganisirten Heer einen großen Krieg und erlangte nun die Indemnität für die budgetlose Zeit ohne Schwierigkeit. Aber die Lehren Gneists waren dennoch nicht auf dürren Boden gefallen; denn in die Verfassung des norddeutschen Bundes wurden die Bestimmungen über das Heerwesen als ein Theil des Verfassungsrechtes aufgenommen, darunter die Vorschrift für den Erlaß eines umfassenden Militärgesetzes (Artikel 61) und die Bestimmung, daß vom Ende des Jahres 1871 an die Friedenspräsenzstärke des Heeres im Wege der Bundesgesetzgebung, später Reichsgesetzgebung, solle festgestellt werden. Alle diese Bestimmungen sind in die Reichsverfassung übergegangen. Die Bundesverfassung hatte die Friedenspräsenzstärke bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normirt. Durch das Gesetz vom 9. Dezember 1871 wurde die Friedenspräsenzstärke in einem nochmaligen Provisorium für die Jahre 1871—74 auf 401,659 Mann festgesetzt, welche Ziffer dem einen Prozent der Bevölkerung von 1867 entsprach. Im Februar 1874 legten die verbündeten Regierungen das in der Verfassung vorgeschriebene Militärgesetz dem eben gewählten zweiten Reichstag vor. Durch den Paragraph 1 der Vorlage beabsichtigten sie, zugleich dem Artikel 60 der Reichsverfassung zu genügen, welcher die Feststellung der Friedenspräsenzstärke nach Ablauf des Provisoriums durch die Gesetzgebung vorschreibt, indem sie vorschlugen, die Ziffer von 401,659 Mann als Normalziffer für die Friedenspräsenzstärke festzuhalten bis zur Abänderung durch ein neues Gesetz. Um diesen Vorschlag entspann sich ein wochenlanger Kampf, welcher mit dem Kompromiß endigte, daß die Normalziffer nur bis zum Ende des Jahres 1881 gelten sollte. Es wäre lehrreich, auf den damaligen Kampf zurückzukommen. Doch müssen wir es uns heute versagen. Wir begnügen uns, auf die Ursachen des unglücklichen Ergebnisses hinzuweisen. Es war auf Seiten der Opposition, zu welcher sich außer den noch heute wirksamen Elementen der

damalige linke Flügel der Nationalliberalen unter Laskers Führung gesellte, das Festhalten an der mehrerwähnten Budgettheorie. Wie dieses Festhalten in den Reden von Richter und Lasker zum Ausdruck gekommen, daran zu erinnern, hoffen wir bei einer späteren Gelegenheit Anlaß und Raum zu finden. Jetzt wenden wir uns zu den Ursachen der Nachgiebigkeit auf Seiten der verbündeten Regierungen. Sie lagen in verschiedenen Erwägungen, hauptsächlich wohl in der folgenden: man wollte nicht in der Zeit des Kulturkampfes mit einer Auflösung des Reichstags, die freilich sehr gute Aussichten zu bieten schien, durch die mögliche Verstärkung der Fortschrittspartei die Gefahr einer oppositionellen Majorität und damit eines neuen Konfliktes heraufbeschwören. Vielseitig wurde damals die Feststellung der Friedenspräsenz auf 7 Jahr als eine beizubehaltende Einrichtung empfohlen. Aber niemand beantragte eine Vorschrift für den Fall, daß man sich nach sieben Jahre nicht einigt. Auch dachte niemand daran, die Feststellung auf sieben Jahr, sei es in der Verfassung, sei es im Militärgesetz, obligatorisch zu machen. Im Frühjahr 1880 schlug die Regierung ein neues Septennat mit einer Erhöhung der Präsenzziffer auf 427,274 Mann vor und drang diesmal ohne erhebliche Schwierigkeiten durch. Dieser leichtere Sieg war die Frucht theils der erneuerten Begrenzung auf ein Septennat, hauptsächlich aber der im Jahre 1879 eingetretenen Spannung mit Rußland, deren Gefahren doch selbst das Centrum nicht zu ignoriren wagte.

Jetzt stehen wir vor einem neuen Septennat mit einer abermaligen Erhöhung der Präsenzziffer, welche auch die Errichtung einiger neuen Rahmen bedingt. Wir stehen vor dieser Nothwendigkeit infolge der vielfach geschilderten auswärtigen Lage. Aber auch die innere Lage hat sich seit 1874 und seit 1880 in wesentlichen Zügen verändert. Die Opposition ist schroffer geworden bei dem Centrum wie bei der Fortschrittspartei. Bei ersterem trotz der großen kirchenpolitischen Zugeständnisse, welche der Kurie gemacht worden sind. Centrum und Fortschritt, der letztere verstärkt durch den ehemaligen linken Flügel der Nationalliberalen, wollen endlich mit der alten Budgettheorie Ernst machen. Daher wollen sie die Heeresausgaben höchstens auf drei Jahr, demnächst aber nur noch auf ein Jahr im Wege des Budgets bewilligen. Die Fortschrittspartei wollte anfangs auch die geforderte Verstärkung nicht im vollen Umfang bewilligen, ist aber dem klugen Führer des Centrums darin gefolgt, daß es taktisch richtiger sei, die ganze Forderung, aber nur auf drei Jahr zu bewilligen. Man glaubt auf diese Weise den Wählern einreden zu können: drei Jahr und sieben Jahr, das sei kein wesentlicher Unterschied. Es ist dies aber schon praktisch eine ungeheuerliche Behauptung. Man frage doch einen Patienten, der an der periodischen Wiederkehr eines bösen Fiebers leidet, ob es ihm nichts ausmacht, wenn das Fieber in drei Jahren anstatt in sieben Jahren wiederkehrt. Die dreijährige Periode bringt ihn sicherlich dem Tode näher. Der bei jeder Feststellung der Präsenzstärke aber sich erneuernde Kampf um die Einrichtung des ganzen Heeres hat für den deutschen Staat die Wirkung eines bösen Fieberanfalles.

Wenn die Opposition ihrerseits angriffslustiger geworden ist trotz einer mehr als jemals gefahrdrohenden auswärtigen Lage, so ist andrerseits der staatserhaltende Wille bei den Regierungen, bei dem Kanzler und in großen Kreisen der Nation an Klarheit und Entschlossenheit entschieden gewachsen. Man will jetzt die Frage zum Austrag bringen: Budgetschöpfung oder gesetzliche Landesinstitution; nach dem Ausdruck des Reichskanzlers: kaiserliches Heer oder Parlamentsheer. Wenn man aber entschlossen ist, diese Frage zum Austrag zu bringen, so sollte man auch die Präsenzziffer nicht mehr auf eine bestimmte, kürzere oder längere Periode, sondern bis zur Abänderung durch die Gesetzgebung feststellen. Wenn der Reichskanzler in solcher Feststellung eine Beschränkung der für den Fortschritt der Organisation nothwendigen Freiheit zu finden erklärt hat, so wäre diesem Hinderniß leicht abzuhelfen einerseits durch eine prozentuale Formel der Präsenzziffer, welche mit der steigenden Bevölkerung fortschreitet, durch die Vollmacht des Kaisers andrerseits, bei der Budgetvorlage auf das Budgetjahr die Herabsetzung der Normalziffer vorzuschlagen. Daß in der siebenjährigen Periode der Schutz des Heeres als gesetzlicher Landesinstitution, der Schutz der Eigenschaft als kaiserlichen Heeres liegen soll, wird der öffentlichen Meinung niemals einleuchtend zu machen sein. In dieser Beziehung hatten die Ausführungen der konservativen Presse die Natur der Sache für sich, wenn es gleich falsch ist, wie oben bemerkt, den praktischen Vorzug einer siebenjährigen Periode vor der dreijährigen oder gar vor der einjährigen nicht anzuerkennen. Tritt die öffentliche Meinung im jetzigen Wahlkampf siegreich für die Regierung ein, so thut sie es aus dem Instinkt, daß eine Volksvertretung nicht patriotisch sein kann, die im Augenblick der größten auswärtigen Gefahr durch den Bruch eines bewährten Compromisses den Streit über das Heer vom Zaune bricht.

Möge aus den Wahlen am 21. Februar eine nationale Reichstagsmajorität hervorgehen! Wenn nicht, so wird das deutsche Reich leisten, was der preußische Staat 1866 geleistet hat, einen großen Krieg zu führen, während die Volksvertretung die Sicherung des Heeresbestandes verweigert. Denn dieser Krieg, wenn er auch noch einmal oder mehrmals vertagt werden mag, ist unaufhaltsam in den Sternen geschrieben, d. h. in den inneren Zuständen der Nachbarreiche Deutschlands, deren Krankheit nur durch schwere Kriege geheilt werden kann, es sei denn, daß in der Mitte beider Nationen providentielle Persönlichkeiten auftreten würden. Für solche Erscheinungen fehlen alle Vorbedingungen und daher alle Vorzeichen. w.

Die Wahl-Bewegung.

Ende Januar.

Die Kriſis, welche Deutſchland in dieſem Augenblick durchmacht, iſt nicht ſo groß wie manche, welche das lebende Geſchlecht bereits durchgemacht hat, aber ebenſo ſehr wie irgend eine frühere und in merkwürdiger Weiſe noch ehe ſie entſchieden iſt, zeigt ſie den Unterſchied des politiſchen genialen Inſtincts von dem bloßen rechnenden Verſtande. Was iſt der heutige Beſchluß einen Reichstag aufzulöſen gegen jenen anderen, die deutſche Frage durch einen Krieg mit Oeſtreich zu löſen und gleichzeitig einen Verfaſſungs-Conflict im Innern durchzukämpfen? Dennoch kann man Beides vergleichen; man kann es vergleichen darin, daß eine ſchleichende Krankheit, eine unaufhörlich ſchmerzende und hemmende Friction zu einer acuten Kriſis getrieben wird; man kann es vergleichen darin, daß ebenſo wie damals das Vertrauen auf Preußens Kraft und der Glaube an Preußens Zukunft, den keine Berechnung zu erſetzen vermag, die letzte treibende Kraft der Handlung war, ſo jetzt eine intuitive Kenntniß der Regungen des Volksgemüths eine Kraft in Bewegung geſetzt hat, die alle verſtandesmäßigen Erwägungen vorher nicht entdeckt hatten.

Es iſt eine Thatſache, daß die zur Regierung haltende Preſſe vor den Erklärungen des Reichskanzlers das Septennat vielfach nur lau vertheidigt hat. Hier und da hat man es ſogar definitiv fallen laſſen und direct davon abgerathen, eine große Action darauf zu gründen; kein Pulsſchlag werde bei den Wählern deshalb lebhafter werden. Daß nun die Oppoſition ſolche Aeußerungen heute ausnutzt, iſt bei der Natur politiſcher Agitationsreden ſelbſtverſtändlich; darum aber, ſobald man die Sache näher betrachtet, doch durchaus nicht berechtigt. Jene Aeußerungen waren doch nur taktiſcher Natur; das heißt, man war der Meinung, daß der Unterſchied: 7 Jahre oder 3 Jahre oder ein Jahr zu kein ſei, um gute Chancen für einen Kampf zu geben und da nun weiter ſieben Jahre, wie allgemein zugeſtanden, an ſich auch kein Princip darſtellen, ſo glaubte man wegen dieſer taktiſch anſcheinend ungünſtigen Bedingungen von einem ernſthaften Kampf abrathen zu müſſen. Die „Preuß. Jahrbücher“ ſind nicht ſo weit, in einer Beziehung aber noch weiter gegangen. Wir haben ſehr entſchieden betont, welche Vortheile augenblicklich durch eine dreijährige und noch beſſer ſogar durch eine einjährige Bewilligung zu erlangen ſeien. Aber wir haben auch ſofort hinzugefügt, daß die Gefahren eines ſolchen Zugeſtändniſſes der Zukunft aufgebürdet ſeien; wir nannten ein ſolches Abkommen einen Waffenſtillſtand und ob ſelbiger in dieſem Augenblick abzuſchließen ſei, eine Entſcheidung, welche nur der leitende Staatsmann ſelbſt fällen dürfe. Anders haben offenbar jene jetzt vielcitirten conſervativen Blätter auch nicht gedacht, wenn ſie es auch nicht ſo ausgeſprochen haben: nicht ſeiner ſelbſt wegen verwarfen ſie das Septennat, ſondern weil ſie an den Erfolgen eines Kampfes um daſſelbe nicht zu glauben wagten. Der das allgemeine Vertrauen genießende Führer hat es gewagt, den Kampf auf-

Abordnung der bulgarischen Regentschaft von Sofia nach Wien, von da nach Berlin, London, Paris, Rom, von wo sie neuerdings nach Constantinopel gegangen ist. Die Abgesandten wurden überall in denselben Formen, nämlich als Privatpersonen, nicht als Beauftragte einer anerkannten Regierung empfangen. Von Berlin an empfingen sie überall den Rath, sich mit Rußland zu verständigen. Die eigentlich friedliche Wendung der bulgarischen Frage datirt aber erst vom 11. Januar, dem Tage der Rede des deutschen Kanzlers über die auswärtige Lage im Reichstag. Indem der Kanzler nur wiederholte, was Graf Kalnoky zu Pest gesagt — nämlich: daß nach dem geschlossenen Vertrag weder Deutschland noch Oestreich verpflichtet sei, für jede Angelegenheit des Bundesgenossen, für welche dieser das Schwert zieht, das eigene Schwert zu ziehen; daß vielmehr das Bündnis die Verbündeten nur verpflichte, das Schwert zu ziehen, wenn die Großmachtexistenz des einen in Frage kommt — brachte er auf die öffentliche Meinung in Ungarn den Eindruck hervor, daß es doch höchst unbehaglich sei, wenn Oestreich-Ungarn für die Unabhängigkeit Bulgariens das Schwert ziehen solle, vor sich die unsichere und sogar unwahrscheinliche Hülfe Englands als die eine Aussicht, die sichere, aber erst bei der Bedrohung des östreichischen Besitzstandes eintretende Hülfe Deutschlands als die andere Aussicht. So ist man denn plötzlich auch in Ungarn zu der Ansicht gelangt, daß die Bulgaren sich mit Petersburg verständigen müssen. Das kann freilich nichts anderes heißen, als: sich Petersburg unterwerfen. Im September hatte ein Theil der ungarischen Presse noch damit gedroht, daß Oestreich-Ungarn lieber dem deutschen Reiche das Bündnis kündigen werde, als ertragen, daß Deutschland nicht für Oestreichs Bedürfnis auf der Balkanhalbinsel das Schwert ziehe. Man würde sich wohl noch besonnen haben, diese Drohung zu verwirklichen. Aber man glaubte damit zu bewirken, daß Deutschland den Wechsel einlöse, den England auf Oestreich-Ungarn gezogen und den letzteres durch Deutschland decken zu können glaubte. Diese Wechselziehung war es, die Fürst Bismarck von Anfang an hatte vermeiden wollen. Deshalb ließ er gleich nach dem Verbrechen vom 21. August zu verstehen geben, daß England in dem Fürsten Alexander den Hebel verloren habe, um zunächst Oestreich und darauf Deutschland als Wurfgeschosse gegen Rußland zu verwenden.

Es ist erstaunlich, daß dem Kanzler nun doch gelungen ist, was durch die Haltung der Magyaren vom September bis November bereits vereitelt schien: nämlich die Centralmächte aus der Verflechtung mit den bulgarischen Dingen herauszuhalten. Freilich werden damit die Bulgaren der russischen Geierkralle gekapfert, deren Griff sehr schmerzlich sein soll. Aber für den Lenker einer Nation gilt als kategorischer Imperativ die englische Vorschrift, deren Befolgung für den Einzelnen eine Gemeinheit ist: charity begins at home.

So ist denn die bulgarische Krisis auf dem Wege, beigelegt zu werden. Unter der Leitung der Pforte sollen nach Rußlands neuestem Vorschlag die Botschafter in Constantinopel einen Rath, d. h. einen Befehl an die bulgarische Regentschaft vereinbaren, daß sie Rußlands Willen thut, nämlich ihr Mandat

Köpfen würde sicherlich schon genügen das Zünglein der Majorität im Reichstage herumzuwerfen. Die 20 Sitze, die dann noch fehlen, sind durch eine und wenn die nicht hilft, durch eine zweite Auflösung zweifellos zu gewinnen.

Den „Preußischen Jahrbüchern" kann eine solche Bundesgenossenschaft nicht erfreulich sein. Jedes Zusammenwirken sei es mit dem katholischen Adel, sei es mit der Centrums-Fraktion als solcher, sei es gar mit dem Papst, legt Verpflichtungen auf, welchen wir stets widerstreben werden. Alle unsere Wünsche müssen darauf gerichtet sein, diejenigen ehrenwerthen Elemente des Bürgerthums, welche die wirthschaftliche Opposition von den Nationalliberalen zum Fortschritt hinübergetrieben hat, zurückzugewinnen, damit die Conservativen mit den Nationalliberalen ohne jede Unterstützung des Ultramontanismus die Majorität gewinnen.

Da müssen wir nun noch einmal auf unsere Aeußerungen in der letzten Correspondenz über den Doppelcharakter der deutsch-freisinnigen Partei zurückkommen. Wir meinten, daß ihre Tendenz zur „Regierungsfähigkeit" bereits völlig überwunden sei durch die Tendenz des Radikalismus, der reinen Opposition, und daß wenig Wahrscheinlichkeit sei, daß diese Fraction der Regierung auch nur ein besseres Compromiß anbiete, als das Centrum. Ueber diesem Gegensatz sind nun in der That noch in den letzten Lebenstagen des Reichstages die Geister innerhalb der deutsch-freisinnigen Fraction stark aufeinandergeplatzt. Wie es heißt durch den Einfluß des Herrn von Forckenbeck, der sich sonst ganz zurückhielt, wurde die Fraction dazu gebracht, im letzten Augenblick, weit über das, was sie in der Commission gesagt und gethan, hinausgehend, jenen „Eventual-Antrag" zu stellen auf Bewilligung der ganzen Forderung auf drei Jahre. Aber nicht die ganze Fraction hatte dem Antrage zugestimmt. Nur Herr v. Stauffenberg hatte ihn unterzeichnet, und Herr Richter brachte auf eigene Hand einen Unter-Antrag dazu ein, die gesetzliche Dienstzeit (durch Feststellung der sog. Rekruten-Vacanz) zu verkürzen. Der Gegensatz hätte ganz in das Licht heraustreten müssen, wenn nicht die Kriegserklärung des Kanzlers dazwischen gekommen wäre. Sobald die Fraction sah, daß die Regierung auch den Eventual-Antrag Stauffenberg *nicht* annehmen werde, war sie einig, *für* denselben einzutreten. Mit aller Offenheit wurde das am Tage nach dem Auftreten des Kanzlers verkündigt, Prinzipal-Antrag und Unter-Antrag „Richter" wurden zurückgezogen — und so ist es noch einmal gelungen „Regierungsfähigkeit" und „Radikalismus" zusammenzuhalten.

Trotzdem scheint uns Hoffnung zu sein, daß im Lande der Trug dieses Doppelwesens nicht mehr aufrechtzuerhalten ist. Auf der einen Seite haben sich die Radikalen durch die Bewilligung auf drei Jahre vor ihren echt-demokratischen Freunden doch stark compromittirt; den patriotischen Elementen aber ist durch die Schein-Bewilligung doch nicht Genüge geschehen. Allenthalben wird gemeldet von „freisinnigen Candidaten, welche für das Septennat stimmen wollen" oder von Parteigenossen, welche ihren Austritt erklären. Von der Stärke dieser Bewegung wird hauptsächlich der Ausfall der Wahlen abhängen.

Der preußische Etat.

Nachdem der Reichsetat vermöge des Verfalls der Zuckersteuer, woran wesentlich die Gesetzgebung schuld ist, und vermöge geringeren Ertrages der Zölle und der Börsensteuer, woran die wirthschaftliche Lage schuld ist, ein recht übles Ansehen gewonnen hat, so ist nunmehr dieselbe Erscheinung auch bei dem preußischen Etat aufgetreten.

Eisenbahnen und Bergwerke bringen weniger ein als bisher; das formale Deficit, welches im Jahre 1885 auf 20,3 Millionen veranschlagt war, im Jahre 1886 auf 12 Millionen, ist daher für 1887 auf 28,5 Millionen gestiegen.

Man könnte sich wundern, daß diese Zahlen nicht noch größer sind bei den starken Einnahme-Ausfällen auf so vielen Gebieten. Aber neben gestiegenen Einnahmen auf anderen Gebieten kommt diesmal die lex Huene so zu sagen dem Staate zu Hülfe. Der Ausfall an Zöllen beim Reich fällt wesentlich auf die Getreide-Zölle; der Ertrag aus diesen Zöllen verbleibt aber nach der lex Huene nicht dem Staat, sondern wird an die Kreise vertheilt. So trägt also auch nicht der Staat, sondern die Kreise den Ausfall.

Immer bleibt ein widerwärtiges und dauerndes Deficit und sieht man allein auf diese Zahlen, so scheint der Civil-Kriegsplan der Franzosen uns zu Tode zu „rüsten" nicht so aussichtslos. Sieht man aber auf das französische Budget, so erblickt man zunächst Deficits von derselben Regelmäßigkeit, daneben aber so etwa mit einer weiteren Null hinten noch beschwert, und wendet man dann den Blick nach Preußen zurück und sucht nach dem Amortisations-Conto, so ergiebt sich, daß wir immer noch jährlich den Vermögensstand des Staates jährlich um einige Millionen nicht verschlechtern, sondern verbessern. 1884 hat eine Schuldenverminderung von 41 Millionen gehabt; 1885 etwa 13 Millionen; 1886 wird etwa 27 Millionen haben, immer nach Abzug der Anleihen. Auch 1887/88 wird nach dem Voranschlag immer noch einige Millionen mehr abzahlen als leihen. Dem allgemeinen Jammern gegenüber muß man mit aller Entschiedenheit auf dieses Verhältniß hinweisen. Die Eisenbahn-Schulden zu amortisiren, ist es Zeit, wenn die Wirthschaftsverhältnisse sich heben, die ja ganz von selbst den Etat wieder mit hinaufziehen.

Ob man freilich so bald auf eine Verbesserung der Wirthschaftsverhältnisse d. h. auf eine Rückwärtsbildung oder wenigstens auf einen Stillstand in der Preis-Revolution, in der sich die civilisirte Welt seit einer Reihe von Jahren befindet, rechnen darf, erscheint, ganz abgesehen von Krieg und Kriegsgeschrei, sehr zweifelhaft. Der Verfasser dieser Correspondenz bekennt es als seine persönliche Ansicht, daß wenn nicht das einzige, doch das wesentlichste Moment in dem unerhörten Preis-Niedergang die Währungs-Calamität bildet. Daß diese ein Ende finde und das Silber von seiner künstlichen Entwerthung erlöst werde, dazu ist wohl noch auf lange keine Aussicht. Für Preußen aber hat die Verschiebung aller Werthverhältnisse eine Folge, welche wohl noch nicht allenthalben ernsthaft genug in's Auge gefaßt ist. Alle Waaren, mit ganz wenigen Aus-

nahmen, ſind um ein Viertel bis die Hälfte ihres früheren Durchſchnittspreiſes geſunken: die Eiſenbahn-Tarife aber, nach denen ſie befördert werden, ſind im Weſentlichen geblieben. Viele Materialen ſind nicht mehr im Stande dieſe Tarife zu tragen; es iſt die naturgemäße Conſequenz eines allgemeinen Preis-Niederganges, daß auch die Fracht-Tarife herabgehen müſſen. Giebt man dieſem wirthſchaftlichen Poſtulate nach, ſo würde der preußiſche Etat bald noch ganz andere Lücken als heute zeigen, Lücken, die auch durch eine Converſion und Zins-Herabſetzung nicht auszugleichen wären. Hier liegt eine Gefahr, die nicht ſo leicht zu beſeitigen iſt, wie die heutigen Deficits, die ein gutwilliger Reichstag von heute auf morgen aus der Welt ſchaffen kann.

D.

Notizen.

Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

1. Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen und speziell in Berlin während der Jahre 1795—1806.

Es wird verlangt eine auf eindringendem Quellenstudium beruhende methodische Bearbeitung der Aeußerungen der gebildeten Kreise über die äußere und innere Politik des Staats, soweit solche in Zeitungen, Pamphleten, Druckschriften aller Art zu Tage getreten sind. Die Darstellung hat an geeigneten Punkten die Einwirkung jener Aeußerungen sowohl auf die maßgebenden Persönlichkeiten wie auf die Volksstimmung zu würdigen. Erwünscht wäre ein tieferer Einblick in die etwaigen persönlichen Motive hervorragenderer Wortführer.

2. Es ist die geschichtliche Entwickelung des deutschen Rechtszustandes in Betreff der Begrenzung des Gebietes der ordentlichen Civilgerichtsbarkeit (Zulässigkeit des Rechtsweges, Kriterien der Civilprozeßsache) darzulegen.

Die Untersuchung hat spätestens mit dem Ausgang des Mittelalters ihren Anfang zu nehmen und kann mit dem Untergange des alten deutschen Reiches abgeschlossen werden. Als Quellen sind zu berücksichtigen nicht nur die Reichsgesetze und die Praxis der Reichs-Gerichte, sondern auch die Territorialrechte und die Praxis wenigstens der höheren Territorialgerichte.

Die Bewerbungsschriften sind in deutscher Sprache abzufassen. Sie dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten, sondern sind mit einem Wahlspruche zu versehen. Der Name des Verfassers ist in einem versiegelten Zettel zu verzeichnen, der außen denselben Wahlspruch trägt.

Die Einsendung der Bewerbungsschriften muß spätestens bis zum 1. März 1891 geschehen. Die Zuerkennung der Preise erfolgt am 17. Oktober 1891.

Als Preise für die würdig befundenen Arbeiten setzen wir je 2000 Mark Reichsmünze fest.

Greifswald, im Dezember 1886.

Rektor und Senat
hiesiger königlicher Universität.
Ulmann.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

r ethiſche Evolutionismus Wilhelm Wundt's.

Von

Hugo Sommer.

. Eine Unterſuchung der Thatſachen und Geſetze des ſittlichen Lebens von Wilhelm Wundt. Stuttgart (Ferd. Enke) 1886.

In einem ethiſchen Syſteme giebt jeder Autor ſein Beſtes. Es ſei, s es ſei; es iſt ſtets ernſter Beachtung werth, wenn es mit Ueberzeu-ıg, Ueberlegung und Geſchick geſtaltet, was im Bewußtſein aller oder ler lebt. Es iſt dann ein Spiegel der Zeit, ein Act ſyſtematiſch durch-führter Selbſtbeſinnung, der nur zur Klärung des ſittlichen Bewußtſeins ɔren kann; mag die Zeitrichtung, welche ſich in ihm ſpiegelt, wirklich ɔensfähige Keime des Beſſeren bieten, oder ſich als Verirrung her-ısſtellen.

Das in dem Wundt'ſchen Buche aufgeſtellte neue Syſtem der Ethik ɛrdient aus dieſem Geſichtspunkte im vollen Maße die Beachtung, welche ym allſeitig geſchenkt wird. Die Subjectivität des Verfaſſers tritt be-heiden zurück hinter der Tendenz, welche ihn beherrſcht, hinter einer Tendenz des Zeitbewußtſeins, deren vorherrſchende Ideen „ſein Beſtes" ind. Sein Syſtem trägt einen durchaus modernen Charakter. Es iſt ɛin Kind der Gegenwart. Ein Lieblingsgedanke der Gegenwart bildet die Seele deſſelben: der Entwickelungsgedanke. Der Entwickelungsge-danke in der Form und Färbung, wie er gegenwärtig die Gemüther electri-ſirt. Man denke nur an die Ueberſchwänglichkeiten der Begeiſterung und der Hoffnungen, welche die Hypotheſe Darwins erregte, in der man noch jetzt vielfach die Morgenröthe einer neuen wiſſenſchaftlichen Epoche er-glänzen ſieht.

Die hervorragende Rolle, welche der Entwickelungedanke in der Werthſchätzung des Zeitbewußtſeins ſpielt, iſt auch keine zufällige. Sie iſt tief in der Geſtaltung der Ereigniſſe begründet. Keine frühere Zeit

kann eine so rastlos und erfolgreich voranschreitende Entwickelung auf allen Gebieten des Wissens und Lebens aufweisen, wie die Gegenwart. Entwickelung lautet die Losung auf allen Gebieten. Und — wir müssen es bewundernd anerkennen — groß und staunenswerth sind die Arbeitsresultate, welche unter diesem Feldgeschrei errungen wurden. Der Gang dieser Entwickelung trägt jedoch ein eigenartiges Gepräge. Nicht nur im Großen und Ganzen, sondern in allen besonderen Phasen und Formen des Fortschritts, in der Natur ihrer Ergebnisse. Rastlos und erfolgreich nannten wir sie mit Recht. Das sieht Jedermann. Aber befriedigt sie uns? Man wirft die Frage selten auf, oder hält kaum der Mühe werth, sie aufzuwerfen. Man will die Entwickelung nur ihrer augenblicklichen Erfolge, oder blos ihrer selbst willen, und schätzt sie nur aus diesen nächstliegenden Gesichtspunkten. Es fehlt dem Gesammtstrome der Fortschrittsbewegung an einheitlichen beherrschenden Gesichtspunkten und Zielen. Die Entwickelung zerstreut und zersplittert sich nach unzähligen Richtungen, welche nicht alle vom Bewußtsein dessen durchdrungen sind, was der Mensch soll, welche in diesem Bewußtsein keinen Einheitspunkt und kein gemeinsames höchstes Ziel mehr finden. Das Gefühl dieses Mangels durchdringt unser Leben und Streben. Es läßt sich durch allen geräuschvollen Glanz der Entwickelungsherrlichkeiten nicht übertäuben und vergällt uns die rechte Freude daran, denn wahre Befriedigung findet der Mensch immer nur in dem, was er soll. In dem Soll liegt das Grundinteresse der menschlichen Natur, welches jeder Entwickelung im Besonderen ihren Cours anweisen muß, wenn sie eine normale sein soll*). Nicht überall ist dieser Cours innegehalten. Kann es uns wundern, daß die Befriedigung hinter dem Fortschritt zurückbleibt?

Was den Menschen durch eigenes Verschulden drückt, das ist er nur zu sehr geneigt, durch Nichtachtung und Vergessen aus dem Gesichtskreise seiner Erwägungen zu verbannen. So erklärt sich's, daß Hand in Hand mit der Fortschrittsbewegung eine stets zunehmende Geringschätzung des Individuallebens um sich greift, dessen Inhalt und Werth sich im Soll concentrirt. Scheint es doch, als ob grade dieses centrale Quellgebiet alles Lebens und aller Werthschätzung, das sittliche, fast ausgeschlossen sei von dem allgemeinen Entwickelungsfortschritte. Blicken wir um uns. Trotz aller Erweiterung des Wissens und der Gesichtspunkte, trotz aller Erfindungen, trotz aller Vervollkommnung der öffentlichen und Verkehrseinrichtungen, trotz aller Verbesserung der äußeren Daseinsbe-

*) Die Begründung dieses Satzes, den ich als das Grundprincip der Individualethik der universalistischen Ethik des Verfassers entgegenstelle, findet sich in meiner Schrift „Gewissen und moderne Kultur" (Berlin, Verlag von Georg Reimer).

Wenn die Opposition ihrerseits angriffslustiger geworden ist trotz einer mehr als jemals gefahrdrohenden auswärtigen Lage, so ist andrerseits der staatserhaltende Wille bei den Regierungen, bei dem Kanzler und in großen Kreisen der Nation an Klarheit und Entschlossenheit entschieden gewachsen. Man will jetzt die Frage zum Austrag bringen: Budgetschöpfung oder gesetzliche Landesinstitution; nach dem Ausdruck des Reichskanzlers: kaiserliches Heer oder Parlamentsheer. Wenn man aber entschlossen ist, diese Frage zum Austrag zu bringen, so sollte man auch die Präsenzziffer nicht mehr auf eine bestimmte, kürzere oder längere Periode, sondern bis zur Abänderung durch die Gesetzgebung feststellen. Wenn der Reichskanzler in solcher Feststellung eine Beschränkung der für den Fortschritt der Organisation nothwendigen Freiheit zu finden erklärt hat, so wäre diesem Hinderniß leicht abzuhelfen einerseits durch eine prozentuale Formel der Präsenzziffer, welche mit der steigenden Bevölkerung fortschreitet, durch die Vollmacht des Kaisers andrerseits, bei der Budgetvorlage auf das Budgetjahr die Herabsetzung der Normalziffer vorzuschlagen. Daß in der siebenjährigen Periode der Schutz des Heeres als gesetzlicher Landesinstitution, der Schutz der Eigenschaft als kaiserlichen Heeres liegen soll, wird der öffentlichen Meinung niemals einleuchtend zu machen sein. In dieser Beziehung hatten die Ausführungen der konservativen Presse die Natur der Sache für sich, wenn es gleich falsch ist, wie oben bemerkt, den praktischen Vorzug einer siebenjährigen Periode vor der dreijährigen oder gar vor der einjährigen nicht anzuerkennen. Tritt die öffentliche Meinung im jetzigen Wahlkampf siegreich für die Regierung ein, so thut sie es aus dem Instinkt, daß eine Volksvertretung nicht patriotisch sein kann, die im Augenblick der größten auswärtigen Gefahr durch den Bruch eines bewährten Compromisses den Streit über das Heer vom Zaune bricht.

Möge aus den Wahlen am 21. Februar eine nationale Reichstagsmajorität hervorgehen! Wenn nicht, so wird das deutsche Reich leisten, was der preußische Staat 1866 geleistet hat, einen großen Krieg zu führen, während die Volksvertretung die Sicherung des Heeresbestandes verweigert. Denn dieser Krieg, wenn er auch noch einmal oder mehrmals vertagt werden mag, ist unaufhaltsam in den Sternen geschrieben, d. h. in den inneren Zuständen der Nachbarreiche Deutschlands, deren Krankheit nur durch schwere Kriege geheilt werden kann, es sei denn, daß in der Mitte beider Nationen providentielle Persönlichkeiten aufträten würden. Für solche Erscheinungen fehlen alle Vorbedingungen und daher alle Vorzeichen. w.

neue sittliche Aera eröffnen, oder sich als Illusion herausstellen. Es ist immer ein hohes Verdienst, daß er die Consequenzen einer weitverbreiteten Geistesrichtung in seinem Systeme nach allen Richtungen hin bis zu Ende gedacht hat, denn das ist der sachgemäßeste Weg, sie auf ihre Lebensfähigkeit und auf ihren inneren Werth zu prüfen. Es ist gefährlich, wenn nicht frivol, blos mit so ernsten Gedanken zu spielen, wie das jetzt vielfach Mode ist, ohne sich der tiefgreifenden und weittragenden Folgen derselben bewußt zu werden.

Prüfen wir zunächst an der kundigen Hand des Verfassers selbst, was es damit auf sich hat.

Der Verfasser versichert, wie das ja auch dem Geschmacke der Zeit entspricht, seine Untersuchungen lediglich auf „die Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens" gründen zu wollen. Aber wir bedauren, ihn gleich hier, in der Vorhalle seines Systems, weil dies zur besseren Orientirung des Lesers dient, einer kleinen Selbsttäuschung bezichtigen zu müssen. Er gründet sein System nicht auf eine einheitliche, sondern auf eine zwiefache Basis: auf die psychologische Untersuchung des Individualwillens, und auf eine metaphysische Behauptung, nämlich auf die Statuirung eines „Gesammtwillens", der an Stelle jenes als „das Zwecksubject des Sittlichen" hingestellt wird. Beide Stützpunkte sind auch, wie man aus der letzteren Operation klar ersieht, für die Haltbarkeit des Systems keineswegs äquivalent. Ohne ethisches Subject keine Ethik. Der Schwerpunkt des Systems fällt allein auf den zweiten, auf die Statuirung des Gesammtwillens, des neuen ethischen Subjectes. Auch dies ist bezeichnend für den modernen Charakter des Systems, denn Behauptungen solcher Art haben in der durch keine strenge Disciplin des metaphysischen Denkens geleiteten Glaubensdisposition der Zeitgenossen ja bekanntlich jetzt einen recht guten Cours.

Die psychologische Basis ist der Wille des Menschen, wie die Selbstbeobachtung ihn erkennen lehrt. Der Verfasser erkennt den Willen, oder vielmehr das Wollen, als das an, was es ist, als ein spontanes, schöpferisches Vermögen der Selbstbestimmung und Selbsthervorbringung, welches der motivirten Willkür des Menschen unterstellt ist. Er erkennt an, daß der Wille stets durch Gefühlsmotive bestimmt wird, deren Werth und Wirksamkeit sich nach den Interessen des Wollenden bemißt. Er sucht deßhalb auch das Wesen des Sittlichen da, wo es gesucht werden muß, in der Interessensphäre des Wollenden. Aber er begnügt sich damit nicht. Die unmittelbare Selbstbeobachtung erschließt ihm ja nur die Sphäre des Individuallebens, und diese vermag er in ihrer ethischen Bedeutung nicht zu würdigen. Das Individualleben gilt ihm über-

haupt nichts. „Mag es noch so reich beglückt und vollkommen sein, es ist ein Tropfen im Meer des Lebens. Was können sein Glück oder sein Schmerz für die Welt bedeuten?" (S. 431.) Die sittliche Aufgabe kann sich nicht darauf beschränken: „zu leben, günstigen Falls das Leben zu genießen und schließlich zu sterben, um anderen Platz zu machen". (S. 489.) Der Grund dieser Geringschätzung liegt in jenen herrschenden Voreingenommenheiten, durch deren verhängnißvollen Druck die sittliche Weltansicht des Verfassers an dieser entscheidenden Stelle bestimmt wird. Alle Individualinteressen erscheinen ihm sittlich werthlos, weil er sie alle unter den Allgemeinbegriff einer Lust rubricirt, die ihm nur sinnliches Wohlbehagen bedeutet. Alle Willensimpulse der Individuen führt er auf einen im besten Fall ethisch indifferenten Egoismus zurück. Er verkennt also das, was hier die Hauptsache ist, die sittliche Naturanlage und das dieser entspringende Grundinteresse des Menschen.

Das ist sein Grundirrthum. Aber Hand in Hand damit verfällt er einem zweiten, der ebenso verhängnißvoll ist als jener. Auch darin irrt er, worin er sich am Sichersten fühlt, und worin landläufige Vorurtheile von gutem Ansehen ihn am meisten unterstützen: in der unbedingten Verweisung des Egoismus und Eudämonismus aus dem Gebiete der Ethik.

Macht man Ernst mit solcher Verweisung, so unterbindet man aller Ethik die Lebensadern. Die Beziehung auf das Selbst des Wollenden und dessen Wohl liegt in der Natur alles Wollens und ist die Seele alles Wollens, aus der alles Wollen seine Impulse empfängt und seine Kraft schöpft, nur allein schöpfen kann. Lahm und blind ist jeder Wille in Bezug auf alles, was auf den Wollenden selbst keinen Bezug hat und dessen Interesse nicht erregt. Man kann dem Lahmen nicht gebieten, zu gehen, nicht dem Blinden, zu sehen. Ebenso wenig kann man dem Menschen vorschreiben, zu wollen, was ihn selbst nicht angeht, was ihm gleichgültig ist. Es heißt deßhalb, der Sittlichkeit die Lebenswurzeln abgraben, wenn man die lebendigen Kräfte verdächtigt und lahm legt, welche allein zum Handeln überhaupt, also auch zum sittlichen Handeln antreiben, und nur allein antreiben können: die Beziehung auf das Selbst und dessen Befriedigung. Nur im Selbst und dessen Befriedigung kann die Ethik ihren Stütz-, Quell- und Zielpunkt finden, nur aus dem, was dem Wollenden selbst werthvoll und heilig ist, kann sie ihre verbindliche Kraft schöpfen. Das Selbst zu veredeln, d. h. das Sittliche zum Gegenstande seines höchsten Strebens und seiner höchsten Befriedigung zu machen, das allein kann Aufgabe einer Ethik sein, welche wirken und den Willen verbinden soll. Man verfälscht und entwerthet die Beziehung auf das Selbst,

neue sittliche Aera eröffnen, oder sich als Illusion herausstellen. Es ist immer ein hohes Verdienst, daß er die Consequenzen einer weitverbreiteten Geistesrichtung in seinem Systeme nach allen Richtungen hin bis zu Ende gedacht hat, denn das ist der sachgemäßeste Weg, sie auf ihre Lebensfähigkeit und auf ihren inneren Werth zu prüfen. Es ist gefährlich, wenn nicht frivol, blos mit so ernsten Gedanken zu spielen, wie das jetzt vielfach Mode ist, ohne sich der tiefgreifenden und weittragenden Folgen derselben bewußt zu werden.

Prüfen wir zunächst an der kundigen Hand des Verfassers selbst, was es damit auf sich hat.

Der Verfasser versichert, wie das ja auch dem Geschmacke der Zeit entspricht, seine Untersuchungen lediglich auf „die Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens" gründen zu wollen. Aber wir bedauren, ihn gleich hier, in der Vorhalle seines Systems, weil dies zur besseren Orientirung des Lesers dient, einer kleinen Selbsttäuschung bezichtigen zu müssen. Er gründet sein System nicht auf eine einheitliche, sondern auf eine zwiefache Basis: auf die psychologische Untersuchung des Individualwillens, und auf eine metaphysische Behauptung, nämlich auf die Statuirung eines „Gesammtwillens", der an Stelle jenes als „das Zwecksubject des Sittlichen" hingestellt wird. Beide Stützpunkte sind auch, wie man aus der letzteren Operation klar ersieht, für die Haltbarkeit des Systems keineswegs äquivalent. Ohne ethisches Subject keine Ethik. Der Schwerpunkt des Systems fällt allein auf den zweiten, auf die Statuirung des Gesammtwillens, des neuen ethischen Subjectes. Auch dies ist bezeichnend für den modernen Charakter des Systems, denn Behauptungen solcher Art haben in der durch keine strenge Disciplin des metaphysischen Denkens geleiteten Glaubensdisposition der Zeitgenossen ja bekanntlich jetzt einen recht guten Cours.

Die psychologische Basis ist der Wille des Menschen, wie die Selbstbeobachtung ihn erkennen lehrt. Der Verfasser erkennt den Willen, oder vielmehr das Wollen, als das an, was es ist, als ein spontanes, schöpferisches Vermögen der Selbstbestimmung und Selbsthervorbringung, welches der motivirten Willkür des Menschen unterstellt ist. Er erkennt an, daß der Wille stets durch Gefühlsmotive bestimmt wird, deren Werth und Wirksamkeit sich nach den Interessen des Wollenden bemißt. Er sucht deßhalb auch das Wesen des Sittlichen da, wo es gesucht werden muß, in der Interessensphäre des Wollenden. Aber er begnügt sich damit nicht. Die unmittelbare Selbstbeobachtung erschließt ihm ja nur die Sphäre des Individuallebens, und diese vermag er in ihrer ethischen Bedeutung nicht zu würdigen. Das Individualleben gilt ihm über-

Der preußische Etat.

Nachdem der Reichsetat vermöge des Verfalls der Zuckersteuer, woran wesentlich die Gesetzgebung schuld ist, und vermöge geringeren Ertrages der Zölle und der Börsensteuer, woran die wirthschaftliche Lage schuld ist, ein recht übles Ansehen gewonnen hat, so ist nunmehr dieselbe Erscheinung auch bei dem preußischen Etat aufgetreten.

Eisenbahnen und Bergwerke bringen weniger ein als bisher; das formale Deficit, welches im Jahre 1885 auf 20,3 Millionen veranschlagt war, im Jahre 1886 auf 12 Millionen, ist daher für 1887 auf 28,5 Millionen gestiegen.

Man könnte sich wundern, daß diese Zahlen nicht noch größer sind bei den starken Einnahme-Ausfällen auf so vielen Gebieten. Aber neben gestiegenen Einnahmen auf anderen Gebieten kommt diesmal die lex Huene so zu sagen dem Staate zu Hülfe. Der Ausfall an Zöllen beim Reich fällt wesentlich auf die Getreide-Zölle; der Ertrag aus diesen Zöllen verbleibt aber nach der lex Huene nicht dem Staat, sondern wird an die Kreise vertheilt. So trägt also auch nicht der Staat, sondern die Kreise den Ausfall.

Immer bleibt ein widerwärtiges und dauerndes Deficit und sieht man allein auf diese Zahlen, so scheint der Civil-Kriegsplan der Franzosen uns zu Tode zu „rüsten" nicht so aussichtslos. Sieht man aber auf das französische Budget, so erblickt man zunächst Deficits von derselben Regelmäßigkeit, daneben aber so etwa mit einer weiteren Null hinten noch beschwert, und wendet man dann den Blick nach Preußen zurück und sucht nach dem Amortisations-Conto, so ergiebt sich, daß wir immer noch jährlich den Vermögensstand des Staates jährlich um einige Millionen nicht verschlechtern, sondern verbessern. 1884 hat eine Schuldenverminderung von 41 Millionen gehabt; 1885 etwa 13 Millionen; 1886 wird etwa 27 Millionen haben, immer nach Abzug der Anleihen. Auch 1887/88 wird nach dem Voranschlag immer noch einige Millionen mehr abzahlen als leihen. Dem allgemeinen Jammern gegenüber muß man mit aller Entschiedenheit auf dieses Verhältniß hinweisen. Die Eisenbahn-Schulden zu amortisiren, ist es Zeit, wenn die Wirthschaftsverhältnisse sich heben, die ja ganz von selbst den Etat wieder mit hinaufziehen.

Ob man freilich so bald auf eine Verbesserung der Wirthschaftsverhältnisse d. h. auf eine Rückwärtsbildung oder wenigstens auf einen Stillstand in der Kreis-Revolution, in der sich die civilisirte Welt seit einer Reihe von Jahren befindet, rechnen darf, erscheint, ganz abgesehen von Krieg und Kriegsgeschrei, sehr zweifelhaft. Der Verfasser dieser Correspondenz bekennt es als seine persönliche Ansicht, daß wenn nicht das einzige, doch das wesentlichste Moment in dem unerhörten Preis-Niedergang die Währungs-Calamität bildet. Daß diese ein Ende finde und das Silber von seiner künstlichen Entwerthung erlöst werde, dazu ist wohl noch auf lange keine Aussicht. Für Preußen aber hat die Verschiebung aller Werthverhältnisse eine Folge, welche wohl noch nicht allenthalben ernsthaft genug in's Auge gefaßt ist. Alle Waaren, mit ganz wenigen Aus-

bender Kräfte erschien, das erweist sich so (?) der zur vollen Selbstbesinnung erwachten Persönlichkeit als eine umfassendere Einheit, innerhalb deren in jedem Individuum die Motive und Zwecke sich spiegeln, von denen das Ganze erfüllt ist. Hierin wiederholt sich auf einer höheren Stufe der nämliche Proceß, dem die einzelne Persönlichkeit für sich schon unterworfen war. Wie das wollende Ich den gesammten außerhalb seines Willens gedachten Bewußtseinsinhalt zuerst als einen fremden sich gegenüberstellt, um ihn dann im Selbstbewußtsein wieder zu assimiliren, so trennt sich die einzelne Persönlichkeit zuerst von ihrer gleichgearteten Umgebung, um sich dann mit derselben zu einer vollbewußteren Einheit zu vereinigen." „Aeußerlich", so heißt es weiter, „wird dieser Uebergang des individuellen Bewußtseins in ein Gesammtbewußtsein mit ihm entsprechenden Gesammtwillen durch alle die Momente der Cultur und Sitte bezeichnet, in denen das übereinstimmende Fühlen und Denken einer Gesellschaft sich ausprägt." Also nicht nur ein Gesammtwille, auch ein Gesammtbewußtsein! Sie sind da. Worin sie äußerlich bestehen, ist uns gesagt. Aber innerlich? An sich? oder für sich? Dies bleibt unerörtert. Genug, daß sie da sind und, wie der Verfasser versichert, „die nämliche Ursprünglichkeit und die nämliche Realität haben, wie der Individualwille" (387). Ja wir müssen zu unserer noch größeren Verwunderung schon auf der nächstfolgenden Seite erfahren, daß der Gesammtwille sogar „der Ursprünglichere" ist, daß „die relative Verselbständigung des Einzelwillens immer nur ein Resultat späterer Entwickelung ist", daß, wie schon früher gesagt wurde, „der Mensch sich erst aus einem Zustande socialer Indifferenz (!) heraus individualisirt".

Der Gesammtwille wird nun zum Angelpunkte des ganzen Systems gemacht. Er wird als das gesuchte ethische Subject bezeichnet, welches an Stelle des Individuums als solches eingesetzt wird. Der Gesammtwille, der mehr und anderes sein soll als die Summe der Individuen, denn „aus lauter Nullen läßt sich keine Größe bilden" (428).

Es giebt aber nicht bloß einen, sondern eine ganze Stufenordnung von Gesammtwillen. „Wie die Kräfte des Individualwillens je nach der Macht, die er ausübt und der Gunst der Bedingungen, unter denen er sich entfalten kann, engere und weitere Kreise zieht, so steht ihm auch der Gesammtwille nicht als ein einziger und untheilbarer, sondern als eine Stufenordnung einheitlicher Willensmächte gegenüber. Jede engere Gemeinschaft, welche durch übereinstimmende Vorstellungen und Bestrebungen von dem allgemeinen menschlichen Hintergrunde sich abhebt, repräsentirt einen Gesammtwillen, der in allen den Eigenschaften selbständige Realität besitzt, in denen er als selbstthätige Kraft theils auf die Einzelwillen, die

Notizen.

Preisaufgaben der Rubenow-Stiftung.

1. Geſchichte der öffentlichen Meinung in Preußen und ſpeziell in Berlin während der Jahre 1795—1806.

Es wird verlangt eine auf eindringendem Quellenſtudium beruhende methodiſche Bearbeitung der Aeußerungen der gebildeten Kreiſe über die äußere und innere Politik des Staats, ſoweit ſolche in Zeitungen, Pamphleten, Druckſchriften aller Art zu Tage getreten ſind. Die Darſtellung hat an geeigneten Punkten die Einwirkung jener Aeußerungen ſowohl auf die maßgebenden Perſönlichkeiten wie auf die Volksſtimmung zu würdigen. Erwünſcht wäre ein tieferer Einblick in die etwaigen perſönlichen Motive hervorragenderer Wortführer.

2. Es iſt die geſchichtliche Entwickelung des deutſchen Rechtszuſtandes in Betreff der Begrenzung des Gebietes der ordentlichen Civilgerichtsbarkeit (Zuläſſigkeit des Rechtsweges, Kriterien der Civilprozeßſache) darzulegen.

Die Unterſuchung hat ſpäteſtens mit dem Ausgang des Mittelalters ihren Anfang zu nehmen und kann mit dem Untergange des alten deutſchen Reiches abgeſchloſſen werden. Als Quellen ſind zu berückſichtigen nicht nur die Reichsgeſetze und die Praxis der Reichs-Gerichte, ſondern auch die Territorialrechte und die Praxis wenigſtens der höheren Territorialgerichte.

Die Bewerbungsſchriften ſind in deutſcher Sprache abzufaſſen. Sie dürfen den Namen des Verfaſſers nicht enthalten, ſondern ſind mit einem Wahlſpruche zu verſehen. Der Name des Verfaſſers iſt in einem verſiegelten Zettel zu verzeichnen, der außen denſelben Wahlſpruch trägt.

Die Einſendung der Bewerbungsſchriften muß ſpäteſtens bis zum 1. März 1891 geſchehen. Die Zuerkennung der Preiſe erfolgt am 17. Oktober 1891.

Als Preiſe für die würdig befundenen Arbeiten ſetzen wir je 2000 Mark Reichsmünze feſt.

Greifswald, im Dezember 1886.

Rektor und Senat
hieſiger königlicher Univerſität.
Ullmann.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin

Der ethiſche Evolutionismus Wilhelm Wundt's.

Von

Hugo Sommer.

Ethik. Eine Unterſuchung der Thatſachen und Geſetze des ſittlichen Lebens von Wilhelm Wundt. Stuttgart (Ferd. Enke) 1886.

In einem ethiſchen Syſteme giebt jeder Autor ſein Beſtes. Es ſei, was es ſei; es iſt ſtets ernſter Beachtung werth, wenn es mit Ueberzeugung, Ueberlegung und Geſchick geſtaltet, was im Bewußtſein aller oder vieler lebt. Es iſt dann ein Spiegel der Zeit, ein Act ſyſtematiſch durchgeführter Selbſtbeſinnung, der nur zur Klärung des ſittlichen Bewußtſeins führen kann; mag die Zeitrichtung, welche ſich in ihm ſpiegelt, wirklich lebensfähige Keime des Beſſeren bieten, oder ſich als Verirrung herausſtellen.

Das in dem Wundt'ſchen Buche aufgeſtellte neue Syſtem der Ethik verdient aus dieſem Geſichtspunkte im vollen Maße die Beachtung, welche ihm allſeitig geſchenkt wird. Die Subjectivität des Verfaſſers tritt beſcheiden zurück hinter der Tendenz, welche ihn beherrſcht, hinter einer Tendenz des Zeitbewußtſeins, deren vorherrſchende Ideen „ſein Beſtes" ſind. Sein Syſtem trägt einen durchaus modernen Charakter. Es iſt ein Kind der Gegenwart. Ein Lieblingsgedanke der Gegenwart bildet die Seele deſſelben: der Entwickelungsgedanke. Der Entwickelungsgedanke in der Form und Färbung, wie er gegenwärtig die Gemüther electriſirt. Man denke nur an die Ueberſchwänglichkeiten der Begeiſterung und der Hoffnungen, welche die Hypotheſe Darwins erregte, in der man noch jetzt vielfach die Morgenröthe einer neuen wiſſenſchaftlichen Epoche erglänzen ſieht.

Die hervorragende Rolle, welche der Entwickelungedanke in der Werthſchätzung des Zeitbewußtſeins ſpielt, iſt auch keine zufällige. Sie iſt tief in der Geſtaltung der Ereigniſſe begründet. Keine frühere Zeit

durchwaltenden Vernünftigkeit, die seinen specifischen Wesenscharakter bestimmt. Es ist doch ein anderer Zug und Schwung darin als in diesem Gesammtstrome der Wundtschen Weltentwickelung ohne angebbares Ziel und ohne angebbaren Charakter, der sich nicht einmal selbst macht, sondern durch die Ameisenarbeit ungezählter Individuen ohne eigene sittliche Würdigkeit beständig gemacht wird, der sich in derselben resultatlosen Richtung ohne Ende und ohne Rast durch die Jahrhunderte fortwälzt.

Wahrlich, auch diese spärliche Verwandtschaft giebt dem Verfasser noch keinen Legitimationsbrief, der uns der weiteren Prüfung auch nur theilweise entheben könnte. Er steht auf seinen eigenen Füßen und gilt nicht mehr als er wiegt. Sein System muß sich selbst legitimiren durch das, was es ist und leistet.

Prüfen wir zunächst sein Fundament, die Statuirung des Gesammtwillens, mit dessen Existenz es steht und fällt, denn ohne ethisches Subject keine Ethik. Giebt es wirklich einen Gesammtwillen, der mehr und anderes ist als die Summe der Einzelwillen, die in ihm begrifflich zusammengefaßt werden? Der Beobachtungsquell, aus dem der Verfasser seine Behauptung schöpft, läßt trotz aller Ausdeutungen, Hineindeutungen und Umdeutungen, die er anwendet, um den Gesammtwillen herauszudestilliren, keine Spur davon erkennen. Was wir allein beobachten, sind die Einflüsse, welche die in einem Staate oder einer Gemeinde oder sonstwie vereinigten Menschen auf einander ausüben, also Einflüsse von Individuum zu Individuum, entweder direct oder durch Vermittelung von Schriftsätzen oder sonstigen Spuren menschlicher Thätigkeit. Daß diese stärker sind in dem, wozu die Gemüther durch die gemeinsamen Bedingnisse ihres Vorlebens disponirt sind, sowie in dem, was alle gemeinsam fühlen, denken und wollen, ist selbstverständlich, denn um so öfter wiederholen und verstärken sich ja gegenseitig die erlebten Eindrücke. Nirgends beobachten wir aber mystische Einwirkungen eines über oder zwischen den Individuen auf unangebbare Weise existirenden Gesammtwillens. Was wir erfahren, ist die verstärkende Resonnanz der öfter wiederholten Eindrücke und des Bewußtseins, daß die anderen unsere Interessen theilen, nicht aber Einwirkung eines Gesammtwillens. Wir brauchen diesen großen Unbekannten nicht, um dessen angebliche Einwirkungen zu erklären. Wie dieser sich uns nicht bemerklich machen kann, so kann er auch für sich nichts wollen. Es ist nach eigener Erklärung des Verfassers lediglich „das individuelle Bewußtsein, welches die ihm von außen zugeführten, ihm mit seiner Umgebung gemeinsamen Ideen selbständig verarbeitet, und in sich Willensimpulse entwickelt, die zwar in der allgemeinen Willensrichtung vorgebildet, nicht aber zureichend zusammengefaßt

dingungen, denen wir auf Schritt und Tritt begegnen: Sind die einzelnen Menschen darum viel *besser* — ja sind sie im Durchschnitt nur glücklicher und zufriedener geworden? Beides müssen wir verneinen. Der ganze imponirende Aufschwung des modernen Lebens scheint in der Hauptsache sich auf die öffentlichen und gemeinsamen Angelegenheiten aller beschränkt zu haben. Das Gebiet des Individuallebens, die Domäne der Sittlichkeit im bisherigen Sinne, erscheint nicht mitergriffen von dem Zuge der modernen Fortschrittsbewegung, es scheint abseits liegen geblieben zu sein. Ja noch mehr. Es scheint, als ob alles das, was dem Individualleben bisher Glanz und Farbe verlieh, was ihm seinen Werth und seine Weihe gab, der religiöse Glaube und die Begeisterung für die sittlichen Ideale, als ob alles dies in dem Rahmen der durch die Entwickelung des Wissens erweiterten Gesichtskreise der modernen Weltanschauung seine Stützpunkte verloren habe, als müsse es wie Nebelgestalten zerfließen vor dem scharfen Luftzuge moderner Kritik und dem emporstrebenden Lichte moderner Aufklärung. Es scheint, als sei der Werth des Individuallebens tief herabgesunken unter das bisherige Niveau, als werde das, was bisher das beglückende Heiligthum des Individuums bildete, immer rücksichtsloser hinweggespült durch das Erwachen und Erstarken der *öffentlichen und gemeinsamen Interessen*, welche in immer breiterem und kräftigerem Wellenschlage im Herzen aller die Oberhand gewinnen.

So scheint es, und so behaupten immer zuversichtlicher die Apostel des modernen Entwickelungsideals. Sie stellen dem Individuum die Gesellschaft, der Individualpsychologie die Völkerpsychologie, der Individualethik die Socialethik, dem Individualleben die Idee eines Gesammtlebens gegenüber, und verlegen den Schwerpunkt des Interesses und der Werthschätzung stets in das zweite Glied jener Gegenüberstellungen.

Die beiden Hauptmomente dieser Geistesrichtung, *die Geringschätzung des Individuallebens* einerseits, und andererseits *die Apotheose des Entwickelungsgedankens*, sind die Leitmotive der Wundtschen Ethik.

Sie werden im Geiste des Verfassers zum schöpferischen Quell einer neuen ethischen Weltansicht, deren Eigenart in allen wesentlichen Zügen durch jenen Ursprungscharakter bestimmt ist. Es ist in der That eine neue Welt, in die uns der Verfasser einführt. Neu ist der Maßstab der ethischen Werthschätzung, neu die Aufstellung der ethischen Zwecke, neu sind die Vorschläge zu deren Verwirklichung, neu und höchst überraschend ist sogar die Bestimmung der ethischen Subjecte. Neu und interessant. Ja mehr als das. Mag das Unternehmen des Verfassers, wie er vermeint, eine

unsere Lebenskräfte in den Dienst eines Entwickelungsprocesses stellen, der „bislang keinen Erfolg von bleibendem Werthe abgeworfen hat" und sich voraussichtlich in „derselben" erfolglosen „Richtung, die er von Anfang an genommen hat", ins Unendliche fortspinnen wird. Eines Processes, der principiell Niemandem zu Gute kommen soll, denn das, was für die Individuen dabei etwa an sporadischen Glücksempfindungen abfällt, wird ausdrücklich als an sich werthlose Nebenwirkung bezeichnet, welche nur den Zweck hat, jene um so energischer zur Entwickelungsarbeit anzutreiben. Wir sollen unser Leben den bloßen Entwickelungsgedanken weihen, einem Gedanken rein formaler Natur, ohne Inhalt, ohne Würde!

Blicken wir um uns und betrachten die Menschen, wie sie gehen und stehen. Wer vermag sich denn für ein so trostloses Entwickelungsziel ohne Ende zu begeistern? Welche verbindliche Kraft, welches Interesse wohnt ihm inne, und für wen? Gewiß, es liegt etwas Großes in dem Gedanken einer unendlichen Entwickelung. Aber worin liegt die Größe? Doch wahrlich nicht in dem Formalbegriffe der Entwickelung, sondern in dem, was dabei herausgekommen ist und voraussichtlich noch herauskommen wird. Also in dem Inhalte, in den Entwickelungsergebnissen, welche man sieht oder erwartet d. h. in dem Segen, welchen der Fortschritt den Menschen bereitet, und welcher allein den Maßstab bildet, nach dem der Fortschritt als solcher erkannt und bemessen werden kann. Dieses Segens und dieses Maßstabes beraubt aber der Verfasser sein aufgestelltes Entwickelungsideal, indem er die sittliche Bedeutung des Individuallebens verkennt, dessen Förderung der ganzen Entwickelungsarbeit allein Inhalt und Werth verleihen kann. Was in seiner ethischen Tendenz noch stehen bleibt, ist eine an sich ganz unfruchtbare und unverständliche Bewunderung der beständigen Erweiterung des Wissens und der sonstigen „Culturgüter", welche der Verfasser selbst nicht als solche bezeichnen würde, wenn ihre Vorstellung in seiner Phantasie nicht uneingestandenermaßen und inconsequenterweise wieder belebt würde durch die stillschweigende Rückerinnerung an den Nutzen, den sie den Menschen gewähren, denn ohne solche Nebengedanken wäre gar nicht zu sagen, worin der Fortschritt bestehen könnte; worin die Güte der Culturgüter?

Sehen wir aber auch von diesen Inconsequenzen ab, welche schon in der Aufstellung dieses leeren Entwickelungsideals liegen, und lassen wir jene allgemeine Fortschrittsbewunderung als eine achtbare Gemüthsbewegung in aller Unklarheit gelten. Wer wird denn dadurch zur sittlichen Arbeit angetrieben? Wie viel Menschen sind es denn, welche vermöge

haupt nichts. „Mag es noch so reich beglückt und vollkommen sein, es ist ein Tropfen im Meer des Lebens. Was können sein Glück oder sein Schmerz für die Welt bedeuten?" (S. 431.) Die sittliche Aufgabe kann sich nicht darauf beschränken: „zu leben, günstigen Falls das Leben zu genießen und schließlich zu sterben, um anderen Platz zu machen". (S. 489.) Der Grund dieser Geringschätzung liegt in jenen herrschenden Voreingenommenheiten, durch deren verhängnißvollen Druck die sittliche Weltansicht des Verfassers an dieser entscheidenden Stelle bestimmt wird. Alle Individualinteressen erscheinen ihm sittlich werthlos, weil er sie alle unter den Allgemeinbegriff einer Lust rubricirt, die ihm nur sinnliches Wohlbehagen bedeutet. Alle Willensimpulse der Individuen führt er auf einen im besten Fall ethisch indifferenten Egoismus zurück. Er verkennt also das, was hier die Hauptsache ist, die sittliche Naturanlage und das dieser entspringende Grundinteresse des Menschen.

Das ist sein Grundirrthum. Aber Hand in Hand damit verfällt er einem zweiten, der ebenso verhängnißvoll ist als jener. Auch darin irrt er, worin er sich am Sichersten fühlt, und worin landläufige Vorurtheile von gutem Ansehen ihn am meisten unterstützen: in der unbedingten Verweisung des Egoismus und Eudämonismus aus dem Gebiete der Ethik.

Macht man Ernst mit solcher Verweisung, so unterbindet man aller Ethik die Lebensadern. Die Beziehung auf das Selbst des Wollenden und dessen Wohl liegt in der Natur alles Wollens und ist die Seele alles Wollens, aus der alles Wollen seine Impulse empfängt und seine Kraft schöpft, nur allein schöpfen kann. Lahm und blind ist jeder Wille in Bezug auf alles, was auf den Wollenden selbst keinen Bezug hat und dessen Interesse nicht erregt. Man kann dem Lahmen nicht gebieten, zu gehen, nicht dem Blinden, zu sehen. Ebenso wenig kann man dem Menschen vorschreiben, zu wollen, was ihn selbst nicht angeht, was ihm gleichgültig ist. Es heißt deßhalb, der Sittlichkeit die Lebenswurzeln abgraben, wenn man die lebendigen Kräfte verdächtigt und lahm legt, welche allein zum Handeln überhaupt, also auch zum sittlichen Handeln antreiben, und nur allein antreiben können: die Beziehung auf das Selbst und dessen Befriedigung. Nur im Selbst und dessen Befriedigung kann die Ethik ihren Stütz-, Quell- und Zielpunkt finden, nur aus dem, was dem Wollenden selbst werthvoll und heilig ist, kann sie ihre verbindliche Kraft schöpfen. Das Selbst zu veredeln, d. h. das Sittliche zum Gegenstande seines höchsten Strebens und seiner höchsten Befriedigung zu machen, das allein kann Aufgabe einer Ethik sein, welche wirken und den Willen verbinden soll. Man verfälscht und entwerthet die Beziehung auf das Selbst,

schen Verhältnisse allein erschlossen sein kann. Sie ist die Folge davon, daß er den göttlichen Urquell alles Lebens und aller Werthe des Lebens verkennt, der sich jedesmal aufs Neue erschließt, wenn ein Mensch zur Welt geboren wird. Sie ist die Folge davon, daß sich in dem ganzen Systeme keine Anfatzpunkte für die Achtung und das Verständniß der sittlichen Bestimmung des Menschen finden, einer Bestimmung, der jeder ohne Ausnahme theilhaftig ist, und die jeder, er mag noch so gering sein, in seiner besonderen Lebenssphäre erfüllen kann. Wir kommen hier auf das vorhin Gesagte zurück. Eine allgemeingültige Beantwortung der Frage: was sollen wir thun? giebt es nur dann, wenn unter den „wir" nicht blos die oberen Zehntausend, sondern alle Glieder der Menschheit verstanden werden, wenn die sittliche Veranlagung eine Mitgift der allgemeinen menschlichen Natur ist. Die Beantwortung kann auch nur in der Aufschließung des Sinnes und Inhaltes der sittlichen Bestimmung des Menschen bestehen, deren Erfüllung das Grundinteresse der menschlichen Natur bilden soll, für jeden, in jedem Augenblick. Praktisch brauchbar ist nur ein solches sittliches Princip, welches für alle, ohne Ausnahme, die gleiche Geltung, die gleiche verbindliche Kraft, die gleiche läuternde und heiligende Macht hat; ein Princip, das sich bewährt und durchführen läßt in allen Berufsarten, im Rahmen aller Lebensschicksale, mögen sie äußerlich noch so unscheinbar sein. Es giebt nicht vier verschiedene sittliche Imperative, welche sich an verschiedene Klassen der Bevölkerung wendeten, sondern nur einen, der allen vorschreibt, was sie sollen, der allen verständlich und einleuchtend ist, der in allen besonderen Vorschriften nur besondere Formen seiner Verwirklichung findet; jeder kann daraus in jeder Situation des Lebens die Entscheidung dessen finden, was er thun soll. Mögen die Lebensschicksale, die besonderen Aufgaben der Einzelnen noch so verschieden sein, der höchste sittliche Lebenszweck, den sie alle fördern sollen, jeder auf seine Weise und mit seinen Mitteln, ist für alle derselbe. Jeder erfüllt ihn, der getreulich ausharrt auf dem Posten, der ihm durch sein Lebensschicksal zugewiesen ist, und jeder Posten hat im Organismus des Ganzen seine relative Bedeutung. Das Ausharren auf seinem Posten muß aber das höchste Lebensinteresse aller sein. Solche Lebensgestaltung, die jedem erreichbar ist, ist vollbewußte Sittlichkeit, mögen das Leben, der Gesichtskreis und die Leistungskraft dessen, der sein Leben in diesem Sinne gestaltet, noch so gering sein. Solche Gesinnung ist nicht ein Vorrecht der oberen Zehntausend, sondern ein Strahl des Göttlichen, der das Leben auch des Aermsten und Geringsten zu erhellen und tiefer zu beseligen vermag, als alle Vorzüge des Geistes und der Geburt, der Stellung, des Reichthums und der

des Individualismus für alle Zeiten und für alle Culturvölker grundlegend und maßgebend bestimmte? Das Christenthum steht ihm als eine der räthselhaftesten Erscheinungen in der Geschichte da, deren Wirkungen ihm völlig unbegreiflich sind. (260.) Er weiß damit nichts anzufangen. Nur die Aeußerlichkeiten, die dogmatische Formulirung der Glaubensartikel, „der Charakter der Gebundenheit", „die Einheit der kirchlichen Leitung" u. a. fallen ihm in die Augen und scheinen ihm charakteristisch. Daß aber, ganz abgesehen von diesen äußerlichen Erscheinungsformen, dem menschlichen Herzen hier ein Evangelium erschlossen wurde, eine neue Welt des Gemüths, deren Glanz und Tiefe alles Vorangegangene überstrahlte und den unendlichen Werth des Individuallebens für alle Zeiten zum Bewußtsein brachte, davon hat der Verfasser keine Ahnung. Der edelste Theil des Individuallebens bleibt ihm verschlossen. Dies ist der bedenklichste Mangel, der nicht nur die Darstellung des Verfassers, sondern die ganze Zeitrichtung drückt, deren Ideale er gestaltet.

Da er blind ist für die ethische Bedeutung des Individuallebens, so sucht er nach einem anderen Subjecte, das über Eudämonismus und Egoismus erhaben und geeignet erscheint, seinen ethischen Anforderungen zu genügen. Er verläßt das Gebiet der Erfahrung, des vollen, warmen Lebens, und versteigt sich in eine abstracte Begriffssphäre, wo die Regungen des individuellen Lebens keine Stätte und keine Kraft mehr haben.

Um ein ethisches Subject zu erlangen, schreitet er zu einer metaphysischen Construction, denn anders können wir die nachfolgende Grundlegung seiner Ethik kaum bezeichnen. Doch möge der Leser selbst entscheiden: „Die selbstbewußte Persönlichkeit handelt nicht aus reiner Spontaneität, sondern sie bleibt zwei Einflüssen unterworfen, welche ihren Willen mitbestimmen. Einerseits den allgemeinen äußeren Naturbedingungen, die dem Willen überall bald hemmend bald fördernd begegnen." Andererseits „dem Wollen anderer gleichartiger Persönlichkeiten, mit denen sich der einzelne Wille begegnet". Dieser zweite Einfluß ermuthigt ihn zu der Behauptung, „daß der individuelle Wille sich selbst als Element eines Gesammtwillens wiederfinde, von dem er in seinen Motiven und Zwecken getragen sei". Mit dieser Behauptung, die uns unter dem harmlosen Titel eines einfachen Beobachtungsergebnisses dargeboten wird, ist die metaphysische Basis fertig, die den Neubau der evolutionistischen Ethik des Verfassers zu tragen bestimmt ist. Doch wir wollen den Act dieser Grundlegung den Verfasser selbst in allen Einzelnheiten vor unseren Augen vollziehen lassen: „Was vom Standpunkte des Individuallebens aus — so folgert er S. 386 nach Aufstellung obiger Behauptung — zuerst als eine Summe getheilter und sogar widerstre-

Volksklassen zu suchen sein, und dazu gehört vor allen Dingen die unbedingte Anerkennung ihrer Menschenwürdigkeit und die Beschaffung eines menschenwürdigen Daseins für dieselben.

Nicht gründlicher kann man dieser unabweislichen Aufgabe entgegenarbeiten, als wenn man die sittliche Natur des Menschen so aufrichtig verkennt wie der Verfasser, der nur einen Maßstab individueller Lebensbefriedigung gelten läßt, den farblosen und nichtssagenden Allgemeinbegriff der Lust, und keinen anderen Antrieb individueller Lebensbethätigung als die Selbstsucht. Nicht schneidiger und unverständiger kann man die Verbitterung der unteren Volksklassen steigern, als wenn man ihnen die sittliche Vollbürtigkeit bestreitet, wie der Verfasser thut, indem er ein sittliches Lebensideal aufstellt, das nur den oberen Zehntausend überhaupt verständlich und erreichbar sein kann.

Der Verfasser freilich ist von der Alleinberechtigung seines Entwickelungsideals so sehr überzeugt, daß er das ganze Leben, das individuelle, das gesellschaftliche, das staatliche, daß er Recht und Staatsverwaltung und alle öffentlichen Einrichtungen nach seiner Entwickelungsschablone zuschneiden möchte. Sein Hauptbestreben ist, die ethische Prävalenz des Staates über die Einzelnen praktisch zur Durchführung zu bringen. „Der Staat ist seiner selbst, nicht der Menschen willen da." Auch „das Recht ist nicht der Einzelnen wegen da" (488). „Das Recht enthält die Zwecke, die sich der Staatswille setzt, die Rechtsordnung die Mittel, durch die er diese Zwecke zu erreichen sucht" (497). „Das Strafrecht ist ein Recht des Staates, bei welchem Rechts- und Pflichtsubject zusammenfallen, denn beides ist der Staat selber" (494). Die subjectiven Rechte sollen vom Staate nur deßhalb und nur insoweit als solche anerkannt und geschützt werden, als sie sittlichen Zwecken (d. h. Staatszwecken) dienen. Das Eigenthum ist kein Gut, das „um seiner willen da wäre". Es würde abzuschaffen sein „wenn in ihm nicht ein Sporn zur Thätigkeit läge, der der allgemeinen Entwickelung zu Gute kommt" (495). „Ein Erbrecht, das gesetzlich Seitenverwandte umfaßt" und „vollends das testamentarische Verfügungsrecht" betrachtet der Verfasser als „Sonderbarkeiten der heutigen Rechtsbildung", welche den Consequenzen seiner Theorieen auf's Schroffste widersprechen.

Die Verkehrtheit dieser Consequenzen liegt auf der Hand. Jedermann sieht ein, daß die Menschen nicht leben, um zur Bewunderung der Historiker interessante Beispiele von Staatsverfassungen oder Rechtsbildungen zu liefern, oder um ihre Kräfte zur Hervorbringung einer allgemeinen Entwickelungskomödie ohne Ende aufzuwenden, von der principiell Niemand etwas haben soll, als die als Statisten herbeiconstruirten Ge-

unter ihm enthalten sind, theils auf die ihm übergeordneten Lebenskreise einwirkt. So ist der Individualwille nur das letzte Glied einer Stufenfolge, deren aufsteigende Ordnung sich schließlich im Unendlichen verliert" (396).

Wir glauben dem Verfasser einstweilen, um zunächst die Früchte seiner Behauptungen zu pflücken.

In der That, für den Verfasser eine ergiebige Ernte. Er hat dadurch erlangt, dessen er bedurfte, um seiner evolutionistischen Ethik eine Stätte der Entfaltung zu bereiten. Im Gesammtwillen kann sich ja nun vollziehen, was das Object der sittlichen Werthschätzung des Verfassers bildet, jener bewundernswerthe Entwickelungsproceß der „objectiven geistigen Werthe", welche so hoch erhaben sein sollen über den egoistischen Interessen des verachteten Individuallebens. Der Gesammtwille bleibt, während die Individuen vergehen, die Gesammtentwickelung schreitet stetig fort und überdauert die Generationen. Im Gedanken der Gesammtentwickelung concentrirt sich die ganze sittliche Werthschätzung des Verfassers. Nur zwei Ziele des sittlichen Wollens scheinen ihm erdenklich: „die öffentliche Wohlfahrt" und „der allgemeine Fortschritt". Wohlgemerkt, die öffentliche Wohlfahrt „nicht als Summe der Einzelwohlfahrten der Individuen"; der Fortschritt „nicht als Fortschritt der Individuen". Beide Zwecke haben vielmehr nur insofern sittlichen Werth, als sie sich „in der Herstellung objectiver geistiger Werthe vereinigen, welche aus dem gemeinsamen Geistesleben der Menschheit hervorgehen, um dann wieder auf das Einzelleben veredelnd zurückzuwirken, nicht damit sie sich hier in eine objectiv werthlose Summe von Einzelglück verlieren, sondern damit aus der schöpferischen Kraft individuellen Geisteslebens neue objective Werthe von noch reicherem Inhalte entstehen" (431). Die uns erreichbaren Objecte des Sittlichen sind „die allgemeinen Erzeugnisse menschlicher Gemeinschaft, wie sie insbesondere in Staat, Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Cultur in die Erscheinung treten". „Da aber alle diese Objecte ihren Ursprung nur im Willen haben, und da demnach das eigenste Wesen des Sittlichen unaufhörliches, nie rastendes Streben ist, so kann zugleich eine einmal erreichte sittliche Stufe niemals als bleibender Zweck betrachtet werden." „Der letzte Zweck des Sittlichen wird so zu einem idealen, in der Wirklichkeit nie erreichbaren" (434). Dieses Ideal des sittlichen Strebens kann, so fügt der Verfasser hinzu, „nicht die Ethik mit ihren Begriffen", sondern nur „die Religion mit ihren das Sinnliche durch übersinnliche Forderungen, die sie symbolisch gestaltet, ergänzenden Vorstellungen sich unterfangen so zu gestalten, als wenn

man auch die Einsicht in sich befestigen, daß die Stärkung des sittlichen Bewußtseins in allen Volksklassen der einzige erfolgreiche Weg zur Lösung jener drohenden Conflicte und Spannungen ist, welche sich in der energischen, kräftigen und rastlosen Neugestaltung der modernen Lebensverhältnisse eingestellt haben. Möge man vor Allem sich vergegenwärtigen, daß die zahlreichen Opfer, ohne welche jene Conflicte nicht zu lösen sind, nur von opferwilligen Seelen dargebracht werden können, d. h. von solchen, welche ein höheres Lebensziel kennen, als der Verfasser dem Menschen zugesteht, als blos „zu leben, günstigen Falls das Leben zu genießen und schließlich zu sterben, um anderen Platz zu machen".

Nationalitätenfragen in Oesterreich.

Wenn wir von den Ländern der ungarischen Krone, dem Königreiche Ungarn und dem demselben einverleibten Siebenbürgen, von Kroatien und Slavonien absehen, so werden die Debatten in den 17 Landtagen der sogenannten Reichsrathsländer, die man unter dem Namen „Oesterreich", „Cisleithanien", „die im Reichsrathe vertretenen Länder", zusammenfaßt, in nicht weniger als 9 Sprachen geführt. In den Landtagen wird deutsch, italienisch, rumänisch, polnisch, ruthenisch, tschechisch, slovenisch, serbisch und kroatisch gesprochen. Auch in dem gemeinsamen Abgeordnetenhause hat nach der bisherigen Uebung jeder Redner das Recht in einer dieser Sprachen das Wort zu ergreifen. Nur der Wunsch verstanden zu werden zwingt die Redner nicht deutscher Nationalität in den weitaus meisten Fällen sich der deutschen Sprache zu bedienen. Doch wurden im Abgeordnetenhause schon tschechische, italienische, serbische Reden gehalten.

In jeder der erwähnten 9 Sprachen erscheinen periodische Blätter. Doch besitzt Oesterreich-Ungarn keine Zeitung, keine Rundschau, welche eine eingehende, sachliche Uebersicht über die Vorgänge in den verschiedenen Nationalitäten brächte. Die Blätter der einen Nationalität nehmen von den Bestrebungen der anderen Nationalitäten meist nur dann Notiz, wenn sie mit diesen in Streit gerathen. Seitdem das Ministerium Taaffe-Dunajewski-Prazak die Geschäfte leitet, sind die Blätter, welche die Bedrängniß der Deutschen in den Ländern mit national gemischter Bevölkerung darstellen, häufigen Drangsalirungen insbesonders Confiscationen ausgesetzt. Die in Oesterreich besonders wohlorganisirte officiöse Presse, die zahlreichen officiösen Correspondenten, deren Zuschriften häufig selbst in gut deutsche Blätter sich den Zutritt zu verschaffen wissen, verbreiten, zumal wenn es sich um Deutsche, Italiener, Ruthenen handelt, mit Eifer und Geschick irrige Ansichten.

Eine kurze Darstellung der Nationalitätenfrage in Oesterreich findet um so größere Schwierigkeiten, als nicht nur sehr verschiedene Nationali-

tätenverhältnisse, sondern auch ein sehr verschiedenes Nationalitätenrecht in den größeren und kleineren Reichsrathsländern besteht. Von den 17 Kronländern Oesterreichs sind 4, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg und Vorarlberg einsprachig. Die Bevölkerung ist deutsch, keine der anderen Nationalitäten erreicht 3% der Bevölkerung.

Länder mit 2 Nationalitäten sind Böhmen und Mähren, die von Deutschen und Tschechen, Kärnthen, Steiermark und Krain, die von Deutschen und Slovenen, dann wenn man von den Rhäto-Romanen absieht, die bisher im öffentlichen Leben weder als politische noch als nationale Partei aufgetreten sind, Tirol, das von Deutschen und Italienern, Görz-Gradiska, das von Italienern und Slovenen, endlich Dalmatien, das von Italienern und Serbo-Kroaten bewohnt wird.

Drei Nationalitäten, Deutsche, Polen und Tschechen bewohnen Schlesien; Deutsche, Polen und Ruthenen Galizien; Italiener, Serbokroaten und Slovenen Istrien; Deutsche Italiener und Slovenen Triest.

In der Bukowina endlich leben 4 Nationalitäten, Deutsche, Polen, Ruthenen und Rumänen, zu denen noch magyarische Colonien hinzukommen, welche freilich nur $1^3/_4$% der Bevölkerung ausmachen. Allerdings bedürfen diese Angaben, die sich auf das Ziffernmaterial der letzten Volkszählung stützen, einer wichtigen Correctur. In mehreren Kronländern ist die Zahl der Deutschen eine sehr geringe, sie sinkt tief unter 3% der Gesammtbevölkerung. Dies ist in Istrien und Görz der Fall. Es wäre aber unrichtig die Bedeutung und den Einfluß des deutschen Elementes nur nach diesen Zahlen zu bemessen. Da auch in diesen Ländern die Deutschen durch Bildung und Wohlstand hervorragen, überdies fast alle älteren gebildeten Männer der anderen Nationalitäten deutsch verstehen und mehr oder minder geläufig sprechen, ist die Bedeutung der deutschen Sprache wenngleich die italienische in diesen Ländern vorwiegt, eine viel größere als man nach diesen Zahlenverhältnissen annehmen dürfte.

Zum ersten Mal wurden in Oesterreich bei der letzten allgemeinen Volkszählung auch Erhebungen über die Umgangssprache der Bewohner vorgenommen. Diese Volkszählung fand nach dem Stande vom 31. Dezember 1880 statt. Der Statistiker Schimmer hat in der vom Bureau der k. k. statistischen Centralcommission herausgegebenen in Wien erscheinenden statistischen Monatsschrift eine Abhandlung „die einheimische Bevölkerung Oesterreichs nach der Umgangssprache" veröffentlicht*). Aus den Tabellen, welche in der fleißig gearbeiteten Abhandlung enthalten sind, stellen wir nachfolgende Uebersicht der Resultate der Volkszählung

*) VIII. Jahrgang 3 Heft.

ſind, um als actuelle Kräfte wirkſam zu werden" (396). Der Geſammtwille ſelbſt iſt alſo jedenfalls ein impotentes Weſen. Wir brauchen ihn nicht, um ſeine angeblichen Thaten zu erklären. Die Individuen machen alles. Er bleibt ſtets über, wo die Action beginnt. Er bleibt auch über, wo ſie endet. Er kann ſich nicht einmal paſſiv betheiligen, ſich nicht deſſen freuen, was die Individuen thun, denn er hat ja kein Bewußtſein von ſich, kein Gefühl, keine Intereſſen. Er iſt ein reiner Statiſt, welcher die Rolle nicht ſpielen kann, die ihm der Verfaſſer zugedacht hat. Die ganze Rolle iſt überflüſſig. Dies iſt die Hauptſache. Nirgends kommt durch die Einſchiebung des Geſammtwillens ein Plus heraus, das die Individuen nicht ſelbſt zu Tage brächten. Das Plus, was der Verfaſſer hier offenbar im Sinne hat, erklärt ſich nicht aus der Subſtantialiſirung der Verbände, in denen die Menſchen ſtehen, ſondern daraus, daß die Menſchen in ſolcher Art verbunden ſind und ſich gegenſeitig Hülfe leiſten. Es liegt auf der Hand, daß der Einzelne, der in ſolchen Verbänden ſteht, wenn er auch dadurch beſchränkt und zu Gegenleiſtungen verpflichtet iſt, doch einer Erhöhung und Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes und ſeines Könnens theilhaftig wird, deren er ſich nicht erfreuen würde, wenn er iſolirt daſtände. Es liegt auch auf der Hand, daß durch das Zuſammenwirken aller mehr herauskommt, als wenn jeder iſolirt für ſich die Arbeit thäte. Aber nicht die Verbände, ſondern die alſo verbundenen Individuen ſchaffen das Plus. Beſtehen doch die Verbände ſelbſt nur allein in der fortgeſetzten Anerkennung Seitens der darin vereinigten Individuen! Der Verfaſſer, indem er dieſen Sachverhalt willkürlich umdeutet, indem er die Verbände, die ſogenannten Geſammtwillen, als die ſittlichen Agenten hinſtellt, die ſittliche Natur der wahren Agenten, der Individuen, aber verkennt, gründet ſeine Ethik auf eine Begriffswelt, der nichts in der Wirklichkeit entſpricht. Die Geſammtwillen ſind Geſammtbegriffe, die nur in der Anerkennung der Individuen Wirklichkeit haben, nicht aber für ſich beſtehen, leben und wirken können. Sie können nicht Zweckſubjecte des Sittlichen ſein. Ohne ethiſche Subjecte keine Ethik. Die Ethik des Verfaſſers kann ebenſowenig auf eigenem Baugrunde ſtehen, wie auf irgend einem hiſtoriſchen Fundamente.

Richten wir nun unſeren Blick von dem Fundamente aufwärts nach der Spitze des Syſtems, betrachten wir den höchſten ſittlichen Zweck, das aufgeſtellte Entwickelungsideal, ſo werden wir nicht minder enttäuſcht.

Der Prüfſtein einer jeden Ethik iſt ihre praktiſche Brauchbarkeit. Wir verlangen auf die Frage: was ſollen wir thun? eine allgemeingültige Antwort. Die Antwort des Verfaſſers lautet: Wir ſollen alle

Länder.	Summe der zuständigen Bevölkerung	Deutsch	Böhmisch Mährisch Slovakisch	Polnisch	Ruthenisch	Slovenisch	Serbisch-Kroatisch	Italienisch-Ladinisch	Rumänisch	Magyarisch
Nieder-Oesterreich	2.169.032	2.100.574	61.257	2.270	1.926	1.611	1.065	899	28	-
	100	96.84	2.82	0.11	0.05	0.07	0.05	0.04	—	—
Ober-Oesterreich	752.064	748.050	3.821	31	10	20	4	97	1	—
	100	99.47	0.50	0.01	—	—	—	0.02	—	—
Salzburg	159.773	159.297	326	3	2	17	2	126	—	—
	100	99.70	0.21	—	—	0.01	—	0.08	—	—
Steiermark	1.186.393	794.841	2.512	134	6	388.419	55	428	3	—
	100	67.00	0.21	0.01	—	32.74	—	0.04	—	—
Kärnthen	344.064	241.585	297	10	—	102.252	1	119	—	—
	100	70.22	0.03	—	—	29.72	—	0.03	—	—
Krain	477.607	29.392	44	21	—	447.366	266	317	1	—
	100	6.15	0.05	—	—	93.72	0.01	0.07	—	—
Triest und Gebiet	120.515	5.141	92	6	—	26.268	126	88.887	—	—
	100	4.27	0.08	—	—	21.79	0.10	73.76		—
Görz u. Gradisca	206.019	2.659	58	8	—	129.857	12	73.425	—	—
	100	1.29	0.03	—	—	63.03	0.01	35.64		—
Istrien	284.154	4.779	316	30	2	43.004	121.732	114.291	—	—
	100	1.68	0.11	0.01	—	15.14	42.84	40.22		—
Tirol	794.445	432.062	430	69	1	899	9	360.975	—	—
	100	54.39	0.05	0.01	—	0.11	—	45.44		—
Vorarlberg	102.679	101.197	34	3	—	17	—	1.427	1	—
	100	98.56	0.03	—	—	0.02	—	1.39	—	—
Böhmen	5.527.263	2.054.174	3.470.252	1.308	1.285	67	37	141	4	—
	100	37.17	62.79	0.02	0.02	--	—	—	—	—
Mähren	2.140.820	628.907	1.507.328	3.083	927	25	7	70	473	—
	100	29.38	70.41	0.15	0.04	—	—	—	0.02	—
Schlesien	550.662	269.338	126.385	154.887	7	2	6	36	1	—
	100	48.91	22.95	28.13	—	—	—	0.01	—	—
Galizien	5.938.461	324.336	5.541	3.058.400	2.549.707	96	14	91	276	—
	100	5.46	0.09	51.50	42.94	—	—	—	0.01	—
Bukowina	568.458	108.820	1.738	18.251	239.690	38	—	24	190.005	9.887
	100	19.14	0.31	3.21	42.17	—	—	—	33.43	1.74
Dalmatien	471.827	3.382	477	25	2	351	440.279	27.305	6	—
	100	0.72	0.10	0.01	—	0.07	93.31	5.79	—	—
Summe	21.764.231	8.008.564	5.180.908	3.236.534	2.792.667	1.140.364	563.615	668.553	190.799	9.887
	100	36.76	23.77	14.86	12.81	5.23	2.58	3.07	0.88	0.05

zehnte die Deutschen an Zahl relativ nicht zurückgegangen. Es geschah dies insbesonders durch die starke Zunahme der Bevölkerung in Wien und den deutsch-böhmischen Industriebezirken. Noch mehr haben die Polen und zwar auf Kosten der Ruthenen gewonnen. In Steiermark dürften die Deutschen an relativer Volkszahl auf Kosten der Slovenen, in Triest die Italiener auf Kosten der Deutschen und Slovenen, ebenso in Görz, Gradiska und Istrien die Italiener auf Kosten der Slovenen und Serbo-Kroaten gewonnen haben. In Dalmatien dringen die Serbo-Kroaten auf Kosten der Italiener vor.

Die Kämpfe der Nationalitäten sind in unserer Zeit nicht schärfer, nicht heftiger als in gar manchem längst vergangenen Jahrhundert. Nicht unsere Zeit hat die Nationalitätenfrage zum ersten Mal oder bedeutend heftiger, als dies schon vor Jahrhunderten der Fall war, aufgeworfen. Deutsche und Tschechen, Deutsche und Slovenen, Polen und Ruthenen, Italiener und Slovenen standen schon vor vielen Jahrhunderten in demselben Verhältnisse, wie derzeit. Die rücksichtslosesten und gefährlichsten Gegner der Deutschen waren stets die Tschechen. Derselbe Geist rücksichtslosester Feindseligkeit erfüllte die von den Tschechen erzwungenen Sprachenverordnungen von 1880 und 1886, die Fundamentalartikel wie die Denkschriften des tschechischen Landtags- und Reichsraths-Clubs unserer Zeit, welcher vor vielen Jahrhunderten schon auf dem böhmischen Landtag des Jahres 1435 den Adel verlangen ließ, daß kein Deutscher Beamter sein, noch irgend ein Schloß oder Gut in Böhmen besitzen dürfe. Damals verlangte die tschechische Bürgerschaft, kein Deutscher dürfe, auch wenn er utraquistisch abendmahle, auch nur eine Raths- oder Beamtenstelle bekleiden. Die hussitische Bewegung führte zur Zerstörung zahlloser deutscher Städte, ihre Dauer und Hauptkraft zog sie daraus, daß die Deutschen ihrer Güter beraubt und aus dem Lande vertrieben wurden. Fast zwei Jahrhunderte später unterdrückt das böhmische Sprachengesetz vom Jahre 1615 in beispielloser Unduldsamkeit auch den letzten deutschen Laut, der im Lande gesprochen wurde. Sollte doch von der Zeit dieses Landtagsbeschlusses an nicht einmal gestattet sein in privaten Zusammenkünften deutsch zu reden, wer dies thue, müsse binnen einem halben Jahre das Land räumen. Kein Deutscher, der der tschechischen Sprache nicht kundig sei, solle Einwohner des Landes, Bürger einer Stadt werden dürfen.

Zwischen Deutschen und Slovenen war der Gegensatz, wenngleich stets vorhanden, doch minder schroff. Der Adel ist in Steiermark, Kärnthen und Krain rein deutsch. — Noch heut wie vor Jahrhunderten reicht ein nicht ganz unbedeutender Theil der Slovenen, der den Werth

deutscher Sprache und Bildung nicht verkennt, dem Deutschthum freundlich die Hand.

So wenig Deutsche und Polen auch in den Ländern, die derzeit Oesterreich bilden, einander geneigt waren und sind, das Verhältniß zwischen ihnen war doch nie durch längere Zeit ein so leidenschaftlich feindliches wie das zwischen Deutschthum und Tschechen. Gleiche Confession, die Bundesgenossenschaft gegen den gefährlichsten Gegner, ehemals das Osmanenreich jetzt Rußland, in früherer Zeit die häufigen Candidaturen österreichischer Herzöge um die polnische Königskrone ließen die vorhandene Abneigung nie zu dauernder Feindschaft und Gehässigkeit emporkommen. Dagegen war die Gegnerschaft zwischen Polen und Ruthenen vor Jahrhunderten eine ebenso heftige wie heut. Der Kampf zwischen der polnischen Adelsrepublik und den kleinrussischen Kosaken-Milizen unter Chmielnicki und dessen Nachfolgern haben zum Untergang Polens ganz wesentlich beigetragen.

Das Verhältniß zwischen Italienern und Slovenen in Görz-Gradiska und Triest, zwischen Italienern und Serbokroaten in Istrien und Dalmatien war in vergangenen Jahrhunderten das von Herren und Beherrschten, Kriegführern und Söldnern. Derzeit erinnern die Vorgänge in Dalmatien vielfach an jene in Böhmen. Derselbe Eifer der Kroaten wie der Tschechen, dort das Kulturvolk der Deutschen zu verdrängen oder doch an die Wand zu drücken.

Man sollte glauben, daß in einem Staate, in dem so viele Völker neben einander wohnen, seit Jahrhunderten so viele noch heute nachwirkende Kämpfe der Völker unter einander vorgekommen sind, alle Regierungen, alle Parteien ihr Hauptaugenmerk darauf richten, ein recht genaues Sprachenrecht festzustellen, insbesonders den Gebrauch der verschiedenen Sprachen in Gericht, Amt und Schule festzustellen. Dies ist bisher nicht geschehen. Für einen großen Theil der Fragen, die in Betracht kommen, fehlen Bestimmungen überhaupt, für einen großen Theil fehlen gesetzliche Normen und existiren lediglich Verordnungen, die nur zu oft nicht sachlicher, ruhiger Erwägung sondern dem Parteigeist und der Parteileidenschaft entsprungen sind.

Vor Allem muß sich in Oesterreich die Gesetzgebung die Frage stellen, welche Bedingungen in sprachlicher Beziehung erfüllt werden müssen, damit der Staat bestehen könne, nicht großen von Jahr zu Jahr steigenden Schaden leide. In einem Staate der Gegenwart, in welchem wie dies selbst in Oesterreich geschehen muß, die einzelnen Verwaltungszweige für den ganzen Staat durch die betreffenden Ministerien geleitet werden, über allen Gerichten dieselben obersten Gerichtshöfe, der Oberste

Gerichts- und Cassationshof, der Verwaltungsgerichtshof, das Reichsgericht stehen, eine einheitliche Armee für nothwendig erkannt wird, müssen gewisse wichtige Consequenzen dieser Thatsachen auch für die unteren administrativen richterlichen und Gemeindebehörden, für Hochschulen, Gymnasien und Realschulen ja selbst für Volksschulen gezogen werden. Auch der wohlwollendste Beurtheiler wird nicht behaupten können, daß dies bisher geschehen sei.

Nur Weniges auf diesem für Oesterreich so hochwichtigen Gebiete ist durch Gesetze geordnet, aber auch diese sind, wie die principiellen Bestimmungen der Staatsgrundgesetze unbestimmt, vieler Deutungen fähig. Wenngleich sie die sachliche Grundlage für die spätere Gesetzgebung und die Verordnungen bieten sollten, tragen sie doch den Charakter der bloßen Gelegenheitsgesetzgebung. Noch mehr nur auf das Bedürfniß des Augenblicks sind die zahlreichen Verordnungen berechnet, die für einzelne Kronländer in Bezug auf die Verwendung der Landessprache in Amt, Gericht und Schule erlassen worden sind. In den letzten Jahren sind die vom gegenwärtigen Ministerium erlassenen wichtigsten Sprachenverordnungen, so jene für Böhmen, Mähren u. s. w. das Endergebniß parlamentarischer Verlegenheiten der Regierung. Um diese oder jene frondirende Partei oder auch nur Fraction der Mehrheit zu erhalten, werden Sprachenverordnungen erlassen. Bisher erfolgten dieselben stets auf Kosten der ohnedies über alle Maßen beschränkten Geltung der deutschen Sprache.

Es muß als ein sehr bedauerliches Versäumniß sowohl des Bürgerministeriums, als des Ministeriums Auersperg bezeichnet werden, daß diese centralistischen Regierungen, welche von den liberalen wie von den conservativen Centralisten unterstützt wurden, somit über sehr große Majoritäten verfügten, die legislative Formulirung eines österreichischen Sprachengesetzes unterließen. Wohl wurde unter dem Bürgerministerium der Art. 19 der Staatsgrundgesetze geschaffen, welcher die Nachahmung einer Bestimmung der belgischen Verfassung, das Verhältniß der Sprachen der einzelnen Kronländer, der sogenannten Landessprachen, sowie jener, die in den einzelnen Theilen der Kronländer üblich sind, der sogenannten landesüblichen Sprachen feststellt.

Wir wollen gegen die Minister und Abgeordneten jener Zeit nicht den Vorwurf erheben, daß diese Bestimmungen unklar und vieldeutig seien, denn den Interpretationskünsten einer tschechischen, polnischen oder slovenischen Majorität hätte wohl keine noch so vortreffliche Fassung genügenden Widerstand geleistet. Schlimmer war das Versäumniß, daß im Art. 19 wohl dafür vorgesorgt wurde, daß alle Volksstämme des

Reiches für gleichberechtigt erklärt wurden, so daß Niemand wegen der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volksstamme eine Zurücksetzung erfahren darf, daß auch die Gleichberechtigung der landesüblichen Sprachen ausgesprochen wurde, ferner, eine Erinnerung an das böhmische Sprachenzwangsgesetz der Belcredi, Clam Martinic und Rieger, Niemand zur Erlernung einer zweiten Landessprache gezwungen werden könne, daß aber die unabweislichen für Verwaltung, Rechtspflege, Heerwesen, Unterricht und Bildung unentbehrlichen Rechte der deutschen Staatssprache in keiner Weise codificirt wurden.

Es muß zugegeben werden, daß Regierung und Majorität ein Arbeitsmaterial zu bewältigen hatten, wie es auf wenigen parlamentarischen Körpern gelastet haben mag. Goluchowski und Belcredi hatten den centralistischen Staat zerstört, ohne irgend welche verläßliche neue Grundlagen zu bieten. Der Ausgleich mit Ungarn, die Nothwendigkeit einige Ordnung in die ganz verwüsteten Finanzen zu bringen und die unumgänglichen Bedingungen modernen Staatslebens in Rücksicht auf Verwaltung, Finanzen, Unterricht und Justiz zu schaffen, können es erklären, wenn auch nicht entschuldigen, daß damals versäumt wurde die Rechte der deutschen Staatssprache gesetzlich zu normiren. Allerdings dürfte zu diesen Versäumnissen beigetragen haben, daß die Regierung, wie die maßgebenden Männer des Parlaments die Ansicht hegten, der überaus bescheidene Rechtskreis, den die deutsche Sprache in Oesterreich nach den großen Concessionen der Ministerien Goluchowski und Belcredi besitze, sei für den Bestand und das Gedeihen des Staates so unbedingt nothwendig, daß keine Regierung die noch vorhandene Geltung der deutschen Sprache im öffentlichen Dienste irgendwie schmälern könne.

Der Verlauf der Dinge hat den Männern jener Zeit nicht Recht gegeben. Es fand sich eine Regierung, welche die spärliche Geltung, die die deutsche Sprache im öffentlichen Dienste und Unterricht in Oesterreich selbst nach Goluchowski und Belcredi besaß, noch erheblich schmälerte. Durch Verordnungen wurden weitreichende Concessionen in sprachlicher Beziehung zu dem Zwecke gewährt, um diese oder jene Fraction bei der stets fraglichen ministeriellen Majorität unter dem Ministerium Taaffe zu erhalten.

Der erste Versuch das Sprachengesetz der österreichischen Reichsratsländer zu codificiren, ging von der Opposition des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses aus. Der sogenannte Sprachenantrag wurde vom Deutschböhmischen Abgeordneten des Großgrundbesitzes Hofrat Freiherrn von Scharschmid am 8. Febr. 1886 im Abgeordnetenhause eingebracht. An der Verfassung des Gesetzentwurfes nahm der ehemalige Handels-

sammtwillen! Nehmen wir die gemachten Reformvorschläge ernst, so treffen sie in wichtigen Punkten nahe zusammen mit gewissen socialistischen Theorieen, welche vom grade entgegengesetzten Pole eines extremen und unsittlichen Subjectivismus aus an dem Zusammenbruche der bestehenden Ordnungen arbeiten. Die Uebereinstimmung ist nicht zufällig. Nicht nur, daß die Extreme sich berühren. Der ersichtliche Grund der Uebereinstimmung ist hier die den entgegengesetzten Theorieen gemeinsame Verkennung der sittlichen Bedeutung des Individuallebens, der alleinigen Grundlage aller Sittlichkeit, alles Rechts und aller bestehenden Ordnungen in Staat und Gesellschaft.

Ziehen wir die Summe unserer Betrachtungen!

Der Verfasser hat sich durch den blendenden Schein einer Erzader, welcher ihm in dem Glanze einer das Zeitbewußtsein belebenden Idee aufblitzte, verleiten lassen, dieselbe in redlichem Forschungsdrange auf allen ihren Windungen zu verfolgen und vollständig abzubauen. Sie erwies sich als taubes Erz. Aber doch sind Mühe und Arbeit nicht vergebens aufgewendet. Der Reinertrag ethischer Untersuchungen besteht nicht immer in einem *positiven*, sondern ebenso oft in einem *negativen* Ergebnisse, das darum jenem an Werth nicht nachzustehen braucht. Kann man doch in gewissem Sinne die ganze Geschichte der Ethik als eine Geschichte der Irrungen bezeichnen. Und wie reich war doch der Ertrag dieser Untersuchungen! Der Verfasser that wohl daran, eine Zeitrichtung, deren weite Verbreitung wir mehrfach hervorgehoben haben, und welche in der Gestaltung der modernen Wissenschaft und des modernen Lebens ihre tiefen Wurzeln hat, nicht directionslos sich selbst zu überlassen, sondern sich ihrer anzunehmen und sie auf ihren ethischen Gehalt zu prüfen. Nicht gründlicher und erschöpfender konnte solche Prüfung geschehen, als von einem Manne, der von der Bedeutung des zu prüfenden Objectes so ernstlich überzeugt ist als der Verfasser. Grade der *Glaube* desselben an sein Entwickelungsideal giebt uns die Ueberzeugung von der Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit seiner Untersuchung. Das negative Ergebniß derselben erscheint um so werthvoller, je ehrlicher und rückhaltloser uns die weitführenden Consequenzen der Einseitigkeiten und Verkehrtheiten jener Zeitrichtung enthüllt werden, welcher der Verfasser huldigt. Möge das sorgfältig und gut geschriebene Buch in diesem Sinne aufklärend wirken und den geschilderten evolutionistischen Phantasien und Schwärmereien ein Ende machen, indem es zeigt und beweist, zu welch' nichtssagenden Ergebnissen dieselben führen. Möge man endlich einsehen, Ziel und Inhalt des sittlichen Strebens in einer anderen Sphäre zu suchen, als im sittlichen Bewußtsein des Menschen. Möge

ein Referent oder ein Subcomite eingesetzt werden soll. Die Regierung sprach sich gegen die Erlassung eines solchen Gesetzes aus.

Um die bestehenden Verhältnisse in Oesterreich kennen zu lernen, wird man einen Blick auf die einzelnen Kronländer werfen müssen. Wir wollen mit Böhmen, dem Hauptkampfplatze, dem Lande in dem bisher alle entscheidende Schlachten in dem Sprachenkampfe der Völker Oesterreichs geschlagen wurden, beginnen.

In Böhmen hat sich eine ganz stattliche Coalition zur Bekämpfung und Unterdrückung des deutschen Elementes zusammengefunden. Feudaladel, Clerus und Tschechen haben einander die Hände gereicht. Trotzdem ist der Krieg, der gegen die Deutschen auf dem uralten böhmischen Kampfesboden in unserer Zeit geführt wird, wenn man die Lage Böhmens, die Lage des deutschen Sprachengebietes, die Zahl, den geistigen und materiellen Besitz des deutschen Volkes in Erwägung zieht, selbst vom Standpunkte der Tschechen nicht zu rechtfertigen. Die Ziele, welche von den tschechischen Führern angestrebt werden, sind selbst mit Hilfe der österreichischen Regierung nicht vollständig zu erreichen, noch weniger für die Dauer festzuhalten. Nach der letzten Volkszählung, welche nach Schimmer in Böhmen von einer den Deutschen nicht eben günstigen Hand geleitet wurde, gehören von den 5,527,263 Einwohnern Böhmens 2,540,174 oder 37.17 % dem deutschen, 3,470,252 oder 62.69 % dem tschechischen Stamme an. Weit über ein Drittel, fast Zweifünftel der Bevölkerung sind somit Deutsche, etwas über dreifünftel sind Tschechen. Die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung Böhmens wohnt in dem geschlossenen deutschen Sprachengebiete des Nordens, welches sich längs der bayrischen, sächsischen und preußisch-schlesischen Grenze hin zieht. In diesem Sprachgebiete wohnen in 62 Gerichtsbezirken 1,457,079 Deutsche, unter welchen nur 31,906 also etwa 2.18 % Tschechen leben. In Prag, das an 30,000 Deutsche zählt, in den 5 deutschen Bezirken an der Ostgrenze, in den 7 deutschen Böhmerwaldbezirken, in den 3 Bezirken um die alte Bergstadt Mies, in anderen kleineren Sprachgebieten wohnt der Rest der Deutschen. Im Ganzen hat Böhmen 77 deutsche Gerichts-Bezirke, in denen sich nicht eine tschechische Gemeinde befindet, 13 Gerichtsbezirke enthalten nur 1 oder 2 Gemeinden tschechischer Nationalität, in 15 Gerichtsbezirken sinkt der Antheil der Tschechen unter ½ % der Bevölkerung, in 4 Gerichtsbezirken ist gar kein Tscheche vorhanden. Das große von 1½ Millionen Deutscher bewohnte Sprachgebiet ist der Sitz der größten Industrie Oesterreichs, eine gewerbefleißige Stadt reiht sich an die andere.

Eine dauernde Unterjochung oder gar Slavisirung der Deutschen ist unmöglich. Trotzdem verfolgt die Politik der Tschechen consequent das

Ziel die Deutschen dauernd unter eine tschechische Majorität zu bringen und hierdurch einen Zustand herbeizuführen, wonach mehr als 2 Millionen Deutschböhmen in Bezug auf die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens von einer tschechischen Majorität dauernd abhängig würden. Seit dem Beginn der constitutionellen Aera ist für die politische Thätigkeit der Tschechen dieses Streben maßgebend. Die Tschechen treten für die föderalistische Staatsform in Oesterreich ein, weil dann nach ihren Vorschlägen die für die nationale Frage wichtigsten Theile des Staatslebens, Justiz, Verwaltung, Unterricht, der größte Theil der Finanzen von der tschechischen Landtagsmajorität in Prag abhängig würden. Sie haben das mehr als zweifelhafte böhmische Staatsrecht als ihr Programm aufgestellt, wonach Böhmen, Mähren und Schlesien ein Reich der böhmischen Krone bilden sollen, weil dann die Tschechen, wie ein Blick auf die statistische Tabelle zeigt, in relativ noch größerer Majorität wären als im Lande Böhmen allein. Sie haben sich mit den Feudalen und dem katholischen Clerus, trotzdem der Hussitismus fast dem ganzen Volke die werteste Erinnerung ist, vorläufig verbündet, um dieses Ziel zu erreichen. Daß die Stärke des deutschen Elementes, sein Zusammenhang mit den Stammesgenossen des deutschen Reiches, die Ueberlegenheit deutscher Cultur und Bildung dieses Ziel zu erreichen zum Mindesten für die Dauer nie und nimmer gestattet, wird von den tschechischen Führern in nationaler Leidenschaft nicht erwogen.

Derzeit findet an allen Sprachgrenzen in Böhmen, in allen Sprachinseln, in allen gemischten Orten ein heftiger nationaler Kampf statt, der sich um die Gemeindevertretung, an vielen Orten um die Schule, im Ganzen und Großen um die Frage dreht, ob Deutsche oder Tschechen den strittigen Orten den Charakter ihres Volksthums, ihrer Cultur aufprägen sollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Gesetzgebung zahlreiche Gegenstände des Streites zwischen beiden Nationalitäten behoben worden sind. Der Streit, der an der Prager Universität und an der Prager technischen Hochschule wütete, solange einige Professoren in deutscher andere in tschechischer Sprache lehrten, hat ein Ende gefunden, seitdem eine deutsche und eine tschechische Universität, eine deutsche und eine tschechische technische Hochschule in Prag existiren, so daß Prag wohl der Ort ist, der derzeit in der Welt die größte Anzahl von Hochschulen besitzt. Zahlreiche tschechische Gymnasien und tschechische Realschulen wurden und zwar nicht nur unter den tschechenfreundlichen Ministerien gegründet, die Erhaltung anderer vom Staate übernommen.

Wenn bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und in vielen Orten noch während eines großen Theiles des gegenwärtigen Jahrhunderts die

gelehrten Mittelschulen und die Hochschulen sich der lateinischen Unterrichtssprache bedienten, dann an die Stelle des Latein eine Cultursprache, in dem größten Theile von Oesterreich die deutsche, in einigen Kronländern die italienische Sprache trat, so wird derzeit in einem großen Theile von Oesterreich der Candidat der Rechtswissenschaft, des ärztlichen Standes, der Philologe wie der Physiker von der Volksschule an bis zum Schlusse der Hochschule polnisch oder tschechisch, also in Sprachen unterrichtet, welche schon wegen der geringen Anzahl der Volksgenossen wohl gute Compendien, nie und nimmer aber eine für den Fortschritt der Wissenschaft in jedem Fach genügende Literatur besitzen können. Der tschechische Stamm mag noch so sehr wachsen, nie wird es für viele Gelehrte der Mühe werth sein, Specialwerke in dieser Sprache zu schreiben. Wahre Pflege der Wissenschaft ist nur möglich in großen Nationen oder im engen Anschluß an eine solche.

Bei der Bildung von Schulbezirken wurde, wie ein hervorragender deutsch-böhmischer Abgeordneter in einer Broschüre „die Sprachen- und Nationalitätenfrage in Böhmen (Wien 1883)", hervorhebt, die Scheidung nach den Sprachen in umfassender Weise durchgeführt und scheint nahezu vollständig gelungen zu sein. Im Jahre 1883 bestanden 1952 deutsche und 2518 tschechische Volksschulen, von den ersteren befinden sich nur 22 in tschechischen, von den letzteren nur 8 in deutschen Schulbezirken.

Abgesehen von den föderalistischen auf dauernde Unterjochung der Deutschen gerichteten staatsrechtlichen Tendenzen der Tschechen gehen die Hauptbeschwerden der Deutschen derzeit gegen das Vorgehen des Ministers des Innern und der Justiz in Rücksicht auf die Ordnung der Sprachenverhältnisse in Amt und Gericht in Böhmen. Die Tendenz der Tschechen geht dahin es durchzusetzen, daß nur Männer, welche der tschechischen Sprache so vollständig in Wort und Schrift mächtig sind, daß sie in derselben Urtheile verfassen, Protokolle aufnehmen, gerichtliche Referate verstehen können, eine Stelle bei Amt und Gericht im ganzen Königreiche Böhmen, also auch in rein deutschen Gegenden erhalten sollen. Es soll dies durch die Sprachenverordnungen der Jahre 1880 und 1886 bewirkt werden, wonach auch im rein deutschen Sprachgebiete tschechische Eingaben, tschechische Klagen, tschechische Grundbuchseingaben angenommen und in derselben Sprache erledigt werden müssen, ja beim Oberlandesgerichte auch die innere Dienstsprache in einer großen Anzahl von Fällen die tschechische sein soll. Da im Sinne des Art. 19 des Staatsgrundgesetzes keine Verpflichtung für die Deutschen besteht, sich die tschechische Sprache anzueignen, an weitaus den meisten deutschen Mittelschulen Oesterreichs gar nicht die tschechische Sprache gelehrt wird, überdies es auch ganz

[illegible] die überaus schwierige tschechische Sprache, die selbst an den [illegible]schen Gymnasien bisher nur als unobligater Gegenstand ge[illegible]n einigen Unterrichtsstunden sich so vollständig anzueignen, [illegible] Richter nothwendig ist, so werden hierdurch thatsächlich die [illegible]öhmens von fast allen Stellen bei Gericht und Amt ausge[illegible]a es ist nicht zu viel gesagt, daß selbst Richter, die der Sprache vollständig mächtig waren, wenn sie einige Jahre in Reichenberg amtirten, wo sie keine Gelegenheit haben sich in [illegible]hen Sprache zu üben, die Fähigkeit verlieren, die sie doch im Sprachenverordnung besitzen sollten. Wiederholt wurde daher [illegible]en, daß im Sinne der Sprachenverordnung es nicht genügen [illegible]echen an fast alle Stellen in Amt und Gericht zu setzen, sondern [illegible]en auch nach Verlauf von einigen Jahren immer wieder durch [illegible]chen, die frisch aus dem tschechischen Sprachgebiete kommen, [illegible]erden müssen. Wie der clericale Fürst Alois Liechtenstein im [illegible]schen Landtage hervorhob, drohen in Deutschböhmen, wenn die [illegible]erordnungen genau durchgeführt würden, Verhältnisse einzutreten, [illegible]a Ungarn zur Zeit der Bachhußaren herrschten. In seinem Sprachengebiete, das mehr Einwohner zählt als manches Königreich und als die meisten Kronländer Oesterreichs, kann [illegible]hn des deutschen Bürgers oder Bauern keine Stelle [illegible]t oder Gericht erlangen.

[illegible]n tschechischen Richter und Verwaltungsbeamten reicht der auch [illegible]chen Gegenden zumeist tschechische katholische Geistliche die Hand. [illegible]ur selten entschließen sich Deutsche die theologische Vorbildung in [illegible]minarien zu holen, die selbst in der deutschen Stadt Leitmeritz, [illegible]niggrätz, Budweis, Prag gar nicht zu reden, von tschechischen [illegible]rn geleitet werden.

[illegible]Den kaiserlichen Beamten, den Geistlichen schließt sich der Beamte [illegible]udalen Aristokraten, in Böhmen ein sehr wichtiger Theil der Be[illegible]ung an. Seit fast einem Jahrtausend ist Böhmen das Land der [illegible]ndien, die seit dem 30jährigen Kriege durch Erbschaft und sehr [illegible]gte Speculationen zur Zeit der großen Finanz-Calaba und andere [illegible]el immer größer wurden. Der böhmische Feudaladel hat deutsche [illegible]en in seiner Mitte, wie Schwarzenberg, Schönborn, Clam, Thun, [illegible]l-Scharfenstein und viele anderen. Einig sind die Herren in dem [illegible]pfe gegen die deutsche Sache in Böhmen, zu diesem Zwecke haben sie Bündniß auf Zeit mit den Tschechen geschlossen. Um dem unerträg[illegible]en Zustande, der durch die Sprachenverordnungen geschaffen war, ein [illegible]de zu machen, brachten die deutschböhmischen Abgeordneten den Antrag

im böhmischen Landtage ein, derselbe möge sich dafür aussprechen, daß die Gerichtsbezirke mit Rücksicht auf die Nationalität begrenzt, das Oberlandesgericht, wie dies schon in alter Zeit beim böhmischen Landrechte der Fall war, in einen deutschen und einen tschechischen Senat getrennt werde. Die Deutschen wollten das einzige Mittel anwenden, welches sich bisher in Böhmen als geeignet erwiesen hat, dem Streit und Hader, der von dem Zusammenleben mit den Tschechen unzertrennbar erscheint, ein Ende zu machen. Die Möglichkeit der Conflicte sollte thunlichst vermindert werden. Der böhmische Adel im Vereine mit den verbündeten Tschechen wies auch nur die Prüfung dieses Antrages in einer Commission in rücksichtsloser Weise zurück. Fürst Carl Schwarzenberg gab sich dazu her, den betreffenden Antrag zu stellen. Die Folge davon war, daß die deutschen Abgeordneten nach einer Erklärung ihres verdienten Führers Dr. Schmeykal den Landtag verließen und erklärten, nicht früher zurückzukehren und an den Verhandlungen theilzunehmen, als bis sie Garantieen für eine sachliche und gedeihliche Behandlung ihrer Anträge erlangt hätten.

Wer den Streit zwischen Deutschen und Tschechen, beobachtet hat, wird sich einer Ueberzeugung nicht entschlagen können. Den Tschechen handelt es sich nicht um Gleichberechtigung nicht um bloße Bethätigung ihrer Sprache in Schule, Amt und Gericht, denn all dieses wurde ihnen im tschechischen wie im sprachlich gemischten Theile Böhmens schon längst zugestanden. Was sie anstreben, ist die Herrschaft tschechischen Wesens, die Schöpfung eines böhmischen über Böhmen, Mähren und österreichisch Schlesien sich erstreckenden Königsstaates, die Verdrängung der Deutschen von allen einflußreichen Posten auch im rein deutschen Sprachgebiete. Dieses Ziel wird mit großer Energie angestrebt. Derzeit werden die Tschechen nicht nur vom Feudaladel dem Clerus, sondern auch von der Regierung unterstützt. Der Kampf erfährt eine nicht geringe Verbitterung durch den Umstand, daß die schärfsten rücksichtslosesten Angriffe des böhmischen Feudaladels und der tschechischen Volksvertreter gegen die deutsche Sache mit süßsäuselnden Erklärungen der Versöhnlichkeit in bunter Reihe wechseln.

Ein ganz anderes Bild als Böhmen gewährt die Markgrafschaft Mähren. Die relative Zahl der Deutschen in Mähren ist wohl um fast 8% geringer als in Böhmen, sie erreicht nicht ganz $^1/_2$ der Bevölkerung des Landes. Mähren besitzt kein großes geschlossenes deutsches Sprachgebiet, wie Böhmen. Im Nordosten des Landes im Anschluß an das deutsche Sprachgebiet Schlesiens wohnen Deutsche mit den Vororten Schönberg und Sternberg, ebenso im Süden des Landes längs der niederösterreichischen Grenze mit den Vororten Znaim und Nikolsburg. Die

Deutschen Mährens haben außerdem eine Reihe von Sprachinseln inne, so die von Iglau an der böhmisch-mährischen Grenze, die von Brünn, Döschna, Olmütz, den ausgedehnten Schönhengstergau. Die Mehrzahl der mährischen Städte hat eine vorwiegende deutsche Bevölkerung. Im Landtage besitzen die Deutschen durch ein Bündnis mit den Vertretern des Großgrundbesitzes der Majorität. Die feudalen Aristokraten sind soweit in Mähren, der alten Heimath der eisernen Barone, in der Landtagscurie des Großgrundbesitzes in der Minorität. Graf Schönborn, der gegenwärtige Statthalter, gerirt sich als eifriger Anhänger der Tschechen und Feudalen. Die Sprachenverordnungen gelten auch für Mähren. Die einzige Hochschule des Landes, das Polytechnicum in Brünn ist deutsch, ein Theil der Gymnasien und Realschulen ist deutsch, ein Theil tschechisch, ebenso die Volksschulen. Deutsche Gymnasien und Volksschulen zählen auch viele Kinder slavischer Eltern zu ihren Besuchern. Selbst in den rein deutschen Theilen des Landes klagt man darüber, daß fast ausschließlich Tschechen die Stellen in Amt und Gericht einnehmen. Die Kämpfe um die Majorität in der Gemeindeverwaltung, nur die Erhaltung des deutschen Charakters der seit uralter Zeit deutschen Städte, machen an die Hingebung und Opferwilligkeit des deutschen Bürgerthums in Mähren ebenso hohe Ansprüche wie in den Städten an der Sprachgrenze in Böhmen. Auch in Mähren ist in den letzten Jahren durch die Verbindung des vorwiegend tschechischen Clerus mit den Tschechen und einem Theile der Aristokraten, den Deutschen gar manche Stellung verloren gegangen.

Hervorzuheben ist allerdings, daß ein nicht unbedeutender Theil der Slaven Mähren's sich gegen deutsche Sprache und Cultur nicht so feindlich stellt, wie die Tschechen Böhmens. Die Nothwendigkeit der Kenntnis deutscher Sprache wird von den gebildeten Kreisen der mährischen Slaven anerkannt, da und dort stimmen die Slaven trotz der nationalen Verschiedenheit bei gleichem politischen Programm für einen deutschen Candidaten. Mähren ist die Heimath der Centralisten, der Großösterreicher.

Schlesien ist das erste dreisprachige Land, dem wir auf unserer Wanderung begegnen. Obwohl nur etwa die Hälfte der Bewohner dem deutschen Stamme angehört, ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet nur im Norden des Landes sich befindet, haben doch mehrere den Deutschen günstige Umstände dazu beigetragen, daß dieselben im schlesischen Landtage die Majorität haben, die deutsche Sprache in Schlesien mehr Geltung besitzt als in Böhmen oder Mähren. Die zahlreichen Städte und Städtchen des industriereichen Landes haben auch in den vorwiegend von Slaven bewohnten Landestheile zunächst vorwiegend deutsche Bevölkerung. Unter

den 154,887 schlesischen Polen befinden sich an 70,000 Protestanten, von denen immerhin ein Theil durch liberale Ueberzeugung mit den liberalen Deutschen verbunden ist. Obwohl die Regierung slavische Richter und Beamte oft auch für deutsche Städte ernennt, ist das Tschechenthum in dem letzten Jahrzehnt zurückgegangen. Der Grund ist der Umstand, daß seit der Reformation, wie in Ungarn schon seit der Hussitenzeit, viele nicht tschechische Gemeinden mit Rücksicht auf die Nationalität ihrer Lehrer und Geistlichen in Schule und Kirche die tschechische Sprache angenommen haben, welche Sprache jetzt erst durch die ortsübliche polnische (wasserpolakische) Sprache ersetzen wird. Dadurch daß 3 Sprachen im Lande bestehen, das Land reich an Handel und Industrie ist, wird die deutsche Sprache noch mehr zur Nothwendigkeit als in jenen Ländern, in denen bloß 2 im Ganzen geschlossene Sprachgebiete sich befinden.

Auch wird die polnische wie tschechische Sprache in Schlesien in einer großen Anzahl von Dialecten gesprochen, welche selbst dem slavischen Schlesier das Verständniß der Schriftsprache erschweren, was alles der deutschen Sprache, deren Erlernung die meisten slavischen Schlesier wünschen, zu Gute kommt. In neuester Zeit hat der tschechische Schulverein ein tschechisches Privatgymnasium in Troppau errichtet, welches durch sehr energische weitverzweigte Agitation von einer namhaften Anzahl von Schülern besucht wird.

Drei Nationalitäten Deutsche, Polen und Ruthenen bewohnen das weite Gebiet im Norden des karpathischen Waldgebirges. Zum Mindesten in einem großen Theile Galiziens tritt zum nationalen Gegensatze der ständische und religiöse. In mehr als der Hälfte des Landes ist der adelige, oder doch für adelig geltende Rittergutsbesitzer Pole und katholisch; der Bauer Ruthene und griechisch unirt; die Majorität des städtischen Bürgerthums besteht aus den deutsch-jüdischen Jargon sprechenden Juden. Der Uebergang von einem Stande zum andern ist hierdurch in diesem Lande erschwert, wie nicht leicht in einem andern, daher die ganz bedauerlichen agrarischen Zustände, eine übermäßige Theilung von Grund und Boden, ein wahres Proletariat von Kleingrundbesitzern.

Die uralten deutschen Niederlassungen in den Städten Krakau, Landskron, Landshut, Grünberg (Grybow) Krosno u. s. f. sind in der jagellonischen Reactionsepoche polonisirt. Galizien besitzt derzeit nur eine überwiegend deutsche Stadt Biala, dann die vorwiegend deutsche Judenstadt Brody. In Galizien wohnen in kleinen von Maria Theresia und Kaiser Joseph angelegten Colonien an 120000 Deutsche, zumeist Schwaben, die übrigen 200000 Menschen, die bei der Volkszählung als Deutsche angegeben wurden, sind deutschsprechende Israeliten.

sammtwillen! Nehmen wir die gemachten Reformvorschläge ernst, so treffen sie in wichtigen Punkten nahe zusammen mit gewissen socialistischen Theorieen, welche vom grade entgegengesetzten Pole eines extremen und unsittlichen Subjectivismus aus an dem Zusammenbruche der bestehenden Ordnungen arbeiten. Die Uebereinstimmung ist nicht zufällig. Nicht nur, daß die Extreme sich berühren. Der ersichtliche Grund der Uebereinstimmung ist hier die den entgegengesetzten Theorieen gemeinsame Verkennung der sittlichen Bedeutung des Individuallebens, der alleinigen Grundlage aller Sittlichkeit, alles Rechts und aller bestehenden Ordnungen in Staat und Gesellschaft.

Ziehen wir die Summe unserer Betrachtungen!

Der Verfasser hat sich durch den blendenden Schein einer Erzader, welcher ihm in dem Glanze einer das Zeitbewußtsein belebenden Idee aufblitzte, verleiten lassen, dieselbe in redlichem Forschungsdrange auf allen ihren Windungen zu verfolgen und vollständig abzubauen. Sie erwies sich als taubes Erz. Aber doch sind Mühe und Arbeit nicht vergebens aufgewendet. Der Reinertrag ethischer Untersuchungen besteht nicht immer in einem *positiven*, sondern ebenso oft in einem *negativen* Ergebnisse, das darum jenem an Werth nicht nachzustehen braucht. Kann man doch in gewissem Sinne die ganze Geschichte der Ethik als eine Geschichte der Irrungen bezeichnen. Und wie reich war doch der Ertrag dieser Untersuchungen! Der Verfasser that wohl daran, eine Zeitrichtung, deren weite Verbreitung wir mehrfach hervorgehoben haben, und welche in der Gestaltung der modernen Wissenschaft und des modernen Lebens ihre tiefen Wurzeln hat, nicht directionslos sich selbst zu überlassen, sondern sich ihrer anzunehmen und sie auf ihren ethischen Gehalt zu prüfen. Nicht gründlicher und erschöpfender konnte solche Prüfung geschehen, als von einem Manne, der von der Bedeutung des zu prüfenden Objectes so ernstlich überzeugt ist als der Verfasser. Grade der *Glaube* desselben an sein Entwickelungsideal giebt uns die Ueberzeugung von der Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit seiner Untersuchung. Das negative Ergebniß derselben erscheint um so werthvoller, je ehrlicher und rückhaltloser uns die weitführenden Consequenzen der Einseitigkeiten und Verkehrtheiten jener Zeitrichtung enthüllt werden, welcher der Verfasser huldigt. Möge das sorgfältig und gut geschriebene Buch in diesem Sinne aufklärend wirken und den geschilderten evolutionistischen Phantasieen und Schwärmereien ein Ende machen, indem es zeigt und beweist, zu welch' nichtssagenden Ergebnissen dieselben führen. Möge man endlich aufhören, Ziel und Inhalt des sittlichen Strebens in einer anderen Sphäre zu suchen, als im sittlichen Bewußtsein des Menschen. Möge

den 154,887 schlesischen Polen befinden sich an 70,000 Protestanten, von denen immerhin ein Theil durch liberale Ueberzeugung mit den liberalen Deutschen verbunden ist. Obwohl die Regierung slavische Richter und Beamte oft auch für deutsche Städte ernennt, ist das Tschechenthum in dem letzten Jahrzehnt zurückgegangen. Der Grund ist der Umstand, daß seit der Reformation, wie in Ungarn schon seit der Hussitenzeit, viele nicht tschechische Gemeinden mit Rücksicht auf die Nationalität ihrer Lehrer und Geistlichen in Schule und Kirche die tschechische Sprache angenommen haben, welche Sprache jetzt erst durch die ortsübliche polnische (wasserpolakische) Sprache ersetzen wird. Dadurch daß 3 Sprachen im Lande bestehen, das Land reich an Handel und Industrie ist, wird die deutsche Sprache noch mehr zur Nothwendigkeit als in jenen Ländern, in denen bloß 2 im Ganzen geschlossene Sprachgebiete sich befinden.

Auch wird die polnische wie tschechische Sprache in Schlesien in einer großen Anzahl von Dialecten gesprochen, welche selbst dem slavischen Schlesier das Verständniß der Schriftsprache erschweren, was alles der deutschen Sprache, deren Erlernung die meisten slavischen Schlesier wünschen, zu Gute kommt. In neuester Zeit hat der tschechische Schulverein ein tschechisches Privatgymnasium in Troppau errichtet, welches durch sehr energische weitverzweigte Agitation von einer namhaften Anzahl von Schülern besucht wird.

Drei Nationalitäten Deutsche, Polen und Ruthenen bewohnen das weite Gebiet im Norden des karpathischen Waldgebirges. Zum Mindesten in einem großen Theile Galiziens tritt zum nationalen Gegensatze der ständische und religiöse. In mehr als der Hälfte des Landes ist der adelige, oder doch für adelig geltende Rittergutsbesitzer Pole und katholisch der Bauer Ruthene und griechisch unirt; die Majorität des städtischen Bürgerthums besteht aus den deutsch-jüdischen Jargon sprechenden Juden. Der Uebergang von einem Stande zum andern ist hierdurch in diesem Lande erschwert, wie nicht leicht in einem andern, daher die ganz [illegible] dauerlichen agrarischen Zustände, eine übermäßige Theilung von Grund und Boden, ein wahres Proletariat von Kleingrundbesitzern.

Die uralten deutschen Niederlassungen in den Städten Krakau, Landskron, Landshut, Grünberg (Grybow) Krosno u. s. f. sind in der jagellonischen Reactionsepoche polonisirt. Galizien besitzt derzeit nur eine überwiegend deutsche Stadt Biala, dann die vorwiegend deutsche Judenstadt Brody. In Galizien wohnen in kleinen von Maria Theresia und Kaiser Joseph angelegten Colonien an 120000 Deutsche, zumeist [illegible] die übrigen 200000 Menschen, die bei der Volkszählung [illegible] angegeben wurden, sind deutschsprechende Israeliten.

Nationalitätenfragen in Oesterreich.

Wenn wir von den Ländern der ungarischen Krone, dem Königreiche Ungarn und dem demselben einverleibten Siebenbürgen, von Kroatien und Slavonien absehen, so werden die Debatten in den 17 Landtagen der sogenannten Reichsrathsländer, die man unter dem Namen „Oesterreich", „Cisleithanien", „die im Reichsrathe vertretenen Länder", zusammenfaßt, in nicht weniger als 9 Sprachen geführt. In den Landtagen wird deutsch, italienisch, rumänisch, polnisch, ruthenisch, tschechisch, slovenisch, serbisch und kroatisch gesprochen. Auch in dem gemeinsamen Abgeordnetenhause hat nach der bisherigen Uebung jeder Redner das Recht in einer dieser Sprachen das Wort zu ergreifen. Nur der Wunsch verstanden zu werden zwingt die Redner nicht deutscher Nationalität in den weitaus meisten Fällen sich der deutschen Sprache zu bedienen. Doch wurden im Abgeordnetenhause schon tschechische, italienische, serbische Reden gehalten.

In jeder der erwähnten 9 Sprachen erscheinen periodische Blätter. Doch besitzt Oesterreich-Ungarn keine Zeitung, keine Rundschau, welche eine eingehende, sachliche Uebersicht über die Vorgänge in den verschiedenen Nationalitäten brächte. Die Blätter der einen Nationalität nehmen von den Bestrebungen der anderen Nationalitäten meist nur dann Notiz, wenn sie mit diesen in Streit gerathen. Seitdem das Ministerium Taaffe-Dunajewski-Prazak die Geschäfte leitet, sind die Blätter, welche die Bedrängniß der Deutschen in den Ländern mit national gemischter Bevölkerung darstellen, häufigen Drangsalirungen insbesonders Confiscationen ausgesetzt. Die in Oesterreich besonders wohlorganisirte officiöse Presse, die zahlreichen officiösen Correspondenten, deren Zuschriften häufig selbst nur gut deutsche Blätter sich den Zutritt zu verschaffen wissen, verbreiten, manchmal wenn es sich um Deutsche, Italiener, Ruthenen handelt, mit Eifer und Geschick irrige Ansichten.

Eine kurze Darstellung der Nationalitätenfrage in Oesterreich findet um so größere Schwierigkeiten, als nicht nur sehr verschiedene Nationali-

billige Verlangen, die von den Ruthenen gestellt werden. Einige wenige Gymnasien, bessere Berücksichtigung der ruthenischen Volksschulen sind die wichtigsten Wünsche, die vorgebracht werden.

Die, sobald es auf Kosten der Deutschen geht, für jedes Nationchen im Reichsrathe schwärmenden Polen ändern auf der Reise von Wien nach Lemberg das so pomphaft gepriesene Mitgefühl und den Gerechtigkeitssinn vollständig. Durchaus nicht nach dem Programm der Versöhnung werden die Ruthenen behandelt. Zahlreiche gerichtliche Verfolgungen wegen Störung der öffentlichen Ruhe, ja wegen Hochverraths sind gegen Abgeordnete und Journalisten ruthenischer Nationalität vorgekommen. In ihren religiösen Empfindungen wurden die Ruthenen dadurch bitter verletzt, daß man ihre reichsten Klöster, die Bildungsstätte des höheren ruthenischen Clerus den uralten Feinden der griechisch-unirten Ruthenen, den Jesuiten einräumte. Wahrhaft jammervolle soziale Verhältnisse herrschen unter Polen und Ruthenen. Der Gegensatz der Ruthenen gegen die Polen drückt sich auch darin aus, daß die Ruthenen mit großem Nachdruck deutsche Schulen und selbst deutsche Gerichtssprache verlangen, allerdings muthmaßlich nur so lange als sie der ruthenischen (kleinrussischen) Sprache nicht die gewünschten Rechte erobern können. Uebrigens wird auch in den höchsten Classen der mehrclassigen polnischen Volksschulen sowie in den polnischen Gymnasien etwas mehr deutsch gelehrt und gelernt als in den tschechischen Volksschulen uno Gymnasien Böhmens. Die größte Unwissenheit in der deutschen Sprache beweisen tschechische Prüfungscandidaten.

Eine wenig erfreuliche Aenderung des öffentlichen Geistes hat sich unter den Ruthenen und wie nicht zu verkennen ist auch unter einem vorläufig geringen Theile der Polen vollzogen. Die Sympathien für Rußland sind in folge des Druckes, den die Polen auf die Ruthenen ausüben, sowie in folge der gewandten und eifrigen Agitation russophiler Vereine gewachsen. Auch unter dem polnischen Landvolke des Westens von Galizien sollen derzeit manche Sympathien für Rußland bestehen, was durch die wirtschaftliche Prosperität des angrenzenden Königreiches Russisch-Polen erklärt wird.

Erst seit dem Jahre 1776 gehört die Bukowina, das Buchenland, zu Oesterreich. Vier Nationen, ruthenische und rumänische Ackerbautreibende, deutsche uud polnische Beamte, Gewerbetreibende und Handelsleute bewohnen das fruchtbare Land. Fast ausnahmslos zählen sich die hier ziemlich zahlreichen Juden zu den Deutschen und haben selbst in schwierigen Wahlkämpfen und gegen den Einfluß der Regierung der deutschen Sache große Dienste geleistet. Von Interesse ist es, daß schon vor der

zusammen. Die erste der bei den einzelnen Kronländern angeführten Zahlen gibt die Bevölkerungszahl des betreffenden Kronlandes so wie der einzelnen Nationalitäten, die zweite Reihe den Prozentsatz, welcher auf die einzelnen Nationalitäten im betreffenden Kronlande entfällt. Schimmer schließt seine Abhandlung mit der Bemerkung, daß Oesterreich Ursache habe mit den Resultaten dieser Volkszählung, soweit sie die numerische Gruppirung der Sprachenstämme im Großen und Ganzen betreffe, zufrieden zu sein. Auch die Nachweisung der Umgangssprache für die verschiedenen Länder, etwa Böhmen und Galizien ausgenommen, bis zu den Bezirken herab können als den thatsächlichen Verhältnissen im Wesentlichen entsprechend gelten. Die Erhebungen bezüglich Böhmens und Galiziens hält Schimmer nicht für ganz verläßlich. Zu Gunsten der Tschechen und Polen scheint in Galizien und Böhmen eine gewisse Parteilichkeit bewiesen worden zu sein.

Umstehende Tabelle und ein Blick auf die Karte Oesterreichs beweisen, daß der Philosoph des Unbewußten in einem großen Irrthum befangen war, als er von der Ansicht ausging, man habe es in Oesterreich vorwiegend nur mit deutschen Sprachinseln zu thun. Das gerade Gegentheil ist richtig. Die acht Millionen Deutschen Oesterreichs wohnen in einem — wenn man von einem oder zwei unbedeutenden Unterbrechungen an der böhmischen Grenze absieht — zusammenhängenden Gebiete, welches sich von Neutitschein in Mähren über Jägerndorf, Reichenberg, Eger nach Linz, Bregenz, Bozen und Graz erstreckt. Jeder Theil dieses Sprachgebietes ist durch deutsches Sprachgebiet mit dem übrigen Theile desselben sowie mit dem deutschen Reiche verbunden.

Diese große zusammenhängende von Deutschen bewohnte Länderstrecke enthält: „Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Vorarlberg, den nördlichen und mittleren Theil von Tirol, Kärnthen und Steiermark, die deutschen Grenzgebiete von Böhmen und Mähren. Ja das geschlossene deutsche Sprachgebiet reicht noch weit über die Grenzen Oesterreichs nach Ungarn bis Güns, Oedenburg und Preßburg. Daneben gibt es in Oesterreich vier größere, einige mittlere, dann allerdings zahlreiche kleine deutsche Sprachinseln. Hervorzuheben sind die Sprachinseln und zwar in Böhmen die von Budweis, an der böhmisch-mährischen Grenze die von Iglau so wie die von Trübau (Schönhengstgau), endlich das Herzogthum Gottschee in Krain.

Wenn man die Bevölkerung in ganz Oesterreich in's Auge faßt, so sind im Vergleich zu den früheren Schätzungen, da ja die Volkszählung vom 31. Dezember 1880, wie bemerkt, zum ersten Mal Erhebungen über die Umgangssprache der Bewohner vornahm, in dem letzten Jahr-

Länder.	Summe der ortsanwesenden Bevölkerung	Deutsch	Böhmisch Mährisch Slovakisch	Polnisch	Ruthenisch	Slovenisch	Serbisch-Kroatisch	Italienisch-Ladinisch	Rumänisch	Magyarisch
Unter-Österreich	2.109.032	2.100.874	61.257	2.270	1.028	1.611	1.085	899	28	–
	100	99.56	2.92	0.11	0.05	0.07	0.05	0.04	–	–
Ober-Österreich	732.054	728.040	3.821	31	10	20	4	97	1	–
	100	99.47	0.50	0.01	–	–	–	0.02	–	–
Salzburg	159.773	159.297	326	3	2	17	2	126	–	–
	100	99.70	0.21	–	–	0.01	–	0.08	–	–
Steiermark	1.1[illegible]39.3	794.841	2.512	134	6	348.419	55	423	3	–
	100	67.00	0.21	0.01	–	32.74	–	0.04	–	–
Kärnthen	344.064	241.585	297	10	–	102.252	1	119	–	–
	100	70.22	0.03	–	–	29.72	–	0.03	–	–
Krain	477.107	29.392	44	21	–	447.366	266	317	1	–
	100	6.15	0.05	–	–	93.72	0.01	0.07	–	–
Triest und Gebiet	120.515	5.141	92	6	–	26.263	126	88.887	–	–
	100	4.27	0.08	–	–	21.79	0.10	73.76		
Görz u. Gradisca	206.010	2.459	56	8	–	129.857	12	73.425	–	–
	100	1.29	0.03	–	–	63.08	0.01	35.64		
Istrien	294.154	4.779	316	30	2	43.004	121.732	114.291	–	–
	100	1.68	0.11	0.01	–	15.14	42.84	40.22		
Tirol	794.445	4.12.052	430	69	1	899	9	360.975	–	–
	100	54.39	0.06	0.01		0.11	–	45.44		
Vorarlberg	102.679	101.197	34	3	–	17	–	1.427	1	–
	100	98.56	0.03			0.02	–	1.39	–	–
Böhmen	5.527.251	2.054.174	3.470.252	1.303	1.285	67	37	141	4	–
	100	37.17	62.79	0.02	0.02	–	–	–	–	–
Mähren	2.140.820	622.407	1.507.325	3.083	927	25	7	70	473	–
	100	29.08	70.41	0.15	0.04	–	–	–	0.02	
Schlesien	559.693	269.538	128.385	154.887	7	2	6	36	1	
	100	48.01	22.95	27.14	–	–	–	0.01	–	
Galizien	5.958.461	324.[illegible]	5.341	3.058.400	2.549.707	96	14	91	276	
	100	5.46	0.09	51.30	42.94				0.01	
Bukowina	800.458	105.820	1.736	158.251	239.690	38	–	24	190.005	9.887
	100	13.16	0.21	3.41	42.17				23.43	1.24
Dalmatien	611.427	[illegible]	477	[illegible]	[illegible]	1	440.279	27.946	6	
	100	[illegible]	0.1	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		
	11.764.231	6.856.554	5.156.585	[illegible]	[illegible]	1128.146	783.615	883.853	[illegible]	9.887

mark, Kärnthen und Krain hält an der deutschen Sache fest, seine Vertreter unterstützen die deutschen Abgeordneten der Bürger und Bauern gegen die Coalition der Slaven und Ultramontanen. In Steiermark und Kärnthen sind alle Städte ganz oder doch vorwiegend deutsch. In diesen Ländern halten aber auch, wie dies die Wahlen in die Bezirksvertretungen, in den Landtag und Reichsrath bewiesen haben, nicht wenige slovenische Gemeinden an dem guten Einvernehmen mit den Deutschen fest und treten mit Rücksicht auf die Zukunft ihrer Kinder für den deutschen Sprachunterricht auch in slovenischen Gemeinden ein. In Kärnthen findet dies noch häufiger statt als in Steiermark.

In Krain herrscht das Slovenenthum. Die ehemals ziemlich zahlreichen kleinen deutschen Sprachinseln unterliegen immer mehr der Slovenisirung, nur das Besitzthum der Auersperge, das Herzogthum Gottschee wird vorwiegend durch die Bemühungen des deutschen Schulvereines der deutschen Nationalität erhalten. Im Landtage haben die Slaven, die von der Regierung eifrigst unterstützt werden, die große Majorität, nur die Curie der Großgrundbesitzer d. i. der Rittergutsbesitzer wählt Vertreter in den Landtag, die wie die Apfaltern, Auersperg, Taufferer u. Andere einen harten Kampf für die Rechte der Deutschen in Krain führen. Wie die Zustände in Krain sind, mag daraus hervorgehen, daß, als die Laibacher Sparkasse eine deutsche Schule in Laibach, bei der starken schulfreundlichen deutschen Bevölkerung dieser Stadt eine unbedingte Nothwendigkeit, auf eigene Kosten ins Leben rufen wollte, sie von der Regierung Jahre lang daran gehindert wurde.

Die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Italienern geht durch die Alpenburg Oesterreichs, die gefürstete Grafschaft Tirol. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung gehört dem deutschen, etwas weniger als die Hälfte dem italienischen Stamme und den immer mehr zu Italienern werdenden Rhäto-Romanen an. Auch in Tirol zeigt es sich, daß die Deutschen in den Sprachinseln an Boden verlieren. Dagegen wird behauptet, daß die Sprachgrenze des geschlossenen deutschen und italienischen Gebietes vor Jahrhunderten wie heute sich bei Salurns im Etschthale befinde. Friedrich Barbarossa erklärte wohl Trient im Jahre 1182 als deutsche Stadt. Es geschah dies allerdings in einer Zeit, in welcher schwäbische Adelshäuser mit stolzen Adelstiteln und Lehensgütern in Neapel und Sizilien begabt wurden. Das öffentliche Leben Tirols wird von dem Drange der Italiener nach Unabhängigkeit, von den Deutschen, welcher Wunsch, wie von vielen behauptet wird, bis zum Drange nach Lostrennung von Oesterreich sich steigert, sowie von dem unglückseligen Kampfe zwischen deutschen Ultramontanen und deutschen Liberalen be-

herrscht. Die Ultramontanen haben die Majorität im Innsbrucker Landtag. In neuerer Zeit haben sie die Bestrebungen der Italiener nach theilweiser Selbständigkeit des italienischen Landestheils unterstützt, um hinwiederum im österreichischen Abgeordnetenhause die Stimmen der Italiener bei der Zurückdrängung der liberalen Deutschen zu erhalten. Somit wird durch einen Theil der bisherigen Vertreter der Landeseinheit, der in Tirol so mächtigen ultramontanen Deutschen, die unter den Italienern Südtirols so starke Strömung nach Selbständigkeit mittelbar unterstützt. Diese Strömung hat sich bedeutend verstärkt, die Wälschtiroler hoffen eine immer weitergehende Selbständigkeit ihres Landestheils vom übrigen Tirol zu erhalten.

In Görz-Gradisca, Istrien, Triest und Dalmatien berühren sich italienisches und slavisches d. i. slovenisches und serbokroatisches Volksthum. Italiener und Slaven bewohnen den südlichsten Theil Oesterreichs. Er ist neben Wälschtirol der letzte Rest des stolzen österreichischen Besitzthums an italienischen oder doch von italienischem Geiste beherrschten Ländergebieten.

Görz-Gradisca und Mitterburg sind uralter österreichischer Besitz aus der Görz'schen Erbschaft. Triest unterwarf sich freiwillig dem Erzhause im Jahre 1382, nachdem es zahlreiche Angriffe von dem feindlichen Venedig erfahren hatte. Istrien und Dalmatien sammt den Inseln, waren venezianische Colonien, welche beim Falle Venedigs an Oesterreich kamen und seither mit der kurzen Unterbrechung von 1805 bis 1814 bei Oesterreich geblieben sind. Die Küste von der Reichsgrenze bis nach Pola ist von Italienern bewohnt, die auch in Dalmatien einen namhaften Theil der Bevölkerung in den Küstenstädten Zara, Sebenico, Spalato und Ragusa ausmachen. Dalmatien nahm zu Venedig dieselbe Stelle ein wie Pennsylvanien und Massachusets zu England. Jede mißlungene Verschwörung und darauf folgende Reaktion, jeder Parteisieg bewirkten, daß die Ueberwundenen nach Dalmatien flüchteten. Italienische Patrizier aus Venedig, besiegte Nobili aus Florenz kamen nach Dalmatien. Neben den Italienern der Küste, welche etwas über $^1/_3$ der Bevölkerung von Görz-Gradisca ausmachen, wohnen in dieser Grafschaft Slovenen, die den Hauptstock der Bevölkerung bilden und Deutsche, die insbesonders in Görz ihren Sitz haben. Der Landtag bietet ein ganz eigenthümliches Bild. Italiener, denen sich auch die Deutschen, wenn solche einmal mit Hilfe der Italiener gewählt worden, anschließen, verfügen über genau so viele Stimmen wie die Slaven. Ein Mann von deutschem Geschlechte, italienischem Namen und entschieden österreichischer Gesinnung übt den größten Einfluß.

...ationshof, der Verwaltungsgerichtshof, das Reichsgericht ...heitliche Armee für nothwendig erkannt wird, müssen ... Consequenzen dieser Thatsachen auch für die unteren ...ichterlichen und Gemeindebehörden, für Hochschulen, Gym... ...lschulen ja selbst für Volksschulen gezogen werden. Auch ...ste Beurtheiler wird nicht behaupten können, daß dies ...en sei.

...niges auf diesem für Oesterreich so hochwichtigen Gebiete ...setze geordnet, aber auch diese sind, wie die principiellen ...en der Staatsgrundgesetze unbestimmt, vieler Deutungen ...ngleich sie die sachliche Grundlage für die spätere Ge... ...und die Verordnungen bieten sollten, tragen sie doch den ...der bloßen Gelegenheitsgesetzgebung. Noch mehr nur auf ...rfniß des Augenblicks sind die zahlreichen Verordnungen be... ... für einzelne Kronländer in Bezug auf die Verwendung der ...ache in Amt, Gericht und Schule erlassen worden sind. In den ...ren sind die vom gegenwärtigen Ministerium erlassenen wich... ...rachenverordnungen, so jene für Böhmen, Mähren u. s. w. ...rgebniß parlamentarischer Verlegenheiten der Regierung. Um ...r jene frondirende Partei oder auch nur Fraction der Mehrheit ...en, werden Sprachenverordnungen erlassen. Bisher erfolgten ... stets auf Kosten der ohnedies über alle Maßen beschränkten ...der deutschen Sprache.

... muß als ein sehr bedauerliches Versäumniß sowohl des Bürger... ...ums, als des Ministeriums Auersperg bezeichnet werden, daß ...tralistischen Regierungen, welche von den liberalen wie von den ...ren Centralisten unterstützt wurden, somit über sehr große Ma... ... verfügten, die legislative Formulirung eines österreichischen ...ngesetzes unterließen. Wohl wurde unter dem Bürgerministerium ... 19 der Staatsgrundgesetze geschaffen, welcher die Nachahmung ...Bestimmung der belgischen Verfassung, das Verhältniß der Sprachen ...einen Kronländer, der sogenannten Landessprachen, sowie jener, die ...n einzelnen Theilen der Kronländer üblich sind, der sogenannten ...üblichen Sprachen feststellt.

Wir wollen gegen die Minister und Abgeordneten jener Zeit nicht ...Vorwurf erheben, daß diese Bestimmungen unklar und vieldeutig ...ien, denn den Interpretationskünsten einer tschechischen, polnischen oder ...ienischen Majorität hätte wohl keine noch so vortreffliche Fassung ge...enden Widerstand geleistet. Schlimmer war das Versäumniß, daß ... 19 wohl dafür vorgesorgt wurde, daß alle Volksstämme des

welcher in den Städten und da der Grundbesitz zum großen Theile in italienischen Händen ist, auch auf dem Lande ein sehr bedeutender war, zurückgedrängt worden. Wie von den Klagen der Ruthenen über Vergewaltigung bei den Wahlen, widerhallte der Prachtsaal des Wiener Abgeordnetenhauses oft von den Beschwerden der vornehmen italienischen Geschlechter Dalmatiens über Vergewaltigung durch die rücksichtslosen Kroaten. Die Serben haben wiederholt mit den Italienern ein Bündniß geschlossen. Diese gehören zu den treuesten Freunden der Deutschen. Bei den Gymnasien des Landes hat eines die italienische, drei die serbokroatische Unterrichtssprache.

Die Politik der gegenwärtigen Regierung bezüglich der deutschen Volkstheile, der mächtige Einfluß, den sie in den meisten Ländern wird in verschiedenen Kronländern in ganz verschiedener Weise verwe In den rein deutschen Kronländern, in welchen kein nationaler Gegensatz besteht, wird das öffentliche Leben, werden die Landtagsverhandl vom Gegensatze der Ultramontanen und Liberalen beherrscht. Da daß die gesetzgeberische Competenz zwischen dem Reichsrath und den tagen getheilt ist, den Landtagen aber die wichtigsten Theile der gesetzgebung zufallen, ist es der Regierung möglich in den versch Ländern den verschiedenen Sprachen eine sehr differirende Beh angedeihen zu lassen. Die Gesetzgebung über Universitäten un nasien fällt allerdings in die Competenz des Reichsrathes. D Oesterreich bisher nur vom Staate erhaltene Universitäten g weitaus die meisten Gymnasien staatliche Anstalten sind, so ist auf die bestehenden Universitäten sowie auf die vom Staate Gymnasien sehr lehrreich für die Beurtheilung der Politik der schen Regierung in der Sprachenfrage. Oesterreich besitzt 8 Universitäten. Von diesen sind 4, die von Wien, Graz, Czern die deutsche Universität von Prag deutsch, die von Innsbruck wohl deutsch, doch muß dieselbe insofern als zweisprachige Hochschul werden, als an derselben auch Vorträge in italienischer Spra werden. Prag besitzt außer der deutschen auch eine selbstän sche Universität. Die Polen besitzen 2 Hochschulen in Krake berg, beide mit polnischer Unterrichtssprache.

Was die Gymnasien betrifft, so besitzen die rein de länder, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, und Vor Kärnthen, Steiermark, Schlesien und die Bukowina nur b gymnasien. Ein Rest der Unterrichtspolitik früherer Regie dahin ging, allen jungen Leuten, die einen gelehrten Beru nügende Kenntniß der deutschen Sprache zu verschaffen, a

daß in Görz und Triest deutsche Staatsgymnasien bestehen. Erst in neuester Zeit tritt diese Politik auch im Süden des Reiches immer mehr zurück. Mähren besitzt 12 Gymnasien mit deutscher, 5 mit tschechischer Unterrichtssprache. Es zeigt wie Krain in einem gewissen Grade wie Istrien, welches ein deutsches und ein italienisches Gymasium besitzt, das Bemühen der Regierung den Wünschen der slavischen Wortführer nachzukommen, ohne daß bisher die im Staatsinteresse und nicht am wenigsten wegen der Zukunft der jungen Slaven selbst nothwendige Pflege der deutschen Sprache ganz aufgegeben worden wäre.

Krain hat ein deutsches Untergymnasium. Die drei Gymnasien des Landes sind zweisprachig, d. i. neben den Klassen mit deutscher Unterrichtssprache werden Parallelklassen mit slavenischer Unterrichtssprache geführt, wobei die jungen Leute beim Mangel einer slovenischen schönen oder gar wissenschaftlichen Literatur freilich einer eigenthümlichen Zukunft entgegengehen.

Einen vollständigen Sieg haben die tschechischen Bestrebungen in Böhmen erreicht. Daselbst giebt es 20 tschechische und nur 15 deutsche Gymnasien, außerdem werden 6 technische von Gemeinden errichtete Gymnasien mit bedeutenden Summen vom Staate unterstützt. Die Uebernahme derselben auf den Staat dürfte nicht lange auf sich warten lassen.

Tirol besitzt zwei Staatsgymnasien mit deutscher, zwei mit italienischer Unterrichtssprache. Dalmatien hat ein Gymnasium mit italienischer, 3 mit serbokroatischer Unterrichtssprache. Endlich besitzt Galizien 2 deutsche, 1 ruthenisch-polnisches und 21 polnische Staatsgymnasien. Die Polen wie ihre anderen slavischen Collegen rufen so lange nach Gerechtigkeit für die anderen Nationalitäten als sie nicht die volle Herrschaft in ihrem Lande erreicht haben. In dem Augenblicke wo dies geschehen ist, hört jeder Wunsch nach Decentralisation, Freiheit, Autonomie, Rücksicht auf die nicht deutschen Nationalitäten und, wie die schönen Dinge sonst heißen mögen, auf. Obwohl die Ruthenen fast die Hälfte der Bevölkerung Galiziens ausmachen, haben sie nur ein Gymnasium und dies mit gemischter polnischer und ruthenischer Unterrichtssprache. Ihr bescheidener Wunsch nach einem zweiten Gymnasium wurde vom galizischen Landtage abgelehnt.

Die Kenntniß der deutschen Sprache unter den Studenten nimmt reißend ab. Die an tschechischen und polnischen Gymnasien und eben solchen Universitäten gebildeten jungen Leute sind der deutschen Sprache oft nur wenig mächtig, auch treibt die Vielsprachigkeit der Gymnasien in Böhmen und Mähren ganz eigenthümliche Blüten. Um Schüler anzu-

locken und hierdurch den Beweis der Lebensfähigkeit der betreffenden Anstalten herzustellen, werden die Anforderungen an die Schüler der tschechischen Gymnasien überaus niedrig gestellt. Ein österreichischer Gymnasiallehrer hat dargethan, welch' ungeheure Anzahl von Gymnasialschülern an tschechischen Gymnasien Vorzugsklassen erhalten. Hiernach müßte unter den jungen Tschechen mi Vergleich zu den deutschen Gymnasialschülern sich geradezu eine überwältigende Zahl von Talenten befinden! Wohl hält die Regierung das Verlangen fest, daß bei den Staatsprüfungen auch die Kenntniß der deutschen Sprache festgestellt werde; doch werden die Anforderungen immer geringer, wie dies ja in der Natur der Sache liegt. Welche Folgen dies für die Administration, noch mehr aber für das Heerwesen haben muß, wollen wir nicht weiter ausführen.

In der bisherigen Darstellung dürften wir dargethan haben, wie äußerst gering die Hoffnung ist, daß eine Besserung der gegenwärtigen unerträglichen Verhältnisse, die an der Kraft und dem Marke des Staates zehren, durch ein Uebereinkommen der verschiedenen Nationalitäten zu erwarten sei. Tschechen, Polen und Slovenen verlangen ja nicht etwa Billiges und Erreichbares, sondern einfach die Herrschaft. Die Polen thun dies offen, die Tschechen vorläufig noch unter der vorsichtigen Flagge der Gleichberechtigung und Versöhnung, die ihre beste Illustration dadurch erhält, daß die tschechischen Abgeordneten Sprachenverordnungen durchsetzen, im Sinne welcher kein Deutscher in dem geschlossenen deutschen Sprachgebiete Beamter oder Richter werden kann, daß sie ein Sprachengesetz im böhmischen Landtage einbrachten, wonach in kurzer Zeit kein Deutscher auch nur die Stelle eines Volksschullehrers erreichen könnte und daß ein Professor an der tchechischen Universität in Prag, Kvicala einen Gesetzentwurf einbrachte, wonach es tschechischen Eltern verboten sein soll, ihre Kinder eine deutsche Volksschule besuchen zu lassen.

Die bisherige constitutionelle Geschichte Oesterreichs muß in jedem unbefangenen Beobachter die Ueberzeugung wachrufen, daß jede Regierung sich eine beliebige Majorität schaffen kann, sowie, daß das österreichische Abgeordnetenhaus, wenn nur eine Regierung ernstlich will, nicht die Kraft hat irgend einem Begehren der Regiernng zu widerstehen. Das österreichische Parlament erfüllt die Aufgabe einer freien Tribüne, der zwangs- und rückhaltslosen Besprechung der Verhältnisse des Staatslebens, es vermochte aber bisher nicht der ernsten Action irgend einer Regierung erfolgreich zu widerstehen. Eine Verständigung unter den verschiedenen Nationalitäten zu hoffen, wie dies von Schwärmern wie Fischhof wiederholt in Aussicht genommen wurde, ist eine Selbsttäuschung. Auch die versöhnungslustigsten Deutschen könnten den Tschechen und Polen auf Kosten des Staates

minister derzeit Abgeordneter, Ritter von Chlumecky, ein mährischer Großgrundbesitzer, hervorragenden Antheil. Beide Männer würden in Deutschland, England oder irgend einem anderen Lande mit normalen parlamentarischen Verhältnissen zu den entschiedenen Conservativen gerechnet werden.

Obwohl viele Bestimmungen dieses Entwurfes den vorgeschrittenen Deutschnationalen nicht entsprachen, so wurde doch der Antrag von Männern aller Fractionen unterzeichnet, er trug die Unterschriften der großen Majorität der Opposition, 116 Abgeordnete haben denselben unterschrieben. Maßgebend war für die große Mehrzahl derselben die Ansicht, daß irgend welche gesetzliche Bestimmungen selbst solche, wie sie von einer den Deutschen feindlichen Majorität zu erwarten seien, dem willkürlichen Verordnungsrechte der Regierung, dem fortwährenden parlamentarischen Feilschen um sprachliche Concessionen auf Kosten der Staatssprache vorzuziehen sei.

Man hätte nun glauben sollen, daß die Regierung und Majorität, welche ja in parlamentarischen Reden von dem Wunsche nach Versöhnlichkeit überfließen, diese Gelegenheit eifrig ergreifen werden, um ein Sprachenrecht für Oesterreich zu schaffen. Das Gegentheil fand statt. Alle nur denkbaren Schwierigkeiten wurden diesem Gesetzentwurf, wie einst dem principiellen Wurmbrand'schen Antrage seitens der Regierung und Majorität entgegengesetzt. Schon vor Einbringung des Sprachengesetzentwurfes hatte der steiermärkische Landeshauptmann Graf Wurmbrand einen bloßen Resolutionsantrag, der denselben Zweck, nur in bloß principieller Weise verfolgte, eingebracht. Auch dieser war durch das Zusammenwirken der Regierung und der Majorität abgelehnt worden.

Offenbar scheute die Regierung die Besprechung der Sprachenverhältnisse, die sich in mehreren Kronländern geradezu trostlos gestaltet haben. Auch die mit den Tschechen und Polen verbündeten deutschen Clericalen besorgten den üblen Eindruck der Debatten auf ihre deutschen Wählerschaften. Tschechen und Slovenen mußten sich sagen, daß sie bei irgend einer Codificirung und würde sie auch von der gegenwärtigen Majorität vorgenommen werden, von den durch die Regierung für parlamentarische Dienste erzwungenen sprachlichen Concessionen nur zu verlieren, nichts zu gewinnen hätten.

Regierung und die aus Tschechen, Polen, Slovenen, dann deutschen Feudalen und Clericalen bestehende Majorität, verhinderten bis jetzt die Behandlung des von der Opposition eingebrachten Sprachen-Gesetzentwurfes. Nach mehr als einem Jahre war die Behandlung desselben glücklich bis zur Generaldebatte im Ausschusse darüber gediehen, ob

ist als den Gegnern. Nur die radikalgesinnten Wälschtiroler schließen seit kurzer Zeit vorübergehende Compromisse mit den deutschen Clericalen.

Die weit verbreitete Anschauung, als ob die Deutschen sämmtliche anderen Nationalitäten der Monarchie und in ihnen die große Majorität der Bevölkerung gegen sich hätten, ist somit unrichtig. Ein wenngleich kleiner Theil der Polen, der Ruthenen, der Slovenen, die Italiener sind den Deutschen mehr geneigt als den tschechischen oder polnischen Ultras.

Ebenso könnte eine Regierung, die sich auf die Deutschen stützt, sehr leicht die Unterstützung der Rumänen und Serbokroaten erhalten, da Interessengegensätze zwischen diesen und den Deutschen nicht bestehen. Hierdurch würde, selbst wenn die deutschen Clericalen in ihrer der deutschen Sache feindseligen Haltung verharren würden, eine namhafte Majorität gesichert sein.

In letzter Zeit mehren sich die Anzeichen, daß die nationale deutsche Bewegung nicht ohne Einfluß auf die deutschen Clericalen bleiben werde. Auch in Rücksicht auf diese zeigt sich die oft bewährte Thatsache, daß große Bewegungen im deutschen Reiche oft ganz ungeahnte Folgen für Oesterreich haben. Solange der Culturkampf in Deutschland wüthete, war an eine Verständigung der deutschen Ultramontanen Oesterreichs mit den übrigen Deutschen nicht zu denken. Große Schwierigkeiten walten noch jetzt ob. Eine Verständigung zwischen den deutschen Clericalen und den übrigen Deutschen Oesterreichs zum Mindesten zur Wahrung deutschen Volksthums wäre eine der Vorbedingungen für die Besserung der Verhältnisse in Oesterreich.

Eine zweite Vorbedingung wäre die Beseitigung der kläglichen Streitigkeiten unter den Deutschen, Clericalen wie Nicht-Clericalen. Die deutschen Clericalen zerfallen in nicht weniger als 3 Parteien. Die Nicht-Clericalen, gemäßigten conservativen und liberalen Deutschen in 4 nach der Zählung Mancher in 5 Fractionen. Eine Einigung unter dem Banner der deutschen Sache, der Wahrung deutscher Nationalität scheint bei dem übertriebenen politischen Individualismus derzeit leider ohne Aussicht zu sein. Eine solche Entwicklung, die ja bei Polen und Tschechen eingetreten ist, da dieselben trotz aller unter ihnen bestehenden politischen Unterschiede sich zu je einer großen nationalen Partei gesammelt haben, böte die beste Aussicht auf Besserung der trostlosen Verhältnisse, in denen sich derzeit die Deutschen Oesterreichs befinden. ab.

Ziel die Deutschen dauernd unter eine tschechische Majorität zu bringen und hierdurch einen Zustand herbeizuführen, wonach mehr als 2 Millionen Deutschböhmen in Bezug auf die wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens von einer tschechischen Majorität dauernd abhängig würden. Seit dem Beginn der constitutionellen Aera ist für die politische Thätigkeit der Tschechen dieses Streben maßgebend. Die Tschechen treten für die föderalistische Staatsform in Oesterreich ein, weil dann nach ihren Vorschlägen die für die nationale Frage wichtigsten Theile des Staatslebens, Justiz, Verwaltung, Unterricht, der größte Theil der Finanzen von der tschechischen Landtagsmajorität in Prag abhängig würden. Sie haben das mehr als zweifelhafte böhmische Staatsrecht als ihr Programm aufgestellt, wonach Böhmen, Mähren und Schlesien ein Reich der böhmischen Krone bilden sollen, weil dann die Tschechen, wie ein Blick auf die statistische Tabelle zeigt, in relativ noch größerer Majorität wären als im Lande Böhmen allein. Sie haben sich mit den Feudalen und dem katholischen Clerus, trotzdem der Hussitismus fast dem ganzen Volke die werteste Erinnerung ist, vorläufig verbündet, um dieses Ziel zu erreichen. Daß die Stärke des deutschen Elementes, sein Zusammenhang mit den Stammesgenossen des deutschen Reiches, die Ueberlegenheit deutscher Cultur und Bildung dieses Ziel zu erreichen zum Mindesten für die Dauer nie und nimmer gestattet, wird von den tschechischen Führern in nationaler Leidenschaft nicht erwogen.

Derzeit findet an allen Sprachgrenzen in Böhmen, in allen Sprachinseln, in allen gemischten Orten ein heftiger nationaler Kampf statt, der sich um die Gemeindevertretung, an vielen Orten um die Schule, im Ganzen und Großen um die Frage dreht, ob Deutsche oder Tschechen den strittigen Orten den Charakter ihres Volksthums, ihrer Cultur aufprägen sollen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Gesetzgebung zahlreiche Gegenstände des Streites zwischen beiden Nationalitäten behoben worden sind. Der Streit, der an der Prager Universität und an der Prager technischen Hochschule wütete, solange einige Professoren in deutscher andere in tschechischer Sprache lehrten, hat ein Ende gefunden, seitdem eine deutsche und eine tschechische Universität, eine deutsche und eine tschechische technische Hochschule in Prag existiren, so daß Prag wohl der Ort ist, der derzeit in der Welt die größte Anzahl von Hochschulen besitzt. Zahlreiche tschechische Gymnasien und tschechische Realschulen wurden und zwar nicht nur unter den tschechenfreundlichen Ministerien gegründet, die Erhaltung anderer vom Staate übernommen.

Wenn bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts und in vielen Orten noch während eines großen Theiles des gegenwärtigen Jahrhunderts die

stration bezwecken um die Türken durch scheinbare Bedrohung Rumeliens zu einer Schwächung ihrer Streitkräfte in Bulgarien zu veranlassen — oder man konnte auch die wirkliche Absicht haben, die Offensive nach Rumelien zu tragen.

Fassen wir zunächst letzteren Punkt ins Auge, so konnte eine erste Offensive nach Rumelien sich nicht mit der Festsetzung an einem untergeordneten Zwischenpunkte begnügen, sondern sie hatte nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn man hoffen durfte, sie in raschem Siegeslaufe bis Konstantinopel fortzuführen — zu einer derartigen Unternehmung waren aber bei weitem nicht genügende Streitkräfte verfügbar. So lange zwei intakte feindliche Armeen in Ost- und West-Bulgarien standen, musste man diesen gegenüber sehr beträchtliche Truppenmassen zurücklassen, und bringt man hierfür — sehr mäßig gerechnet — 50000 Mann für die Ost-Front und 25000 Mann für die West-Front in Ansatz, so blieben höchstens 75000 Mann (vorläufig noch gar keinen Abgang an Kranken in abgerechnet) für die Offensive nach Rumelien übrig.

Mit solchen Kräften eine Offensive gegen Konstantinopel unternehmen zu wollen — noch dazu bei derartig gefährdeten rückwärtigen Verbindungen — wäre mindestens Leichtsinn, wenn nicht Thorheit gewesen. Die einzige Möglichkeit des Erfolges hätte darauf beruht, daß die türkische Regierung in kopfloser Verblüffung sich zu einem übereilten Frieden hätte verleiten lassen: sobald die Türkei es aber auf ernsten Widerstand ankommen ließ — wobei ihr namentlich unter solchen Umständen die englische Hilfe nicht gefehlt haben würde — müßte eine derartige Offensive zu einem sichern Fiasko führen, welches um so vollständiger sein musste je weiter die Offensive vorgedrungen war.

Wenn die russische Heeresleitung sich wirklich im Juli mit der Absicht einer über den Balkan zu führenden Offensive getragen haben sollte, so ist sie zu ihrem eigenen Glück durch die Ereignisse bei Plewna davon zurückgehalten worden; ein ähnlicher Echec wie bei Plewna, aber irgendwo südlich des Balkan erlitten, wäre für die russische Armee weit verhängnißvoller geworden.

Es bleibt nun der Fall zu betrachten, daß die Heeresleitung mit dem Zuge Gurkos eine Demonstration beabsichtigte.

Hatte diese Demonstration einen strategischen Charakter, so musste sie die Entsendung eines Theils der türkischen Ost-Armee nach Rumelien zu veranlassen suchen, wodurch dann die russische Haupt-Armee bessere Chancen bekommen hatte, durch eine ernsthafte Offensive gegen das Festungs-Viereck eine Entscheidung herbeizuführen.

unmöglich ist die überaus schwierige tschechische Sprache, die selbst an den deutschböhmischen Gymnasien bisher nur als unobligater Gegenstand gelehrt wird, in einigen Unterrichtsstunden sich so vollständig anzueignen, wie dies dem Richter nothwendig ist, so werden hierdurch thatsächlich die Deutschen Böhmens von fast allen Stellen bei Gericht und Amt ausgeschlossen. Ja es ist nicht zu viel gesagt, daß selbst Richter, die der tschechischen Sprache vollständig mächtig waren, wenn sie einige Jahre in Eger oder Reichenberg amtirten, wo sie keine Gelegenheit haben sich in der tschechischen Sprache zu üben, die Fähigkeit verlieren, die sie doch im Sinne der Sprachenverordnung besitzen sollten. Wiederholt wurde daher ausgesprochen, daß im Sinne der Sprachenverordnung es nicht genügen werde, Tschechen an fast alle Stellen in Amt und Gericht zu setzen, sondern daß dieselben auch nach Verlauf von einigen Jahren immer wieder durch neue Tschechen, die frisch aus dem tschechischen Sprachgebiete kommen, abgelöst werden müssen. Wie der clericale Fürst Alois Liechtenstein im steiermärkischen Landtage hervorhob, drohen in Deutschböhmen, wenn die Sprachenverordnungen genau durchgeführt würden, Verhältnisse einzutreten, wie sie in Ungarn zur Zeit der Bachhußaren herrschten. In seinem eigenen Sprachengebiete, das mehr Einwohner zählt als manches deutsche Königreich und als die meisten Kronländer Oesterreichs, kann der Sohn des deutschen Bürgers oder Bauern keine Stelle bei Amt oder Gericht erlangen.

Dem tschechischen Richter und Verwaltungsbeamten reicht der auch in deutschen Gegenden zumeist tschechische katholische Geistliche die Hand. Denn nur selten entschließen sich Deutsche die theologische Vorbildung in den Seminarien zu holen, die selbst in der deutschen Stadt Leitmeritz, von Königgrätz, Budweis, Prag gar nicht zu reden, von tschechischen Priestern geleitet werden.

Den kaiserlichen Beamten, den Geistlichen schließt sich der Beamte der feudalen Aristokraten, in Böhmen ein sehr wichtiger Theil der Bevölkerung an. Seit fast einem Jahrtausend ist Böhmen das Land der Latifundien, die seit dem 30jährigen Kriege durch Erbschaft und sehr gewagte Speculationen zur Zeit der großen Finanz-Calada und andere Mittel immer größer wurden. Der böhmische Feudaladel hat deutsche Namen in seiner Mitte, wie Schwarzenberg, Schönborn, Clam, Thun, Kinsky-Scharfenstein und viele anderen. Einig sind die Herren in dem Kampfe gegen die deutsche Sache in Böhmen, zu diesem Zwecke haben sie ein Bündniß auf Zeit mit den Tschechen geschlossen. Um dem unerträglichen Zustande, der durch die Sprachenverordnungen geschaffen war, ein Ende zu machen, brachten die deutschböhmischen Abgeordneten den Antrag

Schauplatz zur Zeit der hier — wenn auch nur vorläufig — fallen[illegible] Entscheidung;

2) die Schädigung des Ansehens der russischen Waffen durch [illegible] nothwendig werdende Räumung des bereits besetzten rumelischen Gebi[illegible]

3) die blutigen Repressalien denen man die bulgarische Bevölker[illegible] der wieder geräumten Gebiete aussetzte, nachdem man sie zum Ergre[illegible] der Waffen gegen die Türken theils ermuthigt, theils direkt veran[illegible] hatte.

Die rumelische Expedition Gurkos muß vom Standpunkt der a[illegible]meinen Operationen aus nicht nur als ein Mißerfolg, sondern als [illegible] grundsätzlicher Fehler bezeichnet werden, da sie ohne klar hingestellte [illegible] und ohne Berücksichtigung der verfügbaren Kräfte unternommen w[illegible] und weil sie die an und für sich schon komplizirte strategische Lage [illegible] russischen Armee noch komplizirter und empfindlicher machte.

Der einzige reelle Gewinn, der von dem Zuge Gurkos übrig [illegible] die Besitznahme des Schipka-Passes, war thatsächlich bereits erreicht, [illegible] die eigentliche rumelische Expedition ihren Anfang nahm.

Ueber den ziemlich zweifelhaften Werth, den der Besitz des Sch[illegible]-Passes in jenem Zeitabschnitt für die russischen Operationen hatte, [illegible] an späterer Stelle näher gesprochen werden.

Es bleibt noch übrig, die Expedition Gurkos als abgeschlossen[illegible] sode zu betrachten, als ein selbstständiges Ganzes, das aus sich [illegible] erklärt und an und für sich beurtheilt werden muß.

Der Hauptwerth liegt hier — abgesehen von zahlreichen sehr [illegible] essanten taktischen Einzelheiten — in den interessanten Aufschlüs[illegible] wir über Gurkos ganze Anschauungsweise und das Charakteristi[illegible] Verfahrens erhalten.

Die Aufgabe, welche dem Avantgarden-Corps Gurkos ursprü[illegible] gestellt worden war, lautete dahin, „sich einiger Balkan-Päße zu bemä[illegible] tigen"; speziell war auf den Schipka-Paß hingewiesen, der [illegible] wußte, eine ziemlich starke türkische Besatzung hatte.

Gurko faßte den Plan, mit Benutzung des damals noch auf [illegible] Karte verzeichneten Hainkioi-Passes den Schipka-Paß zu umgehen [illegible] desselben von Süden her zu bemächtigen, während gleichzeitig von [illegible] her gegen denselben demonstrirt werden sollte.

Der Plan wurde glücklich ausgeführt. Nachdem Gurko am 12. [illegible] seine Bewegung von Tirnowa aus begonnen, stand er am 15. am [illegible] Ausgang des Hainkioi-Passes, erreichte unter fortgesetzten Nachtgefe[illegible] fechten am Abend des 17. den Süd-Ausgang des Schipka-Passes [illegible]

Deutschen Mährens haben außerdem eine Reihe von Sprachinseln inne, so die von Iglau an der böhmisch-mährischen Grenze, die von Brünn, Tischna, Olmütz, den ausgedehnten Schönhengstergau. Die Mehrzahl der mährischen Städte hat eine vorwiegende deutsche Bevölkerung. Im Landtage besitzen die Deutschen durch ein Bündnis mit den Vertretern des Großgrundbesitzes der Majorität. Die feudalen Aristokraten sind soweit in Mähren, der alten Heimath der eisernen Barone, in der Landtagscurie des Großgrundbesitzes in der Minorität. Graf Schönborn, der gegenwärtige Statthalter, gerirt sich als eifriger Anhänger der Tschechen und Feudalen. Die Sprachenverordnungen gelten auch für Mähren. Die einzige Hochschule des Landes, das Polytechnicum in Brünn ist deutsch, ein Theil der Gymnasien und Realschulen ist deutsch, ein Theil tschechisch, ebenso die Volksschulen. Deutsche Gymnasien und Volksschulen zählen auch viele Kinder slavischer Eltern zu ihren Besuchern. Selbst in den rein deutschen Theilen des Landes klagt man darüber, daß fast ausschließlich Tschechen die Stellen in Amt und Gericht einnehmen. Die Kämpfe um die Majorität in der Gemeindeverwaltung, nur die Erhaltung des deutschen Charakters der seit uralter Zeit deutschen Städte, machen an die Hingebung und Opferwilligkeit des deutschen Bürgerthums in Mähren ebenso hohe Ansprüche wie in den Städten an der Sprachgrenze in Böhmen. Auch in Mähren ist in den letzten Jahren durch die Verbindung des vorwiegend tschechischen Clerus mit den Tschechen und einem Theile der Aristokraten, den Deutschen gar manche Stellung verloren gegangen.

Hervorzuheben ist allerdings, daß ein nicht unbedeutender Theil der Slaven Mähren's sich gegen deutsche Sprache und Cultur nicht so feindlich stellt, wie die Tschechen Böhmens. Die Nothwendigkeit der Kenntnis deutscher Sprache wird von den gebildeten Kreisen der mährischen Slaven anerkannt, da und dort stimmen die Slaven trotz der nationalen Verschiedenheit bei gleichem politischen Pogramm für einen deutschen Candidaten. Mähren ist die Heimath der Centralisten, der Großösterreicher.

Schlesien ist das erste dreisprachige Land, dem wir auf unserer Wanderung begegnen. Obwohl nur etwa die Hälfte der Bewohner dem deutschen Stamme angehört, ein geschlossenes deutsches Sprachgebiet nur im Norden des Landes sich befindet, haben doch mehrere den Deutschen günstige Umstände dazu beigetragen, daß dieselben im schlesischen Landtage die Majorität haben, die deutsche Sprache in Schlesien mehr Geltung besitzt als in Böhmen oder Mähren. Die zahlreichen Städte und Städtchen des industriereichen Landes haben auch in den vorwiegend von Slaven bewohnten Landestheile zunächst vorwiegend deutsche Bevölkerung. Unter

bringen, nur müsse dann für anderweitige Sicherung der Pässe Sorge getragen werden.

Als Antwort hierauf erhielt er am 18. Juli — am Süd-Ausgange des Schipka-Passes — die Mittheilung des Armee-Ober-Kommandos, daß die ganze 9. Infanterie-Division zu seiner Verstärkung nach den Balkan-Pässen vorgeschoben werden solle — hiermit war gewissermaassen die Billigung seiner weitaussehenden Pläne zu verstehen gegeben, wenn auch nicht formell ausgesprochen.

Im Hinblick auf die ihm zugesagten Verstärkungen — welche ihm jedenfalls die Sorge für die Sicherung der Pässe abnahmen — schob Gurko am 22. Juli einen Theil seines Corps von Kasanlik über den Karadscha Dag nach Eski Sagra und schob von hier aus Detachements gegen die Bahnlinien Philippopel-Trnowo und Jamboli-Trnowo vor, um dieselben zu zerstören.

Inzwischen erhielt Gurko vom Armee-Ober-Kommando die Mittheilung von dem im Gange befindlichen Transport der Armee Suleiman nach dem rumelischen Kriegsschauplatz und von der Niederlage Osman Schukri's bei Plewna, und im Anschluß daran die Weisung, die Stellung seiner Infanterie nicht zu weit von Kasanlik zu entfernen, um im Bedarfsfalle die 9. Infanterie-Division in der Besetzung der Pässe ablösen zu können. Schließlich wurden von Gurko Vorschläge für die weiteren Operationen verlangt.

Auf diese Mittheilungen antwortet Gurko — von Eski Sagra aus — am 24. Juli: Seine Absicht auf Adrianopel zu marschiren sei unter diesen Umständen leider unausführbar geworden, höchstens werde es möglich sein, die bei Jeni Sagra stehenden Türken (ein etwa 12000 Mann starkes Corps unter Reuf Pascha) zu schlagen.

Nachdem Gurko — das Kommando in Eski Sagra dem Gen. Nikolaus Leuchtenberg übergebend — für seine Person am 25. Juli nach Kasanlik zurückgekehrt war, wo der andere Theil seines Corps stand, trat in seiner Auffassung über die ganze Sachlage ein merkwürdiger Umschwung ein, dessen innere Motive leider nicht klar erkennbar sind.

Am 26. Juli theilt er dem Armee-Ober-Kommando mit: Nachdem die im Hainkioi Paß stehende Brigade des Generals Derenthal an ihre Verfassung gestellt worden, habe er die Absicht, in energischer Offensive mit der jetzt in der Versammlung begriffenen Armee Suleiman Pascha's zu fallen und deren noch getrennte Theile in der Vereinzelung zu schlagen.

Die Stimmung im großen Hauptquartier war in diesen Tagen augenscheinlich äußerst schwankend. Am 26. Juli ging an Gurko der Befehl ab, einen Theil seiner Infanterie zur Besetzung des Schipka-Passes zu

zuschicken; am 27. wurde dieser Befehl wieder aufgegeben; am 28. erhielt Gurko nicht nur die Einwilligung der oberen Heeresleitung in alle am 26. vorgeschlagenen Entwürfe, sondern ausdrücklich „volle Freiheit des Handelns". Die im Hainkioi-Paß stehende Brigade Boreisch (der 9. Division) wurde zu Gurkos Verfügung gestellt.

Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß der Verkehr zwischen dem großen Hauptquartier und Gurko durch Eilboten vermittelt wurde, welche zwischen Tirnowa und Kasanlik über 80 Kilometer zurückzulegen hatten. Eine telegraphische Verbindung war nicht hergestellt worden.

Nach Empfang obiger Nachricht theilte Gurko noch am 28. dem Armee-Ober-Kommando mit, daß er entschlossen sei, am 30. Juli mit allen ihm zur Verfügung stehenden Truppen das bei Jeni Sagra stehende türkische Corps anzugreifen.

Noch an demselben Tage erließ Gurko die nöthigen Befehle, um seine Truppen von drei verschiedenen Punkten aus gegen Jeni Sagra in Bewegung zu setzen.

Die Offensive Gurkos gegen Jeni Sagra fiel zusammen mit der Offensive Suleimans gegen Eski Sagra; hierdurch entstand eine derartig interessante Complikation der strategischen Verhältnisse, daß es sich der Mühe lohnt, dieselben kurz zu skizziren

Der Karadscha Dag ist ein dem Balkan parallel laufender, von ihm durch das Thal der Tundscha getrennter Gebirgszug. Eski Sagra und Jeni Sagra liegen am Südfuß des Karadscha Dag, halb wegs zwischen ihnen Dalboka; bei allen drei Orten münden Pässe, welche aus dem Tundscha Thal über Karadscha Dag zum Maritza Thal führen; Kasanlik und Hainkioi liegen im Tundscha Thal.

Die Stellung der beiderseitigen Streitkräfte — übrigens gegenseitig nur ungenau bekannt — war am 28. Juli folgende:

Gurko mit 5000 Mann in Kasanlik, Boreisch mit 5000 Mann in Hainkioi, Leuchtenberg mit 4000 Mann in Eski Sagra; Reuf Pascha mit 12000 Mann in Jeni Sagra, Suleiman Pascha mit 30000 Mann etwa 40 Kilometer südlich von Eski Sagra.

Gurkos Disposition zufolge sollten die drei russischen Detachements sich am 29. gegen Jeni Sagra derartig in Bewegung setzen, daß sie am 30. um 8 Uhr morgens sich vor diesem Orte vereinigen könnten um dann zum Angriff zu schreiten. Gleichzeitig ordnete Suleiman sowohl für seine Armee wie für das Corps Reuf den Vormarsch gegen Eski Sagra an; Reuf ließ 2000 Mann als Besatzung in Jeni Sagra zurück.

Am 29. Abends stoßen Leuchtenberg und Reuf, die einander direkt entgegen marschieren, bei Dalboka auf einander; am 30. weicht Leuchten-

berg vor dem bedeutend überlegenen Reuf unter fortgesetztem Gefecht auf Eski Sagra zurück, vor welchem Ort von Süden her am Abend Suleiman erscheint; Gurko vereinigt sich am Morgen des 30. mit Boreisch, erstürmt Jeni Sagra und tritt noch an demselben Tage den Marsch nach Eski Sagra an, um dem Detachement Leuchtenberg zu Hilfe zu eilen, von dem er seit 2 Tagen keine Nachrichten hatte, dessen Lage er aber ziemlich richtig beurtheilte. Am 31. Morgens steht Leuchtenberg in Eski Sagra, Suleiman auf der West- und Südseite, Reuf auf der Ostseite des Ortes. Schon hat das Gefecht begonnen, da erscheint Gurko von Osten her in Reufs Rücken, welcher nun kehrt machen muß, um dem Angriff Gurkos entgegenzutreten. Nach hartnäckigem blutigem Gefecht wird Reuf geschlagen und in Unordnung zurückgeworfen; inzwischen hat Suleiman nach mörderischem Gefecht an dem sich auch zahlreiche bewaffnete bulgarische Einwohner betheiligten, die Stadt Eski Sagra erstürmt; die Trümmer des Detachements Leuchtenberg sind nach schweren Verlusten in nördlicher Richtung in den Paß von Eski Sagra zurückgewichen und setzen von dort den Rückzug nach dem Schipka Paß fort; zwei Cavallerie-Regimenter Leuchtenbergs, während des Gefechts von dem Gros ihres Detachements abgekommen, vereinigen sich, die Truppen Reufs durchbrechend, mit Gurko. Dieser hatte am Abend selbst siegreich der ebenfalls siegreichen, ihm aber mindestens um das Dreifache überlegenen Armee Suleimans gegenüber. Unter diesen Umständen hielt es Gurko für das Rathsamste, einer Waffenentscheidung aus dem Wege zu gehen. Durch einen angestrengten Nachtmarsch entzieht er sich, nach Osten zurückgehend, der Berührung des Feindes, überschreitet unter großen Schwierigkeiten den wenig gangbaren Paß von Dalbok und setzt den Rückzug auf den Hainkioi Paß fort. Hier trifft ihn die Nachricht von dem Unglück von Plewna und der Befehl, alle Operationen südlich des Balkan einzustellen.

Plewna.

Das ungemein rege Interesse, welches sich an den Namen „Plewna" knüpft, ist ein Doppeltes: ein strategisches und ein taktisches.

In strategischer Beziehung handelt es sich um die Frage: war es es, daß Plewna eine solche alles beherrschende Bedeutung für den Verlauf des ganzen Krieges gewinnen konnte?

In taktischer Beziehung gilt es, die Frage zu beantworten: Welches Ursachen sind die wiederholten taktischen Mißerfolge der Russen bei ihren Angriffen auf die Stellung von Plewna zuzuschreiben?

Polen und Ruthenen bewohnen das weite Land. Bis an den Poprad wohnen im Süden, bis an den San im Norden die Ruthenen. Den westlichen Theil des Landes nehmen die Polen ein. Seit der Statthalterschaft Goluchowski's hat das polnische Element in Galizien ungeheuer an Macht und Einfluß gewonnen. Durch Pressionen, welche im europäischen Westen kaum für möglich gehalten werden dürften, durch rücksichtslose Benutzung gewisser von Schmerling ausnahmsweise für Galizien in naiver Weise bewilligter Sonderbestimmungen der Wahlgesetze haben die Polen, richtiger der polnische Adel die fast unbeschränkte Herrschaft im galizischen Landtage an sich gerissen. Beide Universitäten des Landes in Lemberg und Krakau, die technische Hochschule in Lemberg, alle Gymnasien und Realschulen des Landes mit Ausnahme von dreien sind polnisch. Gerichte und Aemter sind polnisch, nur im Osten des Landes werden auch ruthenische Eingaben, dagegen im ganzen Lande deutsche Eingaben zugelassen. Die innere Amtssprache ist polnisch. Während man den Deutschen zumuthet, daß sie auch im großen geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens, wo in 62 Gerichtsbezirken sich keine tschechische Gemeinde befindet, Eingaben in tschechischer Sprache zulassen, welche dann wieder in tschechischer Sprache ihre Erledigung finden müssen, sowie tschechische Gerichtsverhandlungen vornehmen, wird den Polen mit ganz anderem Maße gemessen. In Westgalizien im Sprengel des Krakauer Oberlandesgerichtes sind nicht nur ruthenische Gemeinden, auch ganze Gerichtsbezirke, die eine überwiegend ruthenische Bevölkerung haben. Trotzdem ist es nicht gestattet im Westen Galiziens auch nur Eingaben in ruthenischer Sprache zu machen. Was den Deutschen, wird nicht entfernt den Polen zugemuthet, wenngleich die ruthenische und polnische Sprache einander nahe verwandt sind. An relativer Zahl haben im Vergleiche zu früheren Schätzungen die Polen durch Polonisirung der Bewohner anderer Nationalität in den letzten 20 Jahren bedeutend gewonnen. Sie haben den großen Vortheil, daß fast alle Städte auch die des östlichen Galiziens, neben der jüdischen auch eine nicht unbedeutende polnische Bevölkerung besitzen, daß Amt und Gericht in den Händen der Polen sind. Dies und die geringe Bildung des ruthenischen Bauernstandes mag es erklären, daß obwohl in Galizien den Bauern durch den Landtag oder zum Mindesten mit stillschweigender Zustimmung desselben, Lasten auferlegt worden sind, wie wohl in keinem anderen Lande Europas, auch ein großer Theil der ruthenischen Bezirke, unter dem Einfluß des Staatsbeamtenthums polnische Edelleute zu Abgeordneten wählt.

Die neuere Geschichte Galiziens, seine Landtagsverhandlungen werden vom Streite zwischen Ruthenen und Polen erfüllt. Es sind überaus

Besetzung Lowtschas durch die Russen; allarmirende, zum Theil übertriebene Gerüchte von dem rapiden Vordringen der russischen Heeresmassen in das Innere des Landes schwirrten überall durch die Luft; in Osmans Armee hatte man ein gewisses Gefühl der Beklommenheit und momentan nach dem Falle von Nikopolis, eigentlich kein bestimmtes Ziel. Der nächste markante Punkt war Plewna, welches die Avantgarde erreicht hatte hier beschloß Osman seine durch den schnellen Vormarsch sehr erschöpfte Armee (dieselbe hatte unterwegs infolge der Strapazen und stellenweisen Wassermangels zahlreiche Todte gehabt) zunächst halt machen zu lassen. Noch war das Corps nicht vollständig bei Plewna versammelt, als von Nikopolis her feindliche Kolonnen sichtbar werden. — Diese auf zuverlässigen türkischen Quellen beruhende Darstellung wird die bereits weiter oben bei Gelegenheit der Charakteristik Osmans ausgesprochene Behauptung bestätigen: daß das Festsetzen Osmans bei Plewna nicht sowohl eine zweckbewußte That war, sondern vielmehr ein Akt der Verlegenheit.

Krüdener hatte Nikopolis mit Sturm genommen (15. Juli). Es darf nicht übersehen werden, daß der hier erzielte glückliche Erfolg eines ohne weitere Vorbereitung gegen befestigte Stellungen unternommenen Sturmangriffs einerseits das Selbstgefühl der russischen Truppen sehr gehoben, andererseits aber auch eine etwas leichtfertige Anschauung über die Schwierigkeit derartiger Unternehmungen hervorgerufen hatte. Ueber seine weitere Bestimmung nach der Einnahme von Nikopolis hatte Krüdener keine bestimmten Weisungen. Im Armee-Ober-Commando hatte man im Allgemeinen die Absicht, Krüdener als rechte Seiten-Kolonne über Plewna nach dem Balkan vorzuschieben, bestimmt formulirt war diese Bestimmung aber noch nicht, nur erhielt Krüdener den Befehl „einen Theil seines Corps nach Plewna vorzuschieben."

Diese unklare und bedenkliche Maßregel muß als der erste der Fehler der oberen Heeresleitung in Bezug auf die Angelegenheiten von Plewna bezeichnet werden.

Unklar war die Anordnung, weil aus ihr gar nicht zu ersehen war, welche Absicht das Armee-Ober-Commando mit dem „Vorschieben" eines Theils der Truppen nach Plewna hatte; bedenklich war sie, weil das Corps Krüdeners in zwei Theile auseinander riß und so die Möglichkeit anbahnte, daß diese Theile einzeln geschlagen werden konnten. Als der betreffende Befehl vom Armee-Ober-Commando gegeben wurde, lagen zwar einige ganz unbestimmte Meldungen einiger Kosaken-Posten über den Anmarsch türkischer Abtheilungen von Westen her nach dem Balkan vor — daß man aber über den Anmarsch eines so starken Corps nicht genauer unterrichtet war, ist immerhin ein auffallender Mangel, der eine

Polen und Ruthenen bewohnen das weite Land. Bis an den Poprad wohnen im Süden, bis an den San im Norden die Ruthenen. Den westlichen Theil des Landes nehmen die Polen ein. Seit der Statthalterschaft Goluchowski's hat das polnische Element in Galizien ungeheuer an Macht und Einfluß gewonnen. Durch Pressionen, welche im europäischen Westen kaum für möglich gehalten werden dürften, durch rücksichtslose Benutzung gewisser von Schmerling ausnahmsweise für Galizien in naiver Weise bewilligter Sonderbestimmungen der Wahlgesetze haben die Polen, richtiger der polnische Adel die fast unbeschränkte Herrschaft im galizischen Landtage an sich gerissen. Beide Universitäten des Landes in Lemberg und Krakau, die technische Hochschule in Lemberg, alle Gymnasien und Realschulen des Landes mit Ausnahme von dreien sind polnisch. Gerichte und Aemter sind polnisch, nur im Osten des Landes werden auch ruthenische Eingaben, dagegen im ganzen Lande deutsche Eingaben zugelassen. Die innere Amtssprache ist polnisch. Während man den Deutschen zumuthet, daß sie auch im großen geschlossenen deutschen Sprachgebiete Böhmens, wo in 62 Gerichtsbezirken sich keine tschechische Gemeinde befindet, Eingaben in tschechischer Sprache zulassen, welche dann wieder in tschechischer Sprache ihre Erledigung finden müssen, sowie tschechische Gerichtsverhandlungen vornehmen, wird den Polen mit ganz anderem Maße gemessen. In Westgalizien im Sprengel des Krakauer Oberlandesgerichtes sind nicht nur ruthenische Gemeinden, auch ganze Gerichtsbezirke, die eine überwiegend ruthenische Bevölkerung haben. Trotzdem ist es nicht gestattet im Westen Galiziens auch nur Eingaben in ruthenischer Sprache zu machen. Was den Deutschen, wird nicht entfernt den Polen zugemuthet, wenngleich die ruthenische und polnische Sprache einander nahe verwandt sind. An relativer Zahl haben im Vergleiche zu früheren Schätzungen die Polen durch Polonisirung der Bewohner anderer Nationalität in den letzten 20 Jahren bedeutend gewonnen. Sie haben den großen Vortheil, daß fast alle Städte auch die des östlichen Galiziens, neben der jüdischen auch eine nicht unbedeutende polnische Bevölkerung besitzen, daß Amt und Gericht in den Händen der Polen sind. Dies und die geringe Bildung des ruthenischen Bauernstandes mag es erklären, daß obwohl in Galizien den Bauern durch den Landtag oder zum Mindesten mit stillschweigender Zustimmung desselben, Lasten auferlegt worden sind, wie wohl in keinem anderen Lande Europas, auch ein großer Theil der ruthenischen Bezirke, unter dem Einfluß des Staatsbeamtenthums polnische Edelleute zu Abgeordneten wählt.

Die neuere Geschichte Galiziens, seine Landtagsverhandlungen werden vom Streite zwischen Ruthenen und Polen erfüllt. Es sind überaus

gnügte man sich damit, Krüdener durch einige soeben eingetroffene Truppentheile des 4. und 11. Corps zu verstärken und ihn abermals gegen Plewna vorgehen zu lassen.

Krüdeners allerdings irrthümliche Meldung von der großen numerischen Ueberlegenheit des bei Plewna stehenden Gegners blieb unberücksichtigt; in nervöser Ungeduld gab das Armee-Commando den unbedingten Befehl zum sofortigen Angriff. Krüdener griff an und wurde mit sehr großem Verlust geschlagen.

Der Eindruck, den dieses neue und wie sich nicht leugnen ließ ernste Mißgeschick auf die Heeresleitung machen mußte, wurde noch verstärkt durch den Umstand, daß gleichzeitig auch Gurko von weit überlegenen feindlichen Kräften in die Balkan-Pässe zurückgeworfen wurde und an der Ostfront die feindliche Haupt-Armee sich zu regen begann.

Jeder Gedanke an eine Fortsetzung der so planlos begonnenen Offensive war hiermit zu Ende; es handelte sich für die russische Heeresleitung jetzt nur noch um die Frage: ob es möglich sein werde, sich bis zum Eintreffen der sofort aufgebotenen namhaften Verstärkungen auf dem rechten Donau-Ufer zu behaupten. Ob dies möglich gewesen sein würde, wenn die drei türkischen Armeen unverzüglich eine energische Offensive mit einem gemeinsamen Direktionspunkt — sei es Tirnowa oder Sistowo — ergriffen hätten, ist fast zu bezweifeln. Jedenfalls mußte unmittelbar nach Krüdeners Niederlage die russische Heeresleitung die Möglichkeit einer Katastrophe ins Auge fassen, und daß man die Gefahr für sehr drohend hielt geht am Besten aus der Thatsache hervor, daß man sich zum Anrufen der rumänischen Hülfe entschloß — ein Entschluß, der der russischen Heerführung sicher nicht leicht gewesen sein kann!

Dank der Uneinigkeit, Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit der türkischen Generale ging die Krisis glücklich vorüber.

Nachdem bereits im August außer der rumänischen Armee — etwa 30 000 Mann — auch zwei neue russische Divisionen auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, konnte, namentlich im Hinblick auf die von der türkischen Heerführung an den Tag gelegten Beweise ihrer Unfähigkeit, von einer ernsten Gefährdung der russischen Armee in Bulgarien nicht mehr die Rede sein; für die Wiederaufnahme der Offensive im großen Styl mußte aber natürlich die Ankunft der Hauptmasse der russischen Verstärkungen abgewartet werden, welche — sieben Infanteriedivisionen mit entsprechender Cavallerie und Artillerie — nicht vor Oktober in Bulgarien eintreffen konnten.

Nach diesem Blick auf die allgemeine Lage wenden wir uns wieder speziell den Verhältnissen bei Plewna zu.

Das Vorhandensein einer feindlichen Armee bei Plewna war — rein theoretisch betrachtet — durch die unmittelbare Bedrohung der rechten Flanke und der Rückzugslinie der russischen Armee und ihres einzigen Donau-Ueberganges bei Sistowa von so gewaltiger strategischer Bedeutung, daß die möglichst rasche Ueberwältigung dieser Armee die nächste und hauptsächlichste Aufgabe der russischen Heeresleitung sein mußte. In diesem Sinne wurde bereits — im vorigen Heft — die diesseitige Auffassung dahin ausgesprochen, daß nach dem ersten Mißgeschick Schilder-Schuldners es angezeigt gewesen wäre, die Hauptmasse der russischen Armee zu einem zerschmetternden Schlage gegen den bei Plewna aufgetretenen Gegner zu konzentriren.

Die russische Heerführung schlug bekanntlich ein anderes Verfahren ein, welches zu der neuen und diesmal ernsten Niederlage der russischen Waffen führte. Nach ganz außerordentlich großen Verlusten mußten die Truppen Krüdeners einen ziemlich regellosen Rückzug antreten, nicht nur in theilweiser taktischer Auflösung, sondern was weit schlimmer, mit gänzlich gebrochenem Selbstvertrauen. Ob eine sofortige energische Verfolgung Seitens der Türken thatsächlich zur völligen Zersprengung der Armee Krüdeners und zur Einnahme von Sistowa geführt haben würde, mag im Hinblick auf die von den russischen Truppen jederzeit und unter den schwierigsten Umständen an den Tag gelegte Ausdauer und Tapferkeit dahin gestellt bleiben; für möglich muß ein derartiger Erfolg aber unbedingt gehalten werden.

Daß die Türken aber in diesem für sie denkbar günstigsten Augenblick des ganzen Feldzuges nicht überhaupt wenigstens den Versuch gemacht haben, die Offensive zu ergreifen und den geschlagenen Gegner in die Donau zu werfen oder wenigstens ihn von seiner so sehr empfindlichen Rückzugslinie abzudrängen — das ist der Wendepunkt in der ganzen Bedeutung der Episode von Plewna.

Eine Armee, welche einen so glänzenden und vollständigen Sieg, wie der 30. Juli für die türkischen Waffen entschieden war, gänzlich unbenutzt und nicht einmal die leiseste Andeutung einer Verfolgung eintreten läßt, gesteht ihre gänzliche Unfähigkeit zu offensivem Auftreten ein. Ein General, der durch eine derartige packende Situation, wie sie nach dem Siege Osmans vorlag, nicht zu kühnem Wagen, zu dem Versuch begeistert wird, auf dem Wege der Offensive die Entscheidung herbeizuführen — der gesteht seine gänzlich hoffnungslose Auffassung der gesammten Kriegslage ein und erklärt sich und seine Armee in strategischer Beziehung gewissermaßen für bankerott.

Die strategische Bedeutung „Plewnas“ war auf ein Minimum herab-

gesunken, sobald man russischerseits zu der Ueberzeugung gekommen war, daß von dorther eine ernste gefahrdrohende Offensive nicht zu erwarten sei; das von den Truppen zwar tapfer durchgefochtene, aber schwächlich angelegte und geleitete Ausfalls-Gefecht von Sgalowize-Pelischat am 31. August konnte diese Auffassung nur bestätigen — aber desto größer war die moralische Bedeutung, welche „Plewna" für die ganze russische Kriegführung gewonnen hatte.

Gerade weil die russischen Truppen, die bei Plewna gefochten, das ehrliche Bewußtsein hatten, ihre Schuldigkeit voll und ganz gethan zu haben, war der Eindruck der Niederlage ein so überwältigender und der allen Dingen so nachhaltiger.

Es ist charakteristisch, daß das Vertrauen der Truppen zu ihren Führern wenig oder gar nicht gelitten zu haben scheint — das Vertrauen zu den eigenen Waffen und der eigenen Taktik war dagegen gründlich erschüttert.

Eine ähnliche Stimmung drohte einzureißen, wie sie im Krimkriege nach den Kämpfen an der Alma, bei Inkerman und an der Tschernaja die Truppen beherrscht — der Gedanke: gegen solche Waffen und gegen solche Kampfweise sind alle Anstrengungen, sind alle Wunder der Tapferkeit vergeblich.

Inwieweit diese Auffassung berechtigt war und inwieweit nicht — das wird weiter unten besprochen werden; hier handelt es sich um die Thatsache, daß infolge dieser bei den Russen mehr und mehr Boden gewinnenden Anschauung die Armee Osmans und ihre verschanzte Stellung mit einem gewissermaßen geheimnißvollen Nimbus der Furchtbarkeit und Unbesiegbarkeit umgeben wurde, der auf die ganze Kriegführung einen bestimmenden Einfluß ausübte.

An den Begriff „Plewna" knüpfte sich in den großen Massen ein unbestimmtes unheimliches Gefühl einer theils technischen theils intellektuellen Ueberlegenheit des Gegners, welcher der russische Soldat trotz seiner anerkannt vorzüglichen Eigenschaften gewissermaßen hülflos gegenüberstehe. Dieses Gefühl gegnerischer Ueberlegenheit war um so empfindlicher und drückender, als man diese Ueberlegenheit einem Gegner zugestehen mußte, den man — allerdings mit Unrecht — in Bezug auf allgemeine soldatische Eigenschaften nicht für ebenbürtig halten zu müssen glaubte.

Dieser moralische Druck, der wie ein Alp auf den Truppen lastete, machte sich wenn auch in anderer Form, in gesteigertem Maße auch bei der oberen Heeresleitung fühlbar.

Mit der zornigen Erbitterung über die erlittene Niederlage, welche dem geträumten Siegeslauf ein jähes Ende bereitete, verband sich der Aerger und Verdruß über die Nothwendigkeit der rumänischen Hülfe und endlich das Bewußtsein, daß ein großer Theil Europas mit offener Genugthuung und Schadenfreude der russischen Niederlage zugejubelt hatte. Daß die Heeresleitung vor Begierde brannte, durch einen glänzenden Sieg die erlittene Niederlage wett zu machen und sich hierdurch aus der gegenwärtigen beklemmenden Situation zu befreien, ist vollkommen begreiflich — aber es ist bezeichnend für die unverbesserliche Kurzsichtigkeit der russischen Heeresleitung, daß die zu dem Zwecke der Revanche getroffenen Veranstaltungen nicht etwa in Folge eines unglücklichen Zwischenfalls, sondern mit einer gewissen inneren Nothwendigkeit nur zu einer dritten weit größeren Niederlage führten.

Im Hinblick auf die verhältnißmäßig sehr bedeutenden Streitkräfte welche zu diesem Angriff verfügbar gemacht worden waren — etwa 100000 Mann mit 440 Geschützen — hatte man in den höheren Regionen ganz unbedingt einen glänzenden und vollständigen Sieg erwartet; um so niederschmetternder war der Eindruck der Niederlage.

Der Zauber des „verfluchten Plewna“ hatte sich abermals wirksam erwiesen; der Nimbus der Unbesiegbarkeit Osmans und Plewnas war größer wie je — und die Verlegenheit der russischen Heeresleitung desgleichen.

Dreimal hatte man versucht, mit stürmender Hand den Widerstand Osmans zu brechen; am 20. Juli waren 10000 Mann, am 30. Juli 30000 Mann, in den letzten blutigen Septemberkämpfen waren 100000 Mann gegen die türkische Stellung geführt worden — nur die Verluste waren größer geworden, das Resultat war stets dasselbe geblieben: eine entschiedene Niederlage.

Dem blödesten Auge mußte wohl klar werden, daß hier das bisher befolgte System als solches eine Niederlage erlitten hatte, und an maßgebender Stelle brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß nur von einem Wechsel des Systems ein endlicher Erfolg zu erwarten sei.

Daß in dieser Anschauung eine herbe Kritik der bisherigen Heeresleitung lag, ist klar, und die Geltendmachung dieser Anschauung, wenn auch allerdings von sehr hoher Stelle ausgehend, dürfte nicht ohne heftige Reibungen und gereizten Widerspruch durchzuführen gewesen sein. Schließlich blieb es der oberen Heeresleitung nicht erspart, daß als ihr Berather eine nicht sowohl vergessene als vielmehr absichtlich bei Seite geschobene

Persönlichkeit nachträglich doch herbeigerufen wurde: Todleben, der Held der ruhmreichen Vertheidigung von Sewastopol.

Todleben hat nicht Gelegenheit gehabt, als selbstständiger Heerführer entscheidende Thaten zu vollbringen; sein großes Verdienst um den Erfolg der russischen Waffen besteht wesentlich darin, daß er der blinden Wuth, der überreizten und verletzten nationalen, militärischen und persönlichen Eitelkeit gegenüber die nüchterne, praktische Vernunft zur Geltung zu bringen verstand, der es mehr um die unbedingte Gewißheit eines großen Erfolges, als um ein mehr oder weniger theatralisch aufgeputztes Effektstück zu thun war. Nachdem Todleben, der Ende September vor Plewna eingetroffen, die beiderseitigen Stellungen rekognoszirt hatte, sprach er sich entschieden gegen einen erneuten Sturm wie auch gegen eine förmliche Belagerung von Plewna aus, und schlug dafür die Einschließung und Aushungerung vor.

Formell seit dem 4. Oktober in der Stellung als „Gehülfe des Commandirenden *) der West-Armee" leitet Todleben die Einschließung, deren eiserner Ring, nachdem inzwischen bedeutende Verstärkungen eingetroffen, am 24. Oktober durch die Einnahme von Gornji Dubnjäk geschlossen wurde.

Der blutige Tag von Gornji Dubnjäk ist übrigens — ganz abgesehen von dem überaus großen Interesse, das er für den Taktiker hat — ein sehr werthvoller Beweis für den eigenthümlichen Zauber, mit dem die türkischen Waffen bei Plewna gefeit zu sein schienen, und für den tiefen Eindruck, den die bisherigen unglücklichen Kämpfe auf die ganze Anschauung der Russen gemacht hatten.

Nicht ganz 4000 Mann zum Theil recht mangelhafter Truppen mit 4 Geschützen in einer ziemlich kunstlosen noch nicht ganz vollendeten Erdverschanzung werden von über 20000 Mann Elite-Truppen (Garden) auf allen Seiten umringt und von 60 Geschützen konzentrisch einen halben Tag lang beschossen — und trotzdem war die Entscheidung eine Zeit lang zweifelhaft, trotzdem hatte es einen Moment den Anschein als ob auch dieser Tag mit einer Niederlage der russischen Waffen enden könnte; und als nach heißem Ringen der Sieg sich endlich den Russen zuneigte, war der Verlust des Siegers fast so groß als die ganze Gefechtsstärke des Besiegten. Natürlich war dies Alles nur möglich infolge ganz unglaublich ungeschickter taktischer Maßnahmen der Russen — über welche hier nicht weiter gesprochen werden soll — aber daß diese kolossale Uebermacht nicht trotz aller Fehler die Mindermacht im ersten Anlauf erdrückte,

*) Dies war nominell Fürst Karl von Rumänien; über die ganzen Commando-Verhältnisse wird weiter unten eingehend gesprochen werden.

ist ein Beweis für das gestörte moralische Gleichgewicht beider Parteien, und der fast überschwängliche Siegesjubel, mit dem Rußland und die russische Armee diesen an und für sich doch eigentlich nicht gerade überwältigend zu nennenden Erfolg feierten, gab einen Maßstab ab für den Barometerstand, den das russische Selbstvertrauen nach den wiederholten Niederlagen von Plewna erreicht hatte.

Je größer nun die moralische Bedeutung Plewnas für die beiden Gegner geworden war, desto größer war schließlich auch die moralische Bedeutung des Falles von Plewna — ganz abgesehen von der nicht zu unterschätzenden strategischen Bedeutung desselben, insofern er eine überwältigende numerische Uebermacht für die über den Balkan zu führende entscheidende Offensive verfügbar machte.

Der moralische Werth des Falles von Plewna wurde für die Russen übrigens bedeutend gehoben durch die Umstände, unter denen er erfolgte. An einer früheren Stelle ist bereits hervorgehoben worden, daß der blutige Durchbruchs-Versuch Osmans am 10. Dezember trotz der unmittelbar mit ihm verbundenen Katastrophe der Armee von Plewna stets zu hohem Ruhme gereichen wird — aber auch für die Russen mußte es in hohem Grade erwünscht sein, daß das Trauerspiel von Plewna nicht mit einer zahmen Capitulation im Sande verlief, sondern daß es mit einer blutigen siegreichen Waffenentscheidung abschloß. Es war dies immerhin eine kleine Genugthuung für die vielen auf den Gefilden Plewnas erlittenen Niederlagen!

Unsere Betrachtung wendet sich jetzt zur Beantwortung der zweiten Frage:

Welchen Ursachen sind die wiederholten taktischen Mißerfolge der Russen bei ihren Angriffen auf die Stellung vor Plewna zuzuschreiben?

Es ist ein der menschlichen Natur tief eingeprägter eigenthümlicher Zug, die Erklärung sensationeller Erscheinungen nur ungern auf die Allgemeingültigkeit längst bekannter scheinbar trivialer Gesetze zurückzuführen, sondern weit lieber ganz spezielle Ursachen herauszufinden, welche sich in möglichst greifbarer anschaulicher Gestalt und in klar verständlicher präziser Formel vorführen und handhaben lassen.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist es leicht begreiflich, wenn zur Erklärung der russischen Mißerfolge bei Plewna in ausgedehnten — russischen und nichtrussischen — Kreisen drei vorwiegend technische Motive namhaft gemacht werden

1) die Ueberlegenheit der türkischen Bewaffnung (sowohl der Gewehre wie der Geschütze);

2) die überraschende ausgedehnte Anwendung der modernen Feld-Befestigung;

3) die Mangelhaftigkeit des russischen Reglements und der russischen Ausbildung.

Wäre diese Behauptung richtig, so würde damit der Technik der erste Platz unter den Faktoren des Sieges eingeräumt — eine Auffassung, welche der materialistisch-technischen Richtung der Jetztzeit allerdings durchaus entsprechend, trotzdem aber — glücklicher Weise — durchaus falsch ist.

Es wäre natürlich mehr als thöricht, den großen Werth verkennen zu wollen, welchen die oben erwähnten drei technischen Momente jederzeit für die Durchführung und den Erfolg einzelner taktischer Aktionen gehabt haben und haben werden — aber es wird geleugnet, daß sie nothwendigerweise für den Gesammt-Erfolg einer größeren taktischen Aktion — einer Schlacht — maßgebend sind; die endgiltige Entscheidung wird fast immer durch geistige Faktoren bedingt werden, welche theils moralischer theils intellektueller Natur sein können.

Die drei erwähnten technischen Momente — Ueberlegenheit der Bewaffnung uud geschickte Anwendung der Feldbefestigung auf türkischer Seite und schwerfälliges Ungeschick der taktischen Formen auf russischer Seite — haben entschieden sehr viel dazu beigetragen, die russischen Verluste zu vergrößern und die Erringung des Sieges den Russen zu erschweren — aber der Sieg der russischen Waffen wäre trotz dieser erschwerenden Umstände nicht nur möglich, nicht nur wahrscheinlich, sondern beinah unzweifelhaft gewesen bei besseren Maßnahmen der Führung.

Um den Beweis für diese Behauptung zu führen, muß unsere Betrachtung auf die einzelnen Aktionen etwas näher eingehen.

Wir beginnen mit der ersten Plewna-Schlacht am 20. Juli.

Wie sich die Situation am 19. Juli entwickelt hatte, ist weiter oben bereits angegeben worden; Osmans Armee hatte von Westen kommend Plewna erreicht in einer Stärke von mindestens 20 000 Mann, während gleichzeitig von Norden und von Osten her die Russen erschienen — im Ganzen etwa 10 000 Mann unter Schilder-Schuldner. Das numerische Verhältniß war also thatsächlich den Türken äußerst günstig, doch kannte Osman die Stärke des vor ihm erschienenen Gegners auch nicht annähernd, während die Stärke der Türken dem General Schilder-Schuldner durch die Meldungen seiner Cavallerie wenigstens annähernd bekannt war. Wenn der russische General sich trotz dieses numerischen Mißverhältnisses zum Angriff entschloß, so wirkten hierbei einerseits die ihm ertheilten un-

klaren Befehle mit, andererseits das durch den eben erfochtenen Sieg von Nikopolis sehr gesteigerte Selbstgefühl der Russen.

Die zum Angriff auf Plewna bestimmten Truppen Schilder-Schuldners bildeten am Abend des 19. zwei völlig getrennte Gruppen, welche etwa 18 Kilometer von einander entfernt waren: nordöstlich von Plewna auf dem von Nikopolis kommenden Wege Schilder-Schuldner selbst mit 2 Infanterie-Regimenter, 1 Kosaken-Regiment und 4 Batterien — östlich von Plewna bei Sgalawize 1 Infanterie-Regiment mit 1 Batterie und die kaukasische Kosaken-Brigade (2 Regimenter und 1 Batterie).

Bei dem am frühen Morgen des 20. angetretenen Vormarsch wird das schwache Detachement noch mehr verzettelt, indem das donische Kosaken-Regiment des rechten Flügels noch weiter rechts nach dem Wid zu, die kaukasische Kosaken-Brigade des linken Flügels noch weiter links nach Radischewo geschickt wird, nur 2 Sotnien bleiben im direkten Verbande mit der Infanterie; die Hauptmasse der Cavallerie nahm an dem ernsten Gefecht gar keinen Antheil.

Die Artillerie des Nord-Detachements kanonirt zunächst die feindliche Stellung auf weite Entfernung fast ganz erfolglos; darauf gehen die beiden Infanterie-Regimenter dieses Detachements — ohne von ihrer Cavallerie und Artillerie fernerhin irgendwie unterstützt zu werden — sehr energisch zum Angriff vor, erstürmen in blutigem Ringen die Höhen von Bukowa und dringen unter fortgesetztem wüthenden Gefecht bis an die Nordumfassung der Stadt, zum Theil bis in die Straßen derselben vor. Inzwischen haben diese Truppen natürlich sehr große Verluste erlitten, die meisten Offiziere sind todt oder verwundet, die Patronen sind zu Ende — schließlich weichen die Trümmer dieser Batallone auf ihre rückwärtige Artillerie-Stellung zurück; der Verfolgung — wenn man das mehr zufällige Folgen vereinzelter Trupps so nennen kann — tritt nun endlich die Cavallerie entgegen. Die geschlagenen Truppen gingen in nördlicher Richtung auf Nikopolis zurück.

Vollkommen unsichtbar für die Truppen des Nord-Detachements ist inzwischen auch das Ost-Detachement — ohne vom Nord-Detachement etwas zu wissen abgesehen von dumpfem Geschützfeuer, das bisweilen aus jener Gegend herüberschallte — zum Angriff vorgegangen.

Das Regiment Kostroma, von der ihm beigegebenen Batterie, welche der avancirenden Infanterie bis in das wirksame Gewehrfeuer hinein folgt, kräftig unterstützt, erstürmt nach blutigem Gefecht die Höhen von Grivitza und die hier angelegte Redoute und dringt, den Gegner vor sich hertreibend, gegen die Ost-Umfassung von Plewna vor. In Kampf gegen neu auftretende feindliche Massen erlahmen nun auch hier die Kräfte, die

2)
Befestig
3)
Ausbil
2
erste
welche
durch
falsch

zu
für
hat
di
ei
i
:

von Plewna das Gefecht zum Stehen, und dieser Stillstand konnte im Hinblick auf die völlige Erschöpfung der numerisch weit schwächeren Kräfte des Angreifers nur mit dem schließlichen Rückzuge der Russen enden.

Türkischerseits war man glücklich, den Angriff abgeschlagen zu haben; Niemand dachte an Verfolgung, geschweige denn an das Ergreifen der Offensive; über die ursprünglich innegehabten Stellungen ging man nicht hinaus — Alles dies ist ein Beweis für die Schwere des durchgefochtenen Kampfes und für den tiefen Eindruck, den derselbe auf die Türken gemacht.

Die russische Infanterie, welche mit 6000—7000 Mann ins Gefecht gegangen war, hatte 2800 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

Betrachten wir die geschilderten Ereignisse vom kritischen Standpunkte, so ergiebt sich Folgendes:

1) Russischerseits fehlte jede einheitliche Oberleitung; die beiden Flügel — Nord- und Ost-Detachement — fochten vollkommen isolirt, nicht nur ohne sich gegenseitig unterstützen zu können, sondern sogar ohne über ihre gegenseitige Thätigkeit etwas bestimmtes zu wissen.

2) Die Hauptmasse der Cavallerie war auf beiden Flügeln zur Bedrohung der feindlichen Flanken taktisch gänzlich aus der Hand gegeben, während ihre Mitwirkung im unmittelbaren Anschluß an das Gefecht der Infanterie für letztere eine sehr bedeutende Unterstützung gewesen sein würde.

3) Die Hauptmasse der Artillerie — die vier Batterien des Nord-Detachements — wurde in viel zu großer Entfernung von der feindlichen Stellung zurückgehalten und kam daher so gut wie gar nicht zur Geltung. Welchen Werth eine energische Mitwirkung der Artillerie hätte haben können, zeigt das Beispiel der bei dem Regiment Kostroma befindlichen Batterie.

4) Es war ein schwerer Fehler, daß die Infanterie des Nord-Detachements nach der Erstürmung der Höhen von Bukowa und die des Ost-Detachements nach der Erstürmung der Höhen von Grivitza sofort ordnungslos zum Angriff auf Plewna weiterstürmte; die Truppen mußten in den erstürmten Höhenstellungen zunächst gesammelt und die Artillerie dorthin vorgezogen werden.

Versuchen wir schließlich aus der bisherigen Betrachtung ein End-Urtheil zu gewinnen, welches zur Beantwortung der Eingangs dieser Betrachtung gestellten Frage dienen kann, so dürfte sich dieses in folgende Punkte zusammenfassen lassen:

1) Daß Schilder-Schuldner am 20. Juli zum Angriff schritt, war weder durch die strategische noch durch die taktische Situation geboten und

im Hinblick auf das numerische Stärkeverhältniß sehr bedenklich; als Gründe für den Entschluß zum Angriff sind anzusehen einerseits die unklaren Befehle, welche dem General Schilder-Schuldner ertheilt worden waren, andererseits das durch die Erstürmung von Nikopolis sehr bedeutend gehobene Selbstbewußtsein der Russen.

2) Die Art und Weise, wie Schilder-Schuldner zum Angriff schritt und wie der Angriff durchgeführt wurde, ist fehlerhafter kaum zu denken; trotzdem war der Angriff, Dank der stürmischen Tapferkeit der Truppen, nahe daran zu gelingen — und wenn man sich vorstellt, daß hinter dem Regiment Kostroma zwei intakte Infanterie-Regimenter verfügbar gewesen wären, so war der Sieg der russischen Waffen so gut wie sicher.

3) Hätte Schilder-Schuldner sachgemäß gehandelt wie es die einfachsten taktischen Regeln vorschreiben — Zusammenhalten seines ganzen Detachements, Vorführen desselben entweder gegen die Höhen von Bukowa oder gegen die von Grivitza, Erstürmen derselben und Festsetzen in der Stellung, Heranziehen der Artillerie, Vorbereitung des ferneren Angriffes von der gewonnenen Stellung aus und schließlich wieder erneutes Vorgehen, dabei immer die Cavallerie in unmittelbarem taktischen Verbande auf den Flügeln der Infanterie — so ist, wenn man den thatsächlichen Verlauf des Gefechtes im Auge hat, die Möglichkeit durchaus nicht zu bezweifeln, daß der russische Angriff auch trotz des numerischen Mißverhältnisses reussirt hätte.

4) Nimmt man aber an, Krüdener hätte nicht die drei Regimenter Schilder-Schuldners, sondern sein ganzes Corps (also nach Abrechnung des nach Sistowa detachirten und eines etwa in Nikopolis zurückgelassenen Regimentes sechs Infanterie-Regimenter und zehn Batterien) gegen Plewna vorgehen lassen, so war der siegreiche Ausgang des Gefechtes wohl so ziemlich über jeden Zweifel erhaben.

Fragt man also schließlich nach den Gründen, welche den Mißerfolg des 20. Juli herbeigeführt haben, so waren dies:

1) Die unklaren Befehle der oberen Heeresleitung und Krüdeners sowie der Mangel an Ueberlegung und Entschlußfähigkeit von Seiten Krüdeners, wodurch das Detachement Schilder-Schuldners in den Kampf mit einem Gegner verwickelt wurde, zu dessen erfolgreicher Bekämpfung die numerische Stärke des Detachements nicht genügte;

2) die strategisch fehlerhafte Maßregel Krüdeners, die gegen Plewna bestimmten Truppen in zwei ganz getrennten Kolonnen in Bewegung zu setzen, wodurch die späteren taktischen Fehler gewissermaßen vorbereitet wurden; endlich

3) die unglaublich fehlerhafte Art, in der Schilder-Schuldner den

einfachsten Regeln der Taktik entgegen, die ihm zur Verfügung stehenden Truppen verwandte.

Wir sehen, daß die früher erwähnten drei technischen Motive — überlegene Bewaffnung der Türken, überraschende Anwendung der Feldbefestigung, Schwerfälligkeit des russischen Reglements — bei der Entscheidung des Gefechtes gar keine Rolle spielen, sondern daß sie erst in zweiter Linie als Neben-Faktoren nicht des Mißerfolges überhaupt, sondern der mit ihm verbundenen großen Verluste genannt werden dürfen.

Unsere Betrachtung wendet sich nunmehr zum „zweiten Plewna".

Die strategische Situation, aus welcher sich die Schlacht des 30. Juli entwickelte, ist bereits an früherer Stelle besprochen worden.

Krüdener war im Lauf der letzten Juli-Woche bis auf 36 Bataillone (mit einer Gefechtsstärke von 27000 Mann), 3000 Pferde und 184 Geschütze verstärkt worden und hatte den Befehl erhalten, den bei Plewna stehenden Gegner anzugreifen. Nach den ihm zugegangenen Meldungen und Kundschafter-Nachrichten schätzte Krüdener die Stärke dieses Gegners auf 60000 Mann, während Osmans Armee thatsächlich nur halb so stark war mit etwa 60 Geschützen; außerdem standen etwa 5000 Türken bei Lowtscha, die aber in den Ereignissen des 30. Juli keine aktive Rolle spielen. Die russischen Truppen hatten östlich von Plewna, etwa 20 Kilometer von diesem Ort entfernt, eine halbkreisförmige Aufstellung; die ursprünglich dem Kommando Krüdeners unterstellten Truppen (9. Corps) auf dem rechten Flügel nördlich — die eingetroffenen Verstärkungen (vom 4. und 11. Corps) unter Schachowski auf dem linken Flügel südlich der Chaussee Bulgareni-Plewna.

Am 26. Juli hatte Krüdener die höheren Führer und Generalstabs-Offiziere zu einem Kriegsrath berufen. Allgemein zweifelte man — im Hinblick auf die muthmaßliche Stärke des Gegners — an einem glücklichen Erfolge des Angriffs; der Kriegsrath sprach sich daher gegen einen Angriff aus und in diesem Sinne wurde eine Meldung an das Armee-Ober-Kommando gerichtet; hinzugefügt wurde: wenn der Angriff durchaus stattfinden solle und müsse, so sei die südöstliche Seite der feindlichen Stellung (Radischewo) hierfür günstiger als die nördliche (Grivitza).

Als Antwort auf diese Meldung wurde vom Armee-Ober-Kommando der Befehl zum Angriff ertheilt; derselbe traf erst am späten Abend des 29. Juli bei Krüdener ein.

Dieser war im Lauf des 29. nach Poradim zu dem (ihm unterstellten)

General Schachowski geritten, um mit ihm die Disposition zur Schlacht zu vereinbaren.

Die Genesis dieser Disposition ist äußerst interessant. Von Seiten Schachowski's wird zunächst vorgeschlagen, den im Kriegsrathe des 26. ausgesprochenen Erwägungen entsprechend die gesammte Truppenmasse vereint gegen die Süd-Ost-Front der feindlichen Stellung, d. h. gegen Radischewo vorzuführen; hierauf geht Krüdener nicht ein, da er seinen rechten Flügel nicht entblößen will und da er für seine Verbindung mit Nikopolis besorgt ist. Schließlich kommt man überein: der rechte Flügel soll gegen die Grivitza-Front, der linke unter Schachowski gegen die Radischewo-Front vorgehen, durch welche Anordnung zwischen den beiden Flügeln ein leerer Zwischenraum von fünf Kilometer Länge geschaffen wird.

In der weiteren Besprechung äußert sich Krüdener dahin: Schachowski müsse zum Beginn seines Angriffs seinen (Krüdeners) Befehl abwarten; hiergegen wendet Schachowskis Stabschef, Oberst Biskupski, ein: der Befehl könne vielleicht nicht rechtzeitig an Schachowski gelangen und deshalb sei es vielleicht besser, den linken Flügel nicht an einen ausdrücklichen Befehl zu binden, mit dem leicht der günstige Augenblick zum Angriff verpaßt werden könnte. Darauf genehmigt Krüdener, daß in der Disposition gesagt werden soll: Der linke Flügel solle seine Maßnahmen „dem Gange des Gefechtes auf dem rechten Flügel anpassen". Dieser Compromiß, welcher die Lösung des Widerstreites der beiderseitigen Meinungen auf rein formellem Wege vermittelst einer zweideutigen Phrase erstrebte, war natürlich nicht im Stande, eine wirkliche Einheitlichkeit der Anschauungen herbeizuführen. Während Schachowski sich nunmehr für berechtigt hielt, den Zeitpunkt seines Angriffs nach eigenem Ermessen mit Rücksicht auf die allgemeine Sachlage zu wählen, blieb Krüdener — wie aus seinen späteren Aeußerungen hervorgeht — auch jetzt noch der Ansicht: Schachowski habe zum Beginn des Angriffs Krüdeners Befehl abwarten müssen, und die Rolle des linken Flügels hätte sich so lange auf Demonstrationen beschränken müssen, bis die Grivitza-Redoute von den Truppen des rechten Flügels genommen gewesen sei.

Als Krüdener nach der Besprechung mit Schachowski am Abend in sein Hauptquartier zurückgekehrt war, versammelte er die Kommandeure des unter seinem speziellen Kommando stehenden 9. Corps um sich und theilte ihnen mündlich die für den auf morgen festgesetzten Angriff entworfenen Dispositionen mit. Hierbei gab Krüdener zu verstehen: vielleicht werde der Angriff nicht stattfinden; man wußte, daß Krüdener auf einen endgültigen Bescheid aus dem Großen Hauptquartier (in Tirnowa) wartete. Krüdener entließ die Kommandeure mit der Bemerkung, daß

sie noch im Laufe der Nacht die definitiven Befehle erhalten würden. Gegen morgen wurde den Kommandeuren die bereits vorgelesene Disposition nunmehr schriftlich zugestellt mit dem kurzen Zusatz: „Plewna angreifen und nehmen".

Die für den 30. ausgegebene Disposition theilte die gesammten Streitkräfte in fünf Gruppen. Die rechte Seiten-Abtheilung unter Soschkarew — 10 Escadrons 6 Geschütze — soll den rechten Flügel decken und gegen den Wid hin beobachten.

Der rechte Flügel unter Weljaminow — 18 Bataillone, 3 Escadrons, 80 Geschütze — soll gegen den linken türkischen Flügel bei Grivitza vorgehen, die Artillerie gegen die feindliche Stellung wirken lassen und weitere Befehle abwarten.

Der linke Flügel unter Schachowski — 11 Bataillone, 2 Escadrons, 52 Geschütze — soll sich der Höhen nördlich von Radischewo bemächtigen, dann weiter gegen Plewna vorgehen und die ferneren Maßnahmen den Bewegungen des rechten Flügels anpassen. —

Die linke Seiten-Abtheilung unter Skobelew — 1 Bataillon, 10 Escadrons, 16 Geschütze — soll die Verbindung zwischen Plewna und Lowtscha unterbrechen und nach beiden Richtungen hin beobachten.

Die allgemeine Reserve — 6 Bataillone, 4 Eskadrons; 30 Geschütze — steht zur Verfügung Krüdeners.

Dem Namen nach hatte Krüdener den Oberbefehl über die gesammte russische Streitmacht; thatsächlich beschränkte er sich aber auf die Führung des aus seinem eigenen (9.) Corps bestehenden rechten Flügels und überließ den linken Flügel der fast ganz selbstständigen Führung Schachowskis.

Da die Thätigkeit der rechten Seiten-Abtheilung Loschkarews gleich Null ist, so zerfallen die Ereignisse der Schlacht in drei getrennte Gruppen, zwischen denen ein taktischer Zusammenhang eigentlich gar nicht bemerkbar ist; zwischen den beiden Hauptmassen des rechten und linken Flügels befand sich ein unbesetzter Zwischenraum von 5 Kilometer Länge, während Skobelew von Schachowski durch die tiefe schwer passirbare Tutschenizа-Schlucht getrennt war.

Am Morgen des Schlachttages herrschte ein dichter Nebel; erst als er um 9 Uhr fiel, war ein Erkennen der gegenseitigen Stellungen möglich.

Um diese Zeit begann die Artillerie des rechten Flügels ihr Feuer gegen die Grivitza-Redoute; aber obgleich die Disposition vorgeschrieben hatte, die Eröffnung des Feuers solle „auf gute Schußweite" stattfinden, geschah dies doch auf so große Entfernungen, daß die Vierpfünder-Batterien wegen zu geringer Schußweite zunächst gar nicht mitwirken konnten. Auch die Wirkung der Neunpfünder-Batterien scheint während des fast

General Schachowski geritten, um mit ihm die Disposition zur Schlacht zu vereinbaren.

Die Genesis dieser Disposition ist äußerst interessant. Von Seiten Schachowski's wird zunächst vorgeschlagen, den im Kriegsrathe des 26. ausgesprochenen Erwägungen entsprechend die gesammte Truppenmasse vereint gegen die Süd-Ost-Front der feindlichen Stellung, d. h. gegen Radischewo vorzuführen; hierauf geht Krüdener nicht ein, da er seinen rechten Flügel nicht entblößen will und da er für seine Verbindung mit Nikopolis besorgt ist. Schließlich kommt man überein: der rechte Flügel soll gegen die Grivitza-Front, der linke unter Schachowski gegen die Radischewo-Front vorgehen, durch welche Anordnung zwischen den beiden Flügeln ein leerer Zwischenraum von fünf Kilometer Länge geschaffen wird.

In der weiteren Besprechung äußert sich Krüdener dahin: Schachowski müsse zum Beginn seines Angriffs seinen (Krüdeners) Befehl abwarten; hiergegen wendet Schachowskis Stabschef, Oberst Biskupski, ein: der Befehl könne vielleicht nicht rechtzeitig an Schachowski gelangen und deshalb sei es vielleicht besser, den linken Flügel nicht an einen ausdrücklichen Befehl zu binden, mit dem leicht der günstige Augenblick zum Angriff verpaßt werden könnte. Darauf genehmigt Krüdener, daß in der Disposition gesagt werden soll: Der linke Flügel solle seine Maßnahmen „dem Gange des Gefechtes auf dem rechten Flügel anpassen". Dieser Compromiß, welcher die Lösung des Widerstreites der beiderseitigen Meinungen auf rein formellem Wege vermittelst einer zweideutigen Phrase erstrebte, war natürlich nicht im Stande, eine wirkliche Einheitlichkeit der Anschauungen herbeizuführen. Während Schachowski sich nunmehr für berechtigt hielt, den Zeitpunkt seines Angriffs nach eigenem Ermessen mit Rücksicht auf die allgemeine Sachlage zu wählen, blieb Krüdener — wie aus seinen späteren Aeußerungen hervorgeht — auch jetzt noch der Ansicht: Schachowski habe zum Beginn des Angriffs Krüdeners Befehl abwarten müssen, und die Rolle des linken Flügels hätte sich so lange auf Demonstrationen beschränken müssen, bis die Grivitza-Redoute von den Truppen des rechten Flügels genommen gewesen sei.

Als Krüdener nach der Besprechung mit Schachowski am Abend in sein Hauptquartier zurückgekehrt war, versammelte er die Kommandeure des unter seinem speziellen Kommando stehenden 9. Corps um sich und theilte ihnen mündlich die für den auf morgen festgesetzten Angriff entworfenen Dispositionen mit. Hierbei gab Krüdener zu verstehen: vielleicht werde der Angriff nicht stattfinden; man wußte, daß Krüdener auf einen endgültigen Bescheid aus dem Großen Hauptquartier (in Tirnowa) wartete. Krüdener entließ die Kommandeure mit der Bemerkung, daß

Von den gleichzeitigen Vorgängen auf dem linken Flügel war Krüdener zunächst ohne alle Kenntniß.

Schachowski hatte sich auf den vom Feinde nicht besetzten Höhen nördlich von Radischewo entwickelt und nach dem Fallen des Nebels seine Artillerie das Feuer eröffnen lassen; die Hauptpunkte der ihm gegenüber befindlichen türkischen Stellung waren die Redouten Ibrahim Bei und Omer-Bei*). Der sich entspinnende Geschützkampf — der übrigens hier auf nähere Entfernungen, $1^1/_2$ bis 2 Kilometer, geführt wurde — dauerte bis $2^1/_2$ Uhr; die türkischen Geschütze wurden zum Theil zum Schweigen gebracht, auch die russische Artillerie hatte bedeutende Verluste. Um $2^1/_2$ Uhr giebt Schachowski seiner Infanterie den Befehl zum Angriff; je ein Regiment geht gegen jede der beiden Redouten vor, zwei Regimenter folgen als Reserve. Nach erbittertem Gefecht werden zunächst mehrere Reihen von Schützengräben und dann die Redouten selbst genommen; Abtheilungen des linken Flügels dringen bis in die Süd-Umfassung von Plewna vor ohne sich jedoch hier halten zu können; die hinter den beiden eroberten Redouten gelegene Redoute Atuf Pascha kann trotz mehrfacher Versuche nicht genommen werden.

Die russischen Verluste waren bereits sehr groß; Schachowski hatte einen Theil seiner Reserven verausgaben müssen; als Ersatz dafür rechnete er auf das ihm von Krüdener zugesagte Regiment Kolomna der Haupt-Reserve. Thatsächlich gelangte dieses Regiment gar nicht an seinen Bestimmungsort, d. h. stellte sich nicht zur Verfügung Schachowski's, sondern verwickelte sich planlos in das allgemeine Gefecht ohne eine sichtliche Wirkung auf den Gang desselben auszuüben; etwa ein Bataillon jenes Regiments scheint sich an den rechten Flügel der Truppen Schachowski's angeschlossen zu haben.

Inzwischen hatten die Türken — welche die Vertheidigung der Griditza-Höhen gegen die Angriffe Krüdeners mit verhältnißmäßig sehr schwachen Kräften führten — ihre Reserven nach ihrem rechten Flügel gezogen und begannen am späten Nachmittage den Gegenangriff zur Wiedereroberung der verlorenen Redouten. Russischerseits wurden — unter Einsetzung der letzten Reserven und mit Hülfe einiger in die vordere Gefechtslinie gezogenen Batterien — nicht nur mehrere derartige Versuche abgewiesen, sondern es werden auch hier und da noch partielle Offensivstöße versucht; auch hier geht das Gefecht mit dem Einbruch der Dunkelheit in ein wüstes Chaos über.

*) Dieser Name wurde thatsächlich erst in den September-Kämpfen angewendet, am 30. Juli hieß dies Werk noch „Jospadskische Schanze".

sechsstündigen Geschützkampfes, der dem Infanterie-Angriff vorherging, fast Null gewesen zu sein; ein Theil der Batterie feuerte allerdings — auch nachdem der Nebel völlig gefallen war — ohne die türkische Stellung überhaupt unterscheiden zu können. Das Feuer der türkischen Geschütze dagegen war sehr wirksam; die Türken schienen die Entfernungen genau zu kennen, denn fast jede russische Batterie hatte schon während des Auffahrens Verluste.

Von der Erfolglosigkeit des eigenen Artillerie-Feuers durchdrungen äußerte Krüdener gegen 3 Uhr seiner Umgebung gegenüber die Absicht: das Feuer einzustellen, die Truppen zurückzuführen und den ganzen Angriff aufzugeben. — als aber gleich darauf die Meldung Schachowskis eintrifft, daß er den Angriff begonnen habe, giebt auch Krüdener der Infanterie des rechten Flügels den Befehl zum Vorgehen.

Dieser Angriff, der von Norden, Osten und später auch von Süden gegen die Grivitza-Höhen und die dieselbe krönende Redoute geführt wurde, lieferte nach einer Reihe ziemlich zusammenhangloser äußerst blutiger Kämpfe zwar einen Theil der vorwärts und seitwärts der Redoute gelegenen Schützengräben in die Hände der Russen, die Redoute selbst aber konnte trotz verschiedener mit größter Tapferkeit ausgeführter Anläufe nicht genommen werden. Um 6 Uhr Abends waren alle achtzehn Bataillone des rechten Flügels in das Gefecht verwickelt und zum größten Theil derartig verbraucht und durcheinandergekommen, daß eine taktische Leitung der Truppen nicht mehr möglich war.

Späterhin wird auch noch der größte Theil der Haupt-Reserve in dieses schließlich ganz planlose Gefecht verwickelt, denn auch das eigentlich dem General Schachowski als Verstärkung zugesandte Regiment der Haupt-Reserve wendet sich mißverständlich zum Theil gegen die Grivitza-Redoute.

Da sich am späten Abend auch noch das im Eilmarsch von Sistowa her soeben erst eingetroffene Regiment Woroneſch in das Gefechtschaos des rechten Flügels hineinwirft ohne irgend einen Erfolg zu erzielen, so waren schließlich 26 Bataillone (18 des rechten Flügels, 5 der Haupt-Reserve und 3 des Regiments Woroneſch) in den vergeblichen Angriffen auf die Grivitza-Redoute verbraucht worden. Unter diesen Umständen gab Krüdener jede Hoffnung auf eine günstige Wendung des Kampfes auf und befahl den Rückzug der rings um die Redoute fechtenden Trümmer; Kosaken „Patrouillen wurden abgeschickt um die Truppen zurückzurufen, was in der tiefen Dunkelheit und in der Aufregung des Kampfes mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. Erst bei Tagesanbruch traten die letzten Abtheilungen den Rückzug an, der in ziemlich großer Unordnung in der Richtung nach Bulgareni ausgeführt wurde.

Scheitern des Hauptangriffes erfuhr, mußte auch Skobelew unter scharfem Gefecht aber in vollständiger Ordnung den Rückzug antreten.

Werfen wir schließlich einen Blick auf die Verhältnisse auf türkischer Seite, so sind die vorliegenden Angaben über die Stärke, Vertheilung und Verwendung der türkischen Streitkräfte leider sehr ungenau; ungefähr aber kann man berechnen, daß von 33 Bataillonen, welche Osman zur Verfügung gehabt haben soll, etwa 8—10 Bataillone gegen Krüdener, 4—5 Bataillone gegen Skobelew und etwa 20 Bataillone gegen Schachowski gefochten haben — ein Verhältniß, welches für die kritische Beurtheilung der russischen Gefechtsleistungen nicht ohne Werth ist.

Auf der Grivitza-Front spielten sich die Ereignisse türkischerseits im Allgemeinen derart ab, daß die Besatzungen der Redoute und der zahlreichen Schützengräben durch einen fortwährend geschleuderten Bleihagel die vielfach wiederholten Anläufe der Russen abwiesen. Einige Schützengräben, die in die Hand der Russen gefallen waren, blieben auch von diesen besetzt so lange das Gefecht überhaupt dauerte; Gegenstöße zur Rückeroberung derselben sind türkischerseits wie scheint nicht gemacht worden. Der Kampf fand schließlich dadurch ein Ende, daß die Trümmer der russischen Bataillone theils im Laufe der Nacht, theils gegen Morgen den Rückzug antraten.

Anders ist das Bild auf der Radischewo-Front. Nachdem hier die beiden Redouten Ibrahim Bei und Omer Bei verlorengegangen, werden alle irgend verfügbar zu machenden Truppen zur Wiedereroberung der beiden Verschanzungen, namentlich der wichtigen Ibrahim-Redoute vorgeführt und es entsteht ein wüstes Hin und Her beider Parteien. Die einzelnen Züge der letzten Phasen dieses Kampfes sind gar nicht mehr zu erkennen. Während die russischen Berichte die genommenen Redouten infolge einer umfassenden türkischen Gegen-Offensive wieder verloren gehen lassen, weiß die türkische Darstellung von einer Wiedereroberung dieser Redouten Nichts. Einzelne türkische Abtheilungen sind jedenfalls wohl bis an die Redouten herangeprellt und vielleicht auch vorübergehend über dieselben hinaus vorgedrungen — im Uebrigen scheinen die Redouten ohne direkte dringende Veranlassung in Folge einer Panik geräumt worden zu sein, welche in ihrer Allgemeinheit den Türken zunächst gar nicht wahrnehmbar war. Ueberhaupt scheint man türkischerseits im Laufe der Nacht von dem Umfange und der Tragweite des erfochtenen Sieges nicht die leiseste Ahnung gehabt zu haben. Man erwartete in ziemlich sorgenvoller Stimmung für den folgenden Tag die Erneuerung des feindlichen Angriffs; die ganze Nacht wurde an der Ausbesserung und Vervollständigung der Verschan-

zungen gearbeitet. Von Verfolgung war keine Rede; nicht einmal einfache Patrouillen scheinen Fühlung mit dem Gegner gehalten zu haben. Die beiden verlorenen Redouten, die von den Russen bekanntlich am Abend Hals über Kopf verlassen wurden, blieben die ganze Nacht unbesetzt; im Stabe Osmans hatte man von der Räumung dieser beiden Schanzen durch den Gegner nicht einmal Kenntniß.

Betrachten wir die geschilderten Ereignisse nunmehr vom kritischen Standpunkte aus, so kommen wir zu folgenden Bemerkungen:

1) Die Einheitlichkeit der oberen Führung fehlte vollständig — die Schuld hierfür ist in der mangelnden Energie Krüdeners zu suchen.

2) Jeder der beiden Flügel führte ein Gefecht für sich ohne irgend welche Beziehung auf das Gefecht des anderen Flügels — es war dies die Schuld der in ihren Grundzügen fehlerhaften und in ihrer Fassung unklaren Disposition.

3) Zwischen beiden Flügeln fehlte während des viele Stunden anhaltenden Gefechtes jede Nachrichten-Verbindung; dies war ein schwerer Fehler der Stäbe. Schachowski scheint noch im Laufe der Nacht im Unklaren darüber gewesen zu sein, ob Krüdener ernstlich im Gefecht war oder nicht. Skobelews Anordnungen haben bewiesen, wie auch unter erschwerenden Umständen eine derartige wichtige Verbindung in vollkommen genügender Weise aufrecht erhalten werden kann.

4) Die Bedeutung der Grivitza-Front und der Radischewo-Front war russischerseits falsch beurtheilt worden, wenigstens von Seiten Krüdeners, der die Hauptkräfte gegen die Grivitza-Front dirigirte, während die Radischewo-Front für den Angriff größere Vortheile bot. — Außerdem wurde auf der Grivitza-Front die Bedeutung der Grivitza-Redoute überschätzt, welche als der taktische Schlüssel der ganzen Stellung aufgefaßt wurde. Daß sie eine solche Bedeutung durchaus nicht hatte, zeigte sich deutlich am 11. September, da die an diesem Tage erfolgte Einnahme der Redoute durch die Russen die ganze Sachlage fast gar nicht veränderte.

5) Die Vorbereitung des Angriffs erfolgte auf beiden Flügeln ausschließlich durch Artilleriefeuer; als die Infanterie zum Angriff vorbrach, war fast kein Gewehrschuß gefallen.

6) Die russische Artillerie war trotz ihrer dreifachen numerischen Uebermacht der türkischen Artillerie bei weitem nicht gewachsen; ihre Aufgabe, der Infanterie den Weg zum Erfolge zu bahnen, war sie theils gar nicht, theils nur mangelhaft zu erfüllen im Stande. Der Grund hierfür lag theils allerdings in dem gegen die türkischen Geschütze

einfachsten Regeln der Taktik entgegen, die ihm zur Verfügung stehenden Truppen verwandte.

Wir sehen, daß die früher erwähnten drei technischen Motive — überlegene Bewaffnung der Türken, überraschende Anwendung der Feldbefestigung, Schwerfälligkeit des russischen Reglements — bei der Entscheidung des Gefechtes gar keine Rolle spielen, sondern daß sie erst in zweiter Linie als Neben-Faktoren nicht des Mißerfolges überhaupt, sondern der mit ihm verbundenen großen Verluste genannt werden dürfen.

Unsere Betrachtung wendet sich nunmehr zum „zweiten Plewna".

Die strategische Situation, aus welcher sich die Schlacht des 30. Juli entwickelte, ist bereits an früherer Stelle besprochen worden.

Krüdener war im Lauf der letzten Juli-Woche bis auf 36 Bataillone (mit einer Gefechtsstärke von 27000 Mann), 3000 Pferde und 184 Geschütze verstärkt worden und hatte den Befehl erhalten, den bei Plewna stehenden Gegner anzugreifen. Nach den ihm zugegangenen Meldungen und Kundschafter-Nachrichten schätzte Krüdener die Stärke dieses Gegners auf 60000 Mann, während Osmans Armee thatsächlich nur halb so stark war mit etwa 60 Geschützen; außerdem standen etwa 5000 Türken bei Lowtscha, die aber in den Ereignissen des 30. Juli keine aktive Rolle spielen. Die russischen Truppen hatten östlich von Plewna, etwa 20 Kilometer von diesem Ort entfernt, eine halbkreisförmige Aufstellung; die ursprünglich dem Kommando Krüdeners unterstellten Truppen (9. Corps) auf dem rechten Flügel nördlich — die eingetroffenen Verstärkungen (vom 4. und 11. Corps) unter Schachowski auf dem linken Flügel südlich der Chaussee Bulgareni-Plewna.

Am 26. Juli hatte Krüdener die höheren Führer und Generalstabs-Offiziere zu einem Kriegsrath berufen. Allgemein zweifelte man — im Hinblick auf die muthmaßliche Stärke des Gegners — an einem glücklichen Erfolge des Angriffs; der Kriegsrath sprach sich daher gegen einen Angriff aus und in diesem Sinne wurde eine Meldung an das Armee-Ober-Kommando gerichtet; hinzugefügt wurde: wenn der Angriff durchaus stattfinden solle und müsse, so sei die südöstliche Seite der feindlichen Stellung Radischewo) hierfür günstiger als die nördliche (Grivitza).

Als Antwort auf diese Meldung wurde vom Armee-Ober-Kommando der Befehl zum Angriff ertheilt; derselbe traf erst am späten Abend des 29. Juli bei Krüdener ein.

Dieser war im Lauf des 29. nach Poradim zu dem (ihm unterstellten)

Es ist hier schon oft betont worden, daß das Schicksal aller Despotien, so lange nicht der Despot ein ungewöhnlicher Mensch ist, Anarchie und Widerstreit in der Regierungssphäre ist. Dies gilt in hohem Maße von dem heutigen Rußland. Man sollte denken, die Weisheit der Selbstbeschränkung wäre leicht zu befolgen in einem Reich, dem, was dort Selbstbeschränkung heißt, noch die ungeheuersten Aufgaben eröffnet. Wäre es zu wenig für die Kräfte des heutigen Rußland, wenn die auswärtige Politik desselben sich zunächst mit dem Ziel der Eroberung von Constantinopel, Kleinasien, Persien, Afghanistan begnügte? Diesem Ziel würde vielleicht keine europäische Macht in den Weg treten, nicht einmal England, wenn es eine oberflächliche Beruhigung erhielte, daß Rußland jetzt nicht nach Indien trachte, sondern einstweilen nur nach der Küste vom persischen Meerbusen bis an die vorderindische Halbinsel. Allein die rührigste und einflußreichste Partei in der russischen Regierungssphäre will nicht die angebliche manifest destiny Rußlands aus dem Auge verlieren, welche auf die Eroberung der gesammten alten Welt hinweist. Zu diesem Zweck sollen zunächst die dominirenden Positionen ebenso in Europa wie in Asien eingenommen werden, und die europäischen sind die wichtigeren. Denn so lange es ein selbständiges Europa giebt, kann es dem mit seiner asiatischen Mission beschäftigten Rußland einmal in den Rücken fallen. Der eigentliche Repräsentant eines selbständigen Europa ist Deutschland, also muß zunächst Deutschland, wenn nicht erobert, doch geschwächt und womöglich zerstückelt werden. Dazu bietet sich als Handhabe die rasende Eitelkeit der Franzosen, welche durch ihren Ausschluß von jeder direkten und indirekten Herrschaft in Deutschland, der nur durch militärische Niederlagen erzwungen werden konnte, zum blinden Haß, der nichts mehr sieht, als den Genuß einer wilden Rache, entflammt sind. Dieser Partei in der russischen Regierungssphäre, deren einflußreichste Mitglieder vielleicht solche Personen sind, die sich garnicht in einer amtlichen Stellung befinden, dieser Partei also käme nichts ungelegener, als wenn die Rachsucht der Franzosen sich beschwichtigte, zuerst aus Hoffnungslosigkeit, dann aus Gründen der Humanität und Vernunft, aus Erwägungen des Werthes und der Solidarität der europäischen Kultur. Deshalb will jene russische Partei das Gefühl der Hoffnungslosigkeit der Revanche in Frankreich nicht aufkommen lassen. Sie scheint sogar der Ansicht zu sein, daß jetzt periculum in mora sei. Darum beeilen sich die Moskauer Zeitung, eine Stimme in der Politischen Correspondenz und der Nord den Franzosen zu versichern, Frankreich habe, wenn es Deutschland angreife, auch im Fall seiner Niederlage nicht zu befürchten, daß der Sieger jenes saigner à blanc ausführen dürfe, von welchem der deutsche Kanzler gesprochen. Rußland werde über das besiegte Frankreich seine Hand breiten, ja noch mehr, es werde seine Streitkräfte dergestalt an der deutschen Grenze sammeln, daß Deutschland höchstens mit gleichen Kräften des französischen Angriffs sich zu erwehren im Stande sein solle. Dies ist der Inhalt jener neueren russischen Stimmen. Es versteht sich von selbst, daß einige heuchlerische Phrasen hinzugefügt werden, wonach Rußland den Krieg zwischen

sie noch im Laufe der Nacht die definitiven Befehle erhalten würden. Gegen morgen wurde den Kommandeuren die bereits vorgelesene Disposition nunmehr schriftlich zugestellt mit dem kurzen Zusatz: „Plewna angreifen und nehmen".

Die für den 30. ausgegebene Disposition theilte die gesammten Streitkräfte in fünf Gruppen. Die rechte Seiten-Abtheilung unter Loschkarew — 10 Escadrons 6 Geschütze — soll den rechten Flügel decken und gegen den Wid hin beobachten.

Der rechte Flügel unter Weljaminow — 18 Bataillone, 3 Escadrons, 80 Geschütze — soll gegen den linken türkischen Flügel bei Grivitza vorgehen, die Artillerie gegen die feindliche Stellung wirken lassen und weitere Befehle abwarten.

Der linke Flügel unter Schachowski — 11 Bataillone, 2 Escadrons, 52 Geschütze — soll sich der Höhen nördlich von Radischewo bemächtigen, dann weiter gegen Plewna vorgehen und die ferneren Maßnahmen den Bewegungen des rechten Flügels anpassen. —

Die linke Seiten-Abtheilung unter Skobelew — 1 Bataillon, 10 Escadrons, 16 Geschütze — soll die Verbindung zwischen Plewna und Lowtscha unterbrechen und nach beiden Richtungen hin beobachten.

Die allgemeine Reserve — 6 Bataillone, 4 Eskadrons; 30 Geschütze — steht zur Verfügung Krüdeners.

Dem Namen nach hatte Krüdener den Oberbefehl über die gesammte russische Streitmacht; thatsächlich beschränkte er sich aber auf die Führung des aus seinem eigenen (9.) Corps bestehenden rechten Flügels und überließ den linken Flügel der fast ganz selbstständigen Führung Schachowskis.

Da die Thätigkeit der rechten Seiten-Abtheilung Loschkarews gleich Null ist, so zerfallen die Ereignisse der Schlacht in drei getrennte Gruppen, zwischen denen ein taktischer Zusammenhang eigentlich gar nicht bemerkbar ist; zwischen den beiden Hauptmassen des rechten und linken Flügels befand sich ein unbesetzter Zwischenraum von 5 Kilometer Länge, während Skobelew von Schachowski durch die tiefe schwer passirbare Tutschenizа-Schlucht getrennt war.

Am Morgen des Schlachttages herrschte ein dichter Nebel; erst als er um 9 Uhr fiel, war ein Erkennen der gegenseitigen Stellungen möglich.

Um diese Zeit begann die Artillerie des rechten Flügels ihr Feuer gegen die Grivitza-Redoute; aber obgleich die Disposition vorgeschrieben hatte, die Eröffnung des Feuers solle „auf gute Schußweite" stattfinden, geschah dies doch auf so große Entfernungen, daß die Vierpfünder-Batterien wegen zu geringer Schußweite zunächst gar nicht mitwirken konnten. Auch die Wirkung der Neunpfünder-Batterien scheint während des fast

Das stundenlange hartnäckige Gefecht der schwachen Abtheilung Skobelews, wobei Infanterie, Artillerie und Cavallerie — letztere bald zu Pferde bald zu Fuß — sich mit großem Geschick gegenseitig unterstützen, lieferte den Beweis, daß auch in dem allerdings für Artillerie und Cavallerie ungünstigen Gelände ein Zusammenwirken der drei Waffen trotz alledem möglich sei.

Auf Grund der obigen kritischen Betrachtungen scheinen folgende Schlüsse berechtigt.

1) Das Gefecht gegen die Grivitza-Redoute würde im Hinblick auf die ganze Art und Weise wie es geführt wurde, keinen besseren Erfolg gehabt haben, auch wenn noch weit mehr Bataillone dazu verfügbar gewesen wären. — Andererseits hätten die Türken die Stellungen der Grivitza-Front kaum schwächer besetzen können als es thatsächlich der Fall war, auch wenn statt der anfangs 18 und zuletzt 26 Bataillone eine weit geringere Stärke gegen diese Front im Gefecht gewesen wäre.

2) Der Angriff auf die Radischewo-Front war in der Art wie er geführt wurde, durchaus erfolgreich; um den Erfolg vollkommen und vor allem endgültig zu machen, fehlte es an Truppen. Man darf annehmen, wenn im entscheidenden Moment 6 frische Bataillone mehr zur Stelle gewesen wären, hätte Schachowski die genommenen Redouten unbedingt behauptet; eine Verstärkung von weiteren 6 Bataillonen würde wahrscheinlich auch die Erstürmung der zweiten türkischen Vertheidigungslinie und damit die Entscheidung des Tages herbeigeführt haben.

Eine derartige Verstärkung Schachowskis erscheint aber als durchaus möglich; man brauchte nur die Haupt-Reserve, anstatt sie so zwecklos zu verzetteln, geschlossen dem linken Flügel zuzuweisen und diesen außerdem durch eine dem rechten Flügel entzogene Brigade zu verstärken, wodurch in dem Gange des Gefechtes auf dem rechten Flügel irgend welche Aenderung sicherlich nicht eingetreten wäre.

3) Ueberhaupt würde es, wie es scheint, zweckmäßiger gewesen sein, gegen die Grivitza-Front nur energisch zu demonstriren, namentlich durch Artilleriefeuer, den Entscheidungs-Angriff aber gegen die Radischewo-Front zu richten. In diesem Sinne würde vielleicht folgende Kräfte-Vertheilung zweckentsprechend gewesen sein:

6 Bataillone 12 Eskadrons 6 Fuß-Batterien 2 reitende Batterien	Demonstration gegen die Grivitza-Front von Süd-Osten her, mit einem Theil der Cavallerie und den reitenden Batterien nordwärts herumgreifend unter Festhaltung enger Verbindung mit der Infanterie.

Von den gleichzeitigen Vorgängen auf dem linken Flügel war Krüdener zunächst ohne alle Kenntniß.

Schachowski hatte sich auf den vom Feinde nicht besetzten Höhen nördlich von Radischewo entwickelt und nach dem Fallen des Nebels seine Artillerie das Feuer eröffnen lassen; die Hauptpunkte der ihm gegenüber befindlichen türkischen Stellung waren die Redouten Ibrahim Bei und Omer-Bei*). Der sich entspinnende Geschützkampf — der übrigens hier auf nähere Entfernungen, $1^1/_2$ bis 2 Kilometer, geführt wurde — dauerte bis $2^1/_2$ Uhr; die türkischen Geschütze wurden zum Theil zum Schweigen gebracht, auch die russische Artillerie hatte bedeutende Verluste. Um $2^1/_2$ Uhr giebt Schachowski seiner Infanterie den Befehl zum Angriff; je ein Regiment geht gegen jede der beiden Redouten vor, zwei Regimenter folgen als Reserve. Nach erbittertem Gefecht werden zunächst mehrere Reihen von Schützengräben und dann die Redouten selbst genommen; Abtheilungen des linken Flügels dringen bis in die Süd-Umfassung von Plewna vor ohne sich jedoch hier halten zu können; die hinter den beiden eroberten Redouten gelegene Redoute Atuf Pascha kann trotz mehrfacher Versuche nicht genommen werden.

Die russischen Verluste waren bereits sehr groß; Schachowski hatte einen Theil seiner Reserven verausgaben müssen; als Ersatz dafür rechnete er auf das ihm von Krüdener zugesagte Regiment Kolomna der Haupt-Reserve. Thatsächlich gelangte dieses Regiment gar nicht an seinen Bestimmungsort, d. h. stellte sich nicht zur Verfügung Schachowski's, sondern verwickelte sich planlos in das allgemeine Gefecht ohne eine sichtliche Wirkung auf den Gang desselben auszuüben; etwa ein Bataillon jenes Regiments scheint sich an den rechten Flügel der Truppen Schachowski's angeschlossen zu haben.

Inzwischen hatten die Türken — welche die Vertheidigung der Grivitza-Höhen gegen die Angriffe Krüdeners mit verhältnißmäßig sehr schwachen Kräften führten — ihre Reserven nach ihrem rechten Flügel gezogen und begannen am späten Nachmittage den Gegenangriff zur Wiedereroberung der verlorenen Redouten. Russischerseits wurden — unter Einsetzung der letzten Reserven und mit Hülfe einiger in die vordere Gefechtslinie gezogenen Batterien — nicht nur mehrere derartige Versuche abgewiesen, sondern es werden auch hier und da noch partielle Offensivstöße versucht; auch hier geht das Gefecht mit dem Einbruch der Dunkelheit in ein wüstes Chaos über.

*) Dieser Name wurde thatsächlich erst in den September-Kämpfen angewendet, am 30. Juli hieß dies Werk noch „Jospadskische Schanze".

Politische Correspondenz.

Die europäische und die deutsche Krisis.

Berlin, Ende Februar 1887.

Als wir unsere Correspondenz, welche den Januarrückblick enthielt, beendigt hatten, trat noch am letzten Tage desselben Monats ein Ereigniß ein, welches den hinlänglich gespannten Reifen des europäischen Friedens zum Springen zu bringen schien. Wir meinen den Artikel der „Post" vom 31. Januar. Der Artikel enthielt die Darlegung einer sehr einleuchtenden These, nämlich der folgenden: General Boulanger beherrscht die Lage in Frankreich, wie vor ihm kein Staatsmann der Republik; aber seine Herrschaft läßt sich nur behaupten durch die Fortsetzung des Impulses, welchen er der Lage gegeben, und dieser Impuls ist der Krieg. Der General hat keine Wahl, als mit Vorwürfen beladen zurückzutreten, oder mit dem Krieg Ernst zu machen; das erstere wird der General freiwillig nicht thun, also könnte der Friede nur erhalten werden durch eine Reaktion aus der Mitte des französischen Volkes selbst, nachdem rein parlamentarische Versuche, den Kriegsminister zu entfernen, gescheitert sind.

So die „Post". Das Aufsehen, welches der Artikel in ganz Europa machte und welches einen Sturz der Kurse an allen Börsen zur Folge hatte, erklärt sich aus der unanfechtbaren Richtigkeit der Ausführung. In den hundertfältigen Besprechungen, welche der Artikel hervorrief, wurden demselben die mannigfaltigsten Dinge nachgesagt, von denen er kein Wort enthielt. So sollte er z. B. das Ultimatum gestellt haben: General Boulanger geht, oder Deutschland erklärt der Republik den Krieg. Es gehört die Verblendung einer starken Aufregung dazu, so etwas zu behaupten. Der Artikel sagt weiter nichts, als: wenn General Boulanger Kriegsminister bleibt, so muß er in absehbarer Zeit einen Angriff auf Deutschland unternehmen. Nachdem Fürst Bismarck am 11. Januar mit dem größten Nachdruck versichert hatte, daß Deutschland niemals den Krieg gegen Frankreich beginnen werde, konnte eine deutsche Zeitung, die ihre Worte wägt, garnicht das Gegentheil behaupten.

So stark war der Eindruck des Artikels, daß die Versuche ultramontaner und freisinniger Blätter in Deutschland, denen sich bald die französische Presse anschloß, ihn als Wahlmanöver darzustellen, nur den Beweis rathloser Ver-

Scheitern des Hauptangriffes erfuhr, mußte auch Skobelew unter scharfem Gefecht aber in vollständiger Ordnung den Rückzug antreten.

Werfen wir schließlich einen Blick auf die Verhältnisse auf türkischer Seite, so sind die vorliegenden Angaben über die Stärke, Vertheilung und Verwendung der türkischen Streitkräfte leider sehr ungenau; ungefähr aber kann man berechnen, daß von 33 Bataillonen, welche Osman zur Verfügung gehabt haben soll, etwa 8—10 Bataillone gegen Krüdener, 4—5 Bataillone gegen Skobelew und etwa 20 Bataillone gegen Schachowski gefochten haben — ein Verhältniß, welches für die kritische Beurtheilung der russischen Gefechtsleistungen nicht ohne Werth ist.

Auf der Griviza-Front spielten sich die Ereignisse türkischerseits im Allgemeinen derart ab, daß die Besatzungen der Redoute und der zahlreichen Schützengräben durch einen fortwährend geschleuderten Bleihagel die vielfach wiederholten Anläufe der Russen abwiesen. Einige Schützengräben, die in die Hand der Russen gefallen waren, blieben auch von diesen besetzt so lange das Gefecht überhaupt dauerte; Gegenstöße zur Rückeroberung derselben sind türkischerseits wie scheint nicht gemacht worden. Der Kampf fand schließlich dadurch ein Ende, daß die Trümmer der russischen Bataillone theils im Laufe der Nacht, theils gegen Morgen den Rückzug antraten.

Anders ist das Bild auf der Radischewo-Front. Nachdem hier die beiden Redouten Ibrahim Bei und Omer Bei verlorengegangen, werden alle irgend verfügbar zu machenden Truppen zur Wiedereroberung der beiden Verschanzungen, namentlich der wichtigen Ibrahim-Redoute vorgeführt und es entsteht ein wüstes Hin und Her beider Parteien. Die einzelnen Züge der letzten Phasen dieses Kampfes sind gar nicht mehr zu erkennen. Während die russischen Berichte die genommenen Redouten infolge einer umfassenden türkischen Gegen-Offensive wieder verloren gehen lassen, weiß die türkische Darstellung von einer Wiedereroberung dieser Redouten Nichts. Einzelne türkische Abtheilungen sind jedenfalls wohl bis an die Redouten herangeprellt und vielleicht auch vorübergehend über dieselben hinaus vorgedrungen — im Uebrigen scheinen die Redouten ohne direkte dringende Veranlassung in Folge einer Panik geräumt worden zu sein, welche in ihrer Allgemeinheit den Türken zunächst gar nicht wahrnehmbar war. Ueberhaupt scheint man türkischerseits im Laufe der Nacht von dem Umfange und der Tragweite des erfochtenen Sieges nicht die leiseste Ahnung gehabt zu haben. Man erwartete in ziemlich sorgenvoller Stimmung für den folgenden Tag die Erneuerung des feindlichen Angriffs; die ganze Nacht wurde an der Ausbesserung und Vervollständigung der Verschan-

Es ist hier schon oft betont worden, daß das Schicksal aller Despotien, so lange nicht der Despot ein ungewöhnlicher Mensch ist, Anarchie und Widerstreit in der Regierungssphäre ist. Dies gilt in hohem Maße von dem heutigen Rußland. Man sollte denken, die Weisheit der Selbstbeschränkung wäre leicht zu befolgen in einem Reich, dem, was dort Selbstbeschränkung heißt, noch die ungeheuersten Aufgaben eröffnet. Wäre es zu wenig für die Kräfte des heutigen Rußland, wenn die auswärtige Politik desselben sich zunächst mit dem Ziel der Eroberung von Constantinopel, Kleinasien, Persien, Afghanistan begnügte? Diesem Ziel würde vielleicht keine europäische Macht in den Weg treten, nicht einmal England, wenn es eine oberflächliche Beruhigung erhielte, daß Rußland jetzt nicht nach Indien trachte, sondern einstweilen nur nach der Küste vom persischen Meerbusen bis an die vorderindische Halbinsel. Allein die rührigste und einflußreichste Partei in der russischen Regierungssphäre will nicht die angebliche manifest destiny Rußlands aus dem Auge verlieren, welche auf die Eroberung der gesammten alten Welt hinweist. Zu diesem Zweck sollen zunächst die dominirenden Positionen ebenso in Europa wie in Asien eingenommen werden, und die europäischen sind die wichtigeren. Denn so lange es ein selbständiges Europa giebt, kann es dem mit seiner asiatischen Mission beschäftigten Rußland einmal in den Rücken fallen. Der eigentliche Repräsentant eines selbständigen Europa ist Deutschland, also muß zunächst Deutschland, wenn nicht erobert, doch geschwächt und womöglich zerstückelt werden. Dazu bietet sich als Handhabe die rasende Eitelkeit der Franzosen, welche durch ihren Ausschluß von jeder direkten und indirekten Herrschaft in Deutschland, der nur durch militärische Niederlagen erzwungen werden konnte, zum blinden Haß, der nichts mehr sieht, als den Genuß einer wilden Rache, entflammt sind. Dieser Partei in der russischen Regierungssphäre, deren einflußreichste Mitglieder vielleicht solche Personen sind, die sich garnicht in einer amtlichen Stellung befinden, dieser Partei also käme nichts ungelegener, als wenn die Rachsucht der Franzosen sich beschwichtigte, zuerst aus Hoffnungslosigkeit, dann aus Gründen der Humanität und Vernunft, aus Erwägungen des Werthes und der Solidarität der europäischen Kultur. Deshalb will jene russische Partei das Gefühl der Hoffnungslosigkeit der Revanche in Frankreich nicht aufkommen lassen. Sie scheint sogar der Ansicht zu sein, daß jetzt periculum in mora sei. Darum beeilen sich die Moskauer Zeitung, eine Stimme in der Politischen Correspondenz und der Nord den Franzosen zu versichern, Frankreich habe, wenn es Deutschland angreife, auch im Fall seiner Niederlage nicht zu befürchten, daß der Sieger jenes saigner à blanc ausführen dürfe, von welchem der deutsche Kanzler gesprochen. Rußland werde über das besiegte Frankreich seine Hand breiten, ja noch mehr, es werde seine Streitkräfte dergestalt an der deutschen Grenze sammeln, daß Deutschland höchstens mit gleichen Kräften des französischen Angriffs sich zu erwehren im Stande sein solle. Dies ist der Inhalt jener neueren russischen Stimmen. Es versteht sich von selbst, daß einige heuchlerische Phrasen hinzugefügt werden, wonach Rußland den Krieg zwischen

(System Krupp) minderwerthigen Material, vor allem aber in den falschen taktischen Grundsätzen, welche bei der Verwendung der Artillerie meist maßgebend waren. Wo richtige Grundsätze obwalteten, war auch stets ein wenigstens relativer Erfolg zu verzeichnen.

7) Der Infanterie-Angriff wurde auf beiden Flügeln mit großer Tapferkeit durchgeführt, es traten dabei aber allgemein dieselben Fehler zu Tage wie am 20. Juli. Anstatt sich in einem genommenen Abschnitt zunächst festzusetzen und zu sammeln und durch Gewehrfeuer die Fortsetzung des Angriffs vorzubereiten, stürmen die verschiedenen Abtheilungen — Compagnien, Bataillone, Regimenter — so lange weiter vorwärts, bis die letzten Kräfte erschöpft sind und bis infolge furchtbarer Verluste die Kampfkraft der Truppe zusammenbricht; dann fluthen die Trümmer zurück, und einzelne Bruchtheile, die sich heldenmüthig vorwärts zu behaupten versuchen, vergrößern durch ihren Untergang nutzlos die Verluste.

Gehen wir speziell auf das Gefecht des rechten Flügels ein, so griffen die Russen hier einen zu schmalen Theil der feindlichen Stellung an und konzentrirten ihre Anstrengungen zu ausschließlich auf die Besitznahme der Gravitza-Redonte, so daß es den Türken leicht wurde, die angreifenden Abtheilungen aus den seitwärtigen Schützengräben mit einem mörderischen Flankenfeuer zu überschütten.

Der Angriff des linken Flügels zeigt, wenigstens in seinem ersten Stadium, eine bessere Leitung. In breiter Front vorgehend, bemächtigt sich die russische Infanterie mehrerer Reihen von Schützengräben und der beiden Redouten — von nun an aber macht sich das Aufhören einer festen Leitung auch hier fühlbar; die noch kampffähigen Kräfte zersplittern sich in plan- und erfolglosen partiellen Offensivstößen. Durch Einsetzen der letzten Reserven gelingt es, das zum Stehen gekommene Gefecht noch eine Zeitlang zu halten — dann tritt wie bereits erwähnt eine allgemeine Panik ein. — Es ist unzweifelhaft, daß eine frische Brigade, die zu dieser Zeit zu Schachowskis Verfügung gewesen wäre, die Redouten mit leichter Mühe hätte behaupten und die ganze Rückwärts-Bewegung zum Stillstand bringen können — denn auch die Kampfkraft der Türken war zu diesem Zeitpunkt fast vollständig erschöpft.

8) Die Cavallerie des rechten Flügels unter Loschkarew fiel — theils infolge der fehlerhaften Disposition, theils wegen mangelnder Initiative ihres Führers — für das Gefecht gänzlich aus; auch die den beiden Hauptmassen und der Haupt-Reserve zugetheilte Cavallerie greift in das Gefecht nicht aktiv ein. — Dagegen war die Thätigkeit der Cavallerie auf dem linken Flügel unter Skobelew mustergiltig.

Wahlsieg errungen hat, so hat man wohl Recht, aus diesem Erfolg die glückliche Divination des leitenden Staatsmannes zu erschließen, aber nicht auf dieser Divination allein beruhte der Entschluß der Auflösung. Denn was denselben vor allem eingegeben, war der Muth, der niemals vor dem Nothwendigen zurückschreckt. Nothwendig aber war es, in einem Augenblick, wo die Lage des deutschen Volks in der That ernsthaft gefährdet ist, den Schutz herbeizurufen, der der wirksamste wie der unentbehrlichste ist: die moralische Kraft des Volkes. Fürst Bismarck besitzt die Kühnheit, die ihm sagte: entweder erkennt das Volk bei dieser Wahlbewegung seine Lage und handelt danach; oder wenn es die Lage verkennt, wenn es wiederum eine unfähige Majorität in den Reichstag sendet, so wird es durch Leichtsinn und Blindheit die Gefahr sofort auf sein Haupt ziehen und in der Gefahr wird es erwachen. Nicht schlimmeres kann es geben, als eine ohnedies mißkannte Gefahr verschleiern, den Volksgeist erschlaffen lassen, um ihn im letzten Augenblick zu wecken, damit er womöglich sich verrathen glaubt und die Schuld nicht bei sich selbst sucht, wo sie allein zu finden ist.

Fürst Bismarck, dessen Vorsicht der Kühnheit die Wage hält, wagte die Auflösung in diesem Augenblick und hat damit eine Majorität erhalten, von von der man hoffen darf, daß sie in der Unterstützung der äußern wie der inneren Politik den bedeutenden Aufgaben, die sich in den nächsten drei Jahren zusammendrängen, gewachsen sein wird.

Man wird im Ausland vielleicht den Kopf schütteln, wie gering die Majorität ist, die man im deutschen Reichstag nicht nur für ausreichend zur guten Führung der Geschäfte, sondern sogar für einen glänzenden Erfolg der Regierung hält. Diese dem Ausländer befremdliche Thatsache erklärt sich nicht aus dem Vorhandensein radikaler Parteien, die den bestehenden Zustand nirgend fördern, sondern nur hemmen und so weit möglich der Vernichtung entgegenführen wollen. Dergleichen Parteien giebt es heut in jedem Lande, aber sie bilden auch vereinigt doch nur mehr oder minder einflußlose Minoritäten. Die große Zahl der Feinde jeder Regierung im heutigen Deutschland kommt daher, daß es in Deutschland eine Partei gab, welche als die Geschäftsführerin der katholischen Kirche auftreten und deren ganzen Einfluß für ihre Zwecke verwenden konnte. Der Kulturkampf hatte keinen anderen Zweck als den, die Macht der katholischen Kirche so weit einzuschränken, daß sie diese Macht nicht zur Zerstörung des Reiches verwenden konnte. Im Laufe des Kulturkampfes, bei dem die Hülfe wesentlicher Kräfte versagte, auf die er gerechnet, sah Fürst Bismarck sich bewogen, die Methode zu ändern. Er beschloß den Versuch, die katholische Kirche von den reichszerstörenden Kräften, die sich ihr nicht nur beigesellt, sondern sie zur Dienerin gemacht hatten, zu trennen. Der Versuch konnte nur so angestellt werden, daß die Forderungen Roms befriedigt wurden, aber unter der Bedingung, daß der Papst dem Klerus gebiete, nicht ferner mehr für das Welfenthum, d. h. für die Gesammtheit aller partikularistischen Bestrebungen, und nicht mehr für die Demokratie, d. h. für die Gesammtheit staatlichen Bestrebungen zu wirken. Es scheint, daß Fürst Bismarck

24 Bataillone 5 Eskadrons 12 Fuß-Batterien 1 reitende Batterie	Haupt-Angriff gegen die Radischewo-Front von Süden her.
6 Bataillone 12 Eskadrons 2 Fuß-Batterien 1 reitende Batterie	Neben-Angriff gegen den Süd-Ausgang von Plewna von Krschin her im Sinne einer flankirend vorgenommenen Staffel des Haupt-Angriffs. — Ein Theil der Cavallerie beobachtet gegen Lowtscha.

Versuchen wir schließlich die Frage zu beantworten: Was hat das Mißgeschick der russischen Waffen am 30. Juli herbeigeführt, so lautet die Antwort:

Erstens die in Bezug auf Wahl der Angriffs-Fronten wie in Bezug auf Vertheilung der verfügbaren Kräfte durchaus fehlerhafte Angriffs-Disposition;

Zweitens die im Widerspruch mit den einfachsten Regeln der Taktik stehende planlose Art und Weise, wie die Truppen des rechten Flügels gegen die Grivitza-Front verwendet wurden, — wobei eine mehr oder minder große Schwerfälligkeit der reglementarischen Formen und der Detail-Ausbildung gar nicht ins Gewicht fällt.

Die Ueberlegenheit der türkischen Infanterie-Bewaffnung hat vielleicht die russischen Verluste vergrößert (erwiesen ist dies auch noch nicht); den Ausfall der Entscheidung hat sie nicht beeinflußt. Die große Mangelhaftigkeit der russischen Artilleriewirkung war störend und erschwerend, aber nicht entscheidend.

Die Grivitza-Redoute widerstand erfolgreich den ungeschickt geleiteten Angriffen zahlreicher Truppenmassen; die Redouten der Radischewo-Front erlagen dem zweckmäßiger geleiteten Angriff einer verhältnißmäßig schwachen Abtheilung — von einer grundsätzlichen Unbesiegbarkeit der türkischen Verschanzungen kann also unbedingt nicht die Rede sein.

Mit einem Wort: die Schuld für das Mißgeschick des 30. Juli trifft Krüdener und eine Anzahl seiner Unterführer — aber nicht die russische Bewaffnung, nicht das russische Reglement und vor allen Dingen nicht die russische Infanterie als Truppe.

(Schluß folgt.)

Diese Waffe scheint zu blitzen, aber sie ist stumpf. Eine Partei, die sich selbst ihre Zwecke setzt, darf nicht die katholisch Gläubigen durch die Autorität des Papstes irreführen. Sie muß dieser Autorität in allen Stücken gehorchen oder auf den Schutz derselben verzichten.

Hier ist auch der Ort, die Hohlheit der Behauptung aufzudecken, daß Fürst Bismarck den Papst zum Schiedsrichter in deutschen Dingen gemacht habe. Solange es eine katholische Bevölkerung in Deutschland giebt, besitzt der Papst auch eine Macht in deutschen Dingen. Es ist viel rationeller und ein Gedanke, dem Fürst Bismarck immer geneigt gewesen ist, die katholische Bevölkerung durch den Papst zu lenken als durch das Zwischenglied selbstsüchtiger Parteiführer, welche die päpstliche Autorität bei der katholischen Bevölkerung mißbrauchen, um sich politische Rollen nach ihrem Geschmack und Bedürfniß zu bereiten. Solange der römische Katholizismus in Deutschland nicht etwa auf ein kleines Häuflein von Anhängern beschränkt worden, muß die deutsche Staatskunst danach trachten, daß keine Partei den Mantel der päpstlichen Autorität tragen darf, als der Papst selbst oder seine unmittelbaren Beauftragten. Aus diesem Gesichtspunkt hat Fürst Bismarck immer den Nuntius in Berlin für keine unwillkommene Erscheinung gehalten. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn jetzt verlautet, der päpstliche Nuntius in München solle zugleich am Hofe in Berlin beglaubigt werden. Fürst Bismarck unterhandelt lieber mit einer Großmacht, die viele Bedürfnisse hat, wo man ihr dienen, und viele verwundbare Stellen, wo man ihr drohen kann, als mit einem Kaplan, einem partikularistischen Freiherrn oder Demokraten, der als anmaßlicher Geschäftsführer jener Großmacht auftritt, aber nicht die geringste Verantwortung trägt, da er nur andern, nicht sich selbst schaden oder höchstens ein behagliches Martyrium erlangen kann.

Die Intervention des Papstes für das Septennat hat als erster Schritt dieser Art den Thurm des Centrums schon bedeutend ins Wanken gebracht, aber natürlich ohne ihn umzuwerfen. Es ist durchaus möglich, daß im jetzt gewählten Reichstag Herr Windthorst mit seinem ganzen Gefolge für das Septennat eintritt, indem er sich auf den anfangs zwar zurückgewiesenen, nunmehr aber besser erwogenen Rath des Papstes beruft. Der Konflikt zwischen den weltlichen Zwecken des Centrums und den geistlichen des Papstes, genauer zwischen den universalpolitischen Zwecken des Papstes und den lokal-destruktiven des Centrums muß aber immer wieder sich erneuern und an diesem Konflikt muß das Centrum zu Grunde gehen. Denn das ganze Centrum kann nicht dem Papst folgen, weil einem Theil seiner Mitglieder, den Welfen und Demokraten, weit mehr an der Zerstörung des Reiches liegt als am Papst. Einem andern Theil liegt aber mehr am Papst und sogar am Reich, und so müssen diese Theile sich trennen, nachdem die päpstliche Politik nicht mehr auf die Zerstörung des Reiches gerichtet ist, aus Gründen, welche der Weisheit des jetzigen Papstes die höchste Ehre machen. Leo XIII. denkt nicht wie de Meglia, weiland Nuntius Pius' IX.: die einzige Rettung der Kirche ist die Revolution.

Aber weil der Thurm des Centrums noch nicht am Boden liegt, wird die nationale Majorität des Reichstages gerade nur die nöthigen Stimmen über die Hälfte zählen, wenn wir unerwartete Erfolge bei den Stichwahlen nicht in Rechnung bringen. Daß aber diese Majorität aus der letzten Wahl hervorgegangen ist, bedeutet, daß die deutsche Krisis in ein heilsames, vielverheißendes Stadium getreten.

Die deutsche Krisis ist aktuell. Welches ist ihr Ursprung und ihr Charakter? Wenn unter Krisis der Höhepunkt einer den Bestand des Organismus gefährdenden inneren Schädlichkeit zu verstehen ist, so hat die deutsche Krisis folgenden Ursprung gehabt. Nach den wundergleichen Kriegserfolgen des Jahres 1870 waren alle Nationen Europas, allen voran aber die deutsche, überzeugt, daß keine Nation es mit den deutschen Waffen aufnehmen könne. Ein englischer Berichterstatter über die deutschen Manöver schrieb an seine Zeitung: die deutsche Armee könne es mit den Armeen zweier beliebigen Großmächte unter der gewissen Aussicht des Sieges aufnehmen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen sich des deutschen Volkes das Gefühl bemächtigte, man könne sicher vor jeder äußeren Gefahr sich mit vollem Behagen dem innern Kampf um alle Liebhabereien und Doktrinen überlassen, die jemals im deutschen Volke gewuchert haben. Man konnte die Aeußerung hören, eine nationalliberale Partei sei nicht mehr nöthig, da der Nationalstaat fertig geworden; es bedürfe nur noch einer liberalen Partei. Man meinte alles Ernstes, es handele sich nur noch darum, daß jeder den Nationalstaat, den man als unverwüstliches Eigenthum ansah, nach Laune und Geschmack auszubauen, bezüglich umzuwandeln trachten müsse. Freilich hatte der Marschall Moltke gesagt, Deutschland werde seine errungene Stellung ein halbes Jahrhundert lang dadurch behaupten müssen, daß es allen Nachbarn Furcht einflöße, bis es einmal die noch fehlende Liebe der Nachbarn gewonnen. Aber diese Furchteinflößung, dachte das deutsche Volk, sei leicht zu bewirken, wenn man die Rüstung, die man längst angelegt, nur eben nicht ablege.

Die Lage war in Wahrheit eine ganz andere. Die deutsche Rüstung war stark, aber doch nicht so, daß andere Völker, ebenso wohlhabend oder wohlhabender als das deutsche, ebenso bevölkerungsreich oder noch viel reicher als das deutsche, sich nicht eine stärkere Rüstung hätten zulegen können. An dieser Rüstung haben die Nachbarn Frankreich und Rußland mit dem größten Eifer geschmiedet und sind dahin gelangt, daß ihre Heere das deutsche an Quantität bedeutend übertreffen, schon wenn eine von diesen Mächten mit Deutschland kämpft, vollends aber, wenn sie vereinigt kämpfen. Diesem Fall hat die deutsche Staatskunst das österreichische Bündnis entgegengesetzt, aber damit keineswegs die quantitative Ueberlegenheit der Gegner ausgleichen können. Die Sicherheit Deutschlands beruht wesentlich mit auf der unübertroffenen Qualität seines Heeres. Aber wer dürfte den Werth dieser Qualität so übertreiben, um nicht einmal die Anstrengung nöthig zu finden, daß Deutschland hinter seinen Gegnern auch quantitativ wenigstens nicht allzusehr zurückbleibt? Aber weder diese

quantitativen Anſtrengungen noch die unerreichte Qualität des deutſchen Heeres reichen hin, dem deutſchen Volke die Sicherheit zu geben. Es gehört die Kraft, Einheit und Geſundheit des ganzen Volksorganismus dazu. Es iſt nur eine hohle Phraſe, die man oft hören muß, daß die ganze Nation einig ſein werde, wenn der Feind erſt in der Flur ſtehe. Mit ſolcher Einigkeit des letzten Augenblicks kann man einen ſchwachen Feind vertreiben, nicht aber einen oder mehrere überlegene Gegner. Zur Vertreibung dieſer bedarf es der Zähigkeit, Unverwüſtlichkeit und unerſchöpflichen Elaſtizität, welche nur aus einer durchaus geſunden, harmoniſchen Organiſation von entwickelter moraliſcher Einheit kommen kann. Das deutſche Volk muß alſo den üppigen Wuchs ſeiner doktrinellen Liebhabereien und partikulariſtiſchen Neigungen aller Art beſchränken und ſeinen Sinn einzig auf das Unerläßliche richten. Es muß mit anderen Worten die Erkenntnis des Unerläßlichen ſich durch beſchleunigt intenſive Arbeit erwerben und nicht in der behaglichen Austragung aller doktrinellen Gegenſätze. Die große Bedeutung der Wahl vom 21. Februar iſt, daß die Erkenntnis des Unerläßlichen bei den aufrichtig nationalen Parteien zunächſt wenigſtens für den erſten politiſchen Akt durchgebrochen iſt. Jetzt kommt alles darauf an, dieſe Erkenntnis für die lange Reihe der folgenden Akte, welche nothwendig ſind, feſtzuhalten und ebenſowohl zu verbreiten wie zu vertiefen. Es iſt beklagenswerth, wenn wir am Morgen nach dem erſten errungenen Sieg die „National-Zeitung“ fordern hören, der Sieg müſſe dem Liberalismus zu Gute kommen, und wenn wir an demſelben Morgen die „Kreuzzeitung“ verkündigen hören, der Sieg ſei nichts werth, wenn er unter Preisgebung des konſervativen Prinzips behauptet werden müſſe.

Konſervativ und liberal, was bedeuten dieſe Begriffe heute? Es ſind nur die Begriffe hiſtoriſcher, d. h. im Abſterben begriffener Erſcheinungen. Das konſervative Prinzip war die Lehre vom ſtändiſchen Staat, welche der aus der Revolution geborenen ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft entgegengeſetzt werden ſollte. Das liberale Prinzip war der Traum der Autonomie jener ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft, welche den Atomismus feſthalten und doch einer einheitlichen Aktion im Streit der geſchichtlichen Mächte fähig ſein ſollte.

Welcher ernſthaft gebildete Mann kann heute noch konſervativ oder liberal in dem einen oder dem andern Sinne ſein? Nach dem Gang ſeiner perſönlichen Entwicklung wird er die Erinnerungen der einen oder der anderen Partei hochhalten, ihren Doktrinen kann er unmöglich noch die Lenkung ſeines politiſchen Verhaltens übergeben. Wir Patrioten müſſen alle zuſammen, ob wir von der konſervativen oder von der liberalen Seite herkommen, unſer unbefangenes Augenmerk darauf richten, welche Mittel dem ſtaatlichen Organismus Kraft und Elaſtizität, dem ſozialen Organismus Harmonie und Geſundheit geben können. Bei der Auffindung dieſer Mittel müſſen wir alle fertigen Doktrinen hinter uns laſſen, die bisher von der oder jener Schule auf den Altar geſtellt wurden. In dieſer Lage der Dinge giebt es nur eine wahre Methode, die alle ernſten Geiſter vereinigen kann: die kritiſch-experimentelle. Es iſt thöricht, auf konſer-

vativer Seite zu verlangen, daß man für die Handwerkerfrage das bekannte Rezept der Zunftordnung allgemein und obligatorisch verschreibe. Es ist thöricht, auf liberaler Seite sich zu widersetzen, wenn ein wohlersonnenes Experiment in einem beschränkten Umfang unternommen werden soll. Diese Frage ward nur als Beispiel erwähnt. Der kritisch-experimentellen Methode müssen wir uns alle ohne Vorurtheil vertrauen, und sie wird uns alle durch ihre Resultate vereinigen.

Wir bezeichnen noch einmal, warum die Wahl vom 21. Februar den Eintritt der deutschen Krisis in ein heilsames Stadium bedeutet. Das deutsche Volk hat zum ersten Mal das durch die blendende Wirkung der großen Siege verlorne Bewußtsein seiner wirklichen Lage erlangt und hat die Energie gezeigt, diesem Bewußtsein in der Wahl Ausdruck zu geben. Nun müssen wir uns weiter helfen. Vor allem keine thörichte Verfeindung der Sieger von gestern. Aber auch die Regierung hat eine Lehre zu beherzigen, die sie aus dem Verfall der nationalliberalen Partei seit dem Jahre 1876 zu ziehen verpflichtet ist. Die Regierung, welche in der modernen Cultur den moralischen und intellektuellen Beistand einer geschlossenen Partei zur Leitung der öffentlichen Meinung auf die Dauer nicht entbehren kann, hat ihrerseits die Pflicht, die Leitung der Partei, welche nicht ohne Wechselwirkung denkbar ist, nicht zu verabsäumen.

Wenn das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen auch bei dieser letzten Wahl vielfach als ein bedenkliches Symptom angesehen wird, so sehen wir in diesem Anwachsen nicht die zunehmende Anhänglichkeit der Massen an die sozialdemokratische Doktrin, die niemand besitzt und von der niemand Rechenschaft ablegen kann, sondern den wachsenden Protest des Lohnarbeiterstandes gegen seine prekäre Lage. Dieser Protest kann nur eine Ursache mehr werden zur Vollziehung des heilsamen Prozesses der Einigung der zur Erhaltung und Reform des Ganzen berufenen Klassen. Zur auswärtigen Gefahr würde die innere Gefahr kommen, wenn wir einen immer größer werdenden Volkstheil dem bürgerlichen und moralischen Verfall überlassen wollten. Wir müssen uns aufmachen, auch hier die Heilungsmitel auf dem Wege der schon genannten Methode zu suchen. Wenn wir uns zur Lösung der schweren und dankbaren Aufgabe moralisch stark machen, so wird sie uns bald auch geistig gerüstet finden. ω.

Kolonial-Politik. Ostafrika.

Was deutsche Reisende seit beinahe 30 Jahren erstrebt haben, die Festsetzung Deutschlands an der fruchtbaren Ostküste Afrikas, ist in den letzten Wochen zur international anerkannten Thatsache geworden. Als vor 2 Jahren das deutsche Reich die Schutzherrschaft über das Suahililand und Usagara übernahm, protestirte dagegen Said Bargasch, der Sultan von Sansibar. Sein Widerstand wurde unterstützt durch England und Frankreich, welche aus gegen-

seitiger Eifersucht in den 60er Jahren die Unabhängigkeit Sansibars garantirt hatten. Aber dieser Vertrag enthält keinerlei Festsetzung über die Ausdehnung des Sultanats, und gerade darüber haben von jeher sehr auseinandergehende Ansichten bestanden. In seinem gegen das deutsche Vorgehen gerichteten Proteste beanspruchte der Sultan das gesammte ungeheure Gebiet von Kap Delgado im Süden bis Warscheich im Norden mit dem gesammten Hinterlande bis zu den großen Binnenseen. Indessen haben nach allen vorhandenen Zeugnissen die Seyds von Sansibar zu keiner Zeit außerhalb der Inseln und einiger fester Küstenplätze irgend welche Macht besessen. Der jetzige Sultan wie sein Vorgänger hat selbst wiederholt jede Verantwortung für Vorgänge außerhalb dieser Orte abgelehnt. Unter solchen Umständen erklärte Fürst Bismarck denn auch den Protest für nicht gerechtfertigt. In dem Bestreben jedoch, dem Sultan volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und die Empfindlichkeit Englands wie Frankreichs nicht zu reizen, zeigte er sich bereit die thatsächlich bestehenden Besitzverhältnisse durch eine internationale Kommission prüfen zu lassen. Vom December 1885 bis zum Sommer 1886 ging diese Untersuchung durch Bevollmächtigte Deutschlands, Englands und Frankreichs vor sich, aber die gesuchte Wahrheit war nicht zu erzielen.

Der Sultan Bargasch wurde damals vom englischen Generalconsul Sir John Kirk berathen. Seit langem hatte derselbe die allmälige Einverleibung des Sultanats in das britische Reich vorbereitet. Nun beinahe am Ziel angelangt, sah er das Resultat seiner Lebensarbeit in Frage gestellt! Kein Wunder, daß er aus allen Kräften den deutschen Bestrebungen sich widersetzte. Durch ihn veranlaßt, besetzte der Seyd im letzten Augenblicke die wichtigsten Flecke des Festlands und sandte vor der Commission Truppenabtheilungen her, welche mit Drohungen und Gewalt die Eingebornen nöthigten sich für Unterthanen Sansibars zu erklären. So kam es, daß die europäischen Bevollmächten sehr entgegengesetzte Aussagen zu hören bekamen. Viele angesehene Suahelis verweigerten ihre Aussage aus Furcht vor den Sansibar-Arabern, andere erkannten dieselben öffentlich als Herrscher an, machten aber zugleich aus der auf sie geübten Pression kein Hehl. Die Machinationen des Sultans waren so offenkundig, daß die Mächte davon absahen, den Ergebnissen der Reise ihrer Bevollmächtigten entscheidenden Werth beizumessen. Die Commissare wurden zurückgezogen und zu gleicher Zeit Sir John Kirk nach London berufen. Hier fanden dann im Spätherbst des vorigen Jahres direkte Verhandlungen zwischen dem Foreign Office und Geheimrath Krauel, dem Dezernenten für diese Angelegenheiten im deutschen Auswärtigen Amte, statt. Dank der allgemeinen politischen Lage gab England dabei seine stille Absicht, in Zukunft das ganze Sultanat gelegentlich einzustecken, auf und begnügte sich mit der Zutheilung eines Stückes, und zwar allerdings des besten der streitigen Gebiete. Frankreich, welches nie Interessen in Sansibar besessen hat, gab für die allseitige Zuerkennung der Comorengruppe, ohne langes Zögern seine Einwilligung zu dem deutsch-englischen Abkommen vom 1. November vorigen Jahres.

mit dieſem Verſuch beſſern Erfolg haben ſoll, als mit dem Kulturkampf. Der Papſt hat ſich in der That bewogen geſehen, dem Centrum die Fortſetzung der ſtaatsfeindlichen Haltung zu widerrathen, und es ſcheint, daß der Klerus von Rom die Anweiſung bekommen wird, die Wahl der Unverſöhnlichen unter den Centrumsmitgliedern nicht mehr zu befördern. Wie bald und wie durchgehend das Wort des Papſtes den Gehorſam in allen Graden der römiſch-deutſchen Hierarchie findet, wird ein lehrreiches Schauſpiel ſein. Bis jetzt darf man noch annehmen, daß der Gehorſam von Seiten des Klerus, wenn auch nicht ohne heftiges Sträuben einzelner Elemente, gewährt wird. Das Centrum als politiſche Partei hingegen hat den Rat, welchen der Papſt durch den Mund des Cardinal Jakobini, und dieſer durch die Vermittlung des päpſtlichen Nuntius in München ertheilen ließ, zu befolgen abgelehnt. Derjenige Führer des Centrums, welcher, obwohl er parlamentariſch nicht hervortritt, nächſt Windthorſt als der einflußreichſte gilt, der bayriſche Freiherr von Franckenſtein, an welchen das Schreiben des Nuntius gerichtet wurde, hat für gut befunden, bei dieſer Gelegenheit eine bedeutungsvolle Prinzipienfrage aufzuwerfen. Er hat den Papſt fragen laſſen, ob dieſer den Fortbeſtand des Centrums wolle, mit dem Hinzufügen, daß das Centrum nur beſtehen könne, wenn es in Fragen der weltlichen Politik ganz unabhängig auch vom Papſt bleiben dürfe. Der Papſt, höflich und umſichtig, hat zunächſt das Centrum für ſeine Dienſte belobt, alsdann verſichert, daß er den Fortbeſtand deſſelben zum Nutzen der römiſchen Kirche wünſche, und ſchließlich die Gründe ſeines Rathes ſo bezeichnet, daß ſie aus höchſten und dringendſten Bedürfniſſen der Kirche geſchöpft ſind.

Die von dem Freiherrn v. Franckenſtein aufgeworfene Prinzipienfrage hat der Papſt dies Mal noch nicht entſchieden, aber es iſt völlig klar, daß er ſie niemals im Sinne des genannten Freiherrn, niemals im Sinne der jetzigen Centrumsleitung entſcheiden kann. Wie könnte der Papſt geſtatten, daß eine Partei unter ſeiner Autorität die katholiſch Gläubigen an ſich zieht, um die geſammelte Schar nachher zu Zwecken zu verwenden, die den Nothwendigkeiten, denen das Papſtthum unterworfen iſt, zuwiderlaufen können oder dahinführen müſſen, daß dieſe Nothwendigkeiten von einer Partei ausgelegt und entſchieden werden, aber nicht mehr vom Stuhle Petri, der vielmehr in die Rolle eines Werkzeugs der Partei zu treten hätte. Die Trennung zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Nothwendigkeiten iſt auf römiſchem Standpunkt ein Unding. Früher hat niemand eifriger als die Ultramontanen den Satz vertheidigt, daß die Grenze zwiſchen geiſtlichen und weltlichen Dingen ſtets nur von der geiſtlichen Gewalt als der höheren gezogen werden könne.

Die Herren vom Centrum glauben eine wundervolle dialektiſche Waffe gefunden zu haben, indem ſie, pochend auf ihren jetzigen Ungehorſam gegen den Papſt, mit triumphirendem Ton ihren Gegnern zurufen: Früher habt ihr uns Kadavergehorſam vorgeworfen und uns wegen dieſes Gehorſams das Recht beſtritten, als politiſche Partei aufzutreten; nun habt ihr vor Augen, daß wir eine ſelbſtändige politiſche Partei ſind.

zum deutschen Generalkonsul gestellt hat. — Der Sultan von seinem bisherigen Rathgeber Kirk verlassen und hilflos sah sich genöthigt dem Vertrag beizutreten und somit auf den allergrößten Theil seiner bisherigen Ansprüche zu verzichten. Er erkannte die deutsche Herrschaft auch über das Kilimandscharogebiet, welches er noch vor kurzem sich zu sichern versucht hatte, an und trat auch dem Wunsch der Mächte nach der Kongoacte bei. Dagegen bestand er wie auch der englische Konsul auf dem Besitz der im Vertrag nicht erwähnten Inseln Manda und Pata. Bei der großen Bedeutung derselben für das Suahililand scheute indessen auch der Generalkonsul Arendt keine Mühe, ihren Besitz Deutschland zu sichern. So ist diese Angelegenheit bis jetzt noch unerledigt.

Jedenfalls ist menschlichem Ermessen nach die Blüthezeit der arabischen Herrschaft an jener Küste beendigt; wer weiß, ob dieselbe überhaupt den jetzigen Sultan von Sansibar zu überleben im Stande ist. Vor der Hand scheint derselbe sich etwas aus seiner Erschlaffung aufzuraffen, er macht Anstalten über den ihm gebliebenen Küstenstreifen sowie seine Inseln die Zügel strammer anzuziehen. Aber wie lange wird das dauern? Auch nach Witu ist die amtliche Mittheilung der Londoner Abmachungen durch das Geschwader überbracht worden. 3 Schiffe desselben haben sich zu Anfang Januar nach Lamu begeben. Von hier wurde der Generalbevollmächtigte des Suahelisultanats Gustav Denhardt nach Witu gesandt, wo bereits die Kunde von der Ankunft der unbekannten großen Schiffe allgemeine Aufregung verursacht hatte. Auf Denhardts Nachrichten hin zog der energische Sohn und Thronfolger des alten Sultans Achmed, Fumo Bakari, mit einer Truppenschaar zur Küste, überall von den Eingebornen freudig empfangen. In seinem Beisein wurde die deutsche und die Suaheli-Flagge bei Kipini, Mkonumbe, Kweio und Mokowe während der nächsten Tage feierlich gehißt und so die früher ertheilte Zusicherung des deutschen Schutzes über dieses Land zum ersten Male auch äußerlich bekräftigt. An zwei Punkten der Küste sind ferner Zollstationen errichtet worden, deren Leitung Denhardt und einem seiner Beamten zugetheilt ist. Der erste Schritt zur Herstellung geregelter staatlicher Verhältnisse ist damit vollzogen. Auch die Errichtung eines deutschen Konsulats im Schutzgebiete ist in Frage gekommen. Vor der Hand soll ein Vizekonsul aus Sansibar wenigstens alle 3 Monate einmal nach Lamu kommen, um zum Rechten zu sehen.

Ebenso wie England, Frankreich und Sansibar ist auch Portugal gegenüber das Verhältniß der deutschen Schutzgebiete geregelt worden. In den ersten Tagen dieses Jahres ist ein Vertrag in Lissabon zustande gekommen, der sich in erster Linie mit der Abgrenzung der beiderseitigen Kolonien in Westafrika beschäftigt, zum Schluß aber auch für den Osten eine Grenzlinie zieht. Dieselbe läuft den Rowuma entlang bis zum Nebenfluß desselben, Mfinje, von da geht sie zum Ufer des Njassasees. Einzelne Kolonialenthusiasten sind mit dieser Regelung unzufrieden, weil dieselbe eine dereinstige Verbindung der deutschen Kolonie mit den Boerenstaaten verhindert, aber einstweilen sind die letzteren noch so in den ersten Stadien der Entwickelung, daß es vergebliche Mühe ist,

Aber weil der Thurm des Centrums noch nicht am Boden liegt, wird die nationale Majorität des Reichstages gerade nur die nöthigen Stimmen über die Hälfte zählen, wenn wir unerwartete Erfolge bei den Stichwahlen nicht in Rechnung bringen. Daß aber diese Majorität aus der letzten Wahl hervorgegangen ist, bedeutet, daß die deutsche Krisis in ein heilsames, vielverheißendes Stadium getreten.

Die deutsche Krisis ist aktuell. Welches ist ihr Ursprung und ihr Charakter? Wenn unter Krisis der Höhepunkt einer den Bestand des Organismus gefährdenden inneren Schädlichkeit zu verstehen ist, so hat die deutsche Krisis folgenden Ursprung gehabt. Nach den wundergleichen Kriegserfolgen des Jahres 1870 waren alle Nationen Europas, allen voran aber die deutsche, überzeugt, daß keine Nation es mit den deutschen Waffen aufnehmen könne. Ein englischer Berichterstatter über die deutschen Manöver schrieb an seine Zeitung: die deutsche Armee könne es mit den Armeen zweier beliebigen Großmächte unter der gewissen Aussicht des Sieges aufnehmen. Was Wunder, daß unter solchen Umständen sich des deutschen Volkes das Gefühl bemächtigte, man könne sicher vor jeder äußeren Gefahr sich mit vollem Behagen dem innern Kampf um alle Liebhabereien und Doktrinen überlassen, die jemals im deutschen Volke gewuchert haben. Man konnte die Aeußerung hören, eine nationalliberale Partei sei nicht mehr nöthig, da der Nationalstaat fertig geworden; es bedürfe nur noch einer liberalen Partei. Man meinte alles Ernstes, es handele sich nur noch darum, daß jeder den Nationalstaat, den man als unverwüstliches Eigenthum ansah, nach Laune und Geschmack auszubauen, bezüglich umzuwandeln trachten müsse. Freilich hatte der Marschall Moltke gesagt, Deutschland werde seine errungene Stellung ein halbes Jahrhundert lang dadurch behaupten müssen, daß es allen Nachbarn Furcht einflöße, bis es einmal die noch fehlende Liebe der Nachbarn gewonnen. Aber diese Furchteinflößung, dachte das deutsche Volk, sei leicht zu bewirken, wenn man die Rüstung, die man längst angelegt, nur eben nicht ablege.

Die Lage war in Wahrheit eine ganz andere. Die deutsche Rüstung war stark, aber doch nicht so, daß andere Völker, ebenso wohlhabend oder wohlhabender als das deutsche, ebenso bevölkerungsreich oder noch viel reicher als das deutsche, sich nicht eine stärkere Rüstung hätten zulegen können. An dieser Rüstung haben die Nachbarn Frankreich und Rußland mit dem größten Eifer geschmiedet und sind dahin gelangt, daß ihre Heere das deutsche an Quantität bedeutend übertreffen, schon wenn eine von diesen Mächten mit Deutschland kämpft, vollends aber, wenn sie vereinigt kämpfen. Diesem Fall hat die deutsche Staatskunst das österreichische Bündnis entgegengesetzt, aber damit keineswegs die quantitative Ueberlegenheit der Gegner ausgleichen können. Die Sicherheit Deutschlands beruht wesentlich mit auf der unübertroffenen Qualität seines Heeres. Aber wer dürfte den Werth dieser Qualität so übertreiben, um nicht einmal die Anstrengung nöthig zu finden, daß Deutschland hinter seinen Gegnern auch quantitativ wenigstens nicht allzusehr zurückbleibt? Aber weder diese

rativer Seite zu verlangen, daß man für die Handwerkerfrage das bekannte Rezept der Zunftordnung allgemein und obligatorisch verschreibe. Es ist thöricht, auf liberaler Seite sich zu widersetzen, wenn ein wohlersonnenes Experiment in einem beschränkten Umfang unternommen werden soll. Diese Frage ward nur als Beispiel erwähnt. Der kritisch-experimentellen Methode müssen wir uns alle ohne Vorurtheil vertrauen, und sie wird uns alle durch ihre Resultate vereinigen.

Wir bezeichnen noch einmal, warum die Wahl vom 21. Februar den Eintritt der deutschen Krisis in ein heilsames Stadium bedeutet. Das deutsche Volk hat zum ersten Mal das durch die blendende Wirkung der großen Siege verlorne Bewußtsein seiner wirklichen Lage erlangt und hat die Energie gezeigt, diesem Bewußtsein in der Wahl Ausdruck zu geben. Nun müssen wir uns weiter helfen. Vor allem keine thörichte Verfeindung der Sieger von gestern. Aber auch die Regierung hat eine Lehre zu beherzigen, die sie aus dem Verfall der nationalliberalen Partei seit dem Jahre 1876 zu ziehen verpflichtet ist. Die Regierung, welche in der modernen Cultur den moralischen und intellektuellen Beistand einer geschlossenen Partei zur Leitung der öffentlichen Meinung auf die Dauer nicht entbehren kann, hat ihrerseits die Pflicht, die Leitung der Partei, welche nicht ohne Wechselwirkung denkbar ist, nicht zu verabsäumen.

Wenn das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen auch bei dieser letzten Wahl vielfach als ein bedenkliches Symptom angesehen wird, so sehen wir in diesem Anwachsen nicht die zunehmende Anhänglichkeit der Massen an die sozialdemokratische Doktrin, die niemand besitzt und von der niemand Rechenschaft ablegen kann, sondern den wachsenden Protest des Lohnarbeiterstandes gegen seine prekäre Lage. Dieser Protest kann nur eine Ursache mehr werden zur Vollziehung des heilsamen Prozesses der Einigung der zur Erhaltung und Reform des Ganzen berufenen Klassen. Zur auswärtigen Gefahr würde die innere Gefahr kommen, wenn wir einen immer größer werdenden Volkstheil dem bürgerlichen und moralischen Verfall überlassen wollten. Wir müssen uns aufmachen, auch hier die Heilungsmitel auf dem Wege der schon genannten Methode zu suchen. Wenn wir uns zur Lösung der schweren und dankbaren Aufgabe moralisch stark machen, so wird sie uns bald auch geistig gerüstet finden. m.

Kolonial-Politik. Ostafrika.

Was deutsche Reisende seit beinahe 30 Jahren erstrebt haben, die Festsetzung Deutschlands an der fruchtbaren Ostküste Afrikas, ist in den letzten Wochen zur international anerkannten Thatsache geworden. Als vor 2 Jahren das deutsche Reich die Schutzherrschaft über das Suahililand und Usagara übernahm, protestirte dagegen Said Bargasch, der Sultan von Sansibar. Sein Widerstand wurde unterstützt durch England und Frankreich, welche aus gegen-

Nach Wortlaut deſſelben iſt die Herrſchaft des Said Bargaſch nunmehr auf die Inſeln Sanſibar, Pemba, Lamu und Mafia, ſowie auf eine 2 Meilen breite etwa 100 Meilen lange Küſtenlinie beſchränkt. Außerhalb dieſes Striches verbleibt ihm noch der Ort Kismaju und vier andere Orte mit einem kleinen Umkreiſe. Deutſchland erhält das hinter dem ſanſibaritiſchen Küſtenſtreifen gelegene große Gebiet von den portugieſiſchen Kolonien im Süden bis zu einer vom Umbefluß vorüber am nördlichen Abhang des Kilimandſcharogebietes nach dem Victoria-Nianzaſee gezogenen Linie. Das nördlich davon ſich ausdehnende Stromgebiet des Sabaki bis zum Tana hinauf hat England ſich vorbehalten, obwohl es bis jetzt, abgeſehen von einer ſeiner Zeit durch einen engliſchen Reiſenden gekauften Quadratmeile Landes, dort nie Intereſſen beſeſſen hat. Beeinträchtigt wird der Werth beider Gebiete allerdings erheblich durch den Mangel der Küſte, welche, wie erwähnt, Sanſibar gehört. Um ſo wichtiger iſt es daher, daß das Suaheliſultanat durch den Vertrag ein ſehr wichtiges Stück der nördlich vom Tana, alſo nördlich des engliſchen Gebiets gelegenen Küſte garantirt erhält. Es wird nämlich dem vor den Angriffen der Araber nach Witu geflüchteten, unter deutſchem Schutz ſtehendem Suahelifürſten Achmed Simba die Küſte von Kipini bis zum Nordende des beſten Hafens jener Striche, der Mandabucht, zuerkannt. Offen iſt bisher nur noch die Frage über den Beſitz der beiden in der Mandabucht liegenden wichtigen, früher den Suahelis gehörigen Inſeln Manda und Pata, welche in dem Londoner Vertrage nicht erwähnt ſind. Die im Norden der Mandabucht beginnende Somaliküſte iſt gleichfalls von dem Abkommen nur inſofern betroffen als die Rechte, welche dem Sultan von Sanſibar dort an einzelnen Städten zukommen, genau feſtgeſtellt ſind. Die übrigen Theile der Küſte verbleiben ſomit unangefochten den bisherigen Beſitzern, alſo z. B. das Gebiet von der Mandabucht bis Makdiſchu im Weſentlichen dem Suaheliſultanate.

Als erſte internationale Regelung der bisher zu ſo vielen Streitigkeiten Anlaß gebenden Beſitzverhältniſſe in Oſtafrika kommt dem Vertrag eine ſehr hohe Bedeutung zu. Durch ihn erſt erhalten die deutſchen Erwerbungen in dieſen Gebieten eine legale völkerrechtliche Baſis und damit die Vorbedingung zu einer geſunden Entwicklung. Es iſt hart, daß England auch hier auf das beſte Stück ſeine Hand gelegt hat, aber das Deutſchland zugeſprochene Land iſt ſo enorm, daß es einſtweilen auf lange Jahre unſerm Unternehmungsgeiſte Nahrung bieten wird. Und insbeſondere iſt die Thatſache, daß die intelligenten und anſtelligen Suahelis nun in unanfechtbaren Beſitz der Küſte gelangt ſind und ſo die Möglichkeit erlangt haben, unter des Reiches Schutz ihr Reich wieder zur alten Blüthe zu bringen, nicht hoch genug anzuſchlagen.

Dem Sultan von Sanſibar iſt dieſes Abkommen erſt nach erfolgtem Abſchluß mitgetheilt worden und zwar durch ein deutſches Geſchwader, welches gegen Anfang Dezember vor ſeiner Hauptſtadt eintraf. Admiral Knorr, welcher das Obercommando führte, iſt bald darauf von demſelben entbunden worden, wie es ſcheint, da er ſich in der politiſchen Angelegenheit in Gegenſatz

60 schwoll und der linke Flügel der Nationalliberalen sich ablöste, um endlich sich mit jener zu verschmelzen. 1881—84 waren Fortschritt, Secessionisten und Volkspartei, welche jetzt 11 Mandate im ersten Wahlgang behauptet haben, zusammen 115 Köpfe stark.

In der letzten Legislatur-Periode zählte sie immerhin noch 70. Diese verübergehende Größe der Partei hatte einen doppelten Grund; einmal den Uebertritt eines Theiles des höheren Bürgerstandes, dessen Interessen durch die neuere Wirthschaftsgesetzgebung, Zölle und Börsensteuer verletzt wurden, dann aber durch den Versuch mit dem Tabaksmonopol.

Je wunderbarer sich diesmal der Scharfblick des Fürsten Bismarck bewährt hat in der Erkenntniß, daß das Septennat eine passende Wahl-Parole abgeben würde, desto weniger braucht man damit zurückzuhalten, einen wie großen Fehler derselbe Staatsmann in der Tabaks-Monopol-Campagne beging. Fürst Bismarck glaubte, daß die ungemeinen Vortheile, welche das finanzielle Erträgniß aus dem Monopol für alle Klassen bedeute, die Friktionen der Einführung überwinden würden. Darin täuschte er sich vollständig. Oeffentliche Meinung ist eine Art der Intelligenz, welche durchaus nur das Nächstliegende sieht, welche sich keinen Moment mit den vom Monopol zu erwartenden Vortheilen und Erleichterungen, sondern nur mit den zuvorderst stehenden Lasten und Unbequemlichkeiten beschäftigte. Um zu der zweiten Ueberlegung von den Vortheilen zu gelangen, dazu gehört eine, wenn auch kleine Verstandes-Operation und zu dieser ist die öffentliche Meinung ein für alle Mal unfähig. Gerade das hat sich ja auch an diesen Wahlen gezeigt. Die staatsrechtlichen und militärischen Unterschiede zwischen Septennat und Triennat haben in der Wahlbewegung nicht die geringste Rolle gespielt, sondern die Entscheidung haben gegeben die Autorität Moltkes und die Kriegsgefahr. Auch von der Gegenseite hat man das Pochen auf das bewilligte Triennat bald aufgegeben und mit Gespenster-Beschwörungen von Monopolen und dergleichen den Kampf zu führen gesucht. Diese Erfahrungen, denken wir, werden eine außerordentlich wichtige Lehre für die Zukunft bilden.

Nachdem nun die Monopole beseitigt, das Gespensterbeschwören erfolglos geblieben, die schrecklichen Folgen der neuen Wirthschaftpolitik, welche das Manchesterthum prophezeite, nicht eingetreten sind, so erscheint es nur natürlich, daß die „deutsch-freisinnige" Partei wieder zur alten „Fortschrittspartei" zusammengeschrumpft ist. Allenthalben hat sich der höhere Bürgerstand bis auf einen gewissen Theil der Börsen-Capitalisten wieder von der unnatürlichen Verbindung getrennt; die deutsch-freisinnigen Wahl-Comite's bestanden fast durchweg aus Personen des kleineren Bürgerstandes.

Thatsächlich wird nun aber, wenn auch die Zahl der Mitglieder ziemlich gleich ist, die zukünftige deutsch-freisinnige Partei noch erheblich weniger bedeuten, als von 1866 bis 1881 die Fortschrittspartei. Sie verdankt ihre Sitze fast nirgends mehr eigener Kraft, sondern irgend welchen Bundesgenossen. Bis in die 70ger Jahre zog der Theil des Bürgerthums, welchen

ſich ihre weitere Geſchichte auszumalen. Sollten ſie je zu geordneten ſtaatlichen Verhältniſſen gelangen, ſo werden ſie auch die Erweiterung ihrer Grenzen und Erwerbung eines Zugangs zum Meere ſelbſt in die Hand nehmen!

* * *

Drei Intereſſentengruppen ſind abgeſehen von den deutſchen Miſſionen zur Zeit an der afrikaniſchen Oſtküſte thätig: die von Dr. Peters ins Leben gerufene Oſtafrikaniſche Geſellſchaft, die Vertreter des Suahelisultanats, Gebrüder Denhardt, und der deutſche Kolonialverein.

Nach langen Ankündigungen iſt endlich am 10. Dezember 1886 eine Plantagengeſellſchaft zuſtande gekommen, welcher die Form einer juriſtiſchen Korporation gegeben werden ſoll. Neben einer Reihe weniger bekannter Geſchäftsleute haben ſich Männer wie Oechelhäuſer, Mendelsſohn, Adalb. Delbrück, Gruſon, Websky, Gruſchwitz bereit finden laſſen, ſich an dem Unternehmen zu betheiligen. Ein Statut iſt unter Befragung der Reſſortminiſter entworfen worden. Es ſoll danach der Schwerpunkt der Verwaltung in einem ſtarken Direktionsrath liegen, zu welchem der Reichskanzler 3, die Seehandlung 1 Mitglied ernennen. Dieſe Körperſchaft wählt eine aus 2 oder mehreren Mitgliedern beſtehende Direktion, welche die Geſellſchaft in allen Rechtsgeſchäften und ſonſtigen Angelegenheiten vertritt. Die Antheilſcheine, welche auf 10000 Mark lauten, berechtigen zur Stimmabgabe in der jährlichen Generalverſammlung. Dem Reichskanzler ſteht die dauernde Aufſicht über die Geſellſchaft zu. Er übt dieſelbe durch einen Kommiſſar, welcher jeder Sitzung des Direktionsraths und jeder Generalverſammlung beiwohnen, von der Direktion jeder Zeit Berichterſtattung verlangen, ihre Bücher einſehen darf u. ſ. w.

Es läßt ſich annehmen, daß die Geſchäftsmänner, welche die maßgebende Rolle in der Direktion ſpielen werden, ſofort die ſachgemäße Erforſchung und Verwerthung des bisher in kühnem Wagemuth aufs Gerathewohl ergriffenen Beſitzes in die Hand nehmen werden. Ein Blick auf den neuerdings veröffentlichten Budgetentwurf iſt geeignet, dieſe Erwartung zu beſtätigen. Er nimmt die nothwendigſten Bauten in den Häfen, Anlage von Stationsgebäuden und Plantagen, und beſonders Erforſchung des Landes und der Flüſſe in Ausſicht. Dr. Peters ſelbſt wird nach Afrika gehen. Dieſes beſonnene Programm ſowie die von der Regierung gebilligte Form der Korporation, welche eine ſtrenge Kontrolle der Leitung ermöglicht und zugleich Verluſte über den gezahlten Beitrag hinaus ausſchließt, haben dem Unternehmen eine Reihe von Freunden in Kreiſen gewonnen, die ſich bisher durchaus ablehnend verhielten. Da überdies auch der Kaiſer, die Großherzogin von Weimar und andere Fürſtlichkeiten zu dem Geſellſchaftskapital beiſteuern, ſo iſt Hoffnung vorhanden, den in Ausſicht genommenen Betrag von 5 Millionen Mark in der Hauptſache zu erhalten. Hinderlich dürfte ſich allerdings bei der Bewirthſchaftung von Uſagara der Mangel der Küſte machen. Nach dem Londoner Vertrage ſoll zwar der Sultan von Sanſibar dazu veranlaßt werden, der deutſchen Geſellſchaft zwei Häfen der in ſeinem Beſitz bleibenden Küſte zu verpachten. Aber will er ſeine

wie garnicht. Für Millionen ordentlicher und nüchterner deutscher Arbeiter aber ist die Vertheuerung dieses ihnen einmal unentbehrlichen Lebensbedürfnisses eine höchst empfindliche Steuer. Man würde ihnen dieselbe nur dadurch erträglich machen können, daß sie gleichzeitig von anderen Lasten (Schulgeld, Communalsteuern) befreit werden. Soviel ist aber, nachdem das Monopol gefallen ist aus einer gewöhnlichen Branntweinsteuer, selbst wenn man den heutigen Preis des Branntweins vervierfacht, nicht herauszuschlagen. Man wird sich also wohl entschließen müssen auch Wein, Bier, Tabak, hoffentlich auch bald den Zucker daneben heran zu ziehen.

Daran, daß die Aufgabe derartig im Großen angefaßt wird, daß man sich nicht begnügt, das Defizit fortzuschaffen, sondern mit der Vermehrung der Einnahmen gleich eine radikale Steuerreform verbindet, daran wird sich zeigen, ob die nationalliberale Partei der Stellung, zu der sie unerwartet wieder erhoben worden ist, gewachsen ist oder nicht.

Man glaube nicht, daß wir über alle Gefahren hinaus sind. Ein kleiner Umschlag bei den nächsten Wahlen, eine kleine Vermehrung, sei es der deutschfreisinnigen, sei es der socialdemokratischen Stimmen, genügt, um die Regierung von Neuem auf die Unterstützung des Centrums anzuweisen. Auch in dem gegenwärtigen Reichstag vergesse man nicht, daß nicht nur die Conservativen mit den Nationalliberalen, sondern auch die Conservativen mit dem Centrum über die Majorität verfügen. Wie die jacobinischen Depeschen auf die Centrums-Fraction wirken werden, nachdem sie auf die Centrums-Wähler keinen Eindruck gemacht haben, ist nicht abzusehen; es ist möglich eine Spaltung, es ist auch vorläufig möglich eine Aenderung des Centrums als Ganzem. Am besten, je gleichgültiger es bleibt! Ob es uns gleichgültig bleiben kann, hängt ab von der Geschicklichkeit, dem Muth und der Disciplin der Nationalliberalen. D.

Notizen.

Der Kanzleirath. Erzählung von Albert Bürklin. Lahr. Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Eine neue den veränderten Zeitverhältnissen entsprechende Bearbeitung eines schon vor 30 Jahren erschienenen Buches, welches sich den löblichen Zweck gestellt hat, in der humorvollen Darstellung des Rechnungsabschlusses und der Etatsaufstellung für den Haushalt dieses Carlsruher Kanzleirathes zu zeigen, wie man auch mit einem jährlichen Einkommen von nur 3500 M. glücklich und zufrieden leben, seine Stellung in der Beamtenhierarchie und der Gesellschaft mit Anstand behaupten und sechs Kinder rechtschaffen erziehen könne. Soweit wäre alles in Ordnung und könnte man sich begnügen das Lesen dieses nütz-

eigen gemacht haben, ſicher gelingen ihr großes civiliſatoriſches Werk glücklich zu Ende zu führen. Die größten Schwierigkeiten bereitet ihnen noch immer der Sultan von Sanſibar. Er haßt den Sultan Achmed tödtlich und ſcheut keine Gewaltthat, um ihm zu ſchaden. So ließ er im Juli vorigen Jahres einen der wohlhabendſten Suaheli von Lamu, den Scherif Abdallah ben Abderahman bei Nacht durch Soldaten aus ſeinem Bett holen und beſeitigen, nur weil derſelbe in enge Beziehungen zu Sultan Achmed durch Guſtav Denhardt getreten war. Allen Reklamationen gegenüber leugnete Said Bargaſch jede Kenntniß der Sache ab. Dennoch iſt es dem deutſchen Reiſenden gelungen, den ungerecht Gefangenen oder Getödteten zu rächen. Auf ſeine Vorſtellungen hat das deutſche Reich den Sultan von Sanſibar zum Schadenerſatz und ſtrenger Beſtrafung ſeines Schergen, des Statthalters von Lamu, gezwungen. Es iſt dringend zu wünſchen, daß das gleiche Reſultat in einem neuerdings vorgekommenen Falle erzielt wird. Vor kurzem wurde nämlich ein angeſehener Angaſija, Scheich Abdallah ben Waſiri, nur weil er die Abſicht gezeigt hatte, in den Dienſt des Suahelisultanates zu treten, zu Sanſibar in aller Stille verhaftet und in Ketten gelegt. Bis jetzt hat der Sultan die an ihn gerichteten Beſchwerden keiner Antwort gewürdigt. Er hat eben die Zeit, wo er durch ſeine Söldner unter den Eingeborenen Sklavenjagden abhielt, bei dem geringſten Widerſtand in den Umgebungen ſeiner Forts blutige Maſſacres vornahm und die bekannteſten Männer der Suaheli nach Belieben auf lange Jahre ungeſtraft in ſeine Kerker warf, noch nicht vergeſſen. Dieſe Tage ſind nun vorüber: die deutſchen Kriegsſchiffe, das ſehr energiſche Auftreten der Reichsvertreter werden ihn allmählich an europäiſche Bräuche gewöhnen. In jedem Falle können wir hoffen, daß er nicht mehr in Stand kommen wird, dem Aufblühen des Suahelisultanats ernſte Hinderniſſe zu bereiten.

Da Fürſt Bismarck ſeiner Zeit erklärt hat, nur Gebiete, wo wirklich deutſche Intereſſen ſind, unter Reichsſchutz ſtellen zu wollen, waren die Gebrüder Denhardt genöthigt geweſen, bei ihrer Ankunft in Witu zunächſt Privatintereſſen daſelbſt zu ſchaffen. Sie thaten das in der Art, daß ſie vom Sultan Achmed zwei Landgebiete, ein größeres ſüdlich zwiſchen Tana und Sabaki, ein kleineres von etwa 25—27 Meilen zwiſchen Oſt und Südende der Mandabucht für ſich kauften. War es urſprünglich ihre Abſicht dieſe Gebiete in eigene Bewirthſchaftung zu nehmen, ſo ſahen ſie ſich ſpäter genöthigt, um die bedeutenden Koſten des Unternehmens zu decken, Käufer zu ſuchen. Dr. Peters wie Graf Behr haben den Erwerb des Gebietes ſehr ernſtlich ins Auge gefaßt und nur aus Geldmangel darauf verzichtet. Es iſt dann, da eine beſondere Geſellſchaft für Bewirthſchaftung des Gebietes bei der mangelnden Unternehmungsluſt der Kaufleute nicht zuſammenzubringen war, das nördliche Landſtück an den deutſchen Kolonialverein verkauft worden. Fürſt Hohenlohe hat den früheren Wörmann'ſchen Kapitain Rabenhorſt im Verein mit einem ſchon früher in Oſtafrika thätigen Lieutenant nach dem Tana geſandt, um das Land zu über-

immer mehr Leute giebt, die entweder lieber auf das äußere Auftreten verzichten um innerlich freier d. h. nicht jeden Augenblick durch Rücksichten auf den Haushaltsetat geplagt leben zu können, oder die dem paradoxen aber doch nicht ungerechtfertigten Grundsatze huldigend, daß der Mensch seine Einnahmen nach seinen Ausgaben einrichten müsse, in jedem neuen Bedürfniß nur einen Sporn zu vermehrter Thätigkeit erblicken und sich darum nicht zu den bescheidenen Stellungen mit beschränkten und nicht willkürlich zu erweiternden Einkommen drängen, sondern sich den im engeren Sinne wirthschaftlich productiven Thätigkeiten zuwenden, wo der Mann selbst seines Glückes Schmied ist. Man vergleiche in dieser Beziehung einmal die ängstlichen Ueberlegungen des in seinen Einnahmen absolut fixirten Kanzleirathes über die Zulässigkeit irgend eines kleinen Genusses mit dem frohen Kraftgefühl beispielsweise eines Handwerkers, dem in eifriger Arbeit ein größerer Auftrag gut gelungen und der sich nun mit seinen Leuten einen vergnügten Abend gönnt. Charakteristisch genug ist in dem Büchlein, welches den Anlaß zu diesen Bemerkungen gegeben, nicht davon die Rede, was aus den drei braven Söhnen des Kanzleirathes werden soll, der Vater ist in seinem Amt und in der, man muß es zugestehen, glorreichen Art, wie er sich durchschlägt, offenbar so beglückt, daß er gewiß trotz der auch von ihm empfundenen Abhängigkeit seiner Stellung seine Söhne je leichter sie lernen um so sicherer zur Beamtenlaufbahn, natürlich wenn irgend möglich zur studirten Laufbahn bestimmen wird und würde er es gewiß als eine Beleidigung ansehen, wenn man ihm zumuthen wollte, grade die bessere Begabung seiner Kinder zu ihrer Ausbildung in irgend einem Handwerke oder Geschäft auszunutzen, oder ihm gar die Perspective ausmalte, daß einer seiner Söhne über See gehen und entweder dort viel verdienen oder zu Grunde gehen könne. Gilt doch, abgesehen von unsern Seeplätzen und einzelnen Handelscentren, fast noch allgemein im Binnenlande, daß man bei der Kunde, daß der oder jener nach dem Auslande, speciell über See gegangen sei, unwillkürlich fragt, was hat er denn gethan um in dieser Weise als verlorener Sohn behandelt zu werden. Ehe das nicht besser wird, ist an die Beherrschung des uns so nothwendigen Weltmarktes und auch an einen wirklichen nachhaltigen Aufschwung unserer colonialen Bestrebungen nicht zu denken und wollen wir daher mit dem Ausdruck der Hoffnung schließen, daß ebenso wie die alte Zeit mit ihren beschränkten Verhältnissen und Aufgaben das Muster des kleinen Beamten hervorgebracht hat, nun auch die neue Zeit mit ihren größeren Aufgaben des zu deren Lösung tauglichen Menschenmaterials nicht entbehren werde. Zu guten braven Kanzleiräthen, die wir auch für die Zukunft nicht entbehren können und wollen, wird auch dann, wenn dies Ziel erreicht ist, unter den bescheideneren Elementen der Nation immer noch Stoff genug übrig bleiben.

th.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Charakter angenommen: die Conſervativen nehmen den Oſten ein, die alten Colonialländer, wo der Rittergutsbeſitzer über die Hälfte von Grund und Boden beſitzt; die Nationalliberalen ſind ebenſo vorwiegend eine Partei des Weſtens und Südens, wo der ſtädtiſche Patricier, der große Kaufmann und Fabrikant die erſte Rolle ſpielt.

Will man in der alten „Fortſchrittspartei" das ſtändiſche Element aufſuchen, ſo dürfte es in einer gewiſſen Schicht des mittleren und niederen Bürgerſtandes zu finden ſein: Kaufleute, Hausbeſitzer, ein Theil der Handwerker und der Bauern. Hier giebt es ein gewiſſes Lebensniveau, von dem man zugeſtehen muß, daß es in unſerer Staatsverfaſſung verhältnißmäßig ungünſtig geſtellt iſt: nämlich diejenigen, deren Bildung und ſociale Stellung nicht ſo weit reicht, daß ſie zum einjährigen Dienſt in der Armee, zum Reſerve-Officier und zum höheren Beamtenſtand zugelaſſen werden, die aber doch dieſer Grenze ziemlich nahe ſtehen, alſo z. B. wohlhabende Bauern und ſtädtiſche Hausbeſitzer. Sie werden in der Armee und Landwehr mit dem gänzlich beſitzloſen Tagelöhner auf völlig gleichem Fuße behandelt, wie das gar nicht anders möglich iſt. Hier bildet ſich ſehr leicht eine Stimmung der Oppoſition gegen die „Herrſchenden", die endlich Alles nur vom Standpunkt der Kritik und des Tadels anſieht. Was iſt natürlicher, als daß hier diejenigen politiſchen Theorien einen Boden finden, welche in dem Staate ſelbſt nichts als ein nothwendiges Uebel ſehn, nichts als das Individuum und ſeine Intereſſen kennen, alles Staatliche möglichſt beſchränken, bekämpfen, verdächtigen und in jedem Miniſter immer noch ein Stück von dem Präſidenten in Kabale und Liebe wittern. Daß auf ſolcher politiſchen Theorie und ſolchem Bruchſtück ſtändiſchen Intereſſes eine eigene politiſche Partei auferbaut werden konnte, iſt eine Specialität des deutſchen Lebens. Es iſt durchaus falſch, unſere Fortſchrittspartei mit einer der großen politiſchen Parteien in irgend einem anderen Lande gleichzuſetzen, z. B. mit den Anhängern Gladſtones in England. Dieſe Partei iſt deshalb eine ſo ganz andere, weil das parlamentariſche Syſtem ſie zuweilen nöthigt und jeden Augenblick ſich dazu bereit zu halten zwingt, die Zügel der Regierung ſelbſt in die Hand zu nehmen. Eine Partei, die das muß, kann niemals die reine Negation vertreten. Bei uns aber, im conſtitutionellen, nicht parlamentariſchen Staate, bringt die Thatſache einer in ſich ſelbſt ruhenden Regierung neben den Parteien, welche das Staatswohl ohne jede Nebenabſicht vertritt, ſofort den Gegenpol hervor, eine Partei, welche eigentlich garnicht ſtaatlich iſt, ſondern ſich nur kritiſch zum Staate verhält. Daß die Richter und Hänel je Miniſter werden könnten, prätendiren weder ſie ſelbſt, noch ihre Freunde, noch wird es überhaupt je ausgeſprochen anders, als um ſie zu parodiren.

Die Mitgliederzahl der alten Fortſchrittspartei im Reichstag bewegte ſich in den Jahren 1867—81 zwiſchen 20 und einigen 40; alſo etwa der Stand auf dem ſie jetzt wieder angelangt iſt. Ihre große parlamentariſche Bedeutung gewann die Partei im Jahre 1881, wo zunächſt ihre eigene Mitgliederzahl plötzlich auf

schöpf gegenüber erscheint die Weisheit als alte Schwiegermutter. Einem so bezaubernden Redner wie Goethe glauben wir ja gern (wie man meint sogar etwas zu viel): allein sehen wir zu, ob wir die grämliche Autorität dieser Schwiegermutter Weisheit nicht etwas mildern können. Sie war ja doch, wenn in der Mythologie nicht eine ganz vertrackte Ordnung der Dinge besteht, auch einmal jung und nicht immer von der herben Qualität der Schwiegermütter. Fällt aus jener Jugendzeit vielleicht ein verklärender Strahl auf ihr Alter? Kehrt sie etwa — nach dem Kreislauf des Daseins — am Ende zum Anfang zurück? Ist dies der Gang der Entwickelung, daß sich Phantasie in Weisheit wandelt und daß Weisheit schließlich nichts Klügeres zu thun weiß, als Phantasie zu werden?

Wenden wir uns jedoch von der Allgemeinheit dieses Gedankens (dem auch der große Plato nachging) zu unserem besonderen Fall, so muß freilich zunächst zugestanden werden, daß ein Dichter und ein Metaphysiker für das gewöhnliche Bewußtsein zwei Leute sind, welche sich so sehr von einander unterscheiden, daß man den einen fast als das grade Gegentheil des anderen betrachtet. Ein Dichter nämlich scheint uns ein Mensch zu sein, welcher stets willkommen ist, welcher immer Genuß und Anregung bringt, an dessen Werk theilzunehmen keine Mühe kostet.

Wie anders der Metaphysiker! Er ist nie willkommen, außer einigen Querköpfen („ein Kerl, der spekulirt . .“); er ist tief bis zur Dunkelheit, es kostet viel Mühe seiner Darstellung zu folgen und er verbreitet um sich eine beklemmende Wolke, während wir uns nach dem Glanz und der Klarheit des Dichters sehnen.

Dennoch sind beide verwandt und zwar durch die Phantasie, wie denn die Philosophen selbst wiederholt von wissenschaftlicher Phantasie geredet haben. Der wahre Metaphysiker nämlich zieht die ganze Welt in den scheinbar so wenig einladenden Kreis seiner Betrachtung. Alle Wissenschaften sollen ihm ihre Ergebnisse liefern, damit er, im Mittelpunkte des Wissens, sie schließlich in eine Gesammt-Anschauung der Welt vereinigen kann.

Der große Dichter seinerseits, wie etwa Shakespeare und Goethe, gibt uns ebenso ein Gemälde der ganzen Welt. Die bunten Schicksale der Menschen, ihre Worte und Empfindungen, den wechselnden Reiz der Natur und ihrer Ereignisse: dies Alles finden wir in seinem poetischen Mikrokosmus wieder.

Beide geben ferner etwas Anderes als bloße Wirklichkeit. Sie stellen etwas Ideales dar. Der Philosoph gibt uns ein Weltgebäude aus Begriffen, der Dichter schildert die Welt in Bildern, welche er durch Worte ausführt.

wir als die ſtändiſche Grundlage der Partei hinſtellten die allerunterſten, die Arbeiterſchichten hinter ſich her. Dieſe haben ſich ſeitdem losgelöſt und als ſelbſtändige Partei conſtituirt oder ſich auch, wenn auch erſt zum kleinen Theil, den ſocialpolitiſchen Ideen der Regierung angeſchloſſen. Der Reſt, von dem ſich auch noch ein Theil des Handwerkerthums und aus agrariſchen Intereſſen ein Theil des Bauernſtandes abgewandt hat, iſt zu ſchwach, eine politiſche Partei zu tragen. Nur durch das gerade dieſer Partei innewohnende Princip der Negation, der ſteten Kritik, macht ſie ſich bei anderen Parteien, die gerade Grund zur Oppoſition haben, ſo beliebt, daß dieſe ihr noch zu einem Schein-Daſein verhelfen und weiter wohl dauernd verhelfen werden. Es wäre höchſt wünſchenswerth, wenn durch irgend eine Aenderung in unſerem heutigen Syſtem der Stichwahlen, welche die rein negativen Coalitionen ſo ſehr begünſtigen, dieſem Unweſen möglichſt Schranken gezogen würden.

Eine andere Aenderung unſeres Wahlſyſtems, welche dringend nothwendig erſcheint, iſt die Verlängerung der Legislaturperiode auf 5 oder 6 Jahre. An dem eigentlichen Wahlrecht aber herumzudoctorn iſt, wie gerade dieſe Wahlen zeigen, nicht nur überflüſſig, ſondern auch ſchädlich. Es giebt faſt keinen Wahlkreis in Deutſchland, den die bürgerlichen Parteien nicht im Stande wären, den Socialdemokraten zu entreißen, wenn ſie ſich nur ordentlich anſtrengen. Das hat die Eroberung der alten Stammburgen der Socialdemokratie in Sachſen gezeigt. Es iſt kein Grund das Bürgerthum, welches ohnehin nur zuviel Neigung zur politiſchen Faulheit hat, von dieſem Sporn zu befreien und immer wieder muß man ferner darauf hinweiſen: Die Gefahr liegt nicht darin, daß die Arbeiter ſocialdemokratiſch wählen, ſondern darin, daß ſie Socialdemokraten ſind. Daß ſie dies nicht werden oder wo ſie es ſchon ſind, es aufgeben zu ſein, dafür muß eine gute Geſetzgebung und Unterbindung der demagogiſchen Agitation ſorgen; wo das Uebel aber vorhanden iſt, ſei man zufrieden, daß die Wahlen es zur Erſcheinung bringen, wie groß und doch auch wieder wie klein es iſt.

Die Hauptaufgabe, welche dem Reichstag obliegt, iſt die Ordnung der Finanzen. Ein unerſetzlicher, wohl nie wieder einzubringender Schade iſt, daß die Idee des Branntweinmonopols ohne Erfolg verbraucht worden iſt. Alle Einwendungen, welche ſich vernünftiger Weiſe gegen den Plan der Regierung erheben ließen, waren mit Leichtigkeit zu beſeitigen. Der finanzielle Erfolg wäre enorm geweſen, die Landwirthſchaft geſchont und vor allem die eigentlichen Peſtbeulen am wirthſchaftlichen Leben der niederen Stände, die Schnapsbuden, weggeſchafft worden. Es iſt ein geradezu verhängnißvoller Irrthum, zu meinen, daß durch bloße Vertheuerung des Branntweins etwas Aehnliches erreicht werden könne; ein Irrthum, in den nur Jemand verfallen kann, der von Branntwein nichts weiter weiß, als daß er zuweilen auf der Straße einen ekelhaft Betrunkenen taumeln ſieht und traurige Beiſpiele erzählen hört von Familien, die durch den Trunk ins Elend gekommen ſind. Gegen dieſe Folgen hilft, wie das Beiſpiel Englands zeigt, die bloße Vertheuerung des Schnapſes ſo gut

Grundkraft. Der Metaphysiker also unterscheidet sich dadurch von dem Logiker, Ethiker u. s. w. daß er allen Dingen und Ereignissen der Welt seine Aufmerksamkeit zuwendet, um sie als eine vernünftige Einheit, als eine logisch geordnete und begreifbare Organisation zu erkennen.

Nicht nur der Geist des Menschen, die Thatsachen des gesellschaftlichen Lebens, die Entwicklungen der Geschichte wollen bearbeitet werden, sondern auch das Reich der Natur verlangt eingeordnet zu werden in den großen Organismus des Lebens der Welt. Stoff und Organismus, Thier und Pflanze, Erde und Gestirne: in allen diesen Dingen soll der Philosoph einen und denselben Gedanken, dieselbe Kraft, wieder finden und als gefunden darstellen, sodaß er seinerseits das Dichterwort bestätigt, ein großes Lebendiges ist die Natur.

Soll er nun die Welt und die sie bewegenden Mächte erklären, so ist damit gleichzeitig gesagt, daß er das erhabene Geheimniß der Religion und der Gottheit nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Diese Aufgabe ist so groß und schwer, daß man sich billig wundern muß, daß es in irgend einer Form nie an Metaphysik unter den Menschen gefehlt hat. Eben dies beweist, daß die Menschen nie ohne Metaphysik leben können. Der Anblick der Welt, die Thatsachen des Lebens und der Verlauf der Geschichte haben noch immer gelegentlich die Wirkung gehabt, daß sie nicht nur den Dichter zur Dichtung fortrissen, sondern auch den Metaphysiker anreizten, ja sogar begeisterten ein ungeheures Gedicht mit dem Anspruch auf absolute Wahrheit, nicht auf ästhetischen Schein, zu entwerfen, den ganzen Makrokosmus in einem Mikrokosmus von Worten und Gedanken abzuspiegeln.

Fechner hat mit seinen rein metaphysischen Ansichten in Deutschland nicht grade äußerlich merkbaren Erfolg gehabt. Es wäre jedoch ganz der Wahrheit entgegen, wenn man glauben wollte, daß metaphysische Träume seine bezeichnende Eigenschaft sind und sein zweifelhaftes Verdienst bilden. Er ist ein Philosoph von ausgezeichnetem Scharfsinn, ein vortrefflicher Mathematiker und Physiker und seine stets geistvolle Darstellung reißt auch dann zur Bewunderung hin, wenn man sich nicht verbergen kann, daß sie mehr Glauben als Wissen bietet, mehr eine reizende allgemeine Fernsicht eröffnet, als ein klar und sicher erkanntes und genau abgegrenztes Gebiet uns vor Augen stellt.

Wenn wir hier schon nur von seiner Metaphysik reden wollen, so muß auch dann noch unsere kurze Betrachtung in enge Grenzen eingeschlossen bleiben, damit sich nicht jene beklemmende Wolke über diesen Zeilen lagert oder das herrschende Vorurtheil von neuem bestätigt wird, daß alle Metaphysik etwas Unzugängliches und Ungenießbares ist und

lichen Büchleins in allen Kreiſen, die es angeht, möglichſt zu empfehlen, denn wenn wir einmal ſolche Beamte haben müſſen und ihnen ein höheres Einkommen nicht geben können, ſo iſt es auch wünſchenswerth, daß ſie ſich in gleich gewiſſenhafter Weiſe durchſchlagen wie der Muſter-Kanzleirath dieſer Erzählung und ſeine wackere Gattin. Weßhalb wir aber überhaupt die Sache hier erwähnen entſpringt aus einer ganz anderen Erwägung. Beim Leſen dieſer Schrift kann man ſich nämlich des Gedankens nicht entſchlagen, ob nicht eine ſolche Muſterexiſtenz bei Lichte beſehen leicht eine einigermaßen verkrüppelte und verkümmerte werden könne und ob nicht in der Aufſtellung ſolcher Ideale ein Ausdruck eines ſchlimmen Philiſteriums und ein Symptom einer Geſinnung zu Tage tritt, die an und für ſich ehrenwerth doch für unſere Verhältniſſe eine Gefahr in ſich birgt, welche wohl verdient hier kurz beſprochen zu werden.

Es liegt uns gewiß fern die ausgezeichneten Eigenſchaften unſeres Beamtenſtandes irgendwie zu unterſchätzen, ſeine Ehrlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Berufstreue, ſeine Bereitwilligkeit ſich für mangelnde hohe Gehälter durch die Ehre des Amtes entſchädigen zu laſſen ſind für den Staat ganz ungemein werthvoll, darüber darf man aber doch die Schattenſeiten nicht überſehen, welche es für die Nation haben muß, wenn das Ideal dieſer Beamten, ſpeciell der Subalternbeamten immer mehr das Ideal weiterer Kreiſe wird. Wer der Ueberzeugung iſt, daß das neue deutſche Reich ſeine politiſche und wirthſchaftliche Machtſtellung nur dann erweitern und behaupten kann, wenn ſeinen Angehörigen ein friſcher und energiſcher Wagemuth im Kampf des Lebens nicht fehlt, wenn es Ueberfluß hat an Menſchen, die ſich die höchſten Ziele ſtecken und auch bereit ſind ihre Exiſtenz an die Erreichung dieſer Ziele zu wagen, den muß es etwas beunruhigen, wenn er ſieht, wie, gefördert durch unſere ganzen ſtaatlichen und ſpeciell Schuleinrichtungen ſo große Mengen junger Leute, ſtatt einer freien wirthſchaftlich erwerbenden Thätigkeit ſich zuzuwenden, nichts höheres zu erſtreben wiſſen als eine feſte Anſtellung, ſei es auch mit der kümmerlichſten Beſoldung. Ganz einerlei, welche geſchraubteſten Bedingungen man heute an Vorbildung und Examen ſtellen mag, man wird immer Leute zur Auswahl haben, die alles dies und noch mehr geleiſtet haben und ſich dann in eine Stellung einſchachteln laſſen, in welcher ſie aus einem fortwährenden Mißverhältniß zwiſchen ihren materiellen und geiſtigen Anſprüchen und ihrer factiſchen Lage nie herauskommen.

Nur wenigen iſt es ja gegeben neidlos ſelbſt in der ärmlichſten Lage ideale Geſinnungen zu bewahren, Auffaſſung und Spannkraft der Seele für höhere geiſtige Genüſſe zu erhalten und ſich damit über die materielle Noth hinwegzuſetzen, die Mehrzahl wird nur zu leicht theilnahmlos für Alles höhere verkümmern oder den Reſt früherer höherer Aſpirationen in ſocialdemokratiſchen Wahnideen zum Schaden der Geſellſchaft weiter kultiviren. Aus dieſen Gefahren kann uns nur befreien, wenn es neben den braven Kanzleiräthen, die ſo ängſtlich Tag und Nacht darauf bedacht ſein müſſen, wie ſie ihre Stellung mit äußerem Anſtand behaupten und doch mit ihren Mitteln auskommen können,

Grundkraft. Der Metaphysiker also unterscheidet sich dadurch von dem Logiker, Ethiker u. s. w. daß er allen Dingen und Ereignissen der Welt seine Aufmerksamkeit zuwendet, um sie als eine vernünftige Einheit, als eine logisch geordnete und begreifbare Organisation zu erkennen.

Nicht nur der Geist des Menschen, die Thatsachen des gesellschaftlichen Lebens, die Entwicklungen der Geschichte wollen bearbeitet werden, sondern auch das Reich der Natur verlangt eingeordnet zu werden in den großen Organismus des Lebens der Welt. Stoff und Organismus, Thier und Pflanze, Erde und Gestirne: in allen diesen Dingen soll der Philosoph einen und denselben Gedanken, dieselbe Kraft, wieder finden und als gefunden darstellen, sodaß er seinerseits das Dichterwort bestätigt, ein großes Lebendiges ist die Natur.

Soll er nun die Welt und die sie bewegenden Mächte erklären, so ist damit gleichzeitig gesagt, daß er das erhabene Geheimniß der Religion und der Gottheit nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Diese Aufgabe ist so groß und schwer, daß man sich billig wundern muß, daß es in irgend einer Form nie an Metaphysik unter den Menschen gefehlt hat. Eben dies beweist, daß die Menschen nie ohne Metaphysik leben können. Der Anblick der Welt, die Thatsachen des Lebens und der Verlauf der Geschichte haben noch immer gelegentlich die Wirkung gehabt, daß sie nicht nur den Dichter zur Dichtung fortrissen, sondern auch den Metaphysiker anreizten, ja sogar begeisterten ein ungeheures Gedicht mit dem Anspruch auf absolute Wahrheit, nicht auf ästhetischen Schein, zu entwerfen, den ganzen Makrokosmus in einem Mikrokosmus von Worten und Gedanken abzuspiegeln.

Fechner hat mit seinen rein metaphysischen Ansichten in Deutschland nicht grade äußerlich merkbaren Erfolg gehabt. Es wäre jedoch ganz der Wahrheit entgegen, wenn man glauben wollte, daß metaphysische Träume seine bezeichnende Eigenschaft sind und sein zweifelhaftes Verdienst bilden. Er ist ein Philosoph von ausgezeichnetem Scharfsinn, ein vortrefflicher Mathematiker und Physiker und seine stets geistvolle Darstellung reißt auch dann zur Bewunderung hin, wenn man sich nicht verbergen kann, daß sie mehr Glauben als Wissen bietet, mehr eine reizende allgemeine Fernsicht eröffnet, als ein klar und sicher erkanntes und genau abgegrenztes Gebiet uns vor Augen stellt.

Wenn wir hier schon nur von seiner Metaphysik reden wollen, so muß auch dann noch unsere kurze Betrachtung in enge Grenzen eingeschlossen bleiben, damit sich nicht jene beklemmende Wolke über diesen Zeilen lagert oder das herrschende Vorurtheil von neuem bestätigt wird, daß alle Metaphysik etwas Unzugängliches und Ungenießbares ist und

Gustav Theodor Fechner, ein deutscher Metaphysiker.

Geboren den 19. April 1801.

Von

Dr. K. Bruchmann
in Berlin.

Dichtung, Philosophie und Religion, die höchsten Erzeugnisse des menschlichen Geistes, sind natürlich abhängig von der Gesammtheit aller menschlichen Verhältnisse. Doch sind sie außer auf diesen allgemeinen Grund der Entstehung im Besonderen auf eine Gedankenthätigkeit zurückzuführen, welche gewöhnlich nicht Phantasie genannt wird, aber doch Phantasie ist. Was bedeutet dies Wort?

Nicht einmal alle auf diese Frage ertheilten Antworten lassen sich hier wiederholen; noch weniger können hier die seelischen Verhaltungsweisen, die man bequem mit diesem Namen zusammenfaßt, dargestellt werden. Statt solcher Theorie lassen wir uns vielmehr genügen an der, allerdings nur poetisch, aber von einem Praktiker der Phantasie, entworfenen Schilderung ihres Wesens, welcher es durch eine plastische Darstellung ihrer Erscheinung und ihrer Thätigkeit anschaulich zu machen suchte. Goethe nämlich, heidnisch wie er war, bereichert in dem bekannten Gedicht die moderne Mythologie durch diese „Göttin". Damit sie nicht in der ärgerlichen Lage ist keinen Vater zu haben, so muß auch hier wieder Jupiter dazu herhalten. Für einen Vater wäre also gesorgt. Die ewig bewegliche Tochter Jovis nun scheint Goethes dichterischem Blick rosenbekränzt mit dem Lilienstengel Blumenthäler zu betreten; sie gebietet den Sommervögeln und saugt mit Bienenlippen Thau aus Blüthen; aber sie saust auch mit fliegendem Haar und düsterem Blick um Felsenwände und erscheint den Sterblichen tausendfarbig, wie Morgen und Abend. Sie ist der Menschen unverwelkliche Gattin, sie entweicht nicht von ihnen in Freude und Elend. Lieblich wie einer Geliebten sollen wir ihr begegnen und ihr die Würde der Frauen im Hause lassen. Diesem lieblichen Ge-

Lotze, Metaphysik S. 186, 1879. Mikrokosmus II 33, III 527), so müssen wir doch den Zusammenhang alles Lebens, alles Seienden mitbedenken, um unsere Vermuthung über die geistige Seite der Welt nicht einseitig zu fassen.

Die Annahme einer durchgehenden geistigen Regsamkeit, sagt Lotze, wird immer als eine Phantasie erscheinen, der man auf die Entscheidung besonderer Fragen keinen Einfluß gestatten, sondern nur da nachhängen dürfe, wo es sich um die praktisch wirkungslose Fassung allgemeinster Ansichten handelt. So mag es wohl sein — wie auf manchen anderen Gebieten des Denkens, welche vom praktischen Leben weit abliegen. Doch kommt mir vor, als könne man hier auf Fechner das anwenden, was Platen vom Dichter sagt (Werke IV 70):

Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ocean! u. s. w.

Neuere naturwissenschaftliche Aeußerungen über die Pflanzenseele findet man bei W. H. Rolph, Biologische Probleme, 1884, S. 178 f. G. H. Schneider, der menschliche Wille, 1882, S. 110 f.

Wir kommen zur Betrachtung des Menschen. Da ist zunächst sein Ursprung zweifelhaft. Fechner gesteht zu, daß die Lehre von der Schöpfung und Entwickelung der Organismen durch Charles Darwin in ein neues Stadium getreten sei, daß er selbst nach längerem Sträuben gegen die Descendenzlehre zu ihr bekehrt worden sei. Damit ist aber nur gesagt, daß er an die Entwickelung der höheren Organismen aus den niederen glaubt. Als Folge dieser Ansichten müsse man es hinnehmen, daß der Mensch, anstatt von vornherein und auf einmal in dem heutigen oder in einem noch vollkommeneren Zustande geschaffen zu sein, vielmehr von einfachen Anfängen an durch eine lange Reihe von Generationen hindurch höhere und immer höhere Entwickelungsstufen, welche zoologisch von thierischen nicht zu unterscheiden sind, durchlaufen habe, bis er zur Menschenwürde gelangte und auch auf dieser Stufe nur allmählich von „sehr niederer" zu höherer Bildung vorgeschritten sei.

Indessen glaubt Fechner nicht daran, daß der Mensch sich von einer Affenart her entwickelt hat. Er sagt zum Schluß dieser Erörterung ... man wird überhaupt annehmen dürfen, daß es durch die ganze Entwickelung des organischen Reiches hindurch Geschöpfe gegeben hat, welche, ohne schon die heutige Entwickelung des Menschen erreicht zu haben, doch in ihrer physisch-psychischen Organisation die Fähigkeit einschlossen, sich dazu fortzuentwickeln, ohne dabei die zur höheren Fortentwickelung überhaupt unfähige Stufe des Affen oder eines dem Affen gleich zu achtenden Geschöpfes zu durchschreiten. Vielmehr wird man die Affen als im Wege der Differenzirung des organischen Reiches abgespaltete Nebenprodukte des

Menschen und die niederen Menschenracen als solche der höheren Racen zu betrachten haben.

Die Frage von der Trennung in die beiden Geschlechter ist noch immer ein Räthsel sowohl für die Philosophen als auch für die Biologen. Wilhelm von Humboldt philosophirte darüber als junger Gatte (über die männliche und weibliche Form, Werke I 215—261 = Horen 1795, 3, 80—103; 4, 14—40; über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, Werke IV, 270—301 = Horen 1795, 2, 99—132) und Kant, der diese Abhandlungen gelesen hatte, schrieb an Schiller (Schillers Leben u. s. w. von Carol. von Wolzogen 1845 S. 249 vom 30. März 1795), daß ihm diese Natureinrichtung jeder Zeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen sei, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, sondern Ursache hat zu glauben, daß sie nicht anders möglich sei, welches eine Aussicht ins Unabsehliche eröffnet, woraus man aber schlechterdings nichts machen kann. Darwin mußte dieser Frage nahe treten und noch mühen sich die Biologen mit ihrer Beantwortung ab. Wenn sich nun auch Fortpflanzung im allgemeinen als naturgemäße Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt, so ist mit dieser allgemeinen Formel keineswegs Alles erklärt, denn es gibt ungeschlechtliche und geschlechtliche Fortpflanzung und grade die letztere ist dunkel.

Auch damit sind wir noch nicht zu Ende, wenn wir erkennen, daß in den sogenannten Männchen und Weibchen nicht zwei von Anfang an verschiedene und unvermittelte Formen vorliegen, sondern nur Modifikationen einer ursprünglich einheitlichen geschlechtslosen Form (Rolph, Biol. Probleme S. 165). Denn woher die Modifikation? Nach Darwinscher Auffassung muß die Spaltung in Geschlechter vom Kampf ums Dasein herrühren. Fechner, ohne diesen zu leugnen, spricht von dem höheren Grunde der Ergänzung. Der im Kampf ums Dasein nämlich sich aussprechende Egoismns sei nur das Prinzip des Einzelnen, worüber ein die Gesammtheit der Einzelnen bindendes Prinzip, des höheren Egoismus des Systems der Einzelnen herrsche. Findet denn zwischen dem Thier- und Pflanzenreich ein Kampf ums Dasein statt? Ist nicht ersteres vielmehr durchaus auf das Bestehen des letzteren angewiesen? Die Pflanzen werden nicht von den Thieren verdrängt, sondern beide dehnen sich nur so weit aus, daß sie nebeneinander bestehen können. So stehen auch die Geschlechter in einem Ergänzungs-Verhältniß. Ist einmal in der Urzeit „durch Zufall" ein männliches und weibliches Individuum entstanden, so haben sie freilich Vortheil im Kampf ums Dasein durch Theilung der

Lotze, Metaphysik S. 186, 1879. Mikrokosmus II 33, III 527), so müssen wir doch den Zusammenhang alles Lebens, alles Seienden mitbedenken, um unsere Vermuthung über die geistige Seite der Welt nicht einseitig zu fassen.

Die Annahme einer durchgehenden geistigen Regsamkeit, sagt Lotze, wird immer als eine Phantasie erscheinen, der man auf die Entscheidung besonderer Fragen keinen Einfluß gestatten, sondern nur da nachhängen dürfe, wo es sich um die praktisch wirkungslose Fassung allgemeinster Ansichten handelt. So mag es wohl sein — wie auf manchen anderen Gebieten des Denkens, welche vom praktischen Leben weit abliegen. Doch kommt mir vor, als könne man hier auf Fechner das anwenden, was Platen vom Dichter sagt (Werke IV 70):

Alles taucht die Hand des Dichters in der Schönheit Ocean! u. s. w.

Neuere naturwissenschaftliche Aeußerungen über die Pflanzenseele findet man bei W. H. Rolph, Biologische Probleme, 1884, S. 178 f. G. H. Schneider, der menschliche Wille, 1882, S. 110 f.

Wir kommen zur Betrachtung des Menschen. Da ist zunächst sein Ursprung zweifelhaft. Fechner gesteht zu, daß die Lehre von der Schöpfung und Entwickelung der Organismen durch Charles Darwin in ein neues Stadium getreten sei, daß er selbst nach längerem Sträuben gegen die Descendenzlehre zu ihr bekehrt worden sei. Damit ist aber nur gesagt, daß er an die Entwickelung der höheren Organismen aus den niederen glaubt. Als Folge dieser Ansichten müsse man es hinnehmen, daß der Mensch, anstatt von vornherein und auf einmal in dem heutigen oder in einem noch vollkommeneren Zustande geschaffen zu sein, vielmehr von einfachen Anfängen an durch eine lange Reihe von Generationen hindurch höhere und immer höhere Entwickelungsstufen, welche zoologisch von thierischen nicht zu unterscheiden sind, durchlaufen habe, bis er zur Menschenwürde gelangte und auch auf dieser Stufe nur allmählich von „sehr niederer“ zu höherer Bildung vorgeschritten sei.

Indessen glaubt Fechner nicht daran, daß der Mensch sich von einer Affenart her entwickelt hat. Er sagt zum Schluß dieser Erörterung ... man wird überhaupt annehmen dürfen, daß es durch die ganze Entwickelung des organischen Reiches hindurch Geschöpfe gegeben hat, welche, ohne schon die heutige Entwickelung des Menschen erreicht zu haben, doch in ihrer physisch-psychischen Organisation die Fähigkeit einschlossen, sich dazu fortzuentwickeln, ohne dabei die zur höheren Fortentwickelung überhaupt unfähige Stufe des Affen oder eines dem Affen gleich zu achtenden Geschöpfes zu durchschreiten. Vielmehr wird man die Affen als im Wege der Differenzirung des organischen Reiches abgespaltete Nebenprodukte des

Grund des Uebels zwar nicht unabhängig von Gott besteht, aber doch unabhängig von seinem Willen. Dieser Wille habe das Streben, das Uebel immer mehr zu bessern und es selbst zu einem Mittel des Besseren zu machen.

Unser Philosoph gesteht also ehrlich, daß dies bedeutet, etwas von der Allmacht des göttlichen Willens opfern. Damit jedoch müsse sich das Vertrauen verbinden, daß seine Macht endlich Alles erreichen wird, was sie erstrebt. Und sollte er eine Ewigkeit dazu brauchen, das unendliche Uebel einer unendlichen Welt zu tilgen, so werden ihm die Mittel dazu nicht fehlen.

Wir sehen: es ist eine Philosophie des Glaubens; aber es ist Philosophie.

Wie sich das Chaos schon in die Pracht des Himmels, der leuchtenden Sterne und der blühenden Erde geklärt hat, so wird sich im Lauf der Zeiten ein Tag des Glücks und der Gerechtigkeit erheben, wenn wir auch jetzt noch in der Dämmerung leben, welche die Pfade der tieferen Erkenntniß vor unseren sehnsüchtigen Augen verhüllt und wenn uns jetzt noch vergeblich hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Dies müssen wir hoffen, wenn wir auch als Thorheit erkennen den Wahn

„als flechte der Weltenregierer
in das Gewebe der Zeit unsern phantastischen Wunsch." (Platen.)

Ja, wenn alle Geschöpfe in Gott sind, so fühlt er in sich das Uebel Aller. Er kann mein Uebel nicht gleich heben, er kann es vielleicht nicht einzeln heben, aber einst und endlich wird er es heben — denn sonst bliebe es sein Uebel. Er kann Alles, was er will; aber er will nur das was er kann.

Unter den Religionen steht das Christenthum obenan. Fechner zitirt das Neue Testament oft, indem er dessen Aussprüche in seiner eigenen Weise auslegt und als Bestätigung seiner Ansichten deutet.

Offen jedoch gesteht er: „rechnet man freilich zum Christenthum als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiederbringliche Verdammniß der Nicht-Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von der Welt, an all das Unerbauliche, womit gemeinhin die Theologen das Christenthum ausbauen, ja, woraus sie es erbauen, so ist die Lehre, die hier (bei F.) vorgetragen wird, nicht christlich. Ich aber rechne alles das, wovon in Christi eigener Lehre nichts zu finden, was die Menschheit nicht besser, nicht glücklicher, nicht weiser macht, sich selbst, der Natur der Dinge und des Menschen widerspricht, den Geist verdüstert, die Wissenschaft verstört, ein trübes Wesen in das Leben mischt, kurz Alles, was der Möglichkeit einer schließlichen Einigung Aller widerstrebt,

Arbeit. Sie haben sich also einmal zuerst durch Zufall auch fortgepflanzt: aber einen biologischen Grund für die Theilung können wir nicht angeben.

Somit schließen wir entweder mit dem Bekenntniß unserer noch mangelnden Einsicht, oder wir suchen nach der Einrichtung unserer Vernunft einen über die Erfahrung hinausliegenden Grund. Der metaphysische Grund also ist für diese Erscheinung verantwortlich und der Kampf ums Dasein wäre nur sein mechanisches Mittel, um in der Welt wirksam zu werden. Wir machen hier also die oft gemachte Erfahrung, daß der Darwinismus, wie alle Naturwissenschaft, einer Ergänzung durch Geisteswissenschaft bedarf, daß Physik unfertig bleibt ohne Metaphysik.

Die menschliche Seele hat ihren Ursprung natürlich in Gott, ja sie ist, wie so oft in alter und neuer Zeit behauptet worden ist, ein Theil des göttlichen Geistes. Thätigkeit und Schicksal der Seele sind nach Fechner mit ihrer irdischen Wirksamkeit nicht abgeschlossen. Während Lotze behauptet, daß die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele aus der Metaphysik ausscheidet (Metaphys. S. 487), verweilt Fechner mit Vorliebe bei diesem Gedanken. Da uns die Anschauung bei der Schilderung so rein geistiger Verhältnisse verläßt, so kann nur vergleichsweise von ihnen gesprochen werden. So könnte man, körperlich und räumlich gesprochen, sagen, daß die Seele einem Atom im Geist Gottes entspricht, dessen Wesen in der bewußten Zusammenfassung aller Seelen, alles Geistigen in der Welt besteht. Das ungeheure Weltgebäude, in seiner Ganzheit für uns nie Gegenstand der Erfahrung, ist nach seiner inneren Seite Geist und zwar der Geist Gottes, äußerlich in mannichfachen körperlichen Bildungen ausgeprägt. Die menschliche Seele ist ein winziger Theil der unendlichen geistigen Kraft des Weltalls d. h. Gottes. Die vielverschlungenen Vorgänge innerhalb unseres Leibes und Geistes verhalten sich zu unserem Bewußtsein, wie die unendlich reicheren körperlichen und geistigen Vorgänge des Universums zum Bewußtsein Gottes. Die Weltseele ist Gott, Alles Bestehende besteht durch ihn. Fechner glaubt, daß es ein jenseitiges Leben giebt, welches des diesseitigen Lebens höhere Stufe, Lohn und Strafe ist, daß eine „heilige Weltordnung" besteht, sodaß endlich das Gute über das Böse siegt.

Der Tod also (den Schiller nicht für ein Uebel halten mochte, da er etwas Allgemeines sei) ist sogar das Ersteigen einer neuen Lebensstufe.

Aber wie sollen wir uns den Lauf der Welt zurechtlegen? Wie soll, wenn Gott allmächtig und gütig ist, das Uebel in der Welt erklärt werden? Warum läßt er die Sünde zu, welche er doch strafen muß?

Auch Fechner findet keine andere Antwort als die: es gibt etwas, wogegen Gottes Wille selbst nicht kann. Er meint, daß der allgemeine

Seele, als die Thier- und Menschenseele. Immerhin unterscheidet sich das Pflanzenreich auch dem nicht-metaphysischen Auge wesentlich vom Mineralreich und nähert sich dem Thierreich sehr auffällig, besondes durch die Thatsache des geschlechtlichen Processes und den Umstand, daß es noch immer keine Grenze zwischen beiden Reichen gibt, daß wir keine Definition haben, welche auf alle Pflanzen paßt, daß wir von Pflanzenthieren reden als dem deutlichsten Beweis von der Untrennbarkeit beider Reiche.

Fechners Schluß nach der Analogie läßt sich nicht widerlegen. Freilich bleibt es nur ein Analogie-Schluß. Wie soll bündig bewiesen werden, daß die Pflanzen Empfindung haben? Der Nerven bedürften sie dazu nicht, denn es gibt auch Thiere, bei denen die Nerven noch nicht gefunden sind (einige Polypen). Aber äußern denn die Pflanzen je ihre Empfindung? Das läßt sich durchaus nicht behaupten. Doch wäre es ein Fehlschluß zu folgern, daß sie darum auch keine Empfindung haben. Wird sie ihnen trotzdem beigelegt, so geschieht es nur im Zusammenhang der Betrachtung, nach Analogie anderer Dinge, damit der wahre Grund des Lebens — die Seele oder das Geistige — nicht grade ihnen fehlt, während er sonst wie jener rothe Faden durch alle Formen des Daseins sich hindurchzieht. Athmen, Stoffwechsel, Ernährung gehen im Thiere nur mit Hilfe der Nerven vor sich — die Pflanze bedarf (wenn man ihr Athmen zuschreibt) zu all diesen Vorrichtungen nicht der Nerven. Also könnte sie auch empfinden, ohne Nerven zu haben.

Ja, ist denn aber so etwas wie Geist überhaupt in der Welt? Hat auch nur der Mensch einen Geist — oder ist es ein leerer Schall, eine phantastische Einbildung und eine anmaßende Beschränktheit die Welt mit Geist zu bevölkern? Nun freilich: der Grund unseres Glaubens ist die Voraussetzung, daß wir selbst einen Geist haben. Hätten die Menschen ihn nicht in sich selbst gefunden oder zu finden geglaubt, so hätten sie ihn nirgends sonst in der Welt suchen können. Wenn sie ihn aber in sich selbst glauben, so fragen sie natürlich nach seinem Ursprung und nach seinem sonstigen Vorkommen. Welche Gründe wir haben an eine Seele zu glauben, kommt hier nicht in Betracht. Glauben wir aber daran, so schließt Fechner, dann wäre es doch wunderbar, wenn sie bei uns allein vorhanden wäre. Woher soll denn die geistige Regsamkeit kommen? Wir Menschen (auch die Pflanzen und die Thiere) sind ja doch nur ein Theil des Seienden. Wenn wir nun Geist haben, so muß doch der Geist aus dem Seienden stammen, ja alles Seiende muß eine geistige Seite haben. Wenn wir Vernunft haben, haben wir sie in die Welt gebracht, oder haben wir sie von der Welt erhalten? Wenn wir nun auch nie erwarten können das psychische Leben der Dinge als Thatsache zu beobachten (vgl.

statt sie zu fördern, hiermit der Grundidee des Christenthums widerstrebt, zu dem, was fallen muß, damit die Lehre Christi stehe."

Alles, was diese Zeilen wollen, wäre erreicht, wenn sie zum Studium Fechners trieben. Denn sie maßen sich nicht im geringsten an, auch nur ein verdichteter Auszug aus seinen Werken zu sein. Den hier zu liefern, wäre aus vielen Gründen unmöglich.

Daß Phantasie leicht phantastisch wird ist ein Vorwurf, den Dichter und Philosophen oft haben ertragen müssen.

Es setzt in künstliche Verbindungen
Der Dinge Wesenheit bethörte Liebe:
Wie hascht sie nach dem Möglichen und reiht
Die Gegenstände täuschend aneinander
Die tausendfach sich in die Welt zerstreuen. (Platen).

Aber diese bethörte Liebe ist Liebe zur Weisheit und Wahrheit, die Sehnsucht des Menschen das Unendliche in sich und sich im Unendlichen zu finden.

Der Gedanke, daß die Welt der Leib Gottes ist, daß die ganze Welt ein innerlich bewußtes Wesen ist, daß wir selbst in Gott sind, daß er in Allem ist, was uns umgiebt, dieser eigenthümlich bestimmte Pantheismus scheint sehr wohl geeignet, die Reinheit und Heiligkeit unserer Gesinnung zu kräftigen und wirft einen Glanz religiösen Werthes auf unsere guten Handlungen und eine reine Führung des Lebens.

Nun ist ja mancher von diesen Gedanken nur Glaubensansicht, obgleich sie von Fechner mit bewunderungswürdiger Feinheit, scharfsinnig und tief, begründet worden ist. Aber wer wüßte denn nicht, daß auch der Glaube seinen festen Platz im Gemüthe des Menschen hat und daß Glaubensansansichten auch dann sittlich bildend sich bethätigen, wenn man weiß, daß sie nicht ein Wissen, sondern nur ein Glauben sind.

Wir sollten dadurch eine Art ausgleichender Gerechtigkeit üben, daß wir den Gedanken unserer wirklichen Denker auch dann nachgehen, wenn sie uns von Phantastik nicht frei scheinen und Anstrengung des eigenen Denkens fordern. Fechners gediegene Vielseitigkeit zeigt sich darin, daß er auch streng naturwissenschaftliche Arbeiten geliefert hat. Bezeichnend ist, daß er (als reifer Mann) Gedichte erscheinen ließ (1842), daß er für einen Kalender ein moralisirendes Märchen beigesteuert hat (Das Wünschelmännchen, Lahr, Schauenburg 25 S.).

III.

Fragen wir nun, ob Fechner mit seinen metaphysischen Grundansichten allein steht, oder ob er Gesinnungs- und Glaubensgenossen hat, so

Menschen und die niederen Menschenracen als solche der höheren Racen zu betrachten haben.

Die Frage von der Trennung in die beiden Geschlechter ist noch immer ein Räthsel sowohl für die Philosophen als auch für die Biologen. Wilhelm von Humboldt philosophirte darüber als junger Gatte (über die männliche und weibliche Form, Werke I 215—261 = Horen 1795, 3, 80—103; 4, 14—40; über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur, Werke IV, 270—301 = Horen 1795, 2, 99—132) und Kant, der diese Abhandlungen gelesen hatte, schrieb an Schiller (Schillers Leben u. s. w. von Carol. von Wolzogen 1845 S. 249 vom 30. März 1795), daß ihm diese Natureinrichtung jeder Zeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen sei, weil man doch die Vorsehung hierbei nicht, als ob sie diese Ordnung gleichsam spielend, der Abwechslung halber, beliebt habe, annehmen wird, sondern Ursache hat zu glauben, daß sie nicht anders möglich sei, welches eine Aussicht ins Unabsehliche eröffnet, woraus man aber schlechterdings nichts machen kann. Darwin mußte dieser Frage nahe treten und noch mühen sich die Biologen mit ihrer Beantwortung ab. Wenn sich nun auch Fortpflanzung im allgemeinen als naturgemäße Folge reichlicher Nahrungs-Aufnahme darstellt, so ist mit dieser allgemeinen Formel keineswegs Alles erklärt, denn es gibt ungeschlechtliche und geschlechtliche Fortpflanzung und grade die letztere ist dunkel.

Auch damit sind wir noch nicht zu Ende, wenn wir erkennen, daß in den sogenannten Männchen und Weibchen nicht zwei von Anfang an verschiedene und unvermittelte Formen vorliegen, sondern nur Modifikationen einer ursprünglich einheitlichen geschlechtslosen Form (Rolph, Biol. Probleme S. 165). Denn woher die Modifikation? Nach Darwinscher Auffassung muß die Spaltung in Geschlechter vom Kampf ums Dasein herrühren. Fechner, ohne diesen zu leugnen, spricht von dem höheren Grunde der Ergänzung. Der im Kampf ums Dasein nämlich sich aussprechende Egoismus sei nur das Prinzip des Einzelnen, worüber ein die Gesammtheit der Einzelnen bindendes Prinzip, des höheren Egoismus des Systems der Einzelnen herrsche. Findet denn zwischen dem Thier- und Pflanzenreich ein Kampf ums Dasein statt? Ist nicht ersteres vielmehr durchaus auf das Bestehen des letzteren angewiesen? Die Pflanzen werden nicht von den Thieren verdrängt, sondern beide dehnen sich nur so weit aus, daß sie nebeneinander bestehen können. So stehen auch die Geschlechter in einem Ergänzungs-Verhältniß. Ist einmal in der Urzeit „durch Zufall" ein männliches und weibliches Individuum entstanden, so haben sie freilich Vortheil im Kampf ums Dasein durch Theilung der

weiſe aus der literariſchen Ueberlieferung entlehnt. Aber ſie iſt vorhanden und es genüge, um ſie zu belegen, hier auf das Alte Teſtament und auf einen Dichternamen hinzuweiſen, welcher etwa vor hundert Jahren uns Deutſchen theuer war, auf Oſſian.

Es handelt ſich alſo zunächſt um die Pſalmendichter und um die Propheten. Beide ſtatten, unbekümmert um die handgreifliche Glaubwürdigkeit, die Natur mit Empfindung aus und zwar, der Grundſtimmung ihres Gemütes entſprechend, mit religiöſer Empfindung. So wird Himmel und Erde aufgefordert Gott zu loben, die Erde und ihre Gefilde ſollen ſich über Gott freuen, Sonne, Mond und alle Geſtirne ſollen ihn preiſen, Ströme und Berge ſollen einſtimmen ſeine Herrlichkeit zu verkünden. Das Meer ſieht ſeinen Zorn und erſchrickt.

Himmel und Erde ſollen zuhören und die Inſeln ſchweigen, wenn der Prophet von Gott redet; ja Gott ſpricht zu den Bergen und Hügeln, zu den Bächen und Thälern und vor ſeinem Grimm erbebt die ganze Natur.

Wurde hier von der Anführung einzelner Stellen, weil ſie zu zahlreich ſind, abgeſehen, ſo können aus den unter dem Namen Oſſians gehenden Gedichten füglich einige Stellen herausgehoben werden. (Die Gedichte Oiſians . . . von Chr. Wilh. Ahlwardt. 3 Bände. 1811.)

Die Hügel ergreift ein Graun (I 41 und ſonſt oft)
Bald wird ſchauen aus Oſten die Sonne
Voll Stolz (!) wie ein Held ob dem Lichtglanz (I 339)
Es trauern die Thal' im Gebirg
Voll wechſelnder Furcht vor dem Regen (II 12. 96. 380)
Schön wie ſteigend am Himmel ein Stern
Wenn hold in ſtiller Wonn' er blickt (II 39 III 485)
Es branden die Wogen hinweg;
Gedrängt von innerer großer Furcht
Hören ſie, wenn du praſſelnd entſteigſt
Der Wellenbehauſung o Sonne (II 96. vgl. Habak. 4, 10. Jeſai. 23, 4)
Inſeln ſchütteln die hundert Häupter (II 205)
Der blaue Stern iſt froh im Thal (II 380)
Die Fluth hemmt zagend den Lauf (III 109)
(weil ein Geiſt winſelt)
Kommt, Hügel Conas, mit euren Strömen
Kommt und horcht auf Oiſians Stimme (III 286)
Stern der ſinkenden Nacht
Voll Freude umkreiſen dich die Wellen,
Sie baden dein liebliches Haar (III 310)
Die ſtillen Thale der Nacht erfreuen ſich (III 349)
Vor dir freuen ſich die Wolken, o Mond
Von Glanz beſtrahlt die blauen Säume (III 375)
Die Eiche freut ſich im Strome des Windes (III 489)

Grund des Uebels zwar nicht unabhängig von Gott besteht, aber doch unabhängig von seinem Willen. Dieser Wille habe das Streben, das Uebel immer mehr zu bessern und es selbst zu einem Mittel des Besseren zu machen.

Unser Philosoph gesteht also ehrlich, daß dies bedeutet, etwas von der Allmacht des göttlichen Willens opfern. Damit jedoch müsse sich das Vertrauen verbinden, daß seine Macht endlich Alles erreichen wird, was sie erstrebt. Und sollte er eine Ewigkeit dazu brauchen, das unendliche Uebel einer unendlichen Welt zu tilgen, so werden ihm die Mittel dazu nicht fehlen.

Wir sehen: es ist eine Philosophie des Glaubens; aber es ist Philosophie.

Wie sich das Chaos schon in die Pracht des Himmels, der leuchtenden Sterne und der blühenden Erde geklärt hat, so wird sich im Lauf der Zeiten ein Tag des Glücks und der Gerechtigkeit erheben, wenn wir auch jetzt noch in der Dämmerung leben, welche die Pfade der tieferen Erkenntniß vor unseren sehnsüchtigen Augen verhüllt und wenn uns jetzt noch vergeblich hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit. Dies müssen wir hoffen, wenn wir auch als Thorheit erkennen den Wahn

„als flechte der Weltenregierer
in das Gewebe der Zeit unsern phantastischen Wunsch." (Platen.)

Ja, wenn alle Geschöpfe in Gott sind, so fühlt er in sich das Uebel Aller. Er kann mein Uebel nicht gleich heben, er kann es vielleicht nicht einzeln heben, aber einst und endlich wird er es heben — denn sonst bliebe es sein Uebel. Er kann Alles, was er will; aber er will nur das was er kann.

Unter den Religionen steht das Christenthum obenan. Fechner zitirt das Neue Testament oft, indem er dessen Aussprüche in seiner eigenen Weise auslegt und als Bestätigung seiner Ansichten deutet.

Offen jedoch gesteht er: „rechnet man freilich zum Christenthum als wesentlich den Glauben an den Apfelbiß im Paradiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwiederbringliche Verdammniß der Nicht-Auserwählten, an die Wunder gegen die Gesetze der Natur, an das Abgerissensein Gottes von der Welt, an all das Unerbauliche, womit gemeinhin die Theologen das Christenthum ausbauen, ja, woraus sie es erbauen, so ist die Lehre, die hier (bei F.) vorgetragen wird, nicht christlich. Ich aber rechne alles das, wovon in Christi eigener Lehre nichts zu finden, was die Menschheit nicht besser, nicht glücklicher, nicht weiser macht, sich selbst, der Natur der Dinge und des Menschen widerspricht, den Geist verdüstert, die Wissenschaft verstört, ein trübes Wesen in das Leben mischt, kurz Alles, was der Möglichkeit einer schließlichen Einigung Aller widerstrebt,

Seit 30—40 Jahren etwa haben ausgezeichnete Forscher in Deutschland die Physiologie zur Förderung der Psychologie benutzen gelehrt. Somit haben einige Theile der Philosophie eine Erfahrungsgrundlage erhalten, von der aus in viel versprechender Weise unablässig weiter gearbeitet wird. Außer dem glänzenden Namen Weber denken wir da z. B. an Fechner's Elemente der Psycho-Physik 1860, an Helmholtz' Lehre von den Tonempfindungen 1863, an Wundt's Physiologische Psychologie 1874. Fechner hat außerdem 1876 seine Vorschule der Aesthetik erscheinen lassen. Dies ist eins der wenigen wahrhaft fruchtbaren Bücher über Aesthetik, obgleich wir an gedankenreichen und anregenden Büchern über Aesthetik (wozu auch Lotze's Geschichte der Aesthetik in Deutschland 1868 gehört) keinen Mangel haben.

Es scheint, daß Fechner bis jetzt am anregendsten für die Forschung Anderer gewesen ist durch seine Psycho-Physik. Dies ist nämlich die Lehre von den Gesetzen, nach welchen Leib und Seele zusammenhängen. Nichts im Geiste besteht und entsteht, ohne daß etwas im Körper mit entsteht und besteht. Alles Geistige hat seinen Träger oder Ausdruck in etwas Körperlichem und hierdurch seine weiteren Wirkungen und Folgen im Körperlichen.

Seine anderen Schriften haben nicht die gleiche Wirksamkeit gefunden. Sind sie etwa darum überflüssig? So vorschnell wird Niemand urtheilen wollen. Aber wer die seit mehreren tausend Jahren rastlos sich wiederholenden Versuche der Philosophen kennt, wer ihre Ergebnisse ansieht, wer den Streit ihrer Meinungen verfolgt und ihren Einklang mit religiösen Lehren oder mit dem ungeschulten Bewußtsein des gewöhnlichen Menschen, der kann leicht auf den Gedanken kommen, daß die Menschen vortrefflich ohne die Philosophen leben könnten, nicht mit andern Werken ausgestattet als mit einigen Theilen der Bibel, ohne andere Metaphysik als die der Bibel. Diese Meinung hat schon darum viel für sich, weil so Viele keine andere Metaphysik haben, als die der Bibel und weil von den wenigen festen im Lauf der Zeiten gewonnenen Ergebnissen der Philosophie doch nicht viel in die breite Masse der Menschen eindringt oder nur als unbestimmte Redensart in ihrem Geiste Platz findet, ohne daß ihre Bedeutung und ihre Folgen genauer empfunden werden.

Diese Meinung hat auch darum viel für sich, weil die eigentlich für die große Menge der Menschen wichtigen Aussagen der Metaphysik nicht leicht einer Bibelstelle ermangeln dürften, welche gläubig und nicht ohne guten Sinn so erklärt werden kann, daß sie ebenfalls jene metaphysische Wahrheit ausdrückt und noch dazu dadurch einen eigenen Werth beansprucht, daß sie jene Wahrheit als einen religiösen Besitz empfindet.

mag für die Vergangenheit Jeder den Vergleich anstellen von Plato an bis auf Spinoza und Schelling, für die Gegenwart wird es passend sein, auf Lotze hinzuweisen, der sonst wiederholt einzelnen Gedanken Fechners entgegentritt, dessen Gedankenkern aber eine auffallende Aehnlichkeit zeigt mit dem Fechners.

Denn Lotze's Grundgedanke ist der: das Reale ist ein wissendes, wollendes, gutes Wesen d. h. Gott, nicht blos eine unendliche ihrer selbst bewußte Idee (Mikrokosm. III. 564 f.) Gott ist der von Ewigkeit her bewegte Mittelpunkt alles Seins; sein inneres Leben ist vorzustellen als ein einiger und anfangsloser, nie in Ruhe gewesener und aus keinem Stillstand zur Bewegung angeregter Strom. Nicht ein Gesetz oder eine Weltordnung ist der Urgrund der Wirklichkeit, sondern ein Wesen, welches zu wirken und zu leiden fähig ist und seiner Natur nach das Gute ist und will. Hierbei ist wenigstens kurz zu erwähnen, daß sich der Ausdruck „Weltseele" bei Lotze findet (Grundz. d. Aesthet. S. 12) und daß er die Schönheit jenen seeligen Selbstgenuß nennt, der dem Ganzen der Welt zukommt; daß er von einer Lust spricht, welche die Gegenstände selber von der glücklichen Bildung ihrer Formen empfangen (Grundz. d. Aesthet. S. 16) Er redet (Gesch. d. Aesthet. S. 78) von einem eigenthümlichen Gefühl von Wohl und Wehe, welches die beweglichen Dinge durch ihre Bewegung, die im Gleichgewicht befindlichen durch ihre Ruhe erfahren.

Das klingt freilich nicht sowohl wissenschaftlich nüchtern als poetisch phantastisch. Aber es ist ein treffliches Beispiel davon, daß die Phantasie nicht nur eine Eigenschaft des Dichters ist, sondern auch den Geist des Philosophen zur Einheit seiner Weltanschauung erhebt. Darum ist es nicht gleichgültig, sondern, wenn auch äußerlich falsch, so doch innerlich wahr, daß bei Dichtern jene Ausstattung der Natur mit allerlei Empfindungen, auch mit Selbstempfindung, nicht selten angetroffen wird.

Der rationalistische Leser sieht darin allerdings eine bloße Redefigur. So z. B. Voltaire, der geistvolle Vertreter seines rationalistischen Jahrhunderts. Es heißt da bei ihm (Romans de V. tome IV. p. 30 Zadig ou la déstinée): ils prétendirent que, dans son discours, il n'y avait pas assez de figures, qu'il n'avait pas fait assez danser les montagnes et les collines ... on ne voit chez lui ni la mer s'enfuir, ni les étoiles tomber, ni le soleil se fondre comme de la cire, il n'a point le bon style oriental.

Redefigur ist es freilich auch; aber mit dieser Formel wird nur die Aeußerlichkeit umfaßt, nicht der innere Gehalt ergriffen.

Jene dichterische Anschauung ist bekanntlich nach Völkern und Zeiten verschieden. Nicht überall entsteht sie von selbst, sondern wird stellen-

Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von 1877—1878.

Von

T. v. T.

III.

(Schluß.)

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der großartigen sechstägigen Kämpfe, welche unter den Namen „drittes Plewna“ bekannt sind.

Anfang September hatte die russische West-Armee bedeutende Verstärkungen erhalten, so daß im Ganzen gegen Plewna verfügbar waren: 106 Bataillone oder 80000 Mann Infanterie; 90 Eskadrons und Sotnien oder 10000 Mann Cavallerie und 444 Geschütze (424 Feld- und 20 Belagerungs-Geschütze), aber nur ein russisches Sappeur-Bataillon. Vergleichsweise sei hier gleich erwähnt, daß demgegenüber Osman bei Plewna über etwa 40000 Mann verfügte mit 60—70 Feld-Geschützen.

Bevor wir auf die Ereignisse selbst eingehen, müssen die eigenthümlichen Commando-Verhältnisse erklärt werden.

Kaiser Alexander war bei der Armee anwesend, aber ohne formelle Einwirkung auf die Commandoführung.

Der Großfürst Generalissimus hatte sich Anfang August zur West-Armee begeben; seine Anschauungen und Weisungen waren natürlich in hohem Grade maßgebend, obschon auch er formell das direkte Commando über die West-Armee nicht übernommen hatte; dem „Commando der West-Armee“ war „die vollste Selbstständigkeit der Anordnungen gewahrt“. Dieses „Commando der West-Armee“ war aber ein zweiköpfiges Unthier. Infolge der Bestimmungen der die Mitwirkung der rumänischen Armee regelnden Convention hatte Fürst Karl von Rumänien das Ober-Commando über die russisch-rumänische Armee.

Langsam rollen die Wellen um dich,
Zu schauen den Held (die Sonne), des Wange strahlt;
Sie heben mit Furcht ihr Haupt.
Sie sehen dich im Schlummer schön,
Und fliehen erbleichet hinweg (III 91).

Ein wörtlicher Vergleich mit den Versen des Alten Testaments ergiebt verblüffende Uebereinstimmungen*). Darauf kommt es hier aber nicht an, sondern es sollte nur durch einige Beispiele gezeigt werden, daß Phantasie des Dichters zu gleichen Anschauungen gelangt, wie Speculation des Philosophen. Die Aussagen der philosophischen Vernunft sind mitunter nicht sowohl objectiv giltig als vielmehr von subjectivem Werth, nicht Anschauungen, sondern Erzeugnisse wissenschaftlicher Phantasie.

Der philosophisch gebildete moderne Platen drückt die Einheit des Weltgeistes seinerseits auf folgende Weise aus (Werke III. 8):

Ein Leben glaub ich, das Alles belebt,
Einen Geist, der durch alle Geister strebt ...
Da fühl ich noch mächtiger deine Spur
Erhabene Seele der großen Natur!

Diese erhabene Seele der großen Natur muß aber auch, wie die Seele im Leibe des Menschen, überall verbreitet sein — wenn ein so räumlicher Ausdruck von etwas Unkörperlichem erlaubt ist. Denn wir wissen ja, daß die Vorstellung vom Sitz der Seele an einem bestimmten einzelnen Punkte des Körpers aufzugeben ist. Daher sagt man (Wundt, Physiol. Psychol. I. Aufl. S. 862) daß die Seele das innere Sein der nämlichen Einheit ist, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Ja so geht es mit allen Dingen in der Welt. Keineswegs haben alle Empfindung oder Bewußtsein — wenigstens läßt sich das nicht beweisen — aber was uns als Stoff und Körper im Raum erscheint, das Alles ist äußere Erscheinung unsinnlicher Vorgänge, so daß die Wurzel aller Dinge etwas Uebersinnliches ist (Lotze Mikrok. II. 33, III. 525 f., I. 405 f.). Aber das sind luftige Gefilde, ein Gebiet, in welchem der Platonische Eros zu Hause ist und das seine Sehnsucht stets erregt: wir haben genug zu thun, wenn wir unsere Aufgaben auf der Erde und in der Körperwelt suchen. Ja, vielleicht können wir mit deren Hülfe zur geistigen Welt vordringen?

Dieser Versuch ist in der That gemacht worden.

*) Nebenbei eine Parallele anderer Art. Im „Werther" heißt es an jener berühmten Stelle (nach Ossian, Darthonna, Werke III 460): morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden; Hiob VII 21: Denn nun werde ich mich in die Erde legen; und wenn man mich morgen suchet, werde ich nicht da sein. Vgl. auch Herder ed. Suphan. XI, 296.

sich den Werken nähern", um dieselben dann mit offener Gewalt anzugreifen.

Die Cavallerie sollte die Sicherung der Flanken übernehmen und eine energische Thätigkeit gegen den Rücken des Feindes ausüben.

Die Vertheilung der russisch-rumänischen Truppen war in großen Zügen folgende:

Die rumänische Armee bildet — der türkischen Grivitza-Front gegenüber — den rechten Flügel, nördlich der Grivitza-Schlucht bis zum Wid; die Hauptmasse der Russen bildete — der türkischen Radischewo-Front gegenüber — das Centrum zwischen der Grivitza-Schlucht und der Tutschenitza-Schlucht;

das unter Imeretinskis Commando von Lowtscha her eingetroffene russische Corps bildete — der türkischen Krschin-Front gegenüber — den linken Flügel westlich der Tutschenitza-Schlucht bis zum Wid;

ein kombinirtes russisch-rumänisches Cavallerie-Corps unter Loschkarew stand am linken Ufer des Wid auf der eventuellen Rückzugslinie der Türken.

Die Gesammtheit der September-Kämpfe zerfällt in zwei Abschnitte: in den Abschnitt der artilleristischen Vorbereitung vom 7. bis 10. September und in den Abschnitt des eigentlichen Sturmes am 11. und 12. September. Im Centrum und auf dem rechten Flügel tritt während des ersten Abschnittes die Artillerie, während des zweiten die Infanterie ganz isolirt auf, von einer Mitwirkung der Cavallerie ist gar nicht die Rede; auf dem linken Flügel dagegen bemerkt man während beider Abschnitte ein gegenseitiges Unterstützen der drei Waffen.

Centrum und rechter Flügel konnten in der Nacht vom 6. zum 7. September ungehindert die im Voraus ausgesuchten Stellungen besetzen und sich in denselben einrichten; anders auf dem linken Flügel.

General Imeretinski, der am 7. September mit seinem Corps bei Tutschenitza steht, rückt am 8. nach Brestowez und schickt seine Avantgarde unter Skobelew bis auf den ersten Kamm der Grünen Hügel vor; das Festsetzen in dieser Stellung findet unter lebhaftem Gefecht statt. Nachdem Skobelew am 9. einen feindlichen Angriff auf seine Stellung abgewiesen, bemächtigt er sich am 10. unter leichtem Gefecht des „Zweiten Kammes" und verschanzt sich auf demselben so gut als möglich.

Wir betrachten jetzt in großen Zügen den vom 7. bis 10. September geführten vorbereitenden Artillerie-Angriff.

Im ganzen feuerten am 7. September 140, am 8. September 214, am 9. September 222, am 10. September 228 Geschütze.

Gehen wir auf die Thätigkeit dieser Batterien etwas näher ein, so stoßen wir auf verschiedene sehr auffallende Erscheinungen.

Oder was wollte man einwenden, wenn ein Bibelleser citirt „der Weltkreis ist voll Geistes des Herrn“ (Weish. Salom. I 7) und darin ein sehr wesentliches Ergebniß Lotze's und Fechner's, biblisch ausgedrückt, wieder findet?

Wenn die menschlichen Seelen in Gott ihren Ursprung haben, so wird von ihrer Weisheit sicherlich gelten, was derselbe apokryphe Schriftsteller behauptet: sie (die Weisheit) ist das Hauchen der göttlichen Kraft und ein Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen . . sie ist ein Glanz des ewigen Lichts und ein unbefleckter Spiegel der göttlichen Kraft und ein Bild seiner Gütigkeit . . sie gehet einher herrlicher denn die Sonne und alle Sterne . . . (Weish. Salom. VII, 25. 26. 29).

Aber andererseits muß man denen, welche die Philosophie geringschätzen, ebenso einfach wie schlagend die Thatsache entgegenhalten, daß es unaufhörlich Philosophie giebt, daß also zweifellos zum Lauf der Welt, zum geistigen Haushalt der Natur, auch diese Einrichtung von zweifelhaftem Werth erforderlich ist. Allerdings scheint dabei die Arbeit, das bloße Abmühen sowohl des Denkers wie derjenigen, welche seine Gedanken nachdenken wollen, die Hauptsache. Sieht man, welche unsägliche Mühe die Menschen oft aufwenden (wie Faust, welcher Land gewinnen will) und wie gering meistens der Lohn ihrer Mühe ist, wie verblüffend fleißig sie sind, um unbedeutende Wirkungen in der Körperwelt hervorzubringen, wie noch wunderlicher manche Hochgelahrten endlos Sand oder Stoff zusammenkarren, so wird es wahrscheinlich, daß bei all diesem Hasten und Treiben, bei all diesem Schweiß der Edlen und Unedlen, bei dem Keuchen der Arbeit, bei dem stillen Versunkensein in die geistigen Mühen, bei der aufgenöthigten Zuchthausarbeit des Lebens und bei scheinbar freigewählter Uebung der Kräfte, der Erfolg weniger die gewollte Hauptsache als eine Gunst des Zufalls ist, ja daß Glück und Unglück, wie Wilh. v. Humboldt sagte, doch nicht die Dinge sind, auf die es im Leben eigentlich ankommt (Literar. Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen, 1849, II 44), sondern auf Arbeit im Dienste des Weltlaufs oder auf Bekämpfung der Schopenhauer'schen Langenweile durch Thätigkeit*).

*) Aus Fechners Schriften seien für den Leser, welcher diesen seltenen Geist genießen und prüfen will, noch folgende namhaft gemacht. 1. Ueber das höchste Gut 1846. 2. Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen 1848. 3. Zend-Avesta oder über die Dinge des Jenseits 1851. 4. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden 1861. 5. Die drei Motive und Gründe des Glaubens 1863. 6. Physikalische und philosophische Atomenlehre, zweite Auflage 1864. Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte der Organismen 1873. 8. Kleine Schriften des Dr. Mises 1875. 9. In Sachen der Psychophysik 1877. 10. Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht 1879.

Daß auf dem rechten Flügel die Grivitza-Redoute der Gegenstand des Sturmes sein werde, wußte man allgemein; aber gegen welche Punkte der Radischewo-Front und der Krschin-Front der Sturm gerichtet sein solle, darüber machte sich das Ober-Kommando überhaupt erst am 10. September schlüssig. Infolge dieser Ungewißheit richtete sich das Feuer des Zentrums am 8., 9. und 10. überwiegend auf solche Punkte welche nachher gar nicht angegriffen wurden; gerade gegen die Redoute Omer Bei, den späteren Angriffspunkt, war das Feuer in diesen Tagen ganz unbedeutend. Aber auch nachdem am 10. September bekannt geworden, daß der Angriff des nächsten Tages gegen die Redoute Omer Bei gerichtet sein werde, blieben 8 Neunpfünder-Batterieen, welche bis dahin die Redoute Ibrahim Bei beschossen hatten, unverändert in ihrer bisherigen Stellung, obwohl aus derselben ein Feuer gegen die Redoute Omer Bei gar nicht möglich war. Eine energische konzentrirte Mitwirkung dieser gewaltigen Masse schwerer Geschütze hätte am 10. als Vorbereitung und am 11. als Unterstützung des Angriffs ein ganz gewaltiges Gewicht in die Wagschale des Erfolges werfen können.

5. Endlich zeigte sich die Unzweckmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens auch darin, daß die Türken die im Laufe des Tages von dem russischen Feuer angerichteten Beschädigungen nicht nur im Laufe der Nächte ausbesserten, sondern daß sie unter Berücksichtigung der erkannten Schwächen ihrer Stellung die letztere durch Vervollständigung der bestehenden und Anlage neuer Werke bedeutend verstärkten, sodaß die Stellung der Türken am Morgen des 11. September thatsächlich stärker war als am Morgen des 7. September.

Auf Grund der vorstehenden Betrachtungen ist man berechtigt, das Resultat der viertägigen Artillerie Vorbereitung folgendermaßen zu präzisiren:

1. In materieller Beziehung war die Einbuße der Türken sehr gering; es war weder ihre Artillerie niedergekämpft worden, noch hatte die Stärke der Verschanzungen gelitten.

2. In moralischer Beziehung war es für die Türken ein Gewinn, daß sie sich allmählig an den betäubenden aber schließlich wenig wirksamen Lärm der Kanonade gewöhnten und daß sie sich von der Erfolglosigkeit der numerisch ihnen um das Sechsfache überlegenen feindlichen Artillerie überzeugten.

3. In materieller Beziehung schwächten sich die Russen um ein gewaltiges Munitions-Quantum, welches für die unmittelbare Vorbereitung und die Unterstützung des Sturmes zum Theil fehlte, außerdem schwächten sie sich durch das Unbrauchbarwerden zahlreicher Geschütze.

4. In moralischer Beziehung verloren die Russen das Vertrauen

Es ist interessant, über dieses Verhältniß die Aeußerungen eines in die damaligen Verhältnisse gut eingeweihten und im Allgemeinen ziemlich unpartheiisch urtheilenden Russen*) zu hören:

„Der junge Fürst, bei allen seinen nicht zu bezweifelnden Talenten, konnte keinen Anspruch auf das Commando der 70000 Mann starken russischen Armee machen mit Uebergehung alter erfahrener russischer Generale. Noch weniger konnte der Stab des Fürsten Karl auf die unbedingt nothwendige Autorität bei der Leitung wichtiger Operationen rechnen. Deshalb war die Ernennung des Fürsten Karl zum gemeinschaftlichen Commandeur der russisch-rumänischen Truppen in der That nur eine nominelle; der rangälteste russische General Sotow verfügte vollständig über die russischen Truppen, während Fürst Karl nur die Operationen der Rumänen leitete. Die Disposition für die russischen Truppen für den Sturm auf Plewna war allein von dem General Sotow unterschrieben. Die falsche Lage, in welche der Fürst Karl und General Sotow — der formell zum Stabschef des Fürsten ernannt worden — hierdurch zu einander gerathen waren, kam zuerst in ihren persönlichen Beziehungen und dann auch in dem Verhältniß der russischen Commandeurs zu den rumänischen Truppen zum Ausdruck."

Den September-Operationen gegen Plewna lag folgender Gedanke zu Grunde:

Die Artillerie — deren ungenügende Leistungen in den vorhergehenden Aktionen man als Thatsache nicht leugnen konnte, ohne jedoch die wahren Ursachen dieser Erscheinung erkannt zu haben — sollte den Angriff diesmal nicht durch ein mehrstündiges, sondern durch ein mehrtägiges unausgesetztes Beschießen der feindlichen Stellung vorbereiten. Zu diesem Zweck will man am 6. September Abends bis auf gute Kanonenschußweite an die feindlichen Linien herangehen, sich im Laufe der Nacht in den eingenommenen Stellungen befestigen und eine starke Artillerie in Position bringen. Demnächst soll eine andauernde heftige Beschießung der feindlichen Werke eröffnet und das Feuer, unter allmäligem Vorschieben der Batterien, mehr und mehr verstärkt werden.

Die Infanterie soll während dieses mehrtägigen Bombardements die Deckung der Artillerie durch vorgeschobene schwache Abtheilungen bewirken, ihre Hauptkräfte aber, gedeckt gegen Auge und Feuer des Gegners, in Bereitschaftsstellungen zusammenhalten. Gleichzeitig mit der allmäligen Annäherung der Artillerie an die feindlichen Stellungen soll auch die Infanterie „unbemerkt unter dem Schutze des Geländes

*) General Kuropatkin, während des Krieges Generalstabs-Offizier bei Skobelew.

griff traf aber — während man die Nord-Front der gleichzeitig von der 4. Division angegriffenen Verschanzung vor sich zu haben glaubte, ganz überraschend auf die neu angelegte Grivitza-Redoute Nr. II. Der sehr tapfer geführte Angriff scheitert; die zur Unterstützung vorgezogene 2. Brigade (7 Bataillone) der 3. Division verirrt sich infolge des Nebels und des sehr durchschnittenen Geländes und kommt nicht rechtzeitig an.

Obgleich die zum Angriff auf die Süd-Front der Redoute bestimmte russische Brigade Rodionow seit 3 Uhr Angesichts der Redoute gefechtsbereit steht, schreitet sie erst nach 5 Uhr zum Angriff, nachdem der Angriff der Rumänen abgewiesen. Im Verein mit einigen wieder vorgehenden rumänischen Abtheilungen gelingt es den Russen die Redoute zu nehmen. Mehrere im Lauf der Nacht gemachte Versuche der Türken zur Rückeroberung der Redoute blieben erfolglos. — Obgleich auf dem rechten Flügel noch 24 intacte Bataillone verfügbar sind, entschließt man sich am 12. September nicht dazu, die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, sondern bleibt unthätig in den innegehabten Stellungen.

Die Erstürmung der Redoute hat den Rumänen über 2500 Mann, den Russen über 1000 Mann gekostet.

Gegen die am Gefecht betheiligten 24 russisch-rumänische Bataillone waren 4 bis 6 türkische Bataillone engagirt.

Die türkische Stellung, welche von dem russischen Zentrum angegriffen werden sollten, bestanden aus mehreren Reihen von Laufgräben hinter einander mit einer Front-Ausdehnung von 1200 m.; der rechte Flügel lehnte sich an den Tutscheniza-Grund, die Front war durch einen anderen tiefen felsigen Grund gedeckt. Die den linken Flügel dieser Stellung bildende Redoute Omer Bei war von starkem Profil uud zur Etagen-Vertheidigung eingerichtet. Das Gelände fiel von den russischen Batterieen aus nach der türkischen Stellung zu etwa 1000 m. lang sanft ab und erhob sich dann auf etwa 150 m. Länge ziemlich steil zu der von den türkischen Werken gekrönten Höhe; dieses ganze Vor-Gelände bot keine Deckung und wurde außerdem von den Redouten Ibrahim und Atuf sowie den dazu gehörigen Schützengräben unter wirksames Flankenfeuer genommen.

Um 11 Uhr nahmen die Regimenter Uglitsch und Kasan, in Compagnie-Colonnen zum Gefecht formirt, Aufstellung hinter dem linken Flügel der Artillerie Stellung, hinter ihnen in Colonnen die Regimenter Jaroslaw und Schuja. Der Angriff sollte bekanntlich um 3 Uhr beginnen, ein Mißverständniß bewirkte im Zentrum einen übereilten partiellen Losbruch.

Um 11 Uhr begann der bis dahin dichte Nebel sich etwas zu lichten,

1. Die Batterien feuerten im Allgemeinen auf viel zu große Entfernungen. — In der Disposition und den derselben vorhergehenden Berathungen war besonders betont worden, die artilleristische Aktion solle innerhalb der Grenzen des wirksamen Feuerbereichs zur Ausführung kommen, welche für die Neunpfünder auf 4000 m., für die Vierpfünder auf 2400 m. angenommen wurde. Trotzdem war anfänglich ein großer Theil der von den Batterien eingenommenen Stellungen weit über 4000 m. von den entsprechenden Zielen entfernt. Die Belagerungs-Geschütze feuerten anfangs auf 6000 und 7000 m., wodurch ihre überlegene Wirkung, die unter anderen Umständen hätte überwältigend sein können, gar nicht zur Geltung kam; ihre Treffer waren meist nur Zufallstreffer.

2. Die in der Disposition geforderte allmählige Annäherung der Artillerie an die feindlichen Stellungen fand im Großen und Ganzen nicht statt; die Batterien blieben meist stehen wo sie ursprünglich standen; viele Batterien waren sichtlich nicht energisch genug bestrebt, sich dem Feinde zu nähern.

Die Versuche, vorzugehen, erfolgten ohne Energie und ohne Vorbereitung, so daß sie meist keinen Erfolg hatten. Die Furcht vor Verlusten war so groß, daß die höheren Führer Batterien aus vorgeschobenen Stellungen zurückriefen, sobald einige Mann gefechtsunfähig geworden waren. Begannen gar Verluste durch Gewehrfeuer einzutreten, so galt das Zurückgehen der Batterie für dringend geboten.

Am 8. September z. B. wurden östlich der Tutschenitza-Schlucht drei Vierpfünder-Batterien in Position gebracht, um die Infantrie des linken Flügels in dem heftigen Gefecht um den zweiten Kamm der Grünen Hügel zu unterstützen. In dem bedenklichsten Moment für jene Infantrie als die Türken nach dem verunglückten Angriff des Regiments Kaluga zur Offensive übergingen — gingen jene drei Batterieen infolge ihrer Verluste zurück, obwohl diese nur in 2 Todten und 17 Verwundeten bestanden.

Auch die allmälige Verstärkung des Feuers von Tag zu Tag fand nicht statt, im Gegentheil wurde dasselbe von Tag zu Tag schwächer, erstens mit Rücksicht auf den gewaltigen Munitionsverbrauch, zweitens dadurch, daß infolge des anhaltenden Schießens auf übertrieben weite Entfernungen eine sehr große Anzahl von Geschützen gebrauchsunfähig wurden. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß in den Tagen der artilleristischen Vorbereitung vor dem Sturm die Artillerie 30000 Schuß gethan hat, und zwar pro Geschütz durchschnittlich am 7. 8. 9. u. 10. September je 50, 40, 30 und 30 Schuß.

4. Ganz besonders bedenklich war die Unklarheit über die zu beschießenden Ziele.

Schlucht. Unter schweren Verlusten erstürmt das Regiment die beiden ersten Linien der Schützengräben, die dritte Linie zu nehmen ist es nicht im Stande. Nachdem das Regiment Kasan sich einige Zeit in den genommenen Gräben behauptet, wird es durch einen Gegenstoß der Türken zur Räumung derselben gezwungen, es geht auf die russische Stellung zurück. Gleichzeitig ist der Angriff des Regiments Schuja gegen die Redoute selbst gescheitert, ohne daß dieselbe überhaupt erreicht worden war.

Während das Gefecht der Regimenter Kasan und Schuja bereits im Gange war, werden dem General Schnitnikow vom General Sotow die Regimenter Koslow und Woroneſch der Artillerie-Bedeckung und das Regiment Galitsch der Haupt-Reserve zur Verfügung gestellt — aber auch diese Truppen werden in derselben planlosen Art vereinzelt in das Gefecht geworfen. Schon ist der Angriff der Regimenter Kasan und Schuja gänzlich gescheitert, da wird Regiment Woroneſch gegen die Redoute vorgeführt; unter schweren Verlusten dringt das brave Regiment bis zur Redoute vor, ist aber nicht im Stande sie zu nehmen; nach zweistündigem ganz isolirten Gefecht tritt es den Rückzug an. Jetzt macht das Regiment Galitsch in völliger Isolirung einen Angriffs-Versuch, natürlich ebenfalls ohne Erfolg — worauf man endlich auf eine Fortsetzung der Angriffe verzichtete, obwohl allerdings noch fünf intakte Regimenter im Zentrum zur Verfügung standen.

Die sechs am Gefecht betheiligten Regimenter hatten bei einer Gesammt-Gefechtsstärke von etwa 280 Offizieren und 14000 Mann einen Verlust von 115 Offizieren und 4319 Mann an Todten und Verwundeten erlitten.

Diesen 18 russischen Bataillonen gegenüber waren zur Vertheidigung der angegriffenen Front 6—8 türkische Bataillone verwendet worden.

Linker Flügel. — Der Wortlaut der Disposition verlangte von Skobelew den Angriff des befestigten Lagers westlich der Tutschaniza-Schlucht.

Zu einem gleichzeitigen Angriff gegen die Krschin-Redouten und gegen die Plewna-Redouten schienen die verfügbaren Truppen nicht ausreichend; griff man die Krschin-Redouten an, so gab man die direkte Verbindung mit dem Zentrum auf; griff man die Plewna-Redouten allein an, so wurde der Angriff in bedenklicher Art durch die Krschin-Redouten von links und durch die Redoute Omer-Bei vom andern Rand der Tutschaniza-Schlucht aus, von rechts flankirt.

Skobelew entschließt sich zum Angriff auf die Plewna-Redouten, wodurch er im Falle des Erfolges den rechten Flügel der türkischen Armee gänzlich vom Gros der Armee getrennt und die Rückzugslinie Osmans

auf ihre Artillerie; die Artilleristen selbst verloren das Vertrauen zu ihren Geschützen und zu ihren Führern.

Das Gesammt-Resultat der artilleristischen Vorbereitung kann man wohl einen entschiedenen Mißerfolg nennen.

Als Gründe für denselben lassen sich folgende anführen:

1) Gänzlicher Mangel an einheitlicher Leitung, daher Planlosigkeit und Mangel am Zusammenwirken.

2) Fehlerhafte Grundsätze über die taktische Verwendung der Artillerie.

3) Fehlerhafte Anschauungen über die technische Leistungsfähigkeit des innerhalb gewisser Grenzen sehr guten Materials.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Sturm selbst.

Ein einheitliches Commando existirte am Tage des Sturmes nicht, wenn man von dem formell unbetheiligten Armee-Ober-Commando absieht; ganz ausdrücklich hatte der Fürst Karl nur die Verfügung über die rumänischen Truppen; die Russen befehligte General Sotow, der auch die für die russischen Truppen bestimmte Disposition allein unterschrieben hatte.

Diese Zweitheilung des Commandos machte sich unter anderem dadurch geltend, daß Fürst Karl nicht über die russische Brigade verfügen konnte, welche zur Unterstützung der Rumänen beim Angriff auf die Grivitza-Front bestimmt war.

Rechter Flügel. — Die Grivitza-Redoute, das Ziel der Angriffe des rechten Flüges, war durch zahlreiche Schützengräben verstärkt, auch wurden die Zugänge zu dieser Redoute durch das Feuer verschiedener seitwärtiger Werke unter Feuer genommen; außerdem aber hatten die Türken während des Geschützkampfes der letzten Tage etwa 200 m. nördlich der sogenannten Grivitza-Redoute Nr. I. eine zweite Redoute erbaut, deren Vorhandensein den Russo-Rumänen vollkommen unbekannt geblieben war. Der Angriff gegen die allein bekannte Redoute Nr. I. sollte um 3 Uhr in drei Colonnen erfolgen: Die 4. rumänische Division mit 13 Bataillone gegen die Ost-Front, die 3. rumänische Division mit 12 Bataillonen gegen die Nord-Front, die russische Brigade Rodionow gegen die Süd-Front. In Reserve blieb die 2. rumänische Division mit 17 Bataillonen — Die 4. Division erstürmt mehrere vor der Redoute gelegene Schützengräben; alle sehr braven Versuche die Redoute selbst zu nehmen, bleiben erfolglos; um 5 Uhr weichen die stürmenden Truppen bis auf die anfangs genommenen Schützengräben zurück, welche gehalten werden.

Die 3. rumänische Division ist inzwischen um 3 Uhr mit ihrer I. Brigade (5 Bataillonen) ebenfalls zum Angriff vorgegangen; dieser An-

eine Deckung zu haben, nieder und beginnt zu feuern; hier und da sind bereits zurückgehende Abtheilungen bemerkbar.

Skobelew läßt jetzt das Regiment Libau (2½ Bataillon) und das 11. und 12. Schützen-Bataillon vorgehen. Die auf dem jenseitigen Hange sich haltenden Abtheilungen werden durch die Verstärkungen wieder vorwärts gerissen; anfangs geht Alles in schnellem Tempo vor, allmählich aber verlangsamt sich das Vorgehen immer mehr.

Diesen Moment benutzen die Türken, um ihrerseits zum Angriff überzugehen; von Plewna aus dringt Infanterie und Cavallerie gegen die russische rechte Flanke vor. Es kommt zum Handgemenge, der russische rechte Flügel kommt zum Stehen, auch bei den anderen Abtheilungen fängt die Bewegung an merklich zu stocken. Bei diesem Anblick gibt Skobelew, der bis dahin mit seinem Gefolge auf dem halben Abhang des dritten Kammes gehalten, seinem Pferde die Sporen und jagt zu den schwankenden Truppen; mit einem lauten „Vorwärts Kinder!“ bringt er die Weichenden zum Stehen, die Stehenden zum Vorgehen — eine letzte Anstrengung — der linke Flügel der Russen hat die Kowanlük-Redoute erstürmt, Skobelew selbst war einer der Ersten, die in die Redoute eindrangen. Es ist 4 Uhr 25 Minuten Nachmittags.

Zunächst waren einige hundert Mann in die Redoute eingedrungen, bald drängen sich dort einige Tausende durcheinander gekommene Leute zusammen; jeder Verband ist gelöst. Das Geschützfeuer der Krschin-Redouten und das Gewehrfeuer aus der Redoute Issa Baba verursachen den um die genommene Redoute zusammengedrängten Massen große Verluste. Mit Mühe gelingt es, diese Mannschaften nothdürftig zu ordnen; zwei türkische Gegenangriffe, einer von Plewna, der andere von der Garten-Redoute aus geführt, werden abgewiesen. Skobelew zieht einige Geschütze heran; von ihrem Feuer unterstützt, gelingt es gegen 6 Uhr auch die Issa-Baba-Redoute zu nehmen.

Skobelew ordnet sofort die Vertheidigung der genommenen Stellung. Mit großer Mühe gelingt es, in der Kowanlük-Redoute 2 Geschütze aufzustellen, Major Gortalow wird zum Commandant dieser Redoute, Oberstlieutnant Moßzewoi zum Commandant der Redoute Issa Baba ernannt; der Versuch auch nach dieser Redoute Geschütze den steilen Hang hinauf zu schaffen, gelingt nicht.

General Tebjäkin hat das Ober-Commando der vorderen Stellung.

Der ganze Raum zwischen den genommenen Redouten und dem zweiten Kamm, also auch der dritte Kamm, war vorläufig unbesetzt. Diese etwa 2000 m breite und 2600 m tiefe Terrainstrecke war mit Tausenden von Verwundeten und Todten bedeckt.

versperrte aber immer noch die Aussicht. Noch waren die Bataillons- und Compagnie-Commandeure des Regiments Uglitsch hinter der Front des Regiments versammelt, um nähere Instruktionen zu erhalten, als die Unbesonnenheit des Generalstabs-Oberst Tichmenjew das planlose Vorstürmen dieses Regiments verschuldete. Das von links her bereits seit einiger Zeit hörbare Gewehrfeuer — es rührte von dem später näher zu betrachtenden Gefecht des linken Flügels her — wurde stärker und stärker. Oberst Tichmenjew (Generalstabs-Offizier der 16. Division), durch den Nebel irritirt, glaubte daraus schließen zu müssen, daß die Türken im Vorgehen gegen die Artillerie Stellungen des Zentrums begriffen seien, und gab deshalb einigen Compagnien des Regiments Uglitsch den direkten Befehl, zur Deckung der Batterie-Stellungen vorzugehen.

Hieraus entwickelt sich plötzlich ein Vorstürmen des ganzen Regiments Uglitsch, dem sich links einige Compagnien des Regiments Kasan anschließen; das Regiment Jaroslaw, dessen Commandeur Nichts weiter weiß als daß er dem Regiment Uglitsch als Unterstützung folgen soll, tritt ebenfalls den Vormarsch an.

Als General Schnitnikow, der sich zur Empfangnahme weiterer Befehle nach rückwärts zu General Krylow begeben, das Vorgehen der beiden Regimenter bemerkt, sprengt er nach der Höhe von Radischewo um sie aufzuhalten — es war nicht mehr möglich.

Unter mörderischem Feuer von vorn und gegen die rechte Flanke dringen die Compagnien des Regimentes Ugliſch, ohne irgend welche bestimmte Weisungen in betreff ihres Angriffs-Objektes zu haben, bis auf einige hundert Schritt an die Redoute heran vor, dann kommen die sehr gelichteten Abtheilungen zum Stehen. Das Regiment Jaroslaw vereinigt sich mit dem Regiment Uglitsch; eine Stunde lang halten sich beide Regimenter ohne Deckung nur einige hundert Schritt vor den feindlichen Verschanzungen — dann bricht ihre Widerstandskraft zusammen uno die Trümmer eilen zurück. Es war 2 Uhr.

Für den programmäßig um 3 Uhr zu beginnenden Angriff waren von den dazu bestimmten Truppen nur noch zwei Regimenter verfügbar; allerdings hätte man den Ausfall durch Heranziehen einiger Regimenter der übermäßig starken Artillerie-Bedeckung oder der Haupt-Reserve ausgleichen können — aber über diese Truppen hatte Krylow keine Verfügung und eine gemeinsame Ober-Instanz war nicht vorhanden; Krylow beschloß daher um 3 Uhr die beiden Regimenter Kasan und Schuja ohne weitere Unterstützung vorgehen zu lassen.

Um 3 Uhr 40 Minuten tritt das Regiment Kasan zum Angriff gegen die Schützengräben an zwischen der Redoute und der Tutschaniza-

sowohl die bei den Redouten als diejenige auf dem dritten Kamm war von türkischen Schützenlinien in der Front und auf beiden Flanken umgeben; da das russische Zentrum heute vollständig unthätig blieb, konnten starke türkische Schützenschwärme ohne Hinderniß von Plewna aus in der Tutschanitza-Schlucht sich gegen Skobelews rechte Flanke entwickeln; jede russische Abtheilung, die sich vom dritten Kamm zu den Redouten oder in umgekehrter Richtung bewegte, wurde unter Kreuzfeuer genommen. Auch Artilleriefeuer wurde von drei Seiten gegen die russische Stellung gerichtet: von den Krschin-Redouten von links, von einigen Werken des Plewna-Abschnittes in der Front, von der Redoute Omer Bei von rechts; von einem Theil dieser Werke wurde die russische Stellung sogar vollständig im Rücken beschossen.

Unter derartig ungünstigen Umständen muß russischerseits den nun beginnenden türkischen Gegenangriffen Widerstand geleistet werden.

Um 7 Uhr erfolgt von der Garten-Redoute her der erste Angriff, er gelangt bis auf 300 Schritte an die Kowanlük-Redoute heran, dann machen die Angreifer kehrt.

Um 8 Uhr erfolgt von derselben Richtung her ein stärkerer zweiter Angriff, während gleichzeitig aus Plewna Abtheilungen gegen die Redoute Issa Baba vorgehen — auch dieser Angriff wird abgewiesen, besonders durch das heftige Flankenfeuer, welches die unter Skobelews persönlicher Leitung auf den dritten Kamm aufgefahrenen Geschütze und eine dort entwickelte Schützenlinie gegen die Angreifer der Kowanlük-Redoute richten.

Während der zweite türkische Angriff noch im Gange war, erhielt Skobelew folgenden Befehl Sotows: „Befestigen Sie sich in den besetzten Positionen und halten Sie sich, bis ein besonderer Befehl erfolgt. Auf Verstärkungen rechnen Sie nicht; ich habe keine."

Trotz dieser wenig aussichtsvollen Mittheilung hielt Skobelew im Hinblick auf die bedeutenden Truppenmassen des russischen Zentrums, welche auf der Ostseite der Tutschaniza-Schlucht in der Höhe des zweiten Kammes der Grünen Hügel aufgestellt waren, die Schlacht noch nicht für verloren und hoffte unter Mitwirkung der Truppen des Zentrums den Sieg erkämpfen zu können.

Um $10^1/_2$ Uhr begann der dritte Angriff gegen Front und linke Flanke der russischen Aufstellung, diesmal vorbereitet und unterstützt nicht nur durch das Geschützfeuer der türkischen Werke, sondern auch durch das Feuer von Batterien, welche von Krschin aus gegen die linke und auf der Ostseite der Tutschaniza-Schlucht gegen die rechte Flanke der russischen Stellung vorgingen. Unter der verheerenden Wirkung dieses von allen

bedenklich bedroht haben würde. Die Sicherung gegen die Flankirung von rechts durch die Redoute Omer Bei erwartete er von dem energischen Angriff des Zentrums, der wie er wußte gegen dieses Werk gerichtet werden sollte und der dasselbe voraussichtlich völlig in Schach halten mußte; die Sicherung seiner linken Flanke gegen die Krschin-Redouten wurde der Cavallerie des General Leontjew übertragen.

Um den Angriff gegen die Plewna-Redouten dispositionsgemäß um 3 Uhr Nachmittags beginnen zu können, mußte Skobelew sich vorher noch des dritten Kammes der Grünen Hügel bemächtigen, der vorläufig noch in den Händen der Türken war. Der geschickt disponirte Angriff gelang, obgleich die Türken kräftig Widerstand leisteten.

In derselben Zeit ist Leontjew mit einem Theil seiner Cavallerie gegen die Krschin-Redouten demonstrirend vorgegangen; abgesessene Abtheilungen bemächtigen sich des Dorfes und besetzen dessen den Türken zugekehrte Umfassung; die reitenden Batterieen eröffnen das Feuer auf die Krschin-Redouten. Durch dieses den ganzen Tag über fortgesetzte Verfahren werden die bei den Krschin-Redouten stehenden türkischen Truppen gehindert, die auf den Grünen Hügeln fechtenden Truppen ernstlich in der Flanke zu bedrohen.

Um von der Stellung auf dem dritten Kamm der Grünen Hügel die Plewna-Redouten zu erreichen, mußten die Russen den 1200 Schritt langen nördlichen Hang des dritten Kammes hinabsteigen. Unten im Grunde floß zwischen abschüssigen, für die Artillerie ohne Vorbereitungen nicht passirbaren Ufern der Grünhügel-Bach, über welchen eine kleine Brücke führte. Hatte man diesen Bach überschritten, so mußte man den etwa 600 Schritt langen steilen Hang erklettern, der gewissermaßen das Glacis der Plewna-Redouten bildete.

Um 3 Uhr gehen die Regimenter Wladimir und Susdal und das 9. und 10. Schützen-Bataillon mit klingendem Spiel zum Angriff vor. Unter äußerst heftigem feindlichen Feuer und mit großen Verlusten gelangen die 8 Bataillone bis in den Grund hinunter, am Bache aber kommt die Bewegung ins Stocken, nur vereinzelte Trupps versuchen den jenseitigen Hang zu ersteigen.

Skobelew schickt das Regiment Reval zur Verstärkung vor und zieht das bisher hinter dem zweiten Kamm stehende Regiment Libau bis hinter den dritten Kamm heran.

Der durch das Vorgehen des Regiments Reval ausgeübte Druck bringt die im Grunde ins Stocken gerathene Bewegung wieder in Gang und schiebt die ganze Masse etwa 200 Schritt an dem jenseitigen Hange in die Höhe — dann abermaliges Stocken, Alles wirft sich, ohne irgend

einige aus Versprengten formirte gemischte Abtheilungen von rückwärts her in der Stellung ein.

Um 2 Uhr erhält Skobelew einen neuen Befehl Sotows, der den früheren gewissermaßen aufhebt: Skobelew soll sich in der von ihm besetzten Stellung befestigen und womöglich halten, „auf Verstärkungen ist heute nicht zu rechnen."

Inzwischen ist ein vierter überaus heftiger Angriff bis dicht an beide Redouten herangekommen, aber mit Aufbietung aller Kräfte glücklich abgeschlagen worden. Die in den Redouten stehenden Geschütze sind durch Beschädigungen sowie nach dem Verlust fast aller Bedienungsmannschaften nicht mehr gebrauchsfähig; die in der Issa-Baba-Redoute stehenden Geschütze werden zurückgeschleppt, die in der Kowanlük-Redoute befindlichen bleiben stehen ohne benutzt werden zu können.

Der Zustand der Truppen Skobelews zu diesem Zeitpunkt läßt sich folgendermaßen charakterisiren:

Von der etwa 14000 Mann starken Infanterie waren gegen 6000 Mann todt und verwundet, darunter zwei Brigade-Commandeure, 4 Regiments-Commandeure und zahlreiche Stabs- und Ober-Offiziere. Die übrigen 7000 bis 8000 Mann schlugen sich seit mehr als 30 Stunden; die meisten von ihnen hatten zwei, viele sogar drei Nächte nicht geschlafen. Die Mannschaften der verschiedenen Regimenter waren vollständig untereinander gekommen, die Truppenverbände waren aufgelöst; ein schwaches Bataillon Kaluga und ein halbes Bataillon Libau waren die einzigen regelrecht formirten Verbände; alles Andere waren durcheinander gewürfelte und provisorisch formirte Trümmer. Von diesen standen etwa 2000 Mann in und bei den Redouten, etwa 2000 Mann hinter den Redouten bis zum dritten Kamm, zum Theil nach den Flanken Front machend; etwa 1000 Mann — darunter das Bataillon Kaluga — hielten die weiter rückwärts gelegenen Theile der Grünen Hügel sowie das Dorf Brestowez besetzt. Einige tausend Mann endlich — physisch und moralisch gänzlich gebrochen — lagen theils gegen Alles gleichgültig, in den Gräben und Schluchten umher, theils schleppten sie sich haltlos rückwärts und kehrten dem Schlachtfeld den Rücken.

Unter diesen Umständen sah selbst Skobelew die Unmöglichkeit eines dauernden Widerstandes ein; selbst als jetzt das allerdings nur 1300 Mann starke Regiment Schuja als einzige ihm zugesandte Verstärkung eintraf, verzichtete er darauf diese Truppen zur Verstärkung der Redouten-Besetzungen zu verwenden, sondern er wies dem Regiment eine Aufnahme-Stellung hinter dem dritten Kamm an, um den voraussichtlich bald nothwendig werden-

Meldungen über die Lage und Bitte um Verstärkung wurden an den General Sotow abgeschickt.

Während der Nacht herrschte in den eroberten Redouten eine fieberhafte Thätigkeit, indem die Russen sich so gut als möglich zur Vertheidigung einzurichten suchten. Die nach Plewna zu offenen Kehlen der Redouten wurden — zum Theil mit Leichen — verbarrikadirt; seitwärts der Redouten wurden mehrere Schützengräben hergestellt, so gut dies bei dem fast gänzlichen Mangel an Schanzzeug möglich war.

Von rückwärts ließ Skobelew Zwieback und Patronen in die Redouten schaffen; Kommandos zum Wasserholen wurden nach dem Grünhügelbach geschickt — bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß die Truppen des türkischen rechten Flügels in der Nacht vom 11. zum 12. September sehr unter Wassermangel zu leiden hatten, da sie durch das Vordringen der Russen vom Grünhügelbach und verschiedenen bis dahin benutzten Brunnen abgeschnitten waren.

Skobelew für seine Person befand sich während der Nacht in dem bedenklich gefährdeten Zwischenraum zwischen den Redouten und dem zweiten Kamm, und zwar nahm er seine Aufstellung auf der halben Höhe des nördlichen Abhanges des dritten Kammes, von wo aus er auch bei Tage den ersten Theil des Angriffs auf die Redouten geleitet.

Von rückwärts her wird zunächst das bisher als linke Flanken-Deckung verwendete Bataillon Estland zu Skobelew herangezogen; außerdem treffen im Laufe der Nacht mehrere durch die Bemühungen Imeretinskis aus zurückgegangenen und versprengten Mannschaften gebildete gemischte Abtheilungen bei Skobelew ein, sowie einige Sotnien Kosaken. Diese um Skobelews nächtlichen Standpunkt allmählich sich sammelnden Abtheilungen haben im Lauf der Nacht mehrere Scharmützel mit türkischen Abtheilungen, welche theils vom Westen (von den Krschin-Redouten) theils vom Osten (von der Tutschaniza-Schlucht her) gegen Skobelews Stellung vorgingen.

Auch die Besatzung der Redouten-Linie mußte im Lauf der Nacht einen türkischen Angriff abweisen.

In der Erwartung, daß die Türken heute ernste Versuche machen würden, die verlorenen Redouten wiederzunehmen, zog Skobelew am Morgen des 12. mehrere bis dahin auf dem zweiten Kamm oder als Reserve hinter dem ersten Kamm gestandene Batterien nach dem dritten Kamm vor; in den meisten dieser Batterien waren aber nur noch wenige Geschütze gebrauchsfähig. Als gegen 6 Uhr Morgens der Nebel fällt, beginnt ein heftiges Feuer von Seiten der Türken. Die russische Stellung,

1) Die obere Heerführung hatte sich als eine geradezu klägliche erwiesen.

Zunächst zeigt sich eine mit fast raffinirter Absichtlichkeit durchgeführte Desorganisation einer einheitlichen Commandoführung, dieser unerläßlichen Grundbedingung eines jeden Erfolges.

Die West-Armee hat kein einheitliches Oberhaupt; Sotow leitet unabhängig die größere, Fürst Karl ebenso unabhängig die kleinere Hälfte; der Großfürst-Generalissimus will zunächst die „volle Selbstständigkeit des Commandos der West-Armee" gewahrt wissen, greift aber trotzdem entscheidend ein ohne dabei den Muth einer allein verantwortlichen persönlichen Commandoführung zu haben.

Auf dem rechten Flügel sind Truppen zur Verwendung bestimmt — russische Brigade Rodionow — über welche der Commandirende dieses Flügels keine Verfügung hat.

Im Zentrum sind drei gesonderte Commando-Stellen geschaffen, die keine einheitliche Instanz über sich haben; dabei läßt die Disposition einen Commandirenden General, dessen Truppen etwa die Hälfte des Zentrums ausmachen, ohne Commando-Stellung.

Auf dem linken Flügel war bis zum 10. September Imeretinski als rangältester General der Höchstcommandirende. Die Disposition bildet hier für den 11. September drei unabhängige Commandos — Skobelew, Imeretinski, Leontjew — ohne einheitliche Ober-Instanz, und zwar bekommt Skobelew, der jüngere General, die Haupt-Aufgabe, Imeretinski, sein bisheriger Vorgesetzter, die Neben-Aufgabe, welche ihn materiell, aber nicht formell der Verfügung von Skobelew unterstellt. Diese im höchsten Grade ungeschickte und dabei recht geschmacklose Anordnung war ganz danach angethan, auch auf dem linken Flügel jeden Erfolg unmöglich zu machen.

Die bedeutende Persönlichkeit Skobelews und seine selbstbewußte Energie in Verbindung mit der heroischen Selbstverleugnung Imeretinskis überwand allerdings die in diesem Verhältniß geschaffenen Friktionen — aber dieser Umstand entlastet nicht die obere Heerführung von dem Vorwurf eines schweren Fehlers.

2) Die Kräftevertheilung für den Angriff gegen die verschiedenen Fronten zeigt keine richtige Beurtheilung der feindlichen Stellung. Sotow nennt zwar selbst die Krschin-Front „den strategischen und taktischen Schlüssel der ganzen Stellung" — trotzdem werden gegen diese Front nur 22 Bataillone, gegen die Radischewo-Front 33 Bataillone (ohne das Regiment Ingermanland zu rechnen), und gegen die Grivitza-Front 48 Ba-

Seiten auf die Redouten gerichteten Feuers und Angesichts der zahlreichen energisch vordringenden Kolonnen des Angreifers sinkt einem Theil der Vertheidiger der Muth; erst einzeln dann schaarenweise verlassen sie die Redouten und eilen rückwärts.

Abermals erzwingt Skobelew durch persönliches Eingreifen eine günstige Wendung; von dem dritten Kamm, wo er bisher gehalten, sprengt er den Flüchtlingen entgegen, spricht ihnen Muth zu und führt sie in die Redouten zurück.

Auch der dritte Angriff auf die Redouten wird abgewiesen.

Gleich darauf erfolgt von der Ostseite der Tutschaniza-Schlucht her ein Angriff gegen die rechte Flanke der russischen Stellung im Rücken der Redouten. Starke Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen überschreiten unter dem Schutz eines lebhaften Feuers der Redoute Omer Bei und der benachbarten Schützengräben (die gestern vom Regiment Kasan genommen waren) die Tutschaniza-Schlucht und dringen gegen den zweiten Kamm vor. Skobelew, der sich sofort nach dem bedrohten Punkt begiebt, wirft ihnen das hier als Flankendeckung stehende halbe Bataillon Libau und einige Sotnien Kosaken entgegen, unterstützt durch kombinirte Abtheilungen gesammelter Versprengter und Zurückgegangener, auch die auf dem zweiten Kamm stehende Artillerie richtet ein lebhaftes Feuer auf die vordringenden Türken, die nach scharfem Gefecht wieder über die Schlucht zurückgetrieben werden.

Die rechte Flanke Skobelews war hierdurch zunächst gesichert — inzwischen hatte derselbe einen schriftlichen Befehl Sotows erhalten, in welchem „auf Befehl des Großfürst-Generalissimus" der Rückzug angeordnet wird; Skobelew soll demselben jedoch womöglich nicht vor Einbruch der Dunkelheit antreten. Weiter heißt es: „Die Gridtza-Redoute ist in unseren Händen, den Angriff aber fortzusetzen, dazu liegt kein Grund vor; deshalb ist der Entschluß zu einem langsamen Rückzuge gefaßt." Datirt war dieser Befehl Sotows von 8½ Morgens.

Trotz dieses Schreibens konnte Skobelew sich nicht mit dem Gedanken an ein Aufgeben der errungenen Vortheile vertraut machen; noch hoffte er auf eine günstige Wendung; jeden Augenblick erwartete er die dunkeln Massen der unthätig auf der Ostseite der Tutschaniza-Schlucht stehenden Truppen des Zentrums zum Angriff schreiten zu sehen.

Mit vieler Mühe läßt Skobelew noch einige Geschütze in die eroberten Redouten schaffen, auch die letzte Reserve — 2 Bataillone Kaluga — wird vorgezogen und theils zur Verstärkung der Redouten-Besetzung verwendet, theils auf den dritten Kamm aufgestellt, auch treffen wiederum

stimmten Truppen aus irgend einem Grunde diesen Angriff zu früh beginnt, dann muß die andere Hälfte ohne Weiteres die Bewegung aufnehmen.

Die Schuld des zu zeitigen Losbruches trifft übrigens außer jenem Generalstabs-Offizier, der mehr die rein mechanische Veranlassung war, noch verschiedene Personen. Weshalb gab der Commandeur des Regiments Uglitsch seine Instruktionen an die Stabsoffiziere und Hauptleute hinter dem Regiment aus? Geschah dies vor dem Regiment, so war ein derartiges Vorkommniß kaum möglich. Weshalb mußte ferner General Schnitnikow den General Krylow weit hinter der Front aufsuchen, um seine näheren Befehle einzuholen?

Der Leitende des ganzen Angriffs gehörte vor seine in Bereitschaft stehenden Regimenter auf die Höhe nördlich von Radischewo, nach welcher General Schnitnikow hinsprengte als es zu spät war.

Weiter: daß zwei Regimenter trotz großer Tapferkeit nicht im Stande gewesen waren, die dem Angriff gestellte Aufgabe zu lösen, hatte der gescheiterte Versuch der Regimenter Uglitsch und Jaroslaw bewiesen — es muß deshalb für grabezu thöricht erklärt werden, denselben Versuch abermals mit nur zwei Regimentern zu machen, obschon noch sieben frische Regimenter in ziemlicher Nähe verfügbar waren. Wäre das brave Regiment Kasan, welches wirklich einen Theil der feindlichen Stellung nahm, rechtzeitig durch ein oder zwei Regimenter unterstützt worden, so wäre der Erfolg des Angriffs sehr wahrscheinlich gesichert gewesen — das beweist der thatsächliche Verlauf des Gefechtes ziemlich deutlich.

Daß, nachdem auch der gleichzeitige Angriff der Regimenter Kasan und Schuja gescheitert, die Regimenter Woronesch und Galitsch einzeln nacheinander zum Angriff vorgeschickt werden, ist nur mit völliger Kopflosigkeit der leitenden Persönlichkeiten zu erklären.

Auch im Zentrum war übrigens die anzugreifende feindliche Stellung nicht genügend rekognoszirt worden; den zum Sturm bestimmten Truppen wurde infolgedessen nicht hinreichend klar gemacht, was man von ihnen verlangte; sie wußten weder wie sie vorgehen noch was sie nehmen sollten.

Ferner operirte die Infanterie des Zentrums ohne sich an die im Frieden eingeübten Formen zu halten. Das ganze zum Gefecht formirte Regiment bot eine zu geschlossene Masse, die Intervallen zwischen den Compagnie-Colonnen waren zu klein. Anstatt eine breitere Front einzunehmen und das Gefecht mit Compagnien zu führen, wobei Compagnie die Gefechtseinheit gewesen wäre, trat als solche hier im um meist das Regiment auf.

taillone disponirt; der Kräfte-Aufwand stand also gerade im umgekehrten Verhältniß zu der Wichtigkeit der angegriffenen Fronten.

3) Ueber die Unzweckmäßigkeit und Erfolglosigkeit des großen Artillerie-Angriffs in der Zeit vom 7. bis 10. September ist bereits eingehend gesprochen worden; der Sturm-Angriff hätte am 7. September bessere Chancen gehabt als am 11. September.

4) Die Erklärung Sotows, er könne an Skobelew keine Verstärkungen senden, weil er keine habe, ist ein Zeichen völliger Kopflosigkeit. Im Zentrum standen 15 Bataillone zur Verfügung, die noch ganz intakt waren und die auch nachher gar nicht ins Gefecht gekommen sind.

Außerdem standen auf dem rechten Flügel noch 24 rumänische Bataillone, die noch keinen Schuß gethan hatten. — Als Sotow erklärte, er habe für Skobelew keine Verstärkung mehr, hatte er thatsächlich fast noch ebensoviel Infanterie völlig intakt, als Osman überhaupt zu seiner Verfügung hatte.

5) Der Angriff des rechten Flügels läßt zunächst eine eingehende Rekognoszirung des Geländes und der feindlichen Stellung vermissen. — Der Angriff der rumänischen Truppen an und für sich war für die junge Armee, welche hier die Feuertaufe empfing, in hohem Grade rühmlich; die Führung war ungewandt. Die mangelhafte Uebereinstimmung der russischen und rumänischen Aktion ist bereits hervorgehoben. — Da am Abend des 11. September 24 rumänische Bataillone und eine starke Cavallerie noch vollkommen intakt waren, so hatte man Kräfte genug verfügbar, um am 12. September die Offensive energisch fortzusetzen.

6) Die Art und Weise, wie im Zentrum die Infanterie wahrhaft zur Schlachtbank geführt wurde, ist gradezu empörend.

Daß der betreffende Generalstabs-Offizier durch Mangel an Kaltblütigkeit und unpraktisches Verfahren den frühzeitigen Losbruch der beiden Regimenter Uglitsch und Jaroslaw verschuldete, ist eine Sache für sich — ein unglücklicher Zufall, der schließlich überall und jedem passiren kann.

Daß man aber die beiden Regimenter, nachdem sie nun einmal irrthümlicherweise zu früh losgebrochen, sich dicht vor der feindlichen Stellung in stundenlangem Ringen hülflos verbluten ließ — war ein unverzeihlicher Fehler. Man kann wohl einen kleinen Bruchtheil des Ganzen, der zu früh losgebrochen, mit kaltem Blute aufopfern um den wohlerwogenen Plan nicht zu stören — aber wenn die Hälfte der zu einem Angriff be-

stimmten Truppen aus irgend einem Grunde diesen Angriff zu früh beginnt, dann muß die andere Hälfte ohne Weiteres die Bewegung aufnehmen.

Die Schuld des zu zeitigen Losbruches trifft übrigens außer jenem Generalstabs-Offizier, der mehr die rein mechanische Veranlassung war, noch verschiedene Personen. Weshalb gab der Commandeur des Regiments Uglitsch seine Instruktionen an die Stabsoffiziere und Hauptleute hinter dem Regiment aus? Geschah dies vor dem Regiment, so war ein derartiges Vorkommniß kaum möglich. Weshalb mußte ferner General Schnitnikow den General Krylow weit hinter der Front aufsuchen, um seine näheren Befehle einzuholen?

Der Leitende des ganzen Angriffs gehörte vor seine in Bereitschaft stehenden Regimenter auf die Höhe nördlich von Radischewo, nach welcher General Schnitnikow hinsprengte als es zu spät war.

Weiter: daß zwei Regimenter trotz großer Tapferkeit nicht im Stande gewesen waren, die dem Angriff gestellte Aufgabe zu lösen, hatte der gescheiterte Versuch der Regimenter Uglitsch und Jaroslaw bewiesen — es muß deshalb für gradezu thöricht erklärt werden, denselben Versuch abermals mit nur zwei Regimentern zu machen, obschon noch sieben frische Regimenter in ziemlicher Nähe verfügbar waren. Wäre das brave Regiment Kasan, welches wirklich einen Theil der feindlichen Stellung nahm, rechtzeitig durch ein oder zwei Regimenter unterstützt worden, so wäre der Erfolg des Angriffs sehr wahrscheinlich gesichert gewesen — das beweist der thatsächliche Verlauf des Gefechtes ziemlich deutlich.

Daß, nachdem auch der gleichzeitige Angriff der Regimenter Kasan und Schuja gescheitert, die Regimenter Woronesch und Galitsch einzeln nacheinander zum Angriff vorgeschickt werden, ist nur mit völliger Kopflosigkeit der leitenden Persönlichkeiten zu erklären.

Auch im Zentrum war übrigens die anzugreifende feindliche Stellung nicht genügend rekognoszirt worden; den zum Sturm bestimmten Truppen wurde infolgedessen nicht hinreichend klar gemacht, was man von ihnen verlangte; sie wußten weder wie sie vorgehen noch was sie nehmen sollten.

Ferner operirte die Infanterie des Zentrums ohne sich an die im Frieden eingeübten Formen zu halten. Das ganze zum Gefecht formirte Regiment bot eine zu geschlossene Masse, die Intervallen zwischen den Compagnie-Colonnen waren zu klein. Anstatt eine breitere Front einzunehmen und das Gefecht mit Compagnien zu führen, wobei die Compagnie die Gefechtseinheit gewesen wäre, trat als solche hier im Zentrum meist das Regiment auf.

Von einer Theilnahme der Artillerie oder Cavallerie an den Angriffen der Infanterie ist im Zentrum gar nicht die Rede.

7) Die Verhältnisse, denen wir auf dem linken Flügel begegnen, haben im Gegensatz zu den jammervollen Zuständen im Zentrum etwas wahrhaft Herzerfrischendes. Ueber manche Einzelheiten der Anordnungen läßt sich streiten: so dürfte es trotz der entgegenstehenden Gründe doch vielleicht zweckmäßiger gewesen sein, wenn der Angriff auf die Krschin-Redouten gerichtet gewesen wäre, wodurch die taktische Situation des Detachements sich günstiger gestaltet haben würde; ferner wurden mehrfach Bataillone und Regimenter ausgegeben, wo Compagnien und Bataillone unbedingt dieselben Dienste geleistet hätten — im Großen und Ganzen aber muß das Verfahren Skobelews als mustergültig bezeichnet werden.

Hier endlich haben wir einen General, der sich nicht damit begnügt, eine mehr oder weniger geistreich entworfene Disposition seinen Truppen vorzulesen und dann, unter persönlicher braver Nichtachtung der Gefahr, die Sache in Gottes Namen sich abschnurren zu lassen — hier ist ein General, der seine Truppen wirklich führt, der das Gefecht wirklich leitet, der im richtigen Augenblick mit rücksichtsloser Einsetzung seiner Persönlichkeit, das wankende Glück zu bannen, die Entscheidung zu erzwingen versteht.

Auf die Einzelheiten von Skobelews Gefechtsleitung kritisch näher einzugehen, ist überflüssig; die Thatsachen sprechen deutlich genug.

Die Infanterie zeigt auch hier die mehrfach bereits besprochenen Fehler, doch kommt ihr Feuer hier weit mehr zur Geltung als bei verschiedenen anderen Gelegenheiten.

Die Verwendung der Artillerie und Cavallerie in enger Verbindung mit der Infanterie ist hier eine weit sachgemäßere als man sie sonst in diesem Kriege im Allgemeinen zu sehen gewohnt ist, doch merkt man, daß der Artillerie eine einheitliche technische Leitung fehlt, welche die von der allgemeinen Gefechtsleitung erhaltenen taktischen Direktiven gewissermaßen in technische Anordnungen umsetzt. Die Aktion der Cavallerie war im Allgemeinen durchaus zweckmäßig, hätte aber in einzelnen Momenten wohl energischer sein können. — Die auffallende Thatsache, daß der aus 22 Bataillonen bestehende linke Flügel im Ganzen über 28 Sappeure verfügte, mag als Curiosum angeführt werden; gerade hier hätten technische Truppen eine sehr gute Verwendung gefunden.

8) Ein eigenthümliches Bild ergiebt der Vergleich der gegenseitigen Gefechtsstärken auf den verschiedenen Fronten des ausgedehnten Schlachtfeldes.

Am 11. September fechten

auf der Grivitza-Front: 24 russisch-rumänische Bataillone gegen 4—6 türkische Bataillone; 24 rumänische außerdem intakt;

auf der Radischewo-Front: 18 russische gegen 6 bis 8 türkische Bataillone; 15 russische Bataillone außerdem intakt;

auf der Krschin-Front: 19 russische gegen 21 türkische Bataillone; 3 russische Bataillone außerdem intakt.

Am 12. September gestaltet sich das Verhältniß folgendermaßen:

Auf der Grivitza- und Radischewo-Front

Demonstration: 12—14 türkische Bataillone gegen 78 russisch-rumänische Bataillone (Regiment Ingermanland nicht mit berechnet), von denen 39 noch keinen Schuß gethan.

Auf der Krschin-Front Entscheidungs-Kampf:

35 türkische gegen 25 russische Bataillone (einschließlich Regiment Schuja).

Auf Grund der vorstehenden Betrachtungen dürften folgende Schlüsse gerechtfertigt sein:

1) Sowohl der Angriff des rechten Flügels wie der des Zentrums hätte am 11. September gelingen müssen, wenn die vorhandenen gewaltigen Streitmittel sachgemäß verwandt worden wären.

2) Gelang es Skobelew, sich in den eroberten Plewna-Redouten dauernd zu behaupten, so war die Stellung von Plewna durchbrochen und nicht mehr haltbar — welche Ansicht auch Osman Pascha hatte. Skobelew würde sich aber wahrscheinlich haben behaupten können, wenn er rechtzeitig durch 10—12 Bataillone verstärkt worden wäre und wenn das Zentrum ihn am 12. wenigstens durch eine Demonstration gegen die Redoute Omer Bei unterstützt hätte.

3) Wenn die Russen am 12. September auf dem rechten Flügel und im Zentrum mit 25 Bataillonen nebst zahlreicher Artillerie und Cavallerie demonstrirten und 80 Bataillone zum Entscheidungskampf auf dem linken Flügel versammelten, so war der Sieg zweifellos.

4) Dasselbe war der Fall, wenn am 12. die auf dem rechten Flügel und im Zentrum verfügbaren 80 Bataillone zum entscheidenden Angriff gegen die von höchstens 14 türkischen Bataillonen besetzten Fronten vorgegangen wären, während Skobelew die Hauptkräfte der Türken auf sich gezogen hatte.

Fragen wir auch hier schließlich nach dem wahren Grunde der russischen Niederlage — so ist derselbe ganz ausschließlich in der jämmer-

lichen Führung zu suchen; die vorhandenen Streitmittel waren vollauf genügend, bei richtiger Verwendung den türkischen Widerstand geradezu zu zermalmen.

Resumiren wir die Resultate der vorstehenden Betrachtungen über die Gründe des wiederholten taktischen Mißerfolges der russischen Angriffe auf die Stellung von Plewna — so ergibt sich Folgendes:

Trotz der Mängel der russischen Bewaffnung und des russischen Reglements und trotz der türkischerseits mit überraschendem Geschick angewandten Feldbefestigung würde der Sieg der russischen Waffen am 20. Juli möglich, am 30. Juli wahrscheinlich, am 11. September zweifellos gewesen sein — wenn die Führung es verstanden gehabt hätte, die verfügbaren Streitmittel sachgemäß zu benutzen!

Im Schipka-Paß.

Die Einnahme des Schipka-Passes im Juli war ein auf den ersten Blick blendendes Effektstück, dem aber schließlich jeder ernste Hintergrund, jeder strategische Nachdruck völlig fehlte; die näheren Betrachtungen über diesen Punkt sind in einem früheren Abschnitte dieses Aufsatzes enthalten.

Aber auch für den weiteren Verlauf des Krieges muß der Werth, welchen der Besitz des Schipka-Passes für die russische Kriegführung hatte, ein durchaus zweifelhafter genannt werden.

Zunächst, d. h. bis zum Fall von Plewna, spielte die Paß-Stellung eine defensive Rolle, insofern in derselben die russische Süd-Armee unter Radezki der türkischen Süd-Armee unter Suleiman und später unter Reuf entgegentrat, um ihr Vordringen nach der Nordseite des Balkan und ihre Cooperation mit der Armee von Plewna zu verhindern.

Die Erfüllung dieser Aufgabe wurde durch die taktischen Verhältnisse der Schipka-Stellung durchaus nicht erleichtert, im Gegentheil war die Behauptung der Paß-Stellung für die Russen mit großen Schwierigkeiten verbunden. Um die taktische Situation einigermaßen zu verstehen, muß man sich die lokalen Verhältnisse in großen Zügen klar machen.

Auf der Nordseite des Gebirges steigt die Paßstraße, über eine deutsche Meile lang, auf einem schmalen Queraft des Gebirges, der durch tiefe Schluchten zu beiden Seiten von dem Haupt-Massiv des Gebirges getrennt ist, zu der eigentlichen Paßhöhe empor, um dann kurz und steil nach dem Südfuß des Gebirges abzufallen. Die nördliche Paßstraße und die Paßhöhe selbst waren im Besitz der Russen, aber die beherrschenden Höhen des Haupt-Gebirges-Kammes nicht nur zu beiden Seiten der Paß-

höhe sondern sogar zu beiden Seiten der nördlichen Paßstraße waren in den Händen der Türken, welche von hier aus den Zugang zum Paß von Norden her unter wirksamem Feuer halten konnten; der südliche Abstieg des Passes war gänzlich in der Gewalt der Türken.

Die russische Stellung war ein lang gestreckter Darm, der auf drei Seiten von zum Theil überhöhenden feindlichen Stellungen umgeben war, auch konnte sie, wie verschiedene Beispiele gezeigt haben, östlich und westlich durch Infanterie und selbst durch Cavallerie vollständig umgangen werden; allerdings haben die Türken von dieser Möglichkeit so gut wie gar keinen Gebrauch gemacht.

Die Stellung im Schipka-Paß als russische Defensiv-Stellung muß also als durchaus ungünstig bezeichnet werden; einen ganz anderen Werth hätte die Stellung allerdings gehabt, wenn die beherrschenden Höhen zu beiden Seiten der Paßstraße — östlich der Berdek und westlich der Akri Dschebel — ebenfalls in russischem Besitz gewesen wären. Diese Höhen zu besetzen war Mitte August aus Mangel an Truppen vollkommen unmöglich gewesen; nachdem die Türken sich aber einmal auf diesen Höhen festgesetzt, wäre ihre Vertreibung von dort nur durch eine umfassende Offensive möglich gewesen, auf welche man sich aber russischerseits während des ganzen zweiten Abschnittes des Feldzuges, d. h. bis zum Falle von Plewna, nicht einlassen konnte.

Wenn man die blutigen Kämpfe, welche namentlich im August und September um den Besitz der russischen Schipka-Stellung durchgefochten wurden, in ihren Einzelheiten betrachtet, so kann man den Gedanken nicht gut abweisen, daß die russische Defensive wahrscheinlich *zwischen* Tirnowa und dem Paß *andere* Stellungen hätte finden können, welche taktisch günstige Bedingungen gewährten als die thatsächlich eigenommene Stellung im Passe selbst.

Auch für die spätere große Offensive hatte die mühevolle Behauptung der Paß-Stellung während eines halben Jahres und die mit derselben verknüpften großen Opfer eigentlich keinen entsprechenden Werth. Radetzki konnte den Schipka-Paß *doch* nicht zum Uebergange seiner Armee benutzen, sondern sein linker Flügel unter Mirski mußte den Trawna-Paß, sein rechter Flügel unter Skobelew den Imetli-Paß unter großen Schwierigkeiten überschreiten und beide Kolonnen mußten sich unter blutigen Gefechten den Austritt aus dem Gebirge erkämpften, ohne daß die Stellung des Zentrums im Schipka-Passe diese Operationen wesentlich erleichterte.

Trotzdem ließ es sich vollkommen begreifen, daß die russische Heerführung den Schipka-Paß nicht aufgab, sondern ihn unter sehr schwierigen Verhältnissen zu behaupten unternahm. Man hatte sich gewissermaßen

moralisch auf dem Paß festgenagelt. Der Jubel über die Einnahme des Passes, die Betonung der großen strategischen Bedeutung desselben waren, den wirklichen Werth sehr übertreibend, viel zu lebhaft gewesen, als daß man ohne Weiteres diese Errungenschaften hätte preisgeben können; der moralische Rückschlag auf die Armee, auf Rußland und auf Europa wäre ein ganz gewaltiger gewesen.

Die thatsächlich unter zum Theil ganz außerordentlich schwierigen Umständen durchgeführte Behauptung des Passes war einerseits für die betheiligten Truppen in hohem Grade ruhmvoll, andererseits aber mit überaus schweren Verlusten verbunden.

Ganz abgesehen von den zahlreichen Verlusten in den blutigen Gefechten soll hier nur kurz auf die geradezu fürchterlichen Verluste aufmerksam gemacht werden, welche die russische Schipka-Besatzung in den Winter-Monaten durch die mörderischen Witterungsverhältnisse auf der Paßhöhe erlitt. Statt aller Auseinandersetzungen ein kurzes Zahlenbeispiel. Anfang November rücken drei Regimenter der 24. Infanteriedivision in die obere Schipka-Stellung ein und bleiben in derselben bis Ende Dezember; während dieser acht Wochen verlieren:

Regiment Irkutzk (Gesammtstärke 3273 Mann):
307 Mann durch Krankheit, 1208 Mann durch Erfrieren;
Regiment Jenisei (Gesammtstärke 3156 Mann):
638 Mann durch Krankheit, 1414 Mann durch Erfrieren;
Regiment Krasnojar (Gesammtstärke 3148 Mann):
645 Mann durch Krankheit, 1213 Mann durch Erfrieren!

Die Betrachtung über die Schipka-Ereignisse kann nicht geschlossen werden ohne mit einigen Worten die Berechtigung der maßlosen Vorwürfe zu untersuchen, welche ziemlich allgemein gegen das Verfahren Suleimans bei Gelegenheit der August-Kämpfe erhoben worden sind.

Es wird ihm vorgeworfen: daß er überhaupt den Schipka-Paß angegriffen habe, anstatt mit Benutzung eines der weiter östlich gelegenen im unbestrittenen Besitz der Türken befindlichen Pässe auf die Nordseite des Balkan überzugehen und dann mit Mehemed Ali vereinigt zu operiren. — In diesem Sinn wird der Angriff Suleimans auf den Schipka-Paß im August theils für blödsinnige Thorheit, theils geradezu für verrätherische Böswilligkeit gehalten — eine Kritik, welche wenig Kenntniß der damals obwaltenden Verhältnisse verräth.

Nimmt man an, Suleiman hätte seine Armee über einen der östlichen Pässe nach der Nordseite des Balkan übergeführt und sich mit Mehmed Ali vereinigt — eine Bewegung zu deren Ausführung im Hin-

blick auf die bekannte Schwerfälligkeit türkischer Truppenbewegungen sicherlich einige Wochen erforderlich gewesen wären — so muß man fragen: Was dann?

Die Commando-Verhältnisse zwischen den beiden einander persönlich verhaßten Generalen waren Dank der türkischen Lodderwirthschaft nicht geregelt; Mehmed Ali glaubte sich als den Vorgesetzten Suleimans betrachten zu dürfen, was dieser Letztere in schroffer Form zurückwies; eine unmittelbare Cooperation beider Armeen konnte also unmöglich eine Aussicht auf Erfolg bieten.

Nimmt man aber selbst diese Bedenken als beseitigt an, so hätte die auf die Nordseite des Balkan versetzte Armee Suleimans ihre Offensive auf Tirnowa über Maren-Elena-Nikolaus-Kloster führen müssen, wobei die taktischen Verhältnisse den Türken kaum günstiger gewesen wären als bei dem direkten Angriff auf den Schipka-Paß.

Glückte der Angriff auf den Schipka-Paß aber, so war der Erfolg ein sehr bedeutender: erstens in moralischer Beziehung aus dem oben bereits angedeuteten Gründen, zweitens in strategischer Beziehung, weil Suleiman dann die Mitte der losen und verzettelten russischen Aufstellung durchbrochen hatte. Nur gänzliche Unkenntniß der Thatsachen aber kann leugnen, daß Suleiman dem Erfolg sehr nahe war.

Am 21. August richtet er seinen Angriff gegen den linken Flügel der russischen Stellung ohne aber die vorhandene Möglichkeit einer vollständigen Umgehung auszunutzen; der Angriff reussirt nicht.

Am 22. August ruht der Angriff gänzlich, um die russische Stellung erst genauer zu rekognosziren, wobei die große Schwäche derselben und die Möglichkeit zu einer Umgehung auf beiden Seiten erkannt wird; es ist charakteristisch für die türkischen Zustände, daß Chulussi Pascha, der wochenlang Commandant des Schipka-Passes gewesen und der sich jetzt in der Armee Suleimans befand, selbst über die ganz allgemeinen Eigenthümlichkeiten der Stellung keine Auskunft geben konnte.

Am 23. August war der Hauptangriff von Akri-Dschebel aus gegen den rechten Flügel der Russen gerichtet, d. h. gegen den schwächsten Punkt der Stellung — während gleichzeitig der linke Flügel umgangen werden sollte.

Um 5 Uhr Nachmittags war das Gefecht für die Russen trotz verzweifelter Anstrengungen aussichtslos verloren, schon wurden die entscheidenden Punkte von den bis dahin tapfer aushaltenden Vertheidigern in voller Flucht verlassen — da erscheint wie ein deus ex machina die Spitze der von Radezki in einem achtundvierzigstündigen Gewaltmarsch herangeführten Verstärkungen; das Glück des Tages wendet sich den russischen Waffen zu und die Schipka-Stellung ist gerettet.

Wenn Radezkis Truppen — welche unterwegs unter den glühenden Strahlen der Augustsonne zu Hunderten zusammenbrachen — nur um eine Stunde später den Paß erreichten, war die Schipka-Stellung in den Händen der Türken; und wenn Suleiman bereits am 21. den Angriff so disponirte, wie es am 23. geschah, war der Erfolg ganz unzweifelhaft.

Daß Suleiman den Schipka-Paß angriff, war durchaus kein Fehler, sondern ein erfolgversprechendes Unternehmen — die Art und Weise aber wie der Angriff ausgeführt wurde, war äußerst mangelhaft; auch die wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit der Truppen konnte unter diesen Umständen den Erfolg nicht herbeiführen!

Am Lom.

Die der russischen Lom-Armee unter dem Commando des Thronfolgers während des zweiten Abschnittes des Feldzuges gestellte Aufgabe — strikte Defensive auf einer langen von der Donau bis zum Balkan reichenden Front einem numerisch bedeutend überlegenen, auf zahlreiche feste Stellungen gestützten Gegner gegenüber — war keine leichte. Ganz besonders erschwerend war hierbei der Umstand, daß hinter den beiden äußersten Flügeln der der Lom-Armee zugewiesenen Front strategische Punkte lagen, die unbedingt gegen einen von Osten kommenden Angriff gesichert werden mußten: hinter dem rechten Flügel Tirnowa und der Rücken der Schipka-Stellung, hinter dem linken Flügel der Uebergang von Sistowa. Die Bedeutung, welche das Festgenageltsein der russischen Heerführung auf dem Schipka-Paß und diejenige, welche die versäumte zu selbstständiger Vertheidigung befähigende Befestigung Sistowas hatte, trat hier deutlich hervor; die strategische Bewegungsfreiheit der Lom-Armee wurde durch diese Verhältnisse in hohem Grade beengt und die in der russischen Armee so wie so vorhandene Neigung zu zersplitterten Cordon-Stellungen wurde bedenklich begünstigt.

Es soll hier nicht näher untersucht werden, ob nicht die der Lom-Armee gestellte Aufgabe trotzalledem sich durch ein konzentrirtes Zusammenhalten der Hauptmasse bei leichter Beobachtung der ganzen Front durch Cavallerie hätte durchführen lassen — in Wirklichkeit wurde die Lösung durch eine verzettelte Aufstellung der Hauptmasse der Truppen längs der ganzen Front angestrebt, allerdings mit dem Grundgedanken: einer ernsten feindlichen Offensive gegenüber bis zur Jantra zurückzugehen und hier mit versammelter Macht in befestigter Stellung den entscheidenden Widerstand zu leisten. Dieser Gedanke kam aber nicht rein zur Durchführung.

Als Ende August Mehmed Ali endlich die Offensive ergriff und sich in unglaublich schwerfälliger Weise gegen den Schwarzen Lom in Bewegung setzte, beschloß man russischerseits, dem Angriff am linken Ufer des Lom entgegenzutreten — aber nicht etwa mit versammelter Macht, sondern mit verschiedenen längs des Flußlaufes verzettelten Detachements, welche bei Popkioi, Gagowo und Ablawa sich in verhältnißmäßig günstig gelegenen Stellungen verschanzten. Durch diese dem Armee-Commando zur Last fallende Verzettelung waren allerdings die Chancen eines erfolgreichen Widerstandes sehr vermindert — aber die Führer der einzelnen Detachements gaben sich in einer ganz unbegreiflichen Verblendung alle erdenkbare Mühe, um die Chancen noch immer mehr zu verschlechtern. Alle drei Detachements nämlich lassen sich durch eine ganz unzeitgemäße Kampfbegier dazu hinreißen, mit einem Theil ihrer Kräfte das Gefecht in der Stellung ihrer Vorposten am rechten Ufer des Flusses anzunehmen. Dieses vollkommen sinnlose Verfahren führt zu den verlustreichen Gefechten von Ajaslar (23. August), Karahassankioi (30. August) und Kazeljewo (5. September), welche jedesmal mit dem Rückzuge der russischen Truppen endeten und welche zur Vernichtung der betreffenden russischen Abtheilungen hätten führen können und müssen, wenn nicht die türkische Führung zu jammervoll gewesen wäre.

Unter dem niederdrückenden Eindruck der drei unglücklich verlaufenen Gefechte gab das Armee-Commando den Widerstand am linken Ufer des Lom gänzlich auf; die starken verschanzten Stellungen, an denen man den Gegner hatte anlaufen lassen wollen, kamen gar nicht zur Geltung.

Die ganze Armee trat den Rückzug nach der Jantra an unter Verhältnissen, die so ungünstig waren, daß trotz der großen Ausdauer der russischen Truppen im Gefecht und auf dem Marsch eine Katastrophe hätte eintreten können, wenn eben nicht die türkische Führung (es gilt dies nicht nur von Mehmed Ali, sondern auch von seinen Unterführern) gänzlich versagt hätte; von einer Verfolgung war so gut wie gar nicht die Rede.

Als Mehmed Ali endlich nach Verlust einer kostbaren Zeit den Vormarsch gegen die Jantra wieder aufnahm, traf er bei Tschairkioi auf ein zusammengewürfeltes russisches Detachement etwa in Stärke einer Division; der über alle Begriffe lahme türkische Angriff wurde am 21. September von den Russen abgewiesen, womit Mehmed Alis ganze Offensive zu Ende war; er führte seine Truppen wieder hinter den Lom zurück.

Es ist charakteristisch für die Unklarheit und Planlosigkeit der russischen Führung, daß das Treffen von Tschairkioi — welches die Entscheidung dieses ganzen Operations-Abschnittes herbeiführte — ein vollständiges Impromptu war, das von einem Unterführer in Scene gesetzt

wurde während die Armee sich auf dem Rückmarsch in die vom Armee-Commando für den Entscheidungskampf ausgesuchten Stellungen befand.

Daß dieser eigentlich nur so nebenbei geleistete Widerstand eines kleinen Bruchtheils der russischen Ostarmee genügte, um die ganze Offensive Mehmed Alis zum Scheitern zu bringen, ist für diese letztere das beste Armuthszeugniß.

Die zweite türkische Offensive, welche der an Mehmed Alis Stelle berufene Suleiman im November begann, hatte einen anderen, wenn auch ebenso erfolglosen Verlauf.

Mitte November von Rustschuk aus mit seinem eigenen rechten Flügel gegen den linken Flügel der russischen Ostarmee am unteren Lom demonstrirend und die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin lenkend, sammelte Suleiman auf seinem linken im Gebirge stehenden Flügel die Hauptmasse seiner Truppen und ergriff mit diesem Corps Anfang Dezember die Offensive in der Richtung auf Tirnowa.

Am 4. Dezember gelang es ihm, ein schwaches russisches Detachement, welches in völliger Verkennung der Situation in der Stellung von Maren und Elena gegen die erdrückende Uebermacht Widerstand zu leisten versuchte, fast zu vernichten — hiermit war aber Suleimans Energie erschöpft; er machte zunächst Halt; bereits nach einigen Tagen aber war es der russischen oberen Heeresleitung durch Ausnutzung der sehr großen Marschleistungen der Truppen gelungen, zur Sicherung Tirnowas in der Stellung am Nikolaus-Kloster eine so bedeutende Truppenmasse zu versammeln, daß jede Fortsetzung der türkischen Offensive in dieser Richtung aussichtslos gewesen wäre.

Ein ernster Angriffsversuch, den nunmehr Suleimans rechter Flügel von Rustschuk aus gegen den russischen linken Flügel unternahm, führte am 12. Dezember zur Schlacht von Metschka, welche russischerseits als Defensivschlacht mit offensivem Flankenstoß gut durchgeführt wurde und mit dem übrigens völlig geordneten Rückzuge der Türken endete.

Inzwischen war Plewna gefallen (10. Dezember); eine Fortsetzung der Offensive Seitens der türkischen Ostarmee war hiermit thatsächlich gegenstandlos geworden; bald darauf wurde ein Theil der Ostarmee und auch Suleiman selbst nach der Südseite des Balkan berufen.

Die fernere Thätigkeit der russischen Ostarmee war strategisch von geringem Interesse und ohne Einwirkung auf den weiteren Verlauf des Feldzuges.

Die zweite russische Offensive.

Der Fall von Plewna gab der russischen Heeresleitung die Möglichkeit, die durch die anfänglich bei Plewna erlittenen Unfälle zum Scheitern gebrachte große Offensive von neuem aufzunehmen.

Zwar war die Jahreszeit diesem Unternehmen, das mit dem Uebergang über den eis- und schneebedeckten Balkan beginnen mußte, nicht günstig — aber die große numerische und nach dem Falle Plewnas auch moralische Ueberlegenheit, das Vertrauen auf die erprobte Leistungsfähigkeit der Truppen und auch eine gewisse politische Nothwendigkeit ließen die Heeresleitung die etwa vorliegenden Bedenken bei Seite setzen: die sofortige Aufnahme der Offensive wurde beschlossen.

Die Westarmee unter Gurko, die sich bereits im Lauf des November und Dezember auf den Höhen des Etropol-Balkan, der türkischen Paß-Stellung Arabkonak-Schandornik gegenüber, festgesetzt hatte, sollte den Etropol-Balkan überschreiten und die über den Arabkonak-Paß von Orchanie nach Sofia führende Straße öffnen; die Südarmee unter Radezki, welche mit einem Theil ihrer Truppen seit Monaten im Schipka-Balkan stand, sollte diesen Theil des Gebirges überschreiten und die über den Schipka-Paß führende Straße frei machen; die Ostarmee sollte unterdessen mit ihrem linken Flügel gegen Rustschuk beobachten, mit ihrem rechten Flügel gegen Osmanbasar demonstriren und so die noch auf der Nordseite des Balkan stehenden türkischen Streitkräfte beschäftigen.

Den beiden Heertheilen der Generale Gurko und Radezki war übrigens nicht nur die Aufgabe gestellt worden, den Uebergang über die betreffende Gebirgsstrecke zu erzwingen, sondern sie sollten auch die ihnen gegenüberstehenden türkischen Heertheile unter Schakir Pascha (Arabkonak-Corps) und Wessel Pascha (Schipka-Corps) womöglich völlig vernichten, d. h. durch vollständige Umfassung zur Uebergabe zwingen.

Es fragte sich, wie die türkische Heerführung dem vorauszusehenden Gebirgsübergange der Russen entgegentreten werde.

Ein Gebirge ist ebensowenig wie ein großer Strom zu einer direkten gewissermaßen lokalen Vertheidigung geeignet; Versuche dieser Art führen stets zur Zersplitterung des Vertheidigers und enden, wie die Kriegsgeschichte lehrt, fast immer mit dem Siege des Angreifers. Die Bedeutung eines Gebirges wie der Balkan für die großen Operationen liegt nicht in den Vortheilen an und für sich, welche der Vertheidiger aus den [illegible]en Schluchten und den schwierigen Gebirgsübergängen ziehen kann —

denn derartige direkte Sperren sind fast stets zu umgehen — sondern in der Schwierigkeit, welche für den Angreifer entsteht, mit seinen Massen gleichzeitig jenseits des Gebirges aufzutreten.

Ist der in einer Kolonne den Uebergang bewerkstelligende Angreifer nicht rasch genug auf die Tête entwickelt oder kann eine von mehreren Neben-Kolonnen nicht rechtzeitig von den Nachbar-Kolonnen unterstützt werden, so hat der Vertheidiger die Chance, mit überlegenen Kräften einen Theil des Angreifers anzufallen und zu schlagen und so eventuell die ganze Angriffsoperation zu vereiteln. Die nachhaltige Vertheidigung eines Gebirges kann daher mit Aussicht auf Erfolg nur aus einer rückwärts zweckmäßig gewählten Bereitschaftsstellung auf offensivem Wege geführt werden.

Ein derartiges von der Theorie gebotenes Verfahren dürfte aber unter den damaligen Umständen für die Türken nicht mehr anwendbar gewesen sein; die Ungleichheit der Kräfte war zu groß und namentlich das Selbstvertrauen der Türken zu sehr erschüttert; der Uebergang der Russen über das Gebirge konnte schwerlich mehr verhindert werden.

Unter diesen Umständen war Suleimans Vorschlag: den westlichen Balkan ganz aufzugeben und Adrianopel zum Mittelpunkt des neu zu organisirenden Vertheidigungssystems zu machen — der einzige militärisch vernünftige Gedanke.

Aus eigenen Kräften dem Kriege eine siegreiche Wendung zu geben, daran konnte die Türkei nicht denken; jede Fortsetzung des Widerstandes konnte nur den Zweck haben, für diplomatische Schritte und für eine eventuelle Intervention Englands und Oesterreichs Zeit zu gewinnen. Dieser Zweck wäre auf dem von Suleiman vorgeschlagenen Wege am besten zu erreichen gewesen — aber die militärisch zum Theil unzurechnungsfähigen entscheidenden Gewalten in Konstantinopel befehlen die direkte Vertheidigung der Balkan-Linie. Der Erfolg konnte nicht einen Augenblick zweifelhaft sein.

Noch bevor Suleiman mit den aus Ostbulgarien herangeführten Verstärkungen in die Aktion eingreifen konnte, war der Etropol-, Trajan- und Schipka-Balkan von den Russen überschritten, der Schipka-Paß und der Arabkonak-Paß geöffnet, die türkische Schipkaarmee gefangen, während es der am Arabkonak-Paß stehenden Armee nur durch grobe Fehler verschiedener russischer Unterführer und durch die störende Einwirkung gewaltiger Schneestürme auf die Bewegungen verschiedener russischer Kolonnen gelungen war, sich der auch ihr drohenden tödtlichen Umarmung ziemlich glücklich zu entziehen.

Die Nachricht von der Gefangennahme der Schipkaarmee — wodurch

für die dort über das Gebirge gegangenen Russen der Weg nach Adrianopel offen lag — veranlaßte Suleiman, jeden Gedanken an einen weiteren Widerstand an der oberen Maritza aufzugeben und seine Armee in Eilmärschen nach Adrianopel zurückzuführen. Es war zu spät.

Bei Philippopel von der scharf verfolgenden Armee Gurkos eingeholt, wurde Suleimans Armee in blutigen dreitägigen Kämpfen (15. 16. 17. Januar) theils zersprengt, theils von ihrer Rückzugslinie abgedrängt und zu einem schwierigen Umwege durch das Rhodope-Gebirge genöthigt, wobei fast die ganze Artillerie verloren ging.

Von allen Seiten drangen die russischen Kolonnen vor ohne irgendwo auf ernsten Widerstand zu stoßen; am 20. Januar wurde das stark befestigte aber ohne Gefecht geräumte Adrianopel von einer russischen Cavallerie-Abtheilung besetzt; bis Ende Januar waren die Heersäulen Skobelews, Radezkis und Gurkos bei Adrianopel eingetroffen und zum Theil bereis weiter gegen Konstantinopel vorgegangen.

Der am 29. Januar in Adrianopel abgeschlossene Waffenstillstand machte den Feindseligkeiten ein Ende.

Die letzten Consequenzen ihrer unleugbar großen Erfolge hatte die russische Heerführung, sichtlich unter dem Einflusse der Diplomatie, nicht zu ziehen *verstanden* oder nicht zu ziehen *gewagt*: den augenblicklich unwiderstehlichen Siegeslauf der Armee vor den Thoren Konstantinopels Halt machen zu lassen und Verhandlungen zu beginnen bevor die militärische Widerstandskraft der Türkei *gänzlich* gebrochen — war ein schwerer Fehler.

Den scheinbaren Erfolgen des Friedens von St. Stefano fehlte die materielle Grundlge: der Besitz Konstantinopels — denn nur in *diesem* Falle hätten die Abmachungen jenes Friedens wirklich durchgeführt werden könne.

Der Berliner Congreß, dessen Entscheidung in Rußland soviel Enttäuschung und Erbitterung hervorgerufen, war gewissermaßen nur eine redaktionelle Formulirung der damals thatsächlich zum Ausdruck gebrachten Machtverhältnisse; daß diese Redaktion für Rußlands Wünsche nicht günstiger war — dafür trug die Unentschlossenheit der russischen Heerführung und Diplomatie die Schuld, welche im entscheidenden Augenblick es nicht wagte, durch die Besitznahme Konstantinopels jeder fremden Einmischung das Prävenire zu spielen.

Das politiſche Königthum des Anti-Machiavell.

Rede, gehalten am Geburtstage Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs in der Aula der Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin am 22. März 1887.

Von

Heinrich von Treitſchke.

Wärmer, andächtiger als heuer hat die deutſche Nation den Geburtstag Sr. Majeſtät unſeres Kaiſers und Königs noch nie gefeiert. Die großen in die Sinne fallenden Abſchnitte des Menſchenlebens üben zu allen Zeiten ihren Zauber auf die Gemüther. Auch der Gedankenloſe empfindet heute, daß eine göttliche Macht, über alles irdiſche Verſtehen und Berechnen hinaus, über den ſchweren Anfängen unſeres neuen Reiches gewaltet hat; ſelbſt die Fremden und die Feinde beugen ſich in Ehrfurcht vor der menſchlichen Größe eines reichen Lebens, das durch drei Menſchenalter allein der Pflicht geweiht war. In langen Jahrhunderten der Vorzeit begegnet uns nur ein namhafter Fürſt, der ſo bis an die letzten Grenzen des Alters ſich die volle Kraft des Denkens und des Wollens bewahrt hat: jener gewaltige Herzog von Venedig, Enrico Dandolo, der mehr als neunzigjährig, halb erblindet, Conſtantinopel für die lateiniſche Chriſtenheit eroberte. Aber noch niemals in aller Geſchichte ward dem Herrſcher eines großen Reiches, der ſein Jahrhundert mit ſeinem Kriegsruhm füllte, der Segen eines ſolchen Alters beſchieden. Der heutige Feſttag iſt einzig, wie ſo Vieles in dem hochbegnadeten Leben unſeres Kaiſers.

Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über. Leicht wird es mir nicht, mich diesmal unſerem alten akademiſchen Brauche, der für das Feſt des Königs einen wiſſenſchaftlichen Vortrag verlangt, zu fügen. Ein Glück nur, daß meine Wiſſenſchaft mir geſtattet einen Stoff zu wählen, der uns von ſelbſt zurückführen wird zu den heute jedes Herz bewegenden Gedanken. Alles, was deutſch iſt, bringt heute

dem Kaiser seine Huldigungen dar, am lautesten doch das junge Geschlecht, das den Siegesglanz von Sedan nur vom Hörensagen kennt. Gewöhnlichen Menschen fällt es nicht leicht, wenn sie die Höhe des Lebens überschritten haben, noch im Einklang zu bleiben mit den heranwachsenden Kindern einer neuen Zeit. Kaiser Wilhelm aber ist mit jedem Jahre seines hohen Alters der Jugend immer näher getreten. Immer fester und tiefer prägt sich sein ehrwürdiges Bild den jungen Seelen ein, die von der leidigen Erbschaft unserer alten deutschen Zerrissenheit, dem unfruchtbaren Parteizank nichts mehr hören wollen: denn sie ahnen, daß noch auf lange hinaus die Politik unseres Reiches in den Bahnen verbleiben wird, welche sein erster Kaiser ihr gewiesen. Unter den brausenden Klängen aller der Jubellieder, die heute allüberall aus jugendlichen Kehlen erschallen, erscheint uns dieser Feiertag des hohen Greisenalters fast wie ein rührendes Fest der Jugend.

Unwillkürlich wendet sich an solchem Tage die Erinnerung den fernen Zeiten zu, da dies stolze preußische Königthum selber noch jung war, da diese Krone durch den Mund eines königlichen Jünglings der Welt zuerst mit bewußter Klarheit verkündete, was ihr Beruf sei und welche Stelle sie behaupten wolle in der Gesellschaft der Staaten. Wie leichthin wird doch der alte Vers nachgesprochen, den einst Goethe an den Eingang der Bekenntnisse seines Lebens setzte: ὁ μὴ ὀαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται; man denkt dabei nur an die leichten Prüfungen, welche die glückliche Jugend des Dichters heimsuchten. Es giebt jedoch ein letztes Maaß für die Leiden, die ein junges Gemüth zu tragen vermag, und weit über dies Maaß hinaus hat Kronprinz Friedrich gelitten in jenem tragischen, Mark und Bein erschütternden Ringen zwischen Vater und Sohn; die Narben, die er aus diesen Kämpfen davontrug, blieben noch an dem reifen Manne erkennbar. Aber aus der Fülle der Leiden rettete er sich eine sittliche Erkenntniß, die wie alle fruchtbaren Wahrheiten erlebt sein will, nicht blos verstanden: der Gedanke der Pflicht stand ihm fortan fest mitten in allen den Zweifeln eines freien Geistes, der vor den kühnsten Fragen nicht zurückschrak. Er hatte lernen müssen seinen Eigenwillen dem Zwange des Gesetzes zu unterwerfen, und obwohl sein Trotz sich noch zuweilen aufbäumte, er lernte auch den Vater zu verstehen aus seinen Werken, den Geist der Ordnung und Gerechtigkeit im Staate Friedrich Wilhelms I. zu bewundern. Er erkennt hinter den rauhen Formen des gestrengen Zuchtmeisters den menschenfreundlichen Sinn eines königlichen Bürgersmannes, der, groß im Kleinen, sorgsam, sachkundig wie keiner unter

den Fürſten der Zeit, dem Landmann auf die harten Hände blickt; und als er dann Oſtpreußen betritt, die klaſſiſche Stätte hohenzollernſcher Gaſtfreundſchaft, das von Peſt und Krieg verheerte Land, das durch den Fleiß ſeiner Einwanderer neu aufblüht, da jubelt er auf: ich habe das Non plus ultra der civiliſirten Länder geſehen, und das Alles hat ein Mann gethan, mein Vater!

Ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, dieſer ſelbſtgefälligſten aller Zeiten, wiegt er ſich ſtolz und ſicher auf den hoch dahergehenden Wogen der neuen Bildung, die von Frankreich einſtrömt, und hofft auf die Tage des Lichtes und der Wahrheit, da der Fanatismus und der Aberglaube barbariſcher Jahrhunderte wie Wolken vor der Sonne ſchwinden werden. In ſeinem Rheinsberg giebt er, endlich der ſeligen Freiheit genießend, den Deutſchen zuerſt wieder das Beiſpiel eines ſchönheitsfrohen Muſenhofes. Tagelang ſitzt er in dem ſchönen Thurmzimmer, das nach drei Seiten hin über Wald und See hinausſchaut, und ſchreibt und dichtet und ſinnt über das Woher und Wohin der Menſchheit; mit immer neuem Entzücken labt er ſich an den Werken und Briefen des Briareus, der mit tauſend Armen Dichtung und Wiſſenſchaft umfaßt, jenes Voltaire, der die reifſte der Culturſprachen beherrſcht und darum den goldenen Schlüſſel zu allen Schätzen der Bildung der Zeit zu beſitzen ſcheint.

Aber ſo freudig der Kronprinz an die Macht der neuen Aufklärung glaubt, ebenſo ſcharf und ſtreng lautet ſein früh geklärtes Urtheil über die politiſche Lage Europas. Er ſieht das von den ludovicianiſchen Kriegen ermüdete neue Jahrhundert einem kleinlichen diplomatiſchen Ränkeſpiele verfallen, das nur der ideenloſen Schlauheit des Beherrſchers der Franzoſen, des Cardinals Fleury, Vortheil bringt; er bemerkt, wie neue politiſche Kräfte, gebunden durch die Schlummerſucht einer friedensſeligen Zeit, ſich zum Lichte empordrängen. Er betrachtet vor Allem ſein Preußen, wie es noch zaudernd daſteht in ſeiner gefährlichen und doch ſo vielverheißenden Weltſtellung, Europa in zwei Hälften zerſpaltend, kein beſcheidenes Reichsland mehr und doch noch kein ſelbſtändiges Königreich, ſtarrend von Waffen und doch noch nicht anerkannt als große Macht; in Berg und Jülich, in Oſtfriesland und Schleſien, überall Erbanſprüche des hohenzollernſchen Hauſes, von langer Hand her vorbereitet durch die Umſicht der Altvordern, und noch immer nicht erfüllt. Da überkommt ihn zuweilen die Ahnung, ihm ſelber werde dereinſt beſtimmt ſein die ſchlummernde Macht dieſes Staates zu wecken, und in Augenblicken genialer Erregung hebt ſich ſein Geiſt wie ein Adler über die deutſchen Lande, mit flammenden

Augen, ausspähend wohin er zuerst stoßen solle. Also stand Friedrich noch mitten in seinem aufsteigenden Werdegange, einer starken Ruhmsucht voll, als Philosoph noch ein jugendlicher Schwärmer, als Diplomat schon reif und fertig — denn soeben hatte er bereits seine publicistische Meisterschaft bewährt in den Betrachtungen über die Lage Europas, einer Flugschrift, die ganz aus der Lage des Augenblicks heraus gedacht, in jedem Worte klug auf den Willen der Lesenden berechnet, die Seemächte warnen sollte vor Frankreichs ausgreifendem Ehrgeiz. Um diese Zeit schrieb er sein erstes Glaubensbekenntniß vom Berufe der Monarchie, die Widerlegung des Fürsten Machiavellis.

Der Anti-Machiavell hat vornehmlich darum so grundverschiedene Beurtheilungen erfahren, weil die Mehrzahl der Leser darin suchte, was die Aufschrift verheißt und der Inhalt nicht bietet: eine kritische Würdigung des großen Florentiners. Die heutige Wissenschaft vermag längst die Schriften Machiavellis aus den Ideen ihrer Zeit zu erklären; denn nur wenn diese mächtige Gestalt sich abhebt von dem tiefen Hintergrunde eines ganzen Zeitraums, lassen sich ihre Umrisse klar erkennen. Wir verstehen ihn heute als den unbedenklichen Wortführer jenes überschwänglich begabten und doch tief unseligen sechzehnten Jahrhunderts, da in Italien alle Bande des Rechts und alter Ueberlieferung zerstört waren, da das befreite Ich nach allen Kränzen des Ruhmes zugleich die Hände ausstreckte und mithin auch den Staat nur als ein Kunstwerk betrachtete, als ein Werk der Willkür des kalt rechnenden Menschengeistes. Die Macht stand wider die Macht; in diesen Kämpfen entschied nur die virtù, die kluge Willenskraft, die geradeaus zum Ziele schreitet, ohne nach der Reinheit der Mittel zu fragen. Wenn Machiavelli mit vollendeter Kenntniß der Nachtseiten der Menschheit, mit dem ganzen Zauber der soeben erst zur Vollendung gelangten schönen Sprache von Toscana gelassen lehrt, wie ein neuer Fürst durch Mord und Arglist seine Herrschaft behaupten und erweitern solle, und dann zu seiner Weisheit letztem Schlusse gelangt: der Fürst erhalte nur sich und den Staat, die Mittel wird Jedermann billigen — so sagt er nur frei heraus, was die Erfahrung jedes Tages lehrte. Dieser Politik der rein thatsächlichen Gewaltherrschaft verdankte Europa die Fülle des Schönen — denn in bewußter oder unbewußter Wahlverwandtschaft standen neben den furchtbaren Tyrannen Italiens, auch sie allein gestützt auf ihr mächtiges Ich, die Helden der neueren Kunst. Doch sie bewirkte auch, daß in dem Ringen um die Macht das Ausland zuletzt das Feld behauptete, daß die Monarchie auf der Halbinsel nur noch in der hassenswürdigen Gestalt der Fremdherrschaft erschien.

und der politiſche Idealismus dieſes Volks bis tief in unſer Jahrhundert hinein republikaniſch blieb.

Machiavelli ſchuf die moderne Wiſſenſchaft vom Staate; er zuerſt wagte wieder nach der Weiſe der Alten, ein Todfeind der Weltherrſchaft des dreimal gekrönten Prieſters, die Aufgaben des ſouveränen Staates allein aus der weltlichen Natur des Staates ſelber zu erklären. Doch gleich allen ſeinen Volksgenoſſen hatte er nur gebrochen mit der kirchlich gebundenen Sittlichkeit des Mittelalters, ohne doch ein neues ſittliches Ideal zu gewinnen — denn das vielfach mißverſtandene und überſchätzte claſſiſche Alterthum bot keinen Erſatz — und indem er den Staat von der Vormundſchaft der Kirche befreite, warf er ihn zugleich aus der ſittlichen Welt heraus. Die Macht ward ihm Selbſtzweck. Das Entſetzliche ſeiner Lehre liegt nicht in der Unſittlichkeit der empfohlenen Mittel, ſondern in der Inhaltloſigkeit dieſes Staates, der nur beſteht um zu beſtehen. Von allen den ſittlichen Zwecken der Herrſchaft, welche der ſchwer erkämpften Macht erſt die Rechtfertigung geben, wird kaum geſprochen. Nur das Traumbild der Einheit Italiens, nur die unbeſtimmte Hoffnung, daß vielleicht einer dieſer kleinen Principi alle die anderen überwältigen und die Fremden vom Boden des Vaterlandes vertreiben werde, durchleuchtet dann und wann das unheimliche Bild der Machtkämpfe mit dem Schimmer einer ſittlichen Idee, obgleich ich nicht glauben kann, daß der Principe zu dieſem vaterländiſchen Zwecke geſchrieben wurde. So erſcheint uns Machiavelli zugleich als der Kampfgenoſſe Martin Luthers, der gleich ihm den Staat von der Kirche losriß, und doch im ſcharfen Gegenſatze zu dem Reformator; denn Luther wollte den verweltlichten Staat mit einem neuen ſittlichen Inhalt erfüllen, ihm alle die Aufgaben der Volkserziehung und Volksbeglückung zuweiſen, welche die Kirche des Mittelalters einſt für ihn gelöſt hatte. In den politiſchen Gedanken der beiden Männer verkörpert ſich uns die Schickſalsverwandtſchaft und zugleich der nothwendige Kampf der zwei großen Culturvölker Mitteleuropas, welche, die Idealiſten unter den Nationen, das eine durch Erkennen und Bilden, das andere durch die Reform von Staat und Kirche, der neuen Geſchichte die Thore geöffnet haben.

Doch wie hätte das achtzehnte Jahrhundert ſolche Gedanken faſſen ſollen? Es iſt die Größe und die Schwäche jener Zeit, daß ſie, froh ihres eigenen unerſchrockenen Wahrheitsmuthes, in allem Vergangenen nur Weiß oder Schwarz, Wahr oder Falſch, Gut oder Bös unterſcheiden will und darum nie hiſtoriſch zu denken vermag. Und am wenigſten von dem jungen Feuergeiſt in Rheinsberg ließ ſich hiſtoriſche Unbe-

fangenheit erwarten. Er las wie Helden lesen, um über die Aufgaben seines Lebens ins Klare zu kommen, um durch das Denken die Sicherheit des mit sich selber einigen Geistes zu erlangen. Mit dem Bleistift in der Hand pflegte er seine Autoren durchzugehen, um sich mit ihnen in bewegter Wechselrede auseinanderzusetzen, wie er denn in jenem vornehm gleichgiltigen Tone, den er gegen sich selber anzuschlagen liebte, alle seine Schriften zuweilen nur als Tischgespräche bezeichnete. So behandelt er auch Machiavelli wie einen Lebendigen; er spricht ihn an und stellt ihn zur Rede, er schüttelt ihn und entläßt ihn mit einem grimmigen Cartouche! oder Scélérat! Unverkennbar redet aus diesem Zorne der beleidigte Stolz des Königssohnes, der seinen hohen Beruf durch den Prediger des Truges und des Meuchelmordes geschändet sieht. So konnte er von dem großen Denker, der manchen Zügen seines eigenen Wesens doch so nahe stand, kein treues Bild gewinnen; und auch um die feine Grenze zu finden, welche die öffentliche von der privaten Moral scheidet, reichte die Erfahrung des Prinzen noch nicht aus.

Doch seine Schrift enthält mehr. Sie enthält inmitten jugendlicher Rhetorik und moralischer Gemeinplätze, wie sie das Zeitalter der Aufklärung liebte, klar und bestimmt das Programm einer neuen Form der Monarchie, deren großer Tag jetzt heraufgraute. Das Werk des Florentiners muthete ihn fremd und unverständlich an, weil er selber fest auf preußischem Boden stand, mit allen seinen politischen Gedanken der deutschen Gegenwart und seiner eigenen großen Zukunft zugewendet. Ein Principe italienischen Stils war in diesem langsamen deutschen Leben, das nur allzu fest am historischen Rechte hing, nie emporgekommen, einzelne Gewalthaber in demokratischen Reichsstädten abgerechnet. Was frommte diesem legitimen, seines Thronrechtes sicheren Hohenzollern die Tyrannenlehre, wie ein neuer Fürst einen städtischen Demos sich unterwerfen solle? Was sollte gar ein Kronprinz von Preußen empfinden bei dem Satze, daß der Fürst seiner Kriegsmacht bedürfe, um sich gegen sein eigenes Volk zu vertheidigen? Doch inzwischen hatten sich andere, großartigere Formen der absoluten Monarchie im romanischen Europa herausgebildet. An hundert Jahre lang kämpfte die halbe Welt wider den kirchlichen Despotismus der katholischen Könige Spaniens. Als der Stern von Madrid verblich, erhob sich die Sonne Ludwigs XIV., das Königthum des l'état c'est moi, der höfischen Pracht und Selbstvergötterung, und nur wenige Jahre, bevor Friedrich schrieb, fand die göttergleiche Allmacht der Bourbonen in Bossuets biblischer Politik ihren salbungsvollen Anwalt. Deutschland aber, haltlos jedem Einfluß des Auslandes preisgegeben,

nahm von allen diesen fremdländischen Staatsgedanken etwas in sich auf. Wir erlebten in dem Kaiserthum der Ferdinande, in der jesuitischen Staatskunst Maximilians von Baiern eine Nachbildung hispanischer Herrscherkünste; auch die Hofprediger der kleinen lutherischen Betefürsten bemühten sich nach dem Maße ihrer schwachen Kräfte die Politik der monarchischen Glaubenseinheit auf ihre Weise durchzuführen. Dann folgte die Zeit, da jeder kleine deutsche Fürst sich sein Versailles erbaute; vor Kurzem erst hatte Friedrich selbst am Dresdener Hofe ein Herrscherhaus kennen gelernt, das über dem sinnverwirrenden Prunk seiner höfischen Feste allen Ernst der politischen Pflicht vergaß. Und damit dem buntscheckigen deutschen Staatsleben auch die elendeste Form der entarteten Monarchie nicht fehle, fand auch das Regiment des Kirchenstaates sein Gegenbild in den bettlerreichen Krummstabslanden am Rhein und Main.

Den Staatsmännern der alten Zeit war es schon ein Gräuel, daß ein Fürstensohn sich unterfing, über die Geheimnisse der Kunst des Herrschens, über die Arcana imperii vor allem Volke zu reden; wie verwegen, wie revolutionär mußte ihnen gar der Inhalt des Buches erscheinen. Mit einer schneidenden Verachtung, die nur durch den leichten Spott, durch die Anmuth der Sprache gemildert wird, schreitet Friedrich über alle diese vorhandenen Formen der deutschen Monarchie hinweg; er fertigt sie ab mit kurzen Worten, als ob sie für den Denker gar nicht in Betracht kämen, und stellt der tyrannischen, der kirchlichen, der höfischen Fürstenherrschaft die streng politische Auffassung des fürstlichen Berufs entgegen, die in allen großen Söhnen seines Hauses lebendig gewesen war. Was einst der große Kurfürst seinen Kindern einschärfte, da er sie lehrte den Staat zu betrachten als die Sache des Volks, nicht als ihre eigene Sache; was Friedrich in dem harten Arbeitsleben seines eigenen Vaters täglich bewährt sah, das sucht der Prinz mit Hilfe der neuen Naturrechtslehre wissenschaftlich zu begründen.

Er leitet den Staat aus einem ursprünglichen Vertrage ab. Durch einen Vertrag haben die freien und gleichen Menschen eine Obrigkeit eingesetzt, nicht damit ein Jeder theilnehme am Regimente, sondern damit ein Jeder geschützt werde in seinen Rechten und sittlichen Lebenszwecken, damit das suum cuique des schwarzen Adlers sich erfülle. Darum ist der Fürst nur der erste Diener des Staates: le premier domestique de l'état, so lautet der berühmte Ausspruch in seiner ältesten Fassung. Niemand wird heute noch diese Formel ohne Vorbehalt nachsprechen. Wir haben die Krücken der naturrechtlichen Vertragslehre

längst von uns geworfen und erkennen leicht, daß Friedrich hier den Fürsten, der kraft eigenen Rechtes herrscht, nicht scharf genug unterscheidet von den Unterthanen, die nur in seinem Namen, kraft übertragenen Rechtes die Gewalt der Obrigkeit ausüben. Aber wie menschlich groß und frei klingt dieses Wort in einer Zeit, da die deutsche Nation in Unterthänigkeit erstarb und die fürstliche Selbstüberhebung keine Scham mehr kannte.

Nicht als ob er damit der fürstlichen Gewalt enge Schranken hätte ziehen wollen. Er verwirft vielmehr grundsätzlich die Theilung der Gewalten, wie er auch in späteren Jahren dieser Lehre Montesquieu's, dem er sonst so gern folgte, immer widersprochen hat. Sein Fürst soll vor Allem Richter sein, der Hort und Held aller Gerechtigkeit auf Erden, und sodann Feldherr. Ein weltlicher Herrscher, soll er den Gewissen freien Lauf lassen und das frivole Gezänk der Priester verachten. In ihm, dem Herzen und Haupte des Staates, fließt das politische Leben der Nation zusammen; seine Herrschaft ist nicht Glück und Genuß, sondern die schwerste aller menschlichen Pflichten. An sein Pflichtgefühl werden Anforderungen gestellt, denen nur der Genius ganz genügen kann. Denn alle Macht ist nur Mittel zum Zweck — und hiermit wird die Lehre des Machiavellismus an ihrer schwächsten Stelle getroffen — alle Macht soll nur dazu dienen, die Wohlfahrt, die Ordnung, die Bildung zufriedener und sittlicher Völker — mit einem fridericianischen Worte: die Humanität, zu fördern. Der König würdigt wohl die Macht der Furcht im Staatsleben, doch er weiß auch, daß viele der größten Thaten der Geschichte dem Geiste der Liebe und Hingebung entsproßen sind. Er bewundert die Herrschaft des Gesetzes in wohlgeordneten Republiken und redet unbefangen über die Schwäche des Königthums, das dem Zufall, der unberechenbaren Persönlichkeit des Fürsten so gar viel anvertrauen muß. Aber er sieht auch, wie hilflos die Republik in Zeiten drängender Gefahr erscheint. Und weil er wie alle Helden weiß, daß Männer die Geschichte machen, darum rühmt er als den Vorzug der Monarchie, daß sie in ruhigen Tagen den Staat nach den Gesetzen durch ihr Beamtenthum verwalten läßt, doch im Augenblicke der Noth noch freien Raum behält für die rettende That einer königlichen Entschließung. Mit besonderer Vorliebe betrachtet er in allen Schriften und Briefen seiner Jugend die Könige von Macedonien, von Preußen, von Sardinien-Piemont, denen die Bedrängniß ihres Staates auferlegte, jederzeit einzutreten mit ihrer Person — payer de sa personne.

In der auswärtigen Politik verwirft er rundweg jene falsche Ruhm-

sucht, die nur Lärm in der Welt erregen will, den Abenteurermuth eines Karls XII. Ein starker Staat unter schwachen Nachbarn soll nicht sie zu verschlingen, sondern sie zu schützen und zu fördern suchen und dadurch seine eigene Macht stärken — so wie er es selber als Greis im bairischen Erbfolgekriege und bei der Stiftung des deutschen Fürstenbundes bewährte. Wahrer Ruhm erblüht nur aus gerechten Kriegen, und für diese läßt Friedrich nur einen dreifachen Anlaß gelten: die Vertheidigung des eigenen Landes, die Behauptung wohlbegründeter Ansprüche, endlich den Kampf, auch den angreifenden Kampf gegen einen Staat, der durch seine Uebermacht der Freiheit aller Staaten bedrohlich wird.

Steht es nun wirklich so, wie die Mehrzahl der Zeitgenossen wähnte? Ist der Eroberer Schlesiens den Lehren des Anti-Machiavell untreu geworden? Voltaire hatte schon, während er die Herausgabe des Anti-Machiavell vorbereitete, für seine Henriade einen neuen Vers geschmiedet, um das Bild dieses tugendhaften jungen Fürsten allen Monarchen der Zeit als ein erbauliches Beispiel vorzuhalten: „sie toben durch die Welt, Du bringst ihr Licht und Glück" — doch er legte die Zeilen bedenklich zur Seite, als sein königlicher Freund plötzlich den Rubicon überschritt und der kriegerische Klang der preußischen Trommeln und Querpfeifen zu den elegischen Tönen nicht mehr recht zu stimmen schien. Der gute alte Abbé Castel de St. Pierre, der Apostel des ewigen Friedens, bekundete in einer eigenen Schrift seine Verwunderung über die Missethaten des aufgeklärten Königs; er belehrte ihn, zu Friedrichs Ergötzen, wie der löbliche König Numa durch die friedlichen Verhandlungen seiner fecialischen Priester alle Händel mit den Nachbarn Roms in Freundschaft ausgeglichen habe. Sie sehen sogleich, wie falsch hier die Frage gestellt wird. Die Politik ist Kunst, sie gehört dem Gebiete des Handelns an, wo der Wille herrscht und das Erkennen nur dient; niemals kann ein guter Vorsatz oder eine wohlersonnene politische Doctrin den gleichen sittlichen Werth beanspruchen, wie der kühne Entschluß des handelnden Staatsmannes, wenn er aus dem Gewirr der Kräfte und Gegenkräfte das Lebendige, das Nothwendige herausfindet. Wie leicht läßt sich erweisen, daß Friedrich bei den beiden bestgescholtenen Unternehmungen seiner auswärtigen Politik, bei der Besetzung Schlesiens wie bei der Theilung Polens genau nach den Vorschriften seines Anti-Machiavell verfuhr: er hatte einen zweifachen rechtsgiltigen Anspruch, auf Berg und auf die niederschlesischen Herzogthümer, gegen das Haus Oesterreich zu behaupten, und wenn er nicht seine Hand auf Westpreußen legte, so ward ganz Ost-

europa von der ruſſiſchen Macht überfluthet. Doch wie wenig bedeuten ſolche äußerliche Rechtfertigungen weltumgeſtaltenden Thaten! Um es kurz zu ſagen, Friedrich war im Handeln größer als in den Doktrinen ſeiner Jugendſchrift; er hat durch Erfahrungen, wie ſie nur auf den Höhen der Geſchichte geſammelt werden, gelernt, das Ideal des Königthums noch edler und ſtolzer zu geſtalten, als er es in ſeiner Jugend ahnen konnte.

Wie ſeltſam erſcheint uns heute ſeine dem Römer-Cultus der franzöſiſchen Dichter entlehnte Verehrung für Marc Aurel. Wer darf denn beſtreiten, daß er ſelber dieſen Kaiſer, den er ſo gern „mein Held, mein Vorbild" nennt, weit übertraf? Der tugendhafte Cäſar, der im Lagerzelte an der Donau über die Weisheit der Stoa grübelte, konnte doch den Fall eines verſinkenden Reiches nicht aufhalten. Friedrich aber iſt mit der Geſchichte aufwärts geſchritten; er hat aus den Trümmern der zerfallenden alten deutſchen Welt eine neue emporgehoben, dies neue Deutſchland, das heute vollendet, uns dankbare Enkel mit ſeinem Frieden, ſeinem Ruhme deckt; er hat, wie es das Recht des Helden iſt, Neubildungen im Völkerleben vollzogen, deren tiefen Sinn er ſelber noch nicht ahnte. Was gelten uns die ſchleſiſchen Erbverträge, was die Berechnungen des Gleichgewichts in Oſteuropa neben der entſcheidenden Thatſache, daß Friedrich dem einzigen lebensvollen deutſchen Staate die Kraft ſelbſtſtändigen Wollens gab, daß er in den Piaſtenſchlöſſern Schleſiens, in der Ordensburg der deutſchen Hochmeiſter deutſches Leben wieder erweckte, daß er die zerriſſene Kette der Zeiten wieder anknüpfte und durch deutſche Kraft aufbaute, was deutſche Schwäche und Zwietracht einſt zerſtörten? Der Held, der ſeinen Namen neben Cäſar und Alexander ſtellte, der zwölf Jahre einer ſechsundvierzigjährigen Regierung im Kriege verbrachte und den Kriegerſtand, den Schild Aller, jederzeit als den erſten im Staate betrachtete, war doch ein Friedensfürſt; auch auf der Sonnenhöhe des Ruhmes vergaß er nie, daß des Krieges einziger Zweck der Frieden iſt. Eindringlicher als durch die Lehren des Anti-Machiavell zeigte er ſeinem Volke durch die ungeheure Arbeit eines ganz dem Vaterlande dahingegebenen Wirkens, was es heiße, das Königthum als ein hohes Amt zu verſtehen. So lange preußiſche Herzen ſchlagen, werden ſie ſein Selbſtbekenntniß in Ehren halten:

Doch ich, umbräuet vom Verderben,
Deß' Schiff im Sturm zu ſcheitern droht,
Muß kühn in's Auge ſehn dem Tod,
Als König denken, leben, ſterben!
(Penser, vivre et mourir en roi!)

Kaum elf Jahre liegen zwischen dem Sarge König Friedrichs und der Wiege Kaiser Wilhelms. Das Leben unseres Kaisers umfaßt beinahe den ganzen, uns so weit erscheinenden Zwischenraum, der die Vollgewalt des fridericianischen Königthums von den freieren Staatsformen unserer Tage trennt. In dieser Zeit hat sich unsere Ansicht vom Staate von Grund aus verwandelt. Waren im achtzehnten Jahrhundert Engländer und Franzosen die Führer der Staatswissenschaft, so haben im neunzehnten wir Deutschen die Führung übernommen. Seit uns Herder lehrte, daß nicht jedem Volke das gleiche Maaß und Ziel der Glückseligkeit gesetzt ist, seit wir durch Niebuhr und Savigny das Werden des Rechts verstehen lernten, seit der Klärung und Vertiefung unseres historischen Erkennens entstand in Deutschland eine neue, wesentlich nationale Staatslehre. Sie steht in bewußtem Gegensatz zu den weltbürgerlichen Theorien der Aufklärung und der Revolution, und wird darum von den Epigonen der Naturrechtslehre reactionär gescholten. Sie vermißt sich nicht, die Geschichte zu meistern nach den Regeln eines Vernunftrechts, das irgendwo unwandelbar in den Sternen geschrieben stehen soll; sie sucht zu verstehen, wie sich die Vernunft der Geschichte in der Mannichfaltigkeit der Staatsgebilde entfaltet, und gewinnt erst aus dieser Fülle der Erfahrung wissenschaftliche Gesetze. Und weil wir historisch zu denken gelernt haben, darum können wir auch den unverlierbaren Kern der fridericianischen Staatsansicht für unsere Zeit bewahren; denn Friedrich lehnt sich nur in der Form seiner Lehre an das Naturrecht seines Zeitalters an, ihren Inhalt schöpft er mit dem Takte des Staatsmannes aus dem historischen Charakter seines monarchischen Staates. Unaufhaltsam wenden sich die hellen und freien Köpfe deutscher Wissenschaft von den republikanisch gefärbten Doctrinen der älteren liberalen Schule heute wieder dem positiven Monarchismus zu.

In der Entwicklung unseres Staates bestätigt sich immer von Neuem das tiefsinnige Gesetz, das einst Machiavelli entdeckte: das ritornar al segno. Nur wenn er zurückkehrte zu dem Zeichen, unter dem er geboren ward, nur durch das Königthum, das ihn geschaffen, ist dieser Staat gewachsen und emporgeblüht. Die Zeit mußte kommen, da bei steigender Volkszahl und entwickeltem Verkehre die Kraft eines Mannes nicht mehr ausreichte allen den Pflichten zu entsprechen, welche Friedrich dem Könige aufgebürdet hatte; früher oder später mußte dies Königthum, das nur um des Volkes willen herrschte, vor der Frage stehen, wie das Volk selber zur Mitwirkung bei der Leitung des Staates herangerufen werden solle.

Als unser Kaiser zuerst mit dem preußischen Degen umgürtet wurde, sah er den Fall des alten Systems, aber bald darauf die Befreiung des Landvolks, die Städteordnung, den Neubau des Heerwesens und der Verwaltung, alle die großen Reformen, welche das Königthum durch die Entfesselung der Volkskraft verjüngten, dann den Aufruf seines Vaters an sein Volk und jene Erhebung, die abermals das fridericianische Wort bewährte, daß die größten Thaten der Geschichte der Liebe und Hingebung entspringen. Als Mann nahm er theil an der treuen Arbeit der stillen Friedensjahre seines Vaters. Damals ging unter den Deutschen der kleinen Staaten die Rede: das bisher so kräftige Aufsteigen unseres Staates sei plötzlich ins Stocken gerathen. Man schalt ihn künstlich, weil er die nothwendige Abrundung seiner Grenzen noch nicht erlangt hatte; und doch überstand er eben jetzt, zum Heile für das ganze Vaterland, die hohe Schule der praktischen deutschen Einheit, indem er Litthauer und Rheinfranken, Thüringer und Niedersachsen zu gemeinsamer Staatsgesinnung erzog; und schon schlang er, seinen nationalen Beruf endlich klar erkennend, durch seine Zollverträge auch um die kleinen deutschen Nachbarn ein Band der Einheit, das nicht mehr reißen konnte. Man schalt ihn das Bleigewicht am deutschen Körper, weil seine Krone nicht von Reichsständen umgeben war, weil das harte Gefüge dieser waffenstarken Monarchie den constitutionellen Doctrinen der Zeit spröder widerstand als die Scheinstaaten rheinbündischen Ursprungs. Ein junger Officier aber, der uns besser kannte als die süddeutschen Kammerredner, Helmuth v. Moltke, schrieb damals schon, im Jahre 1832, zuversichtlich: dieser Staat zeichne sich aus durch sein unaufhaltsames ruhiges Fortschreiten, durch eine stetige Entwicklung seiner inneren Verhältnisse, „welche Preußen an die Spitze der Reformen, der Aufklärung, der liberalen Institutionen und einer vernünftigen Freiheit — mindestens in Deutschland gestellt haben".

Nach dem Tode König Friedrich Wilhelms III. bekundete sich das Verlangen nach Reichsständen mit wachsender Kraft. Da war es der Prinz von Preußen, der das schwere, unabweisbare Bedenken erhob: was solle werden, wenn der künftige Landtag die Kriegsherrlichkeit des Königs antaste, wenn er sein Steuerbewilligungsrecht mißbrauche um das Heer zu schwächen, dies Heer, das unseren Staat seit dem Großen Kurfürsten von Stufe zu Stufe emporgetragen habe? Seine Mahnung ward überhört, Preußen trat ein in die Reihe der constitutionellen Staaten; und sofort stellte sich der Prinz, treu, ohne Hintergedanken auf den Boden der neuen Verfassung. Als er dann selber den Thron bestieg, da ging Wort für Wort in Erfüllung, was

er als Prinz vorhergesehen. In einem langen Streite mit dem Landtage mußte er das Recht des königlichen Kriegsherrn behaupten; und er behielt Recht, er gewann durch die Kraft unvergleichlicher Erfolge selbst die Gegner, und noch durch die Wahlen der jüngsten Wochen hat die deutsche Nation ihrem Kaiser abermals bezeugt, daß ein monarchisches Heer wohl vereinbar ist mit den Rechten einer freien Volksvertretung. Wir danken ihm, daß er, die Verfassung des Reiches und des preußischen Staates gewissenhaft befolgend, doch den Faden unserer Geschichte nicht hat zerreißen lassen, daß er auch im constitutionellen Staate jene Rechte des alten fridericianischen Königthums, die in verwandelter Zeit noch lebendig und segensreich sind, mit fester Hand gewahrt hat: die Kriegsherrlichkeit, die freie Verfügung über die auswärtige Politik, endlich die letzte Entscheidung in allen großen Fragen des Staatslebens.

Ein freies Volk unter einem freien Könige — das nennen wir Preußen Freiheit, nach einem schönen Königsworte; und wie hoch auch oft die Wogen des Parteihasses emporschäumten, zuletzt haben sich bei uns doch immer König und Volk in Einmuth zusammengefunden. Das ist es, was die Fremden an unserer deutschen Freiheit so wenig begreifen: daß wir nichts wissen wollen von jener Lehre des Mißtraumes, die sich anderwärts der Freisinnigkeit rühmt, daß wir uns nicht fürchten vor einem starken Könige, sondern, stolz auf die hohen Herrschergestalten unserer Geschichte, der unbescheidenen Meinung sind: für diesen deutschen Thron sei der Stärkste und der Beste grade der rechte Mann. Vor einem Menschenalter etwa versuchte uns eine theologisirende Staatslehre von einer göttlichen, aller irdischen Pflichten entbundenen Macht des Königthums zu reden. Diese Mystik der Jacobiten hat bei dem klaren Verstande unseres Volkes niemals Eingang gefunden. Aber wir wollen auch nicht unseren leibhaftigen König, der in und mit seinem Volke lebt, dahingeben für die dürre Abstraktion eines Inhabers der ausführenden Gewalt. Unser Soldat will noch heute, wie zu Friedrichs Zeiten, in seinem Könige nicht bloß den Kriegsherrn ehren, sondern auch den ersten und treuesten Kameraden lieben, der mit dem gemeinen Kriegsmanne Freud' und Leid des Kampfes theilt. Das fridericianische payer de sa personne werden die Preußen ihren Königen nie erlassen; sie wollen in den Tagen der Noth und des Zweifels die helle Stimme ihres Königs hören, und wahrlich, wenn Kaiser Wilhelm die seine erhob, so erklang sie immer nur zum Heile Deutschlands. Dem freien Willen der Krone verdankt Deutschland den großen Entschluß des Jahres 1866 und damit die wunderbare Wendung seiner neuen Geschicke. Unter allen den Geschenken, welche unser Staat dem jungen

deutschen Reiche in die Wiege band, ist keines köstlicher als dies mächtige und doch so menschlich bescheidene preußische Königthum und die alte tapfere Königstreue des preußischen Volkes.

Nicht ganz so wolkenlos, wie wir Alle wünschten, strahlt der politische Himmel über diesem Tage. Wer darf sagen, wie früh oder wie spät wir Deutschen noch einmal aufgerufen werden, um unsere Westmark, die Thermopylen Deutschlands, wie Friedrich sie nannte, mit dem Schwerte zu schützen? Sollte dieser Kaiserruf je erschallen, so wird die Nation — das bedarf keiner Worte — sich wieder um die alten Siegesfahnen von Roßbach, Belle-Alliance und Sedan schaaren; sie weiß auch, daß sie dann kämpfen muß für alle Güter menschlicher Gesittung. Im Westen wie im Osten und bis tief in unser Reich hinein arbeiten heute dämonische Kräfte des Umsturzes, ruchlose Lehren der Verzweiflung, die allen Glauben, alles Recht, Alles was Menschen menschlich an einander bindet, bedrohen. Alle diese Mächte der Zerstörung erkennen in der festen Ordnung der deutschen Monarchie den natürlichen, den einzigen furchtbaren Feind. Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.

Doch nicht mit düsteren Ahnungen lassen Sie uns dies Fest begehen, sondern in fröhlicher Hoffnung. Gottes Hand hat so sichtbar über unseren kaiserlichen Herrn gewaltet; sie kann es auch, das hoffen wir, fügen, daß der Frieden, den er durch die weise Ruhe seiner Staatskunst dem Welttheil so lange erhalten hat, ihm noch den späten Abend seines Lebens verklärt. Gott segne und erhalte uns noch lange den glorreichen Erben der Krone Friedrichs, den Helden und Mehrer des Deutschen Reiches, Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Ersten!

Was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden?

Eine Frage die zur Antwort reif ist.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen im Reichslande hat auf die öffentliche Meinung in Deutschland wie eine kalte Douche gewirkt. Nachdem wir seit geraumer Zeit immer die besten und hoffnungsvollsten Nachrichten aus dem Südwesten des Reichs erhalten hatten — deutsche Siege bei den Gemeinderathswahlen in Metz und Straßburg, begeisterter Empfang des Kaisers bei den Herbstmanövern — sehen wir auf einmal bei einer Wahlbetheiligung von gegen neunzig Procent die intransigenten Vertreter des Protests einen Sieg davontragen, welcher die kühnsten Hoffnungen der französischen Presse übertrifft und den unwiderleglichen Beweis liefert, daß alle angeblichen Erfolge der bisherigen Verwaltung bloßer Schein waren, daß die Bevölkerung des Reichslands nach wie vor der Thatsache der deutschen Herrschaft unversöhnt und leidenschaftlich protestirend gegenüber steht.

Man kann sich nun freilich auf den Standpunkt stellen, daß es für Deutschland im Grunde genommen gleichgültig sei, ob die Bevölkerung im Elsaß und in Lothringen den Frankfurter Frieden gutheißt oder nicht. Die Annexion des Landes erfolgte ja nicht, um den Elsässern und Lothringern eine Freude zu machen, sondern um den Ergebnissen des großen Kriegs Dauer und Bestand zu verleihen, um die Westgrenze des neuen Reichs gegen den leidenschaftlich erbitterten, nach Rache dürstenden Nachbarn zu befestigen. Straßburg und Metz zu festen Plätzen ersten Ranges erheben, als Basis dienend für die Operationen einer starken, kampfbereiten Armee — das war der erste und bei weitem wichtigste Zweck der Annexion und für diese Machtfrage sind die Gefühle unserer gezwungenen Landsleute gleichgültig.

Auch die Vermehrung der Feinde Deutschlands innerhalb des deutschen Reichstags um fünfzehn Köpfe ist ein Uebelstand, welchen wir bei der gegenwärtigen Lage der Parteien mit Gleichmuth ertragen können.

deutschen Reiche in die Wiege band, ist keines köstlicher als dies mächtige und doch so menschlich bescheidene preußische Königthum und die alte tapfere Königstreue des preußischen Volkes.

Nicht ganz so wolkenlos, wie wir Alle wünschten, strahlt der politische Himmel über diesem Tage. Wer darf sagen, wie früh oder wie spät wir Deutschen noch einmal aufgerufen werden, um unsere Westmark, die Thermopylen Deutschlands, wie Friedrich sie nannte, mit dem Schwerte zu schützen? Sollte dieser Kaiserruf je erschallen, so wird die Nation — das bedarf keiner Worte — sich wieder um die alten Siegesfahnen von Roßbach, Belle-Alliance und Sedan schaaren; sie weiß auch, daß sie dann kämpfen muß für alle Güter menschlicher Gesittung. Im Westen wie im Osten und bis tief in unser Reich hinein arbeiten heute dämonische Kräfte des Umsturzes, ruchlose Lehren der Verzweiflung, die allen Glauben, alles Recht, Alles was Menschen menschlich an einander bindet, bedrohen. Alle diese Mächte der Zerstörung erkennen in der festen Ordnung der deutschen Monarchie den natürlichen, den einzigen furchtbaren Feind. Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.

Doch nicht mit düsteren Ahnungen lassen Sie uns dies Fest begehen, sondern in fröhlicher Hoffnung. Gottes Hand hat so sichtbar über unseren kaiserlichen Herrn gewaltet; sie kann es auch, das hoffen wir, fügen, daß der Frieden, den er durch die weise Ruhe seiner Staatskunst dem Welttheil so lange erhalten hat, ihm noch den späten Abend seines Lebens verklärt. Gott segne und erhalte uns noch lange den glorreichen Erben der Krone Friedrichs, den Helden und Mehrer des Deutschen Reiches, Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Ersten!

Was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden?

Eine Frage die zur Antwort reif ist.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen im Reichslande hat auf die öffentliche Meinung in Deutschland wie eine kalte Douche gewirkt. Nachdem wir seit geraumer Zeit immer die besten und hoffnungsvollsten Nachrichten aus dem Südwesten des Reichs erhalten hatten — deutsche Siege bei den Gemeinderathswahlen in Metz und Straßburg, begeisterter Empfang des Kaisers bei den Herbstmanövern — sehen wir auf einmal bei einer Wahlbetheiligung von gegen neunzig Procent die intransigenten Vertreter des Protests einen Sieg davontragen, welcher die kühnsten Hoffnungen der französischen Presse übertrifft und den unwiderleglichen Beweis liefert, daß alle angeblichen Erfolge der bisherigen Verwaltung bloßer Schein waren, daß die Bevölkerung des Reichslands nach wie vor der Thatsache der deutschen Herrschaft unversöhnt und leidenschaftlich protestirend gegenüber steht.

Man kann sich nun freilich auf den Standpunkt stellen, daß es für Deutschland im Grunde genommen gleichgültig sei, ob die Bevölkerung im Elsaß und in Lothringen den Frankfurter Frieden gutheißt oder nicht. Die Annexion des Landes erfolgte ja nicht, um den Elsässern und Lothringern eine Freude zu machen, sondern um den Ergebnissen des großen Kriegs Dauer und Bestand zu verleihen, um die Westgrenze des neuen Reichs gegen den leidenschaftlich erbitterten, nach Rache dürstenden Nachbarn zu befestigen. Straßburg und Metz zu festen Plätzen ersten Ranges erheben, als Basis dienend für die Operationen einer starken, kampfbereiten Armee — das war der erste und bei weitem wichtigste Zweck der Annexion und für diese Machtfrage sind die Gefühle unserer gezwungenen Landsleute gleichgültig.

Auch die Vermehrung der Feinde Deutschlands innerhalb des deutschen Reichstags um fünfzehn Köpfe ist ein Uebelstand, welchen wir bei der [illegible] Lage der Parteien mit Gleichmuth ertragen können.

Dürfen wir doch dem guten Geist, welcher in der Wahlperiode unser Volk ergriffen hat, die Kraft zutrauen, daß er uns vor einer parlamentarischen Herrschaft Windthorsts und seiner Trabanten für geraume Zeit bewahrrn wird.

Aber das Plebiscit vom 21. Februar bekommt eine ganz andere Bedeutung, wenn wir auf das Reichsland selbst blicken. Die Frage: wie soll das Reich über die Siegesbeute von 1870 verfügen? was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden? ist ja noch immer nicht endgültig entschieden. Und es ist gewiß berechtigt, angesichts des Ereignisses vom 21. Februar diese Frage einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Als Heinrich von Treitschke im August 1870 unsere Forderungen an Frankreich formulirte, da antwortete er auf die Frage: „wer ist stark genug, diese verlorenen Lande zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wieder zu gewinnen? Preußen, allein Preußen". Er sprach aus, was die Mehrzahl aller Patrioten, wenigstens in Norddeutschland, dachte. Als aber die Entscheidung anders ausfiel, da wurde durch kein Wort des Widerspruchs die schöne Einmüthigkeit deutscher Politik gestört. In der That vermochte die Publicistik garnicht zu ermessen, ob die deutschen Mittelstaaten eine Vergrößerung Preußens freiwillig zugestehen würden, und es lag auf der Hand, daß der gewaltige Krieg kein schimpflicheres Ende hätte nehmen können als einen Streit der Waffengenossen um die Siegesbeute. Jede Möglichkeit eines solchen mußte von vorn herein ausgeschlossen werden.

Unter diesem negativen Grunde mochten zwei positive Ideen für die damalige Lösung der Frage entscheidend sein. Der Reichskanzler hoffte, im Elsaß den durch zwei Jahrhunderte nicht zerstörten Zug des landschaftlichen Particularismus wieder beleben zu können. Wenn nur der Elsässer von Frankreich getrennt sich auf sich selbst besinne, mußte er, so schien es, sich der tiefen Kluft zwischen seiner Eigenart und dem französischen Wesen bewußt werden; ein Zug der Natur mußte ihn den alemannischen Stammesbrüdern auf dem rechten Rheinufer zuführen. Die neuen Landsleute mußten erst einmal nichts als Elsässer sein wollen, so durfte man hoffen, daß sie allmählich anfangen würden, auch deutsch zu fühlen. Den Altdeutschen aber versprach die Ausstattung des Reichs mit einem selbständigen Landgebiet eine Stärkung der centralen Kräfte im Organismus der Reichsverfassung, einer Befestigung des Reichsgedankens und der Kaiserhoheit.

Die Idee des „Reichslands" hat ein kurzes Leben gehabt. Was zu Anfang als eine eigenthümliche und werthvolle Bildung bewundert wurde, erschien schon nach wenigen Jahren als ein Nothbehelf für eine Ueber-

gangszeit. Wenn einmal ausgesprochen war, daß die annectirten Provinzen nicht in einem deutschen Staate aufgehen, sondern ein selbständiges politisches Leben führen sollten, so war es unvermeidlich, daß dieselben nach demjenigen Grade von Selbständigkeit trachteten, welcher den übrigen Gliedern des Reichs durch die Reichsverfassung verbürgt ist. Die Entstehung des autonomistischen Programms war eine logische Nothwendigkeit. Weil die Regierung in dem elsässischen Particularismus ihren Bundesgenossen gegen das Franzosenthum sah, mußte sie diese Bestrebungen begünstigen, und daher ist das Wachsen des autonomistischen Gedankens unter der Gunst der deutschen Regierung die Signatur des Zeitabschnitts gewesen, auf welchen wir jetzt zurückblicken. Die Verlegung der Landesregierung nach Straßburg, die Ausstattung des Landesausschusses mit Befugnissen der Gesetzgebung, die Verwaltungsreform des Jahres 1879 waren Etappen auf diesem Wege. Schon der Oberpräsident von Möller wagte es gegen Ende seiner Regierung, die vollständige Ausbildung des Landes zu einem selbständigen Staatswesen als das letzte Ziel der deutschen Politik hinzustellen. Da Feldmarschall von Manteuffel betheuerte bei jeder Gelegenheit seine Ungeduld, dieses Ziel erreicht zu sehen und auch ein so besonnener Staatsmann wie Fürst Hohenlohe konnte noch kurze Zeit vor dem verhängnißvollen 21. Februar das Programm der Autonomisten für das seinige erklären.

So lange man hoffen mochte, daß die Autonomisten den Protest besiegen würden, daß eine allmähliche Ausführung ihres Programms die Elsässer und Lothringer aus widerwilligen Unterthanen zu zufriedenen Bürgern des Reichs machen können, mußten alle Patrioten im Reichslande selbst wie diesseits des Rheins ihre Bedenken gegen dieses Programm unterdrücken und jedes Wort vermeiden, welches wie eine Störung der scheinbar gesunden Entwickelung hätte wirken können. Wenn der eingeschlagene Weg die Aussicht bot, das Ziel zu erreichen, so wäre es frevelhaft gewesen, aus persönlicher Vorliebe für einen anderen Weg der Regierung im Reichslande Schwierigkeiten zu bereiten.

Heute aber stehen wir vor der Thatsache, daß eine autonomistische Partei von irgend welcher Bedeutung garnicht mehr besteht. Das Programm der Versöhnung auf dem Boden der staatlichen Selbständigkeit hat, abgesehen von den Altdeutschen, nur ganz vereinzelte Vertreter im Lande. Die Massen der Bevölkerung haben ihr Votum in garnicht mißzuverstehender Weise dahin abgegeben, daß ihnen mit der Autonomie unter deutscher Herrschaft nicht gedient ist, daß sie Franzosen sind und bleiben wollen. Diese Erklärung der Bevölkerung giebt der Reichsregierung die volle Freiheit des Handelns wieder und entbindet sie von allen

Verpflichtungen, welche den Pact mit den Autonomisten ihr auferlegt hatte. Denn diese haben sich als unfähig erwiesen, diesen Vertrag ihrerseits zu erfüllen und haben daher kein Recht die in Aussicht gestellte Gegenleistung zu beanspruchen.

Heute dürfen wir daher, ohne eine patriotische Pflicht zu verletzen, auf die großen Schwierigkeiten hinweisen, welche die Ausführung des autonomistischen Programms unter allen Umständen gehabt haben würde.

Zunächst muß jedem, der das Elsaß und Lothringen aus eigener Anschauung kennt, die Vereinigung dieser beiden Landschaften zu einem Staatsgebiet als ein innerer Widerspruch erscheinen. Elsässer und Lothringer haben nichts mit einander gemein. Fehler und Tugenden sind bei beiden Stämmen gerade entgegengesetzt. Lothringen ist ein reines Ackerbauland mit einer aristokratisch geordneten Gesellschaft, einem begüterten und einflußreichen Adel. Das Elsaß ist von Grund aus demokratisch und hat in Folge seiner bedeutenden Industrie wichtige Lebensinteressen, für welche dem Lothringer jedes Verständniß fehlt. Der Lothringer ist weich von Charakter, leicht zu beeinflussen, aber wenig zuverlässig. Der Elsässer hat einen harten deutschen Bauernkopf, er ist unliebenswürdig aber ehrlich. Elsässer und Lothringer setzen sich nicht an einen Tisch, bleiben nicht in einem Zimmer, wenn sie nicht dazu gezwungen sind.

Auch die sprachlichen Verhältnisse beider Landschaften sind grundverschieden. Wer jemals von der Tribüne des Landesausschusses in Straßburg einer Sitzung dieser Versammlung beigewohnt hat, wird sich des seltsamen Eindrucks erinnern, welchen die linke Seite des Hauses auf ihn gemacht hat. Mitten während der lebhaftesten Debatte sitzt auf einer Reihe von Bänken eine Schaar schwarzer Gestalten mit einem erschütternden Ausdruck von Langeweile und Niedergeschlagenheit wie die Leidtragenden bei einem Bauernbegräbniß: es sind die Vertreter Lothringens, welche von dem Inhalt und Gang der Verhandlung kein Wort verstehen und daher immer von der peinlichen Gewissensfrage gequält sind: wozu sind wir hier? In der That war die Einführung der deutschen Sprache für die Verhandlungen des Landesausschusses — selbstverständlich und nothwendig für die Elsässer — eine große Härte für ihre lothringischen Collegen. Aus demselben Grunde ist jede die Sprachenfrage betreffende Maßregel, die für die Elsässer paßt, eine Unbill gegen die Lothringer. Im Elsaß muß mit voller Energie germanisirt werden. In dem größtentheils rein französischen Lothringen kann ein Versuch, die deutsche Sprache zur Herrschaft zu bringen, niemals Erfolg haben und nur dazu dienen, die Gemüther ohne Nutzen zu verbittern. Das Elsaß ist aus nationalen Rücksichten annectirt worden, Lothringen nur aus strategischen Gründen.

Aus den Elsässern müssen Deutsche werden. Die Lothringer werden im nationalen Sinne immer Franzosen bleiben und nur, je nach der Behandlung die sie erfahren, je nach der Rücksicht, die man ihrer Cultur und Sprache schenkt, mehr oder weniger leicht ihre politische Trennung von Frankreich verschmerzen. So zeigt sich auf allen Gebieten nicht nur die vorhandene Differenz zwischen dem Elsaß und Lothringen, sondern auch die Nothwendigkeit einer ganz verschiedenen Regierung für beide Provinzen. Nur ein mächtiges Gefühl stellte gleich nach der Annexion den Schein einer Gemeinschaft zwischen beiden Stämmen her, die leidenschaftliche Erbitterung über die Trennung von Frankreich, der Haß gegen den Eroberer, den der Lothringer als „Prussien", der Elsässer als „Schwoben" schimpft. Auf einem bekannten Bilde sind die Elsässerin und die Lothringerin vereinigt, wie sie ihr verlorenes Vaterland gemeinsam beweinen und mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Verlangens die Stunde der Befreiung in der Zukunft zu lesen suchen. Das Bild ist ein getreuer Ausdruck des einzigen, was das Elsaß und Lothringen vereinigt. Und dieses eine gemeinsame Gefühl sollte der Kern sein, aus welchem sich das nationale Bewußtsein eines deutschen Bundesstaats entwickelte?

Für Kenner der Reichslande war es niemals zweifelhaft, daß, wenn die Autonomie des Elsaß Wahrheit werden sollte, vorher Lothringen abgelöst und mit Preußen vereinigt werden müßte. Nur für das Elsaß konnte überhaupt die Möglichkeit der Autonomie ernsthaft besprochen werden, weil nur hier in Geschichte, Sprache, Cultur, Reste deutschen Wesens vorhanden sind, an welche eine deutsche Staatsbildung anknüpfen könnte.

Wie aber sollte denn diese Autonomie, deren Möglichkeit zugegeben, zur Ausführung kommen? Die Schwierigkeiten dieser Frage haben sich bisher Regierung und Autonomisten gegenseitig verborgen. Das Wesen der bestehenden Verfassung im Reichslande ist die Identität von Reichsgewalt und Staatsgewalt. Die letztere steht im Reichslande dem Reiche zu und wird Namens des Reiches vom Kaiser ausgeübt. Soll daher die Autonomie zur Wahrheit werden, so fragt sich: wer soll, wenn das Reich auf die Staatsgewalt verzichtet, der Träger der letzteren werden? Die autonomistischen Notabeln des Landesausschusses werden ohne langes Besinnen antworten: wir selbst. Ihr Ideal ist die gegenwärtige Regierung Frankreichs mit ihrem steten Wechsel der Ministerien je nach der Laune der Volksvertretung. Aber aus dem Elsaß eine demokratische Republik zu machen kann doch nicht wohl die Absicht der Reichsregierung sein. Das Reich kann die Staatsgewalt im Elsaß nur in eine starke Hand legen, welche für die Ausübung derselben im Sinne der Reichspolitik eine unan-

fechtbare Gewähr bietet. Die Einsetzung einer selbständigen deutschen Dynastie im Elsaß ist auch noch niemals ernsthaft vorgeschlagen worden. Sollte es auch gelingen, ein Mitglied des hohen Adels Deutschlands für eine solche Gründung zu gewinnen, so wäre doch der Zweifel berechtigt, ob für ein so gewagtes Experiment grade die deutsche Westgrenze der Schauplatz sein würde. Die Staatsgewalt könnte daher nur einem deutschen Souverän übertragen, die Autonomie nur im Wege der Personalunion mit einem deutschen Bundesstaat hergestellt werden. Sollte aber der deutsche Kaiser, welchem soeben ein Palast in Straßburg vollendet wird und dessen erhabene Gestalt ihre Macht über die Gemüther auch im Reichslande nicht verleugnet hat, sich aus dem Reichslande zurückziehen, um dem Beherrscher eines deutschen Mittel- oder Kleinstaates Platz zu machen? Das deutsche Volk und die deutschen Fürsten werden dies nicht wollen — und so ergiebt sich als das Ende aller Verfassungsbaupläne im Elsaß nur dies eine — die Personalunion mit Preußen.

Nennt man aber die ersehnte Autonomie bei diesem ihrem rechten Namen, so wird man bei Autonomisten und Protestlern demselben Widerspruch begegnen als mit dem Vorschlage der Annexion an Preußen. Die Herstellung der Autonomie würde daher die Schwierigkeiten der Lage nur vermehren und die neue Regierung würde sich einer fast unlösbaren Aufgabe gegenüber finden. Die Elsässer sind vor allem darin ganz Franzosen geworden, daß ihnen jede Spur monarchischer Gesinnung abhanden gekommen ist. Der Sinn für Autorität, das Verständniß für die Tugenden der Monarchie, für die sittliche Schönheit einer auf Treue basierter Staatsverfassung sind im Elsaß schlechterdings nirgends zu finden. Ultramontane und Liberale, Fromme und Skeptiker sind in diesem Punkte radikal. Ein französischer Priester sagte einst zu dem Schreiber dieser Zeilen im Blick auf deutsche und französische Parteiverhältnisse: „vous êtes heureux, vous avez ce que nous n'avons plus, la foi en matière politique.“ Wie aber will man eine Monarchie gründen, wo dieses Element fehlt? Ein monarchisches Staatswesen ohne diesen Untergrund der Pietät ist so haltlos wie eine Familie ohne das Band der Liebe. Daher wird eine Volksvertretung im Elsaß einem deutschen Landesherrn mißtrauisch und feindselig, besten Falls kalt und gleichgültig gegenüberstehen. Der jetzige Landesausschuß ist durch ein sehr künstliches Wahlsystem so zusammengesetzt, daß er der Regierung nicht gefährlich werden konnte. Von seinen zweiundfünfzig Mitgliedern sind dreißig durch die Bezirkstage, zweiundzwanzig durch Wahlmänner gewählt, welche ihrerseits von den Gemeinderäthen ernannt werden. Die Versammlung ist also im Grunde genommen eine Vertretung der Bezirke und der Gemeinden aber nicht eine Volks-

vertretung. Es wird ganz unmöglich sein, neben dem alten Constitutionalismus der deutschen Südstaaten ein so künstliches und compliciertes System aufrecht zu erhalten. Die Gründung eines elsässischen Parlaments wird mit der Einführung der Autonomie Hand in Hand gehen müssen. Von der Beschaffenheit dieses künftigen Landtags im Elsaß kann man sich nach dem Ergebniß der letzten Reichstagswahlen ein lebendiges Bild machen. Einzelne durch Besitz und Einfluß hervorragende Persönlichkeiten werden ein Mandat erlangen, aber ihre Stimme wird nichts vermögen gegen die Uebermacht einer klerikalen Majorität nach dem Herzen des Abgeordneten Winterer. Diese Majorität wird in geschlossener Einheit gegen alles stimmen, was dem von Priestern geleiteten Bauernverstande nicht einleuchtet. Die Möglichkeit fruchtbringenden Zusammenwirkens einer solchen Volksvertretung mit einer deutschen Regierung scheint uns von vorn herein ausgeschlossen. Die Folge der Autonomie wird eine dauernde und hoffnungslose Vergiftung des Verhältnisses zwischen Regierung und Bevölkerung sein.

Würde hingegen das Elsaß zugleich mit Lothringen dem preußischen Staat einverleibt, so würde zwar die erste, unmittelbare Wirkung ein Schrei der Entrüstung über diesen neuen Gewaltact sein. Es würden aber der preußischen Regierung ganz andere Mittel zu Gebote stehen als der bestgesinnten autonomen Regierung, um eine allmähliche Aenderung in der Bildung und Gesinnung der Elsässer herbeizuführen.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß eine Bekehrung derjenigen, welche das Jahr 1870 als erwachsene Männer durchlebt haben, überhaupt nicht erwartet werden kann. Die ganze Aktion Deutschlands im Elsaß muß sich auf die heranwachsenden Geschlechter richten. Ob die Erziehung derselben im deutschen Sinne gelingt, das ist die Frage der Zukunft. Wie ist es nun denkbar, dieses Ziel mit Schullehrern zu erreichen, welche selbst fast ausschließlich Elsässer sind und mit denselben Anschauungen in das Leben treten wie die Masse der Bevölkerung? Zwar haben diese Lehrer in den Seminarien einige Lehren über deutsche Geschichte, einige Ermahnungen zu deutschem Patriotismus erhalten. Aber der Geist dieser Anstalten wird nicht durch den Leiter derselben oder einige altdeutsche Lehrer, sondern durch die Gesammtheit der Schüler bestimmt. Soll die Volksschule einen deutsch-nationalen Einfluß ausüben, so muß die überwiegende Mehrheit der Lehranstalten für geraume Zeit mit Altdeutschen besetzt werden. Unter den bisherigen Verhältnissen ist dies ganz unmöglich, weil in der massenhaften Heranziehung altdeutscher Elemente eine schwere Ungerechtigkeit gegen die Söhne des Landes liegen würde. Sobald aber den Elsässern durch den Anschluß

deutschen Reiche in die Wiege band, ist keines köstlicher als dies mächtige und doch so menschlich bescheidene preußische Königthum und die alte tapfere Königstreue des preußischen Volkes.

Nicht ganz so wolkenlos, wie wir Alle wünschten, strahlt der politische Himmel über diesem Tage. Wer darf sagen, wie früh oder wie spät wir Deutschen noch einmal aufgerufen werden, um unsere Westmark, die Thermopylen Deutschlands, wie Friedrich sie nannte, mit dem Schwerte zu schützen? Sollte dieser Kaiserruf je erschallen, so wird die Nation — das bedarf keiner Worte — sich wieder um die alten Siegesfahnen von Roßbach, Belle-Alliance und Sedan schaaren; sie weiß auch, daß sie dann kämpfen muß für alle Güter menschlicher Gesittung. Im Westen wie im Osten und bis tief in unser Reich hinein arbeiten heute dämonische Kräfte des Umsturzes, ruchlose Lehren der Verzweiflung, die allen Glauben, alles Recht, Alles was Menschen menschlich an einander bindet, bedrohen. Alle diese Mächte der Zerstörung erkennen in der festen Ordnung der deutschen Monarchie den natürlichen, den einzigen furchtbaren Feind. Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.

Doch nicht mit düsteren Ahnungen lassen Sie uns dies Fest begehen, sondern in fröhlicher Hoffnung. Gottes Hand hat so sichtbar über unseren kaiserlichen Herrn gewaltet; sie kann es auch, das hoffen wir, fügen, daß der Frieden, den er durch die weise Ruhe seiner Staatskunst dem Welttheil so lange erhalten hat, ihm noch den späten Abend seines Lebens verklärt. Gott segne und erhalte uns noch lange den glorreichen Erben der Krone Friedrichs, den Helden und Mehrer des Deutschen Reiches, Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Ersten!

Was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden?

Eine Frage die zur Antwort reif ist.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen im Reichslande hat auf die öffentliche Meinung in Deutschland wie eine kalte Douche gewirkt. Nachdem wir seit geraumer Zeit immer die besten und hoffnungsvollsten Nachrichten aus dem Südwesten des Reichs erhalten hatten — deutsche Siege bei den Gemeinderathswahlen in Metz und Straßburg, begeisterter Empfang des Kaisers bei den Herbstmanövern — sehen wir auf einmal bei einer Wahlbetheiligung von gegen neunzig Procent die intransigenten Vertreter des Protests einen Sieg davontragen, welcher die kühnsten Hoffnungen der französischen Presse übertrifft und den unwiderleglichen Beweis liefert, daß alle angeblichen Erfolge der bisherigen Verwaltung bloßer Schein waren, daß die Bevölkerung des Reichslands nach wie vor der Thatsache der deutschen Herrschaft unversöhnt und leidenschaftlich protestirend gegenüber steht.

Man kann sich nun freilich auf den Standpunkt stellen, daß es für Deutschland im Grunde genommen gleichgültig sei, ob die Bevölkerung im Elsaß und in Lothringen den Frankfurter Frieden gutheißt oder nicht. Die Annexion des Landes erfolgte ja nicht, um den Elsässern und Lothringern eine Freude zu machen, sondern um den Ergebnissen des großen Kriegs Dauer und Bestand zu verleihen, um die Westgrenze des neuen Reichs gegen den leidenschaftlich erbitterten, nach Rache dürstenden Nachbarn zu befestigen. Straßburg und Metz zu festen Plätzen ersten Ranges erheben, als Basis dienend für die Operationen einer starken, kampfbereiten Armee — das war der erste und bei weitem wichtigste Zweck der Annexion und für diese Machtfrage sind die Gefühle unserer gezwungenen Landsleute gleichgültig.

Auch die Vermehrung der Feinde Deutschlands innerhalb des deutschen Reichstags um fünfzehn Köpfe ist ein Uebelstand, welchen wir bei der gegenwärtigen Lage der Parteien mit Gleichmuth ertragen können.

deutschen Reiche in die Wiege band, ist keines köstlicher als dies mäßige und doch so menschlich bescheidene preußische Königthum und der alte tapfere Königstreue des preußischen Volkes.

Nicht ganz so wolkenlos, wie wir Alle wünschten, strahlt der politische Himmel über diesem Tage. Wer darf sagen, wie früh oder wie spät wir Deutschen noch einmal aufgerufen werden, um unsere Ostmark, die Thermopylen Deutschlands, wie Friedrich sie nannte, mit dem Schwerte zu schützen? Sollte dieser Kaiserruf je erschallen, so wird die Nation — das bedarf keiner Worte — sich wieder um die alten Siegesfahnen von Roßbach, Belle-Alliance und Sedan schaaren; sie weiß auch, daß sie dann kämpfen muß für alle Güter menschlicher Gesittung. Im Westen wie im Osten und bis tief in unser Reich hinein arbeiten heute dämonische Kräfte des Umsturzes, ruchlose Lehren der Verzweiflung, die allen Glauben, alles Recht, Alles was Menschen menschlich an einander bindet, bedrohen. Alle diese Mächte der Zerstörung erkennen in der festen Ordnung der deutschen Monarchie den natürlichen, den einzigen furchtbaren Feind. Noch mehr als in Friedrichs Tagen gilt heute das Wort, daß die Freiheit des Menschengeschlechts hinter unseren Fahnen ihre Zuflucht findet.

Doch nicht mit düsteren Ahnungen lassen Sie uns dies Fest begehen, sondern in fröhlicher Hoffnung. Gottes Hand hat so sichtbar über unseren kaiserlichen Herrn gewaltet; sie kann es auch, das hoffen wir, fügen, daß der Frieden, den er durch die weise Ruhe seiner Staatskunst dem Welttheil so lange erhalten hat, ihm noch den späten Abend seines Lebens verklärt. Gott segne und erhalte uns noch lange den glorreichen Erben der Krone Friedrichs, den Helden und Mehrer des Deutschen Reiches, Seine Majestät Kaiser Wilhelm den Ersten!

Was ſoll aus dem Elſaß und Lothringen werden?

Eine Frage die zur Antwort reif iſt.

Das Ergebniß der Reichstagswahlen im Reichslande hat auf die öffentliche Meinung in Deutſchland wie eine kalte Douche gewirkt. Nachdem wir ſeit geraumer Zeit immer die beſten und hoffnungsvollſten Nachrichten aus dem Südweſten des Reichs erhalten hatten — deutſche Siege bei den Gemeinderathswahlen in Metz und Straßburg, begeiſterter Empfang des Kaiſers bei den Herbſtmanövern — ſehen wir auf einmal bei einer Wahlbetheiligung von gegen neunzig Procent die intranſigenten Vertreter des Proteſts einen Sieg davontragen, welcher die kühnſten Hoffnungen der franzöſiſchen Preſſe übertrifft und den unwiderleglichen Beweis liefert, daß alle angeblichen Erfolge der bisherigen Verwaltung bloßer Schein waren, daß die Bevölkerung des Reichslands nach wie vor der Thatſache der deutſchen Herrſchaft unverſöhnt und leidenſchaftlich proteſtirend gegenüber ſteht.

Man kann ſich nun freilich auf den Standpunkt ſtellen, daß es für Deutſchland im Grunde genommen gleichgültig ſei, ob die Bevölkerung im Elſaß und in Lothringen den Frankfurter Frieden gutheißt oder nicht. Die Annexion des Landes erfolgte ja nicht, um den Elſäſſern und Lothringern eine Freude zu machen, ſondern um den Ergebniſſen des großen Kriegs Dauer und Beſtand zu verleihen, um die Weſtgrenze des neuen Reichs gegen den leidenſchaftlich erbitterten, nach Rache dürſtenden Nachbarn zu befeſtigen. Straßburg und Metz zu feſten Plätzen erſten Ranges erheben, als Baſis dienend für die Operationen einer ſtarken, kampfbereiten Armee — das war der erſte und bei weitem wichtigſte Zweck der Annexion und für dieſe Machtfrage ſind die Gefühle unſerer gezwungenen Landsleute gleichgültig.

Auch die Vermehrung der Feinde Deutſchlands innerhalb des deutſchen Reichstags um fünfzehn Köpfe iſt ein Uebelſtand, welchen wir bei der gegenwärtigen Lage der Parteien mit Gleichmuth ertragen können.

Dürfen wir doch dem guten Geist, welcher in der Wahlperiode unser Volk ergriffen hat, die Kraft zutrauen, daß er uns vor einer parlamentarischen Herrschaft Windthorsts und seiner Trabanten für geraume Zeit bewahren wird.

Aber das Plebiscit vom 21. Februar bekommt eine ganz andere Bedeutung, wenn wir auf das Reichsland selbst blicken. Die Frage: was soll das Reich über die Siegesbeute von 1870 verfügen? was soll aus dem Elsaß und Lothringen werden? ist ja noch immer nicht endgültig entschieden. Und es ist gewiß berechtigt, angesichts des Ereignisses vom 21. Februar diese Frage einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Als Heinrich von Treitschke im August 1870 unsere Forderungen an Frankreich formulirte, da antwortete er auf die Frage: „wer ist stark genug, diese verlorenen Lande zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wieder zu gewinnen? Preußen, allein Preußen". Er sprach aus, was die Mehrzahl aller Patrioten, wenigstens in Norddeutschland, dachte. Als aber die Entscheidung anders ausfiel, da wurde durch kein Wort des Widerspruchs die schöne Einmüthigkeit deutscher Politik gestört. In der That vermochte die Publicistik garnicht zu ermessen, ob den deutschen Mittelstaaten eine Vergrößerung Preußens freiwillig zugestanden wurden, und es lag auf der Hand, daß der gewaltige Krieg kein friedlicheres Ende hätte nehmen können als einen Streit der Waffengenossen um die Siegesbeute. Jede Möglichkeit eines solchen mußte von vornherein ausgeschlossen werden.

Unter diesem negativen Grunde mochten zwei positive Ideen für die damalige Lösung der Frage entscheidend sein. Der Reichskanzler hoffte im Elsaß den durch zwei Jahrhunderte nicht zerstörten Zug des landschaftlichen Particularismus wieder beleben zu können. Wenn nun der Elsässer von Frankreich getrennt sich auf sich selbst besinne, mußte es ihm scheinen, sich der tiefen Kluft zwischen seiner Eigenart und dem französischen Wesen bewußt werden; ein Zug der Natur mußte ihn den alemannischen Stammesbrüdern auf dem rechten Rheinufer zuführen. Die neuen Landsleute mußten erst einmal nichts als Elsässer sein wollen, so durfte man hoffen, daß sie allmählich anfangen würden, auch deutsch zu fühlen. Den Altdeutschen aber versprach die Ausstattung des Reichs mit einem selbständigen Landgebiet eine Stärkung der centralen Kräfte im Organismus der Reichsverfassung, einer Befestigung des Reichsgedankens und der Kaiserherrlichkeit.

Die Idee des „Reichslands" hat ein kurzes Leben gehabt. Was im Anfang als eine eigenthümliche und werthvolle Bildung bewundert wurde erschien schon nach wenigen Jahren als ein Nothbehelf für eine Ueber-

gangszeit. Wenn einmal ausgesprochen war, daß die annectirten Provinzen nicht in einem deutschen Staate aufgehen, sondern ein selbständiges politisches Leben führen sollten, so war es unvermeidlich, daß dieselben nach demjenigen Grade von Selbständigkeit trachteten, welcher den übrigen Gliedern des Reichs durch die Reichsverfassung verbürgt ist. Die Entstehung des autonomistischen Programms war eine logische Nothwendigkeit. Weil die Regierung in dem elsässischen Particularismus ihren Bundesgenossen gegen das Franzosenthum sah, mußte sie diese Bestrebungen begünstigen, und daher ist das Wachsen des autonomistischen Gedankens unter der Gunst der deutschen Regierung die Signatur des Zeitabschnitts gewesen, auf welchen wir jetzt zurückblicken. Die Verlegung der Landesregierung nach Straßburg, die Ausstattung des Landesausschusses mit Befugnissen der Gesetzgebung, die Verwaltungsreform des Jahres 1879 waren Etappen auf diesem Wege. Schon der Oberpräsident von Möller wagte es gegen Ende seiner Regierung, die vollständige Ausbildung des Landes zu einem selbständigen Staatswesen als das letzte Ziel der deutschen Politik hinzustellen. Da Feldmarschall von Manteuffel betheuerte bei jeder Gelegenheit seine Ungeduld, dieses Ziel erreicht zu sehen und auch ein so besonnener Staatsmann wie Fürst Hohenlohe konnte noch kurze Zeit vor dem verhängnißvollen 21. Februar das Programm der Autonomisten für das seinige erklären.

So lange man hoffen mochte, daß die Autonomisten den Protest besiegen würden, daß eine allmähliche Ausführung ihres Programms die Elsässer und Lothringer aus widerwilligen Unterthanen zu zufriedenen Bürgern des Reichs machen können, mußten alle Patrioten im Reichslande selbst wie diesseits des Rheins ihre Bedenken gegen dieses Programm unterdrücken und jedes Wort vermeiden, welches wie eine Störung der scheinbar gesunden Entwickelung hätte wirken können. Wenn der eingeschlagene Weg die Aussicht bot, das Ziel zu erreichen, so wäre es frevelhaft gewesen, aus persönlicher Vorliebe für einen anderen Weg der Regierung im Reichslande Schwierigkeiten zu bereiten.

Heute aber stehen wir vor der Thatsache, daß eine autonomistische Partei von irgend welcher Bedeutung garnicht mehr besteht. Das Programm der Versöhnung auf dem Boden der staatlichen Selbständigkeit hat, abgesehen von den Altdeutschen, nur ganz vereinzelte Vertreter im Lande. Die Massen der Bevölkerung haben ihr Votum in garnicht mißzuverstehender Weise dahin abgegeben, daß ihnen mit der Autonomie unter deutscher Herrschaft nicht gedient ist, daß sie Franzosen sind und bleiben wollen. Diese Erklärung der Bevölkerung giebt der Reichsregierung die volle Freiheit des Handelns wieder und entbindet sie von allen

Verpflichtungen, welche den Pact mit den Autonomisten ihr auferlegt hatte. Denn diese haben sich als unfähig erwiesen, diesen Vertrag ihrerseits zu erfüllen und haben daher kein Recht die in Aussicht gestellte Gegenleistung zu beanspruchen.

Heute dürfen wir daher, ohne eine patriotische Pflicht zu verletzen, auf die großen Schwierigkeiten hinweisen, welche die Ausführung des autonomistischen Programms unter allen Umständen gehabt haben würde.

Zunächst muß jedem, der das Elsaß und Lothringen aus eigener Anschauung kennt, die Vereinigung dieser beiden Landschaften zu einem Staatsgebiet als ein innerer Widerspruch erscheinen. Elsässer und Lothringer haben nichts mit einander gemein. Fehler und Tugenden sind der beiden Stämmen gerade entgegengesetzt. Lothringen ist ein reines Ackerbauland mit einer aristokratisch geordneten Gesellschaft, einem begüterten und einflußreichen Adel. Das Elsaß ist von Grund aus demokratisch und hat in Folge seiner bedeutenden Industrie wichtige Lebensinteressen, für welche dem Lothringer jedes Verständniß fehlt. Der Lothringer ist weich von Charakter, leicht zu beeinflussen, aber wenig zuverlässig. Der Elsässer hat einen harten deutschen Bauernkopf, er ist unliebenswürdig aber ehrlich. Elsässer und Lothringer setzen sich nicht an einen Tisch, bleiben nicht in einem Zimmer, wenn sie nicht dazu gezwungen sind.

Auch die sprachlichen Verhältnisse beider Landschaften sind grundverschieden. Wer jemals von der Tribüne des Landesausschusses in Straßburg einer Sitzung dieser Versammlung beigewohnt hat, wird sich des seltsamen Eindrucks erinnern, welchen die linke Seite des Hauses auf ihn gemacht hat. Mitten während der lebhaftesten Debatte sitzt auf einer Reihe von Bänken eine Schaar schwarzer Gestalten mit einem erschütternden Ausdruck von Langeweile und Niedergeschlagenheit wie die Leidtragenden bei einem Bauernbegräbniß: es sind die Vertreter Lothringens, welche von dem Inhalt und Gang der Verhandlung kein Wort verstehen, und daher immer von der peinlichen Gewissensfrage gequält sind: wo, sind wir hier? In der That war die Einführung der deutschen Sprache für die Verhandlungen des Landesausschusses — selbstverständlich unnothwendig für die Elsässer — eine große Härte für ihre lothringischen Collegen. Aus demselben Grunde ist jede die Sprachenfrage betreffende Maßregel, die für die Elsässer paßt, eine Unbill gegen die Lothringer. Im Elsaß muß mit voller Energie germanisirt werden. In dem größtentheils rein französischen Lothringen kann ein Versuch, die deutsche Sprache zur Herrschaft zu bringen, niemals Erfolg haben und nur dazu dienen die Gemüther ohne Nutzen zu verbittern. Das Elsaß ist aus nationalen Rücksichten annectirt worden, Lothringen nur aus strategischen Gründen.

Aus den Elsässern müssen Deutsche werden. Die Lothringer werden im nationalen Sinne immer Franzosen bleiben und nur, je nach der Behandlung die sie erfahren, je nach der Rücksicht, die man ihrer Cultur und Sprache schenkt, mehr oder weniger leicht ihre politische Trennung von Frankreich verschmerzen. So zeigt sich auf allen Gebieten nicht nur die vorhandene Differenz zwischen dem Elsaß und Lothringen, sondern auch die Nothwendigkeit einer ganz verschiedenen Regierung für beide Provinzen. Nur ein mächtiges Gefühl stellte gleich nach der Annexion den Schein einer Gemeinschaft zwischen beiden Stämmen her, die leidenschaftliche Erbitterung über die Trennung von Frankreich, der Haß gegen den Eroberer, den der Lothringer als „Prussien", der Elsässer als „Schwoben" schimpft. Auf einem bekannten Bilde sind die Elsässerin und die Lothringerin vereinigt, wie sie ihr verlorenes Vaterland gemeinsam beweinen und mit dem Ausdruck leidenschaftlichen Verlangens die Stunde der Befreiung in der Zukunft zu lesen suchen. Das Bild ist ein getreuer Ausdruck des einzigen, was das Elsaß und Lothringen vereinigt. Und dieses eine gemeinsame Gefühl sollte der Kern sein, aus welchem sich das nationale Bewußtsein eines deutschen Bundesstaats entwickelte?

Für Kenner der Reichslande war es niemals zweifelhaft, daß, wenn die Autonomie des Elsaß Wahrheit werden sollte, vorher Lothringen abgelöst und mit Preußen vereinigt werden müßte. Nur für das Elsaß konnte überhaupt die Möglichkeit der Autonomie ernsthaft besprochen werden, weil nur hier in Geschichte, Sprache, Cultur, Reste deutschen Wesens vorhanden sind, an welche eine deutsche Staatsbildung anknüpfen könnte.

Wie aber sollte denn diese Autonomie, deren Möglichkeit zugegeben, zur Ausführung kommen? Die Schwierigkeiten dieser Frage haben sich bisher Regierung und Autonomisten gegenseitig verborgen. Das Wesen der bestehenden Verfassung im Reichslande ist die Identität von Reichsgewalt und Staatsgewalt. Die letztere steht im Reichslande dem Reiche zu und wird Namens des Reiches vom Kaiser ausgeübt. Soll daher die Autonomie zur Wahrheit werden, so fragt sich: wer soll, wenn das Reich auf die Staatsgewalt verzichtet, der Träger der letzteren werden? Die autonomistischen Notabeln des Landesausschusses werden ohne langes Besinnen antworten: wir selbst. Ihr Ideal ist die gegenwärtige Regierung Frankreichs mit ihrem steten Wechsel der Ministerien je nach der Laune der Volksvertretung. Aber aus dem Elsaß eine demokratische Republik zu machen kann doch nicht wohl die Absicht der Reichsregierung sein. Das Reich kann die Staatsgewalt im Elsaß nur in eine starke Hand legen, welche für die Ausübung derselben im Sinne der Reichspolitik eine unan-

fechtbare Gewähr bietet. Die Einsetzung einer selbständigen deutschen Dynastie im Elsaß ist auch noch niemals ernsthaft vorgeschlagen worden. Sollte es auch gelingen, ein Mitglied des hohen Adels Deutschlands für eine solche Gründung zu gewinnen, so wäre doch der Zweifel berechtigt, ob für ein so gewagtes Experiment grade die deutsche Westgrenze der Schauplatz sein würde. Die Staatsgewalt könnte daher nur einem deutschen Souverän übertragen, die Autonomie nur im Wege der Personalunion mit einem deutschen Bundesstaat hergestellt werden. Sollte aber der deutsche Kaiser, welchem soeben ein Palast in Straßburg vollendet wird und dessen erhabene Gestalt ihre Macht über die Gemüther auch im Reichslande nicht verleugnet hat, sich aus dem Reichslande zurückziehen, um dem Beherrscher eines deutschen Mittel- oder Kleinstaates Platz zu machen? Das deutsche Volk und die deutschen Fürsten werden dies nicht wollen — und so ergiebt sich als das Ende aller Verfassungsbaupläne für Elsaß nur dies eine — die Personalunion mit Preußen.

Nennt man aber die ersehnte Autonomie bei diesem ihrem rechten Namen, so wird man bei Autonomisten und Protestlern demselben Widerspruch begegnen als mit dem Vorschlage der Annexion an Preußen. Die Herstellung der Autonomie würde daher die Schwierigkeiten der Lage nur vermehren und die neue Regierung würde sich einer fast unlösbaren Aufgabe gegenüber finden. Die Elsässer sind vor allem darin ganz Franzosen geworden, daß ihnen jede Spur monarchischer Gesinnung abhanden gekommen ist. Der Sinn für Autorität, das Verständniß für die Tugenden der Monarchie, für die sittliche Schönheit einer auf Treue basierten Staatsverfassung sind im Elsaß schlechterdings nirgends zu finden. Ultramontane und Liberale, Fromme und Skeptiker sind in diesem Punkte radikal. Ein französischer Priester sagte einst zu dem Schreiber dieser Zeilen im Bezug auf deutsche und französische Parteiverhältnisse: „vous êtes heureux, vous avez ce que nous n'avons plus, la foi en matière politique". Aber will man eine Monarchie gründen, wo dieses Element fehlt? Ein monarchisches Staatswesen ohne diesen Untergrund der Pietät ist so haltlos wie eine Familie ohne das Band der Liebe. Daher wird eine Volksvertretung im Elsaß einem deutschen Landesherrn mißtrauisch und feindselig, besten Falls kalt und gleichgültig gegenüberstehen. Der jetzige Landesausschuß ist durch ein sehr kunstvolles Wahlsystem so zusammengesetzt, daß er der Regierung nicht gefährlich werden konnte. Von seinen zweiundfünfzig Mitgliedern sind dreißig durch die Bezirkstage, zwanzig durch Wahlmänner gewählt, welche ihrerseits von den Gemeinderäthen ernannt werden. Die Versammlung ist also im Grunde genommen eine Vertretung der Bezirke und der Gemeinden aber nicht eine Volks-

vertretung. Es wird ganz unmöglich ſein, neben dem alten Conſtitutionalismus der deutſchen Südſtaaten ein ſo künſtliches und compliciertes Syſtem aufrecht zu erhalten. Die Gründung eines elſäſſiſchen Parlaments wird mit der Einführung der Autonomie Hand in Hand gehen müſſen. Von der Beſchaffenheit dieſes künftigen Landtags im Elſaß kann man ſich nach dem Ergebniß der letzten Reichstagswahlen ein lebendiges Bild machen. Einzelne durch Beſitz und Einfluß hervorragende Perſönlichkeiten werden ein Mandat erlangen, aber ihre Stimme wird nichts vermögen gegen die Uebermacht einer klerikalen Majorität nach dem Herzen des Abgeordneten Winterer. Dieſe Majorität wird in geſchloſſener Einheit gegen alles ſtimmen, was dem von Prieſtern geleiteten Bauernverſtande nicht einleuchtet. Die Möglichkeit fruchtbringenden Zuſammenwirkens einer ſolchen Volksvertretung mit einer deutſchen Regierung ſcheint uns von vorn herein ausgeſchloſſen. Die Folge der Autonomie wird eine dauernde und hoffnungsloſe Vergiftung des Verhältniſſes zwiſchen Regierung und Bevölkerung ſein.

Würde hingegen das Elſaß zugleich mit Lothringen dem preußiſchen Staat einverleibt, ſo würde zwar die erſte, unmittelbare Wirkung ein Schrei der Entrüſtung über dieſen neuen Gewaltact ſein. Es würden aber der preußiſchen Regierung ganz andere Mittel zu Gebote ſtehen als der beſitzgeſinnten autonomen Regierung, um eine allmähliche Aenderung in der Bildung und Geſinnung der Elſäſſer herbeizuführen.

Es iſt ſchon oft darauf hingewieſen worden, daß eine Bekehrung derjenigen, welche das Jahr 1870 als erwachſene Männer durchlebt haben, überhaupt nicht erwartet werden kann. Die ganze Aktion Deutſchlands im Elſaß muß ſich auf die heranwachſenden Geſchlechter richten. Ob die Erziehung derſelben im deutſchen Sinne gelingt, das iſt die Frage der Zukunft. Wie iſt es nun denkbar, dieſes Ziel mit Schullehrern zu erreichen, welche ſelbſt faſt ausſchließlich Elſäſſer ſind und mit denſelben Anſchauungen in das Leben treten wie die Maſſe der Bevölkerung? Zwar haben dieſe Lehrer in den Seminarien einige Lehren über deutſche Geſchichte, einige Ermahnungen zu deutſchem Patriotismus erhalten. Aber der Geiſt dieſer Anſtalten wird nicht durch den Leiter derſelben oder einige altdeutſche Lehrer, ſondern durch die Geſammtheit der Schüler beſtimmt. Soll die Volksſchule einen deutſch-nationalen Einfluß ausüben, ſo muß die überwiegende Mehrheit der Lehranſtalten für geraume Zeit mit Altdeutſchen beſetzt werden. Unter den bisherigen Verhältniſſen iſt dies ganz unmöglich, weil in der maſſenhaften Heranziehung altdeutſcher Elemente eine ſchwere Ungerechtigkeit gegen die Söhne des Landes liegen würde. Sobald aber den Elſäſſern durch den Anſchluß

fechtbare Gewähr bietet. Die Einsetzung einer selbständigen deutschen Dynastie im Elsaß ist auch noch niemals ernsthaft vorgeschlagen worden. Sollte es auch gelingen, ein Mitglied des hohen Adels Deutschlands für eine solche Gründung zu gewinnen, so wäre doch der Zweifel berechtigt, ob für ein so gewagtes Experiment grade die deutsche Westgrenze der Schauplatz sein würde. Die Staatsgewalt könnte daher nur einem deutschen Souverän übertragen, die Autonomie nur im Wege der Personalunion mit einem deutschen Bundesstaat hergestellt werden. Sollte aber der deutsche Kaiser, welchem soeben ein Palast in Straßburg vollendet wird und dessen erhabene Gestalt ihre Macht über die Gemüther auch im Reichslande nicht verleugnet hat, sich aus dem Reichslande zurückziehen, um dem Beherrscher eines deutschen Mittel- oder Kleinstaates Platz zu machen? Das deutsche Volk und die deutschen Fürsten werden dies nicht wollen — und so ergiebt sich als das Ende aller Verfassungsbaupläne im Elsaß nur dies eine — die Personalunion mit Preußen.

Nennt man aber die ersehnte Autonomie bei diesem ihrem rechten Namen, so wird man bei Autonomisten und Protestlern demselben Widerspruch begegnen als mit dem Vorschlage der Annexion an Preußen Die Herstellung der Autonomie würde daher die Schwierigkeiten der Lage nur vermehren und die neue Regierung würde sich einer fast unlösbaren Aufgabe gegenüber finden. Die Elsässer sind vor allem darin ganz Franzosen geworden, daß ihnen jede Spur monarchischer Gesinnung abhanden gekommen ist. Der Sinn für Autorität, das Verständniß für die Tugenden der Monarchie, für die sittliche Schönheit einer auf Treue basierter Staatsverfassung sind im Elsaß schlechterdings nirgends zu finden. Ultramontane und Liberale, Fromme und Skeptiker sind in diesem Punkte radikal. Ein französischer Priester sagte einst zu dem Schreiber dieser Zeilen im Blick auf deutsche und französische Parteiverhältnisse: „vous êtes heureux, vous avez ce que nous n'avons plus, la foi en matière politique.“ Wie aber will man eine Monarchie gründen, wo dieses Element fehlt? Ein monarchisches Staatswesen ohne diesen Untergrund der Pietät ist so haltlos wie eine Familie ohne das Band der Liebe. Daher wird eine Volksvertretung im Elsaß einem deutschen Landesherrn mißtrauisch und feindselig, besten Falls kalt und gleichgültig gegenüberstehen. Der jetzige Landesausschuß ist durch ein sehr künstliches Wahlsystem so zusammengesetzt, daß er der Regierung nicht gefährlich werden konnte. Von seinen zweiundfünfzig Mitgliedern sind dreißig durch die Bezirkstage, zweiundzwanzig durch Wahlmänner gewählt, welche ihrerseits von den Gemeinderäthen ernannt werden. Die Versammlung ist also im Grunde genommen eine Vertretung der Bezirke und der Gemeinden aber nicht eine Volks-

[illegible]

an Preußen ein weites Gebiet der Thätigkeit im Schuldienste sich öffnet, fällt dieses Bedenken weg.

Eine Thatsache haben die letzten Reichstagswahlen mit erschreckender Deutlichkeit ans Licht gestellt: das ist die überwältigende Macht der katholischen Clerus und die rücksichtslose Verwendung dieser Macht zur Bekämpfung Deutschlands im Dienste des Protests. In Mühlhausen ist der glänzende Sieg des Protestkandidaten über den würdigsten und gerechtesten Vertreter des alten Mühlhauser Bürgerthums nur dadurch entschieden worden, daß der schroff ultramontane Pfarrer Winterer mit seinem bedeutenden Einfluß auf die Massen für den Protestanten Lalance eingetreten ist. Der Bischof von Straßburg hat um sich gegen die Regierung zu decken, in einer sehr mattherigen Erklärung den Geistlichen Zurückhaltung bei den Wahlen empfehlen. Die Geistlichkeit hat diesen bischöflichen Befehl nicht ernst genommen und im ganzen Lande das Wahlgeschäft in Dienste des Protestts so musterhaft betrieben, daß eine weitere Agitation garnicht nöthig war. Dieser hohe Grad von entschlossener Feindschaft mußte um so mehr auffallen, als die Regierung seit einem Jahrzehnt mit unermüdlichem Eifer daran gearbeitet hat, den Clerus zu versöhnen. Schon unter dem Oberpräsidenten von Möller wurde zur selben Zeit, wo in Frankreich der Kampf gegen die Kirche begann, die Gehälter der Geistlichen bedeutend erhöht. Herr von Manteuffel gewährte den Geistlichen einen mächtigen Einfluß auf die Schule. Er berief den Ortsgeistlichen in den Schulvorstand der Gemeinde, den Bischof in den Schulrath des Bezirks. Nach der constanten Praxis der Verwaltung wurde in allen Schulangelegenheiten, wenn irgend möglich, auf die Stimme des Clerus gehört. Das bischöfliche Knabenseminar zu Zillisheim, welches wegen der Renitenz des Bischofs gegen die Staatsaufsicht geschlossen worden war, durfte wieder eröffnet werden. In Metz und Straßburg wurde die Gründung katholischer Gymnasien gestattet. Auf Andringen der Geistlichkeit wurde das Princip der Geschlechtsvereinigung in der Volksschule aufgegeben und die katholische Mädchenerziehung ganz den Congregationen preisgegeben. In der Frage der Besetzung der Bischofssitze von Metz und Straßburg wurde seitens der Regierung ein Entgegenkommen geübt, welches vielen altdeutschen Katholiken im Reichsland als unverzeihliche Schwäche erschien. Die Erwiderung aller dieser Gunstbeweise war ein fortgesetztes Beschimpfen der Regierung in der clericalen Presse, deren wüste Demagogie zu der leidenschaftlichen Verbitterung der Massen am meisten beigetragen hat, und schließlich der Kreuzzug zu Gunsten des Protests, welcher den Sieg desselben am 21. Februar herbeigeführt hat.

Die Erfahrungen des Culturkampfes haben uns darüber aufgklärt, daß alle Versuche des Staates, mit eigenen Machtmitteln die Bildung und Gesinnung des katholischen Clerus umzugestalten, von vornherein gerichtet sind. Wir können daher auch für die Germanisirung des elsässischen Clerus nur dann Hoffnungen hegen, wenn es gelingt, nach Straßburg einen Bischof zu bringen, welcher deutscher Patriot ist. Zum Glück wissen wir jetzt, daß es dem preußischen Staate möglich ist, Kirchenfürsten aufzuweisen, in welchen sich katholische Frömmigkeit mit Vaterlandsliebe verbindet. Wie sollte man nicht hoffen dürfen, wenn Straßburg ein preußischer Bischofssitz wird, über kurz oder lang auf dem Bischöflichen Stuhle einen Mann zu sehen, welcher in den großen nationalen Fragen dieselben Ziele verfolgt wie die deutsche Regierung? Eine entscheidende Umwandelung der Gesinnung kann bei den großen Massen des katholischen Volks nur unter dieser Bedingung eintreten.

Die entschiedenste Nöthigung zur Annexion des Reichslands an Preußen liegt in der Verfassung des Reichs. Wir dürfen uns über dieselbe keine Illusionen machen. Die Reichsverfassung ist eine auch sonst lose Form nationaler Einheit, welche dem Bedürfnisse des Volkes nur insofern und nur so lange genügt, als der gleiche Geist des lebendigen, willensstarken Patriotismus alle seine Glieder durchdringt. Würde dieser Geist je ermatten, so müßte das Reich entweder zusammenfallen oder zum Einheitsstaate werden. Daher ist das Reich nur da eine geistige Macht, wo die Gesinnung, welche dasselbe im Jahre 1870 gegründet hat, im Volke bereits vorhanden ist. Das Reich selbst kann diesen Geist nicht erzeugen. Ihm fehlen ja die Organe, um auf das eigentliche Seelenleben des Volkes, auf seine Erziehung und Gesittung einzuwirken. Ein ganz auf sich selbst gestelltes Elsaß würde daher immer nur äußerlich zu Deutschland gehören, niemals aber ein lebendiges Glied am Körper des Reichs werden. Die bestgesinnten Männer, die trefflichsten Patrioten an der Spitze der elsässischen Verwaltung können diesem verlorenen Gliede nicht den Athem der Staatsgesinnung einhauchen, welchen ein machtvoller Einheitsstaat seinen Gliedern mittheilt. Dazu muß man die unermeßliche Benachtheiligung erwägen, welche den gebildeten Elsässern dadurch zugefügt wird, daß sie nicht mehr einem Großstaat angehören. Abgerissen von Frankreich, welches in Krieg und Frieden, an der Universität und am Gericht die Begabung der Elsässer wohl zu schätzen wußte und ihnen nach allen Richtungen eine ruhmvolle Laufbahn eröffnete, sahen sich die Söhne der gebildeten Familien auf das Gebiet eines dürftigen Kleinstaats beschränkt. Und auf diesem an sich so beschränkten Gebiete kann sie die deutsche Regierung noch auf lange hinaus nur mit größter Vorsicht ver-

wenden. Eine ausschließliche oder auch nur überwiegende Besetzung der Richterstellen und Verwaltungsämter mit Elsässer ist, so lange nicht eine vollständige Umwandlung der politischen Gesinnung des Landes eingetreten ist, durch die Rücksicht auf die Sicherheit des Reichs ausgeschlossen. Wie soll also ein junger gebildeter Mann im Elsaß, wenn er nicht zum Rentier geboren ist, seine Zukunftspläne gestalten? Es bleibt ihm fast nichts andres übrig als auszuwandern und in Frankreich sein Heil zu versuchen. Die allerbesorglichste Thatsache der bisherigen Entwickelung, daß nämlich fast die gesammte gebildete Jugend der Heimath den Rücken kehrt, ist zum großen Theil eine directe Folge der Kleinstaaterei im Elsaß. Und wie deutlich haben sich schon alle widerlichen Seiten kleinstaatlichen Lebens in der Verwaltung des Reichslands offenbart! Tüchtige Beamte wurden durch die Unmöglichkeit des Avancements und unvermeidliche Uebergehungen unzufrieden und verbittert. Vorfälle von unglaublicher Nichtigkeit, wie seinerzeit der viel besprochene „Fall Mang" wurden mit der Wichtigkeit großer politischer Fragen abgehandelt. Durch widerlichen Klatsch, den Fluch kleinlicher Verhältnisse, wurden selbst einem hervorragenden Staatsmann wie Herr von Moeller seine letzten Tage verbittert. Ein ungesundes Ueberwiegen des persönlichen in allen politischen Fragen, ein kleinlicher Geist bemächtigte sich des Beamtenthums, welchem die heilsame Zucht und Bewegung großstaatlichen Lebens fehlte. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß es fast unmöglich ist, in einem elsässischen Kleinstaate einen Beamtenstand von großen Gesichtspunkten und energischem geistigen Leben wie ihn das Reich fordern muß, zu erhalten. Es ist also sowohl für die Elsässer selbst, soweit sie nach ihrer Begabung und den Traditionen ihrer Familie den Beruf zum Staatsdienst fühlen, als für den Beamtenstand des Landes, den Anschluß an Preußen, die Vorbedingung einer gesunden Entwickelung. Wenn aus dem Elsaß ein Kleinstaat gemacht wird, so ist nur ein zweifaches möglich. Entweder es wird sich französische Bildung und Gesinnung in alle Ewigkeit erhalten und der autonome Staat wird ein kleines Frankreich innerhalb des deutschen Reichs sein. Oder, wenn die Zeit die Lebhaftigkeit der politischen Empfindung abschwächt, wenn die Ermüdung einem stets vergeblichen, aussichtslosen Kampfes auch die besten, energischsten Geister verlahmen läßt, so wird aus dem Elsaß ein zweites Luxemburg werden, ein Gemeinwesen ohne Staatsgesinnung. Die Elsässer werden sich dann gewöhnen, in dem Staat nur eine Versicherungsanstalt zum Schutz des Privateigenthums eine Handelsgesellschaft und eine Polizeiorganisation zu sehen. Das geistige Leben dieses reichbegabten deutschen Volksstammes wird in einem traurigen Cultus des Genusses versumpfen, und das neue deutsche Reich

wird der furchtbare Vorwurf treffen, daß es zwar ſtark genug war, das Elſaß wider ſeinen Willen von Frankreich loszureißen, daß es ihm aber für das Verlorene keinen Erſatz gegeben, ja daß es durch die Unentſchloſſenheit und Halbheit ſeiner Politik die Volksſeele dem Verderben geweiht hat.

Es iſt dem Publiciſten unmöglich, darüber zu urtheilen, ob die Rückſicht auf die deutſchen Mittelſtaaten, welche nach dem Frankfurter Frieden zu dem Proviſorium der Reichslande geführt hat, auch jetzt noch einer Vergrößerung Preußens entgegenſteht. Wir ſollten aber denken, daß heute auch in Baiern und Würtemberg die Ueberzeugung durchdringen muß, daß nur Preußen ſtark genug iſt, die Aufgabe zu löſen, welche Deutſchland übernommen hat. Es iſt der ehrliche Verſuch gemacht worden, zuerſt durch die Reichslandsverfaſſung, denn durch die ſtufenweiſe Vorbereitung der Autonomie jener Aufgabe gerecht zu werden. Die Erfolgloſigkeit dieſer Verſuche iſt für jeden, der ſich durch die Ereigniſſe belehren läßt, erwieſen. Es iſt daher hohe Zeit, auf die Frage, was aus dem Elſaß und Lothringen werden ſoll, die einfachſte und einzig richtigſte Antwort zu geben: beide Provinzen ſollen dem preußiſchen Staate einverleibt und dadurch mit Gottes Hülfe dem deutſchen Reiche für alle Zeiten erhalten werden. Dieſe Löſung der Frage würde ja in keiner Weiſe die Möglichkeit ausſchließen, der Verſchiedenheit beider Landſchaften in naturaler und politiſcher Beziehung gerecht zu werden. Während Lothringen der Rheinprovinz einzuverleiben wäre, welche nach ihrer Natur und Geſchichte vollkommen dazu befähigt iſt, einige franzöſiſch redende Kreiſe in ſich aufzunehmen, könnte das Elſaß eine ſelbſtändige Provinz bilden, welches je nach dem Maaße ihrer naturalen Entwickelung ein geringeres oder größeres Maaß der Selbſtverwaltung gebrauchen würde. Die Sorge für das Wann und Wie dieſe Entwickelung kann Deutſchland getroſt der preußiſchen Regierung überlaſſen. Genug wenn die entſcheidende Frage, ob das Elſaß und Lothringen nur äußerlich mit Deutſchland verbunden bleiben oder wahrhaft, innerlich, organiſch in den Reichskörper einverleibt werden ſollen, endlich zum Wohl Deutſchlands und der eroberten Provinzen ihre Löſung findet.

a.

Indem wir den vorſtehenden Aufſatz veröffentlichen und uns das Schluß-Reſultat deſſelben ausdrücklich aneignen, wollen wir doch nicht unterlaſſen, auch der nachfolgenden Zuſchrift aus den Reichslanden in dieſen Blättern Raum zu geben, welche in einem weſentlichen Punkt und

wie uns scheinen will, mit Recht die Situation erheblich günstiger auffaßt, als der erste Autor — um dann zum Schluß, und das ist doppelt bemerkenswerth, zu demselben Resultat zu gelangen.

Die Redaktion.

Die Wahlen in den Reichslanden.

Als der Reichstag wegen der Septennatsfrage aufgelöst wurde, war hier sofort jedem Verständigen klar, daß die Neuwahl der Abgeordneten Elsaß-Lothringens unter den denkbar ungünstigsten Voraussetzungen stattfinden werde. Jeden politischen Idealismus hat die Bevölkerung des Reichslandes schon längst in den Zeiten der französischen Herrschaft abgestreift und einen neuen, deutschen Patriotismus auf diesem Boden großzuziehen, dazu war die Frist von 1870 bis jetzt zu kurz. Es fehlte deshalb hier die Opferwilligkeit, an die im übrigen Deutschland appellirt werden konnte, um dem Volk im Interesse der Sicherheit des Vaterlandes die mit der Heeresverstärkung verbundene Last annehmbar zu machen. Die Landbevölkerung insbesondere, unter schwerem wirthschaftlichem Drucke leidend, mußte sich gegen jede Mehrbelastung an Geld und Mannschaft sträuben; die Unzufriedenheit mit ihrer materiellen Lage machte sie zur Opposition um jeden Preis bereit, und daß diese Stimmung von den Gegnern der Regierung und der deutschen Sache mit Erfolg würde benutzt werden, war mit Sicherheit vorauszusehen. Dazu kamen die Kriegsgerüchte. Nicht Zeitungsartikel und parlamentarische Verhandlungen, sondern die im Lande vollzogenen massenhaften Bretterankäufe für die Boulanger'schen Barackenbauten und was im Zusammenhang damit über französische Kriegsvorbereitungen Wahres und Unwahres von Mund zu Mund erzählt wurde, hatte in der Bevölkerung des Reichslandes die Ueberzeugung begründet, daß der Krieg vor der Thür stehe. Diese Ueberzeugung rief bei den Einen französische Sympathien wieder wach, die bereits nahezu eingeschlafen waren, — man muß nur an die im Bürger- und Bauerstand noch zahlreich vorhandenen älteren Männer denken, die im französischen Heere gedient hatten; bei den Anderen gewann die Furcht die Oberhand, durch deutschfreundliches Verhalten bei der Wahl sich zu compromittiren, und die Rache sowohl der französischen Invasionsarmee als der im Lande befindlichen Französlinge gegen sich heraufzubeschwören. Dieselbe Wahlparole also, die in Alt-Deutschland eine so alle Erwartung übertreffende günstige Wirkung hatte, mußte in demselben Maaße ungünstig wirken auf die Wahlen in den Reichslanden.

Trotz dieser ungünstigen Aussichten traten die eingewanderten Deutschen und die mit ihnen verbundenen deutschgesinnten Elsaß-Lothringer entschlossen in den Wahlkampf ein und gewannen im Kampfe selbst allmählich die Zuversicht, wenigstens in dem einen oder andern Wahlkreise zu siegen. Unter den Eingeborenen fanden sich Männer, welche unter offener Parteinahme für die deutsche Sache den bisherigen Protest-Candidaten gegenüber als Bewerber aufzutreten bereit waren: in Straßburg der Rechtsanwalt Petri, ein junger begabter Mann, der sich bei Alt- wie Neuelsässern großen Vertrauens erfreut. Mitglied des protestantischen Oberconsistoriums, des Gemeinderaths von Straßburg, des Bezirkstages von Unter-Elsaß und des Landes-Ausschusses schien er ganz geeignet, den krank in Nizza weilenden Protestler Kablé aus dem Sattel zu heben. Im Wahlkreise Weißenburg-Hagenau stellte sich dem protestlerischen Abgeordneten von Dietrich der deutsch- und septennats-freundliche Graf von Dürckheim-Montmartin entgegen, ein junger liebenswürdiger Cavalier, mit einer deutschen Frau verheirathet, von den eingewanderten Deutschen, insbesondere den Beamten als Candidat auf den Schild erhoben und warm vertreten. Nicht minder erfreulich war es, daß im Kreise Zabern der Bürgermeister Dr. Höffel, ebenfalls ein junger, sehr tüchtiger Mann, seines Berufes praktischer Arzt, als deutschfreundlicher Candidat gegen Goldenberg auftrat. In Mühlhausen fand der Protestler Lalance, welcher sich um das durch den Rücktritt des alten Jean Dollfus erledigte Mandat bewarb, einen Gegner in dem Bürgermeister Mieg-Koechlin von Mühlhausen, der in seinem Wahlmanifest die Protestpolitik für gegenstandslos und schädlich erklärte. In Metz endlich trat gegen Antoine ein angesehener einheimischer Landwirth, Herr Remlinger, auf. Je mehr die Wahlbewegung in Fluß kam, um so mehr stieg die Hoffnung auf einen wenigstens theilweisen Sieg. Im Landes-Ausschusse war der Baron Zorn von Bulach sehr lebhaft für das Septennat eingetreten, der Staatssecretär hatte eindringlich auf die Fragen hingewiesen, welche bei der Wahlentscheidung in Betracht kamen; der Statthalter hatte in einer Tischrede und zuletzt in einer Proclamation einfach und klar der Bevölkerung die hohe Bedeutung ihrer Abstimmung zu Gemüth geführt. So kam der Tag der Wahl heran und — endete mit einer totalen Niederlage der deutschen Sache. Es ist für einen Fernstehenden schwer sich einen Begriff von der Enttäuschung und der Erbitterung zu machen, welche damals in den Kreisen der eingewanderten Deutschen herrschte. Am Abend des 21. Februar fand ein glänzendes costümirtes Ballfest im Palais des Fürsten Hohenlohe statt; dort war das ganze officielle Straßburg, Militär und Civil, mit der männlichen und weiblichen Jugend versammelt,

wie uns scheinen will, mit Recht die Situation erheblich günstiger auffaßt, als der erste Autor — um dann zum Schluß, und das ist doppelt bemerkenswerth, zu demselben Resultat zu gelangen.

Die Redaktion.

Die Wahlen in den Reichslanden.

Als der Reichstag wegen der Septennatsfrage aufgelöst wurde, war hier sofort jedem Verständigen klar, daß die Neuwahl der Abgeordneten Elsaß-Lothringens unter den denkbar ungünstigsten Voraussetzungen stattfinden werde. Jeden politischen Idealismus hat die Bevölkerung des Reichslandes schon längst in den Zeiten der französischen Herrschaft abgestreift und einen neuen, deutschen Patriotismus auf diesem Boden großzuziehen, dazu war die Frist von 1870 bis jetzt zu kurz. Es fehlte deshalb hier die Opferwilligkeit, an die im übrigen Deutschland appellirt werden konnte, um dem Volk im Interesse der Sicherheit des Vaterlandes die mit der Heeresverstärkung verbundene Last annehmbar zu machen. Die Landbevölkerung insbesondere, unter schwerem wirthschaftlichem Drucke leidend, mußte sich gegen jede Mehrbelastung an Geld und Mannschaft sträuben; die Unzufriedenheit mit ihrer materiellen Lage machte sie zur Opposition um jeden Preis bereit, und daß diese Stimmung von den Gegnern der Regierung und der deutschen Sache mit Erfolg würde benutzt werden, war mit Sicherheit vorauszusehen. Dazu kamen die Kriegsgerüchte. Nicht Zeitungsartikel und parlamentarische Verhandlungen, sondern die im Lande vollzogenen massenhaften Bretterankäufe für die Boulanger'schen Barackenbauten und was im Zusammenhang damit über französische Kriegsvorbereitungen Wahres und Unwahres von Mund zu Mund erzählt wurde, hatte in der Bevölkerung des Reichslandes die Ueberzeugung begründet, daß der Krieg vor der Thür stehe. Diese Ueberzeugung rief bei den Einen französische Sympathien wieder wach, die bereits nahezu eingeschlafen waren, — man muß nur an die im Bürger- und Bauerstand noch zahlreich vorhandenen älteren Männer denken, die im französischen Heere gedient hatten; bei den [illegible] wann die Furcht die Oberhand, durch deutschfreundliches [illegible] der Wahl sich zu compromittiren, und die Rache sowohl [illegible] Invasionsarmee als der im Lande befindlichen Fra[illegible] heraufzubeschwören. Dieselbe Wahlparole also, [illegible] eine so alle Erwartung übertreffende günstige [illegible] demselben Maaße ungünstig wirken auf [illegible] landen.

30446, wenn man die 13857 Stimmen, die Zorn von Bulach damals erhielt, sämmtlich als deutschfreundliche mitzählt. Dies ist jedoch, wie von hiesigen Blättern richtig bemerkt wurde, nicht zutreffend. Bulach hatte damals keinen Gegner, auch Protestler und Clericale stimmten für ihn; man muß daher, wenn man die im Jahr 1884 abgegebenen deutschfreundlichen Stimmen zählen will, bei Bulach einen Abzug machen, und dies geschieht am sichersten in der Weise, daß man von den 1884 für ihn abgegebenen Stimmen nur soviele als deutschfreundlich behandelt, wie Bulach im Jahre 1887 erhalten hat, nämlich 5730. Thut man dies, so betragen die deutschfreundlichen Stimmen im Jahr 1884 nur 12,80 % der Gesammtzahl der abgegebenen Stimmen, während am 21. Februar 1887 von den im Ganzen abgegebenen 253550 Stimmen 43771 oder 17,26 % auf die überall unterlegenen deutsch- und septennatsfreundlichen Candidaten gefallen sind. Es liegt also schon nach diesem rein äußerlichen Zahlenverhältniß keine Nöthigung vor, an der Zukunft der deutschen Sache in Elsaß-Lothringen zu verzweifeln oder auch nur mit allzu großer Emphase von einem Rückgange derselben und von einem siegreichen Fortschreiten des Franzosenthums zu sprechen. Diese Auffassung wird noch bestärkt, wenn man die größere politische Bedeutung welche den Wahlen diesmal innewohnte, mit in Betracht zieht. Denn die Stimmen, die in der Hitze des diesjährigen Wahlkampfes von eingeborenen Elsaß-Lothringern für deutschfreundliche Candidaten abgegeben wurden, sind für die deutsche Sache definitiv gewonnen. Es hat sich gezeigt, daß eine kampffähige deutsche Partei unter den Elsaß-Lothringern vorhanden ist, mit welcher in Zukunft weiter operirt werden kann, und es ist nicht gleichgültig, daß es meist junge Männer sind, die an der Spitze dieser Partei stehen. Auf der anderen Seite braucht man die Stimmen, welche die Majorität bilden, nicht sämmtlich als Protestlstimmen gelten zu lassen. Vielen, vielleicht den Meisten kam es nur darauf an, einen Gegner des Septennats zu wählen; nach der sonstigen politischen Richtung des Candidaten wurde weniger gefragt, wie dies insbesondere bei der Wahl Sieffermanns am auffallendsten zu Tage trat. Gegner des Septennats waren aber nur die Protestcandidaten. Unter diesen sind verschiedene, welche wie Winterer, Guerber, Simonis und Germain seit 1874 jedesmal und zwar ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, in den Reichstag gewählt worden sind. Auch diesmal hatten diese Abgeordneten sowie die bisherigen Abgeordneten Lang, Mühleisen, Jaunez, de Wendel keinen ernsthaften Gegencandidaten zu bekämpfen. Diese vorstehend Genannten waren nach der hier herrschenden Gewohnheit schon als austretende Deputirte zur Wiederwahl prädestinirt, zumal sie Sorge

getragen hatten, ihren Wählern zu versichern, daß sie gegen jede Mehrbelastung des Volkes und für die Erhaltung des Friedens stimmen würden. Nimmt man noch hinzu, daß die in der Wahl siegreichen Abgeordneten sich der Unterstützung der katholischen Geistlichkeit zu erfreuen hatten, so darf man bei dem übermächtigen Einfluß der katholischen Priester auf das Volk sich nicht wundern, daß das Wahlergebniß nicht besser ausgefallen ist, und man braucht nicht zu der Hypothese einer von Frankreich aus geleiteten weit verzweigten und das ganze Land umspannenden Wahlorganisation zu greifen, um den Ausfall der Wahl zu erklären. Was die Einmischung der Geistlichkeit betrifft, so war es interessant zu beobachten, in welcher Weise die Ermahnungen des Papstes an das Centrum wegen dessen Haltung in der Septennatsfrage hier befolgt wurden. Der Bischof von Metz sprach in seinem Fastenbrief von dem Gehorsam, den man dem Papst in allen Dingen schulde. Der Bischof Coadjutor von Straßburg ermahnte die Geistlichen, sich nicht in die Wahlagitation derart einzumischen, daß der Klerus dadurch kompromittirt werden könnte. Nachdem der Abbé Simonis ein in heftigen Ausdrücken gegen das Septennat gerichtetes Wahlmanifest veröffentlicht hatte, tadelte der Bischof Coadjutor in einem ebenfalls veröffentlichten Schreiben dieses Manifest, welches mit der Intention des Papstes nicht übereinstimme. „Wenn der Abbé Simonis", so schloß das bischöfliche Schreiben, „seine Redaktion aufrecht erhalte, so habe er, der Bischof, seine Pflicht gethan". Die Folge hiervon war, daß der Abbé Simonis erklärte, er ziehe aus Gehorsam gegen Papst und Bischof sein Manifest zurück, nicht aber seine Candidatur. Danach konnten die Amtsbrüder des Herrn Simonis, welchen derselbe seine Stimmzettel zur Vertheilung übersandt hatte, nunmehr ungestört diesem Geschäfte obliegen

Gegen Bulach fiel noch besonders in's Gewicht, daß er im Landesausschuß für das Kataster-, das Jagd- und das Licenzsteuer-Gesetz thätig gewesen ist, welche alle drei von den Bauern sehr scheel angesehen werden.

Aus Allem ergiebt sich, daß wir Deutsche nicht nöthig haben, in dem Ausfall der Reichstagswahl in Elsaß-Lothringen eine „entsetzliche Niederlage" der nationalen Sache oder einen „Zusammenbruch des bisherigen Verwaltungssystems" zu erblicken. Unsere anfängliche Erbitterung, so erklärlich sie auch war, darf uns doch nicht zu einer fehlerhaften Gefühlspolitik verleiten, welche bereit wäre, an Stelle des bisherigen vielleicht etwas zu weitgehenden Optimismus in der Behandlung der Elsaß-Lothringischen Angelegenheiten einen noch viel weiter über das Ziel hinausschießenden Pessimismus treten zu lassen. Als Ausgangspunkt für die Erwägung von Verfassungsfragen, welche nicht allein

in das Schickſal Elſaß-Lothringens, ſondern in die ganze zukünftige Entwickelung Deutſchlands tief eingreifen, kann das Ergebniß der Reichstagswahl in den 15 Elſaß-Lothringiſchen Wahlkreiſen nicht dienen. Man würde damit der Mehrzahl der Stimmzettel, welche diesmal in die reichsländiſchen Wahlurnen fielen, eine größere und andere Bedeutung geben, als ihr in Wirklichkeit zukommt. Im Zuſammenhang mit der Geſtaltung der Verfaſſungsverhältniſſe Deutſchlands mag die Frage der Annexion Elſaß-Lothringens an Preußen erwogen werden; aber irreführend wäre es, und würde ihr einen falſchen Charakter aufprägen, wenn man dieſe Erwägungen allein an den Ausfall der diesmaligen Reichstagswahlen anknüpfen wollte. b.

Politiſche Correſpondenz.

Bulgariſche, ruſſiſche, franzöſiſche Frage. — Deutſchland und Italien. — Das Attentat in St. Petersburg. — Epilog zum Kaiſerfeſt. — Innere Politik.

Berlin, Ende März 1887.

Fürwahr, nie gab es eine Friedenszeit, welche dem Chroniſten reicheren Stoff bot. Das Leben der europäiſchen Nationen, deſſen Bewegung freilich nie ſtillſtehen kann, die aber in gewöhnlichen Zeiten faſt unmerklich verläuft, iſt zu dieſer Zeit in einer raſchen, unausgeſetzt ſtarken Bewegung begriffen. Man könnte zu dem Gleichniß verſucht ſein, das Leben Europas ſei wie die Bewegung eines Sees, in welchen plötzlich ein gewaltiger Felsblock hineingeſtürzt iſt. Der Felsblock, welcher den See in ſo unruhige Bewegung ſetzt, iſt das deutſche Reich. Doch wird niemand von einem Felsblock ſagen, daß er mit ſeiner Unruhe die Bewegung hervorbringe. Aber die erſchütterten Gewäſſer verharren lange in wirbelnder Bewegung, bis ſie ſich wieder geſchichtet und bis die Schichten eine ruhige Lage gegeneinander gefunden haben.

Die Behauptung ſagt nicht zuviel, daß die Thatſache des deutſchen Reiches einen Theil der unruhigen Gährung hervorruft, welche den ruſſiſchen Staats- und Geſellſchaftskörper erſchüttert. Mit ungeheurem Hochmuth ſah das frühere Rußland, das Rußland des Kaiſers Nikolaus, auf das kleine zerriſſene Deutſchland herab, als auf ein Anhängſel der ruſſiſchen Politik, das jeden Augenblick in die Taſche geſteckt werden könne. Das neue Deutſchland hat die Ruhe des Selbſtgefühls erlangt, um der ruſſiſchen Orientpolitik, wie weit ſie immer ausgreifen möge, nichts in den Weg zu legen. Die Regierungen des getheilten und ſchwachen Deutſchland waren trotz der ruſſiſchen Neigungen der Höfe ſchon durch die berechtigte Beſorgniß aller deutſchen Bevölkerungen genöthigt, die ruſſiſche Orientpolitik mit Mißtrauen und Zurückhaltung zu beobachten. Es war nicht ausgeſchloſſen, daß die Stimmung des Volkes die Regierungen einmal nöthigen konnte, gegen Rußland die Partei der Weſtmächte zu ergreifen, welche die nothwendigen Gegner der ruſſiſchen Alleinherrſchaft im Orient waren.

Wie haben dieſe Dinge ſich doch geändert! Das deutſche Reich, wie geſagt, fürchtet nichts von einer Verſtärkung der ruſſiſchen Macht durch orientaliſche Eroberungen Aber Rußland fürchtet ſich vor dieſem Reich, dieſe Eroberungen

zu unternehmen. Warum wohl? Weil eine Partei in Rußland glaubt, es sei unmöglich, schwierige Unternehmungen zu wagen, wenn man einen starken Nachbar habe, in dessen Hand es gelegen, den begonnenen Unternehmungen ein Halt zuzurufen. Aber dies ist nicht der stärkste Grund des russischen Deutschenhasses. Diesen Haß schürt am meisten russischer Hochmuth, der es unerträglich findet, einen Nachbarn zu haben, der nicht von Rußlands Gnade ein schwaches Dasein fristet. So haben schon die Perser gedacht, so die Römer, so alle Welteroberer bis auf Napoleon. Die Frage ist nur, ob Rußland aus seiner wirklichen Kraft das Recht schöpfen kann, so zu denken. Wir beschäftigen uns zunächst nicht mit dieser Frage. Aber es ist klar, daß dieser Gedanke Rußlands, oder vielmehr seiner herrschenden Klasse, eine unaufhörliche Triebfeder der Beunruhigung Europas bildet.

Rußland wagt es vor Deutschland nicht, Bulgarien zu nehmen, nachdem der Versuch mißglückt ist, das Ländchen unter einem Schattenfürsten als russische Provinz zu regieren. Rußland wagt nicht, etwas zu nehmen, wovon Deutschland hundert Mal erklärt hat, daß es darum keinen Finger rühren werde. Freilich sind noch andere Mächte da, denen die russische Besitznahme Bulgariens nicht gleichgültig sein würde. Aber von diesen kommt nur Oestreich und auch dieses nur vielleicht als thätiger Verteidiger Bulgariens in Betracht. Warum läßt Rußland es auf den Zusammenstoß mit Oestreich nicht ankommen? Russische Preßorgane belehren uns, weil, wenn Rußland mit Oestreich beschäftigt, Deutschland im Stande wäre, Frankreich durch einen neuen Krieg zur Ohnmacht herabzubringen. Aber nirgend weniger als in Petersburg hat man Folge der politischen Anschauungen und Handlungen zu suchen. Erst in diesem Monat ist von Petersburg in Paris angefragt worden, was Frankreich thun würde, wenn Rußland Bulgarien besetzte. Paris hat geantwortet: das könne man jegleich nicht sagen, man müsse erst sehen u. s. w. Darum ist die Besetzung Bulgariens unterblieben, trotz des russischen Zornes ob der bulgarischen Märzvorgänge, die wir bald berühren werden. Wenn nun Paris sich bereit erklärt hätte, Deutschland zu bekriegen, falls dieses Oestreich zu Hülfe kommen wollte, hätte dann Rußland nicht genau die Situation hervorgerufen, die ein Theil seiner Politiker als eine unbedingt zu vermeidende hinstellt: daß nämlich Rußland mit Oestreich kämpfen muß und Deutschland die Hände gegen Frankreich frei bekommt? Wäre es nicht klüger, Frankreich in der Reservestellung zu belassen und russischerseits zu versuchen, ob nicht Oestreich auf der Balkanhalbinsel unschädlich zu machen ist, ohne daß Deutschland auf dessen Seite tritt? Anders ist es freilich, wenn man in Petersburg meint, Oestreich, nachdem es einmal zum Waffengang gekommen, sogleich in Stücken schlagen zu müssen und auch zu können.

Es lohnt kaum, den Gedanken nachzuspüren, die sich in der russischen Politik ablösen. Keinesfalls sind es die Gedanken der folgerichtigen Lenker eines großen Reiches. Weil man in Bulgarien herrschen möchte und doch nicht den Muth hat, es zu nehmen, und dieses nicht, weil es an der weitschauenden Entschlossenheit fehlt, die Folgen so anzulegen, wie man sie annehmen kann, aus

allen diesen Gründen greift man zu den unwürdigsten Mitteln. Man streut immer aufs Neue den Rubel aus, um Verschwörungen anzuzetteln. Eine solche Verschwörung brach Anfang März gleichzeitig in den Garnisonen der Festungen Silistria und Rustschuk aus. Sie wurde sogleich unterdrückt durch die Treue des größten Theiles der Truppen und durch den entschlossenen Beistand, den die treuen Offiziere und Soldaten von den Bürgern erhielten. Die Regentschaft fand diesmal für gut, das Verbrechen nicht als einen Scherz und auch nicht als den im Auftrag einer Macht, die sich alles erlauben darf, vollzogenen Dienst zu behandeln; sie ließ die Rädelsführer vor das Kriegsgericht stellen und erschießen. Einen Augenblick erwartete Europa das Einrücken der Russen, aber die oben erwähnte Pariser Antwort hielt den Marschbefehl zurück. Die panslavistische Presse versicherte wieder einmal: wichtiger, als Bulgarien zu nehmen, sei es für Rußland, Deutschland zu bewachen, damit dieses nicht über Frankreich herfalle. Wie großmüthig, nachdem Frankreich eben sich geweigert, die Last der deutschen Waffen auf sich zu ziehen, damit die russischen nur Oestreich zu bekämpfen haben sollten! In diesen Augenblick fiel der Besuch des Herrn von Lesseps in Berlin.

Ein unpolitischer Besuch, eine Reise in Privatangelegenheiten, wenn man will. Herr v. Lesseps war dazu ausersehen worden oder hatte sich vielleicht ausgebeten, einem Freund und früheren Arbeitsgenossen, dem Botschafter Herbette, die höchste Stufe der Ehrenlegion zu überbringen, die Herr v. Lesseps längst besaß. Daß dieser als bedeutender und berühmter Mann auch ohne Auftrag dem Kaiser und dessen höchsten Dienern seinen Besuch machte, war selbstverständlich. Aber unerwartet scheint in Paris die ehrenvolle und durchweg sympathische Aufnahme gewesen zu sein, welche Regierung und Bevölkerung dem „großen Franzosen" bereiteten. Ein Theil der Franzosen kann einmal nicht anders, als sich selbst und dann den übrigen Theil der Nation in dem künstlichen Wahne wiegen, daß Deutschland von Haß gegen Frankreich erfüllt sei. Nun kam diese ungekünstelt sympathische Aufnahme. Herr v. Lesseps seinerseits gehört zu jenen liebenswürdigsten Charakteren seines Volkes, deren ausgezeichneter Typus auch Adolf Thiers war, welche, voll von Frankreichs glänzenden und unerreichbaren Eigenschaften, mit einer naiven Bewunderung warm und aufrichtig das Gute anerkennen, wenn es ihnen in der Fremde begegnet. So ward denn auch Herr v. Lesseps voll von den Eindrücken, die er in Berlin empfing, von dem aufrichtigen Wunsche, mit Frankreich in Frieden zu leben, von dem sichtbaren Aufschwung des Staates und Volkes. Herr v. Lesseps, der sein Leben und seine ungemeine Arbeitskraft an Unternehmungen von internationaler Bedeutung gesetzt hat, die er in einer Epoche großer Kriege nicht vollenden könnte, war ohne Zweifel nach Berlin gekommen, um die Kriegsgefahr, die er in Paris beschworen zu sehen glaubte, an der anderen Quelle, in Berlin zu beobachten. Voll Freude, diese Gefahr in Berlin auch nicht im kleinsten Umfang aufsteigend gefunden zu haben, trat er die Heimreise an. Zuversichtlich gab er der Ueberzeugung Ausdruck, die er aus den Berliner Ein-

drücken geſchöpft, und ſcheute ſich nicht, Deutſchland und Frankreich als natürliche Freunde zu bezeichnen.

Mit großem Bedauern müſſen wir die Thatſache bekennen, daß die Reiſe des Herrn v. Leſſeps bald als ein merkwürdiger, aber folgenloſer Zwiſchenfall daſtehen wird. Herr v. Leſſeps hat die Dinge in Berlin richtig geſehen; denn unter keinen Umſtänden wird Deutſchland den Angriff auf Frankreich beginnen, unter keinen Umſtänden wird es Frankreich in den Weg treten, wo dieſes nicht Deutſchland oder eine der wenigen ihm eng verbundenen Mächte in ihrem Beſitz zu ſtören trachtet. Allein Herr v. Leſſeps hat in ſeinem eigenen Vaterlande die Dinge nicht eben ſo richtig geſehen. Es mag wahr ſein, daß dort niemand jetzt an einen Angriff denkt. Aber das genügt doch nicht, um eine politiſche Freundſchaft zwiſchen Deutſchland und Frankreich herzuſtellen. Dazu würde eine Regierung gehören, die den Willen hätte und außerdem in der Lage wäre, die franzöſiſche Politik auf die Freundſchaft mit Deutſchland einzurichten und für immer von dem Gedanken abzuſehen, daß die deutſche Nation wieder in die alte Ohnmacht und Zerſtückelung zurückgeworfen werden könne und daß dieſer Zuſtand für Frankreich das einzige Heil ſei. Es mag einige erleuchtete Köpfe in Frankreich geben, welche einen hinlänglichen Begriff von der Entwicklung der europäiſchen Nationen und namentlich von der inneren Kraft Deutſchlands haben, um jenen Weg einer franzöſiſchen Politik als den richtigen und ſogar als den einzig heilſamen zu erkennen. Aber daß dieſe Köpfe, auch wenn ihrer genug wären, ein Miniſterium talentvoller Männer zu bilden, nicht im Stande ſein werden, die Parteien ſich zu unterwerfen, die ihre Nahrung der Verblendung des Rachedurſtes entnehmen, dies hat das Geſchick des Miniſterium Ferry deutlich enthüllt, eines Miniſteriums, das lange nicht ſo weit ging, die dauernde Ausſöhnung mit Deutſchland anzuſtreben, das aber aus dem deutſchen Entgegenkommen für Frankreich Vortheil zu ziehen ſuchte. Dafür wurde das Haupt dieſes Miniſteriums unerhört verdächtigt und erſcheint bis zum heutigen Tag beinahe geächtet. Unter dieſen Umſtänden hat die deutſche Politik nicht anders gekonnt, als die Verſöhnung mit Frankreich aus den Faktoren zu ſtreichen, mit denen ſie die Zukunft berechnet. Als Herr v. Leſſeps in Berlin eintraf, war man dort im Begriff, die Erneuerung der Tripleallianz mit Oeſterreich und Italien zum Abſchluß zu bringen. Hätte die deutſche Regierung auf Grund der Annäherung des Herrn v. Leſſeps den Verſuch erneuern wollen, mit Frankreich in freundſchaftliche Beziehungen aktiver Natur zu treten, ſo würde ſie über den Irrthum eines ſolchen Beginnens alsbald empfindlich belehrt worden ſein durch die Beleidigungen, mit denen Herr v. Leſſeps überhäuft wurde, als er es unternahm, ſeinen Landsleuten die Möglichkeit und die Vortheile eines guten Vernehmens mit Deutſchland vor Augen zu führen. Ehre dem vorurtheilsfreien, aufgeklärten Mann, deſſen Blick auf die Ergebniſſe der Völkerbeziehungen für den Weltfortſchritt gerichtet iſt! Aber daß er Frankreich zu ſeinen Ideen emporheben könne, iſt leider eine Chimäre, von der ſich die deutſche Politik nicht verlocken laſſen darf.

Deutschland muß seine aktiven Freundschaften anderwärts suchen. Im Jahre 1882 hatte es jene Tripleallianz mit Oesterreich und Italien geschlossen, von welcher seither so viel die Rede gewesen, deren Bestimmungen aber keiner Neugier, ans Licht zu ziehen gelungen ist. Daraus, daß sie jetzt erneuert worden, kann man allerdings schließen, daß sie ursprünglich auf fünf Jahre abgeschlossen war. Man wird auch schwerlich fehlgehen mit der Annahme, daß ihre Grundlagen gemäß den Veränderungen, die in den letzten fünf Jahren vorgegangen sind, erweitert worden. Das aber ist alles, was man vermuthen kann. Alle andere Annahmen schweben in der Luft. Daß es noch möglich ist, Staatsgeheimnisse zu bewahren, ist sehr gut und werthvoll. So viel allerdings sagt alle Welt sich, daß die Tripleallianz mindestens die Bewahrung des Besitzstandes der Verbündeten zum Zweck haben muß, sonst würde es sich nicht verlohnen ihr Dasein zu verkündigen, was halbamtlich auf vielfachen Wegen geschehen ist. Mit diesem Zweck aber ist die Tripleallianz eine Thatsache von weittragender Bedeutung. Sie bedeutet nicht weniger, als daß bei einem russisch-französischen Angriff auf die Centralmächte, wenn Italien zu diesen gehört, das militärische Uebergewicht auf Seiten der letzteren ist. In den Heeresziffern suchen wir dieses Uebergewicht allerdings nicht, dessen Beschaffenheit wir im übrigen nicht auseinandersetzen wollen. Den kindlichen Trost, daß die Tripleallianz durch das ihr beiwohnende Uebergewicht den europäischen Friede bedeute, wollen wir nicht verbreiten helfen. Wir wissen, daß wir einen Kreis ernster Leser haben, welche den Gang der Geschichte in Erinnerung haben. So werden unsere Leser wissen, daß die schwächsten Staaten sich niemals haben vom Kriege abhalten lassen, weil das äußere Uebergewicht sichtbar auf Seiten des Gegners war. Wenn die Antriebe der äußern und innern Lage stark genug sind, mögen sie selbst auf Verblendung beruhen, dann geht jeder Staat in den Krieg mit der Hoffnung, daß Glück und Geschick das äußere Mißverhältnis ausgleichen werden. Ueberdies ist das Uebergewicht der Tripleallianz auf keinen Fall so imponirend, um einen Bund wie den russisch-französischen von vorn herein zur Hoffnungslosigkeit zu verdammen. Also: Die Tripleallianz ist nicht der Friede, wohl aber die begründete Hoffnung des Sieges bei dem Angriff, auf den wir uns immerfort gefaßt zu machen haben. Das ist genug, das ist besser.

Unsere Chronistenaufgabe beziehen wir zwar nur auf die wichtigsten Vorgänge der Politik, aber des Verständnisses wegen erwähnen wir hier, daß ein Unglücksfall der italienischen Truppen in Massanah, herbeigeführt durch den tückischen Ueberfall eines Befehlshabers des Negus von Abessynien, ein Unglücksfall, für den weder den Führer der italienischen Truppen und noch weniger die italienische Regierung irgend eine Schuld traf, zu einer Ministerkrisis geführt hatte. Freilich wurde der Tadel, den die Opposition in der Kammer beantragte, von der Majorität zurückgewiesen, aber die Majorität von nur 34 Stimmen genügte dem auswärtigen Minister nicht, da das Ministerium eben noch über eine Majorität von 75 Stimmen verfügt hatte. Graf Robilant verlangte seine Entlassung und veranlaßte dadurch das ganze Ministerium zu dem gleichen

Schritt. Dies war Anfang Februar. Anfang März waren alle zum Erſatz verſuchten Kombinationen geſcheitert und der König beſchloß nun, das Entlaſſungsgeſuch des Miniſteriums nicht anzunehmen. Die Miniſter betrachteten ſich nun wieder als dauernde Inhaber ihrer Poſten und vollzogen den wichtigen Akt der Ratifikation der erneuerten Tripleallianz. Die Majorität für das Vertrauensvotum, welches vom Miniſterium bei Wiederübernahme der Geſchäfte verlangt wurde, betrug allerdings ſogar nur zwanzig Stimmen, aber mit Recht behandelte das Miniſterium die noch geſchmälerte Majorität nach der gemachten Erfahrung, daß fürs erſte keine andere Miniſterkombination möglich ſei, als genügend. Doch wurden die Kammern alsbald vertagt mit der Abſicht, bis zum Herbſt die Deputirtenkammer aufzulöſen, wenn ſich nicht die Möglichkeit finden ſollte, in der gegenwärtigen Kammer die Majorität noch zu verſtärken durch den Eintritt eines oder des anderen Parteiführers in das zeitige Miniſterium. Mit einem ſolchen Verſuch ſcheint man jetzt beſchäftigt.

Es war am 13. März, wo das Miniſterium jenes Vertrauensvotum mit einer Majorität von 20 Stimmen erhielt, ein unvergeßliches Datum durch den Kaiſermord von 1881. Bald kamen unſichere, aber dann ſogleich beſtätigte Meldungen, daß in Petersburg der Verſuch gemacht worden, das Gedächtniß des ſchrecklichen Tages ebenſo ſchrecklich zu erneuern. Am Todestage ſeines Vaters hatte man den Kaiſer Alexander III. mit denſelben Zerſtörungsmitteln ermorden wollen. Dieſes Ereigniß, obwohl es nicht zur Vollendung gekommen, tritt bedeutend in die Entwicklung der europäiſchen Lage. Einmal zerſtreut es gründlich den Wahn, als habe Rußland unter dem ſeit Alexanders II. Tode völlig wiederhergeſtellten Syſtem des Kaiſers Nikolaus die damalige Ruhe des Kirchhofs wiedergefunden und ſei als der ehrfurchtgebietende Koloß von damals auferſtanden. In Wahrheit haben die Verſchwörungen während der letzten ſechs Jahre niemals aufgehört; man hat nur Sorge getragen, möglichſt wenig davon verlauten zu laſſen.

Das Zweite, was uns das Attentat vom 13. März 1887 lehrt, iſt aber, daß wir unſere Begriffe von den Elementen der ruſſiſchen Gährung, namentlich von dem ſogenannten Nihilismus zu berichtigen haben. Wir überſchauen zu dieſem Zweck mit dem raſcheſten Blick die ruſſiſche Entwicklung unter Alexander II. Mit kühnen, ernſt gedachten und beſt gemeinten Reformen fing der edle Kaiſer an. Es erneuerte ſich die alte Tragödie, die ſich immer abſpielt, wenn eine verdorbene Kaſte plötzlich die Mißhandelten, die ſie gewohnt war unter die Füße zu treten, ſoll neben ſich wirken ſehen. Die bisher Unterdrückten wiſſen die Freiheit zu nichts zu benutzen als zur ſchonungsloſen Kritik der Vergangenheit und Gegenwart; die bisher Herrſchenden, anſtatt die bisher Untergebenen anzuleiten, wiſſen nichts als ſich zurückzuziehen, zu ſpotten und zu grollen. Bald verfallen die auf das Zuſammenwirken der unerträglichen Elemente berechneten Einrichtungen. Hier ſterben ſie an Theilnahmloſigkeit ab, da fallen ſie dem ſchrankenloſeſten Mißbrauch zur Beute. So ging es in

Rußland mit den Dumas (Stadtvertretungen) und Semſtwos (Kreisvertretungen). Dem aller Beſchreibung ſpottenden Mißbrauch öffneten ſich die Geſchworenengerichte. Ob die Verbrecher ihre Schuld betheuerten oder gar ſich derſelben berühmten, ſie wurden freigeſprochen, wenn irgend eine Fiber des Volkshaſſes durch das Verbrechen ſympathiſch berührt worden. Oft war es auch bloße Gedankenloſigkeit oder reine Stumpfheit des Gefühls, welche zu den Freiſprechungen führte. Die ſchlimmſte Erfahrung machte der wohlwollende Kaiſer in Polen, wo die großmüthig gewährte freie Bewegung ſogleich zur Einſetzung einer Nebenregierung mit dem Zweck, die Losreißung Polens vorzubereiten, benutzt wurde. So kam es zum polniſchen Aufſtand von 1863. Dieſer Aufſtand ward für Rußland zum Wendepunkt. Die herrſchenden Klaſſen, bisher geiſtloſe Schleppträger aller Frivolitäten der weſtlichen Kultur, wurden nun Panſlaviſten, d. h. Stockruſſen. Wie in Deutſchland am Anfang des Jahrhunderts die Verſenkung in das Volksthum der Ausgangspunkt geworden war zur Empörung gegen die Fremdherrſchaft und ſpäter zur politiſchen Reaktion, ſo iſt der ſogenannte Panſlavismus urſprünglich eine philologiſch-romantiſche Verherrlichung des in die Winkel des Staatslebens gedrückten Volksthums geweſen, deſſen Spuren man, gerade wie unſere Germaniſten das deutſche Volksthum nicht nur in Deutſchland ſuchten, bei allen ſlaviſchen Völkern fand. Nach dem Jahr 1863, nach der Niederſchlagung des polniſchen Aufſtandes unternahm es die auf die Wiederherſtellung des Despotismus hinarbeitende Reaktion der herrſchenden Klaſſen, ſich aus dem Panſlavismus eine politiſche Waffe zu ſchmieden. Nun wurde der Despotismus plötzlich für die nationalſte Inſtitution ausgegeben und, obwohl er erſt durch Peter I. ſeine moderne Geſtalt erhalten, wurde eine angebliche vorpetriniſche Geſtalt als nationales Patriarchenthum ausgeſchmückt. Der Unterſchied dieſes patriarchaliſchen Despotismus, deſſen entſetzliche Typen in Geſtalten wie Iwan der Schreckliche zu finden ſind, von dem modernen liegt lediglich darin, daß der letztere den früheren, nicht minder wilden Despotismus des Adels durch eine Beamten- und Militärhierarchie unterworfen hat. Der neue, angeblich nationale Despotismus ſeit 1864 beſtand in der Herſtellung einer verſtärkten Macht der übrigens in ſich auf allen Stufen unſelbſtändigen Hierarchie. Allmächtig nach unten, blieb dieſe Hierarchie abhängig von dem Wink der Zaren und der in ſeiner Gunſt ſich ablöſenden Höflinge.

Es iſt dieſer Zuſtand, gegen den ſich durch fortwährende Verſchwörungen der Mittelſtand erhebt, der unter ihm am meiſten leidet, weil er gegen ſeine Qualen nicht gewappnet iſt durch die Stumpfheit der eben aus der Leibeigenſchaft gehobenen Klaſſen. Wenn man zu ſagen liebt, es gäbe in Rußland keinen Mittelſtand, ſo giebt es doch Profeſſoren, Lehrer, Geiſtliche, mittlere und kleine Beamte, Offiziere, Kaufleute, Techniker, Handwerker, in denen allen ein Gefühl der Würde ſich regt, zu welcher der Menſch beſtimmt iſt. Aber, was das bedeutſamſte iſt, in einem nicht geringen Theil des Adels ſelbſt regt ſich die leidenſchaftliche Verurtheilung des beſtehenden Zuſtandes. Aus dieſer höch-

sten Klasse gehen männliche und weibliche Individuen unter das Volk, als Fabrikarbeiter, als Hausdiener u. s. w., um dasselbe aus seiner Stumpfheit aufzurütteln. Die Aufrüttelung wird eines Tages Erfolg haben, nicht durch das Erwachen idealer Bedürfnisse, sondern durch das materielle Elend, in welches die Volksmassen durch die ungeheure Verschwendung der Staatsausgaben gestoßen werden. Die Verschwendung hat ihren Grund in dem allgemeinen Bestehlen der Staatsgüter, in der unglaublichen Achtlosigkeit bei der Verwendung dessen, was nicht gestohlen wird, vor allem aber in der die Leistungsfähigkeit des Nationalbesitzes weit übersteigenden Größe der politischen Aufgaben, welche sich die herrschende Klasse stellt, in Heeresstärke, in diplomatischem Glanz, in Ausstreuung des Rubels zur Erreichung politischer Zwecke unter fremden Nationen, in Hafenanlagen, Flotten- und Straßenbauten u. s. w.

Dies ist das heutige Rußland, wie es geworden ist, seit dem letzten Jahrzehnt der Regierung Alexanders II. Damals schon machten die modernen Panslavisten den Türkenkrieg von 1877 aus dem Instinkt heraus, daß der Despotismus, den sie errichtet, so kraß und alles wunddrückend, wie es selbst in Rußland noch keinen gegeben, nur zu halten sei, wenn man die Massen mit Bildern phantastischer Größe berauschen könne, wenn man die Pracht, die im Kreml entfaltet wird, nach der Sophienkirche verlegen könne, wenn anstatt asiatischer Barbarenfürsten die Könige Europas dem Kaiser in Constantinopel huldigten u. s. w.

Der Krieg von 1877 führte aber sehr unvollkommen zum Ziel durch die Unfähigkeit der militärischen und diplomatischen Führung, obwohl oder vielleicht gerade weil die diplomatische Führung wesentlich in der Hand eines der gerissensten und gewissenlosesten Panslavisten lag. Rußland ging aus dem Kampf mit bedeutenden Erwerbungen, aber ohne Constantinopel und in großer finanzieller Schwäche hervor. Der moralische Glanz des Zarenthums hatte nicht gewonnen, die finanzielle Noth vermehrte den allgemeinen Druck und nun jagte eine Verschwörung die andere bis zum Schreckenstage des 13. März 1881. Diese furchtbare Kundgebung des vorausgesetzten Nihilismus versetzte damals ganz Europa in Aufregung und Schrecken. Allein vielleicht ist der ganze Nihilismus nichts als eine Legende. Bezeugt ist, daß es in Rußland einzelne theoretische Narren giebt, die sich überschlagen, um den undenklichsten Ausgeburten der Theorie nachzujagen. Solche Narren giebt es allerwärts und zu jeder Zeit, so namentlich in Paris; in Deutschland lernten wir sie schon vor 1848 genugsam kennen, seitdem bilden sie den vorgeschrittenen Theil der Sozialdemokratie. Der äußerste russische Radikalismus hat als besondern Zug nur etwa den, daß er sich einbildet, so radikal könne der Radikalismus nirgends sein als in Rußland, hier nur lasse man gar nichts übrig, was den Menschen an die Menschheit erinnert.

Allein diese Narren — das möge man wohl beachten — liefern nicht die unerschöpflichen Soldaten der russischen Verschwörungen, sie liefern auch nicht die Erfinder der grausamen Kampfmittel. Diese Werkzeuge und diese Erfinder

ſcheinen, wie man aus dem Prozeß der Mörder Alexander II. erſehen hat, im tiefſten Herzen verwundete Idealiſten zu ſein, deren Ziel meiſt nur ein für Menſchen erträglicher politiſcher Zuſtand iſt. Daß ſolche Verſchwörer gelegentlich in Verbindung gerathen, und zwar durch ruſſiſche Flüchtlinge im Auslande, mit den Apoſteln der wahnſinnigen Extreme, beweiſt nichts für ihre eigenen Wünſche und Antriebe. Sie nehmen Hülfe und Ausrüſtung, wo ſie ſie finden, wie alle Verzweifelten thun. Unterſcheidend für dieſe ruſſiſchen Freiheitskämpfer, die man vielleicht am beſten mit dem nationalen Namen Dekabriſten, Dezembermänner, von der erſten liberalen Verſchwörung des Dezembers 1825, bezeichnet, iſt nur die Grauſamkeit der Kampfmittel. Aber das iſt national, iſt altruſſiſch wie neuruſſiſch. Darin werden die Dekabriſten von den Panſlaviſten, wenn es dieſen nützlich ſcheint, noch übertroffen. Pour faire une omelette, il faut casser des oeufs, ſagte einer der Verſchwörer gegen Paul I., warf ſich auf ihn und erwürgte ihn. Dies iſt das Motto des Nihilismus wie des Panſlavismus. Ein uralt ruſſiſches Motto. Statt der Fäuſte zum Würgen, wenden die modernen Ruſſen Sprengſtoffe an, die ſie der heutigen Naturwiſſenſchaft verdanken und auf deren Anwendung ſie nicht durch eigenes Suchen, ſondern durch das Beiſpiel der Amerikaner und Fenier gekommen ſind.

Das Attentat vom 13. März 1887 iſt als ein dekabriſtiſches, vielleicht unter nihiliſtiſcher Beihülfe ins Werk geſetzt, zu betrachten. Begreiflicher Weiſe erfährt man nichts über die verhafteten Theilnehmer. Glaublich iſt die Aeußerung derſelben, daß ihnen um ihr Ziel nicht bange, weil ſie unzählige Nachfolger hätten. In der That liegt es beinahe vor Augen, daß das jetzige Regierungsſyſtem, ſolange es beſtehen wird, dieſelben Gegner und dieſelben Mittel ſich erwecken muß, es ſei denn, daß ein großer Volksaufſtand hervorgerufen werden kann, der aber an barbariſchen Scenen andrer Art nicht minder reich ſein würde.

Wie ſoll Europa ſich zu dieſem Schauſpiel verhalten? Abwartend und zur Abwehr gefaßt, iſt die einzige Antwort. Zur Abwehr: denn es bleibt wahrſcheinlich, daß die herrſchende Partei die letzte Rettung im Kriege ſucht. Man iſt in Deutſchland oberflächlich zu Werke gegangen, wenn man ſich nur mit der pſychologiſchen Wirkung des Attentates auf den Kaiſer beſchäftigt hat. Der Kaiſer kann den Strom nicht zurückhalten, wenn ſich die Ueberzeugung der ganzen herrſchenden Klaſſe bemächtigt, daß die Revolution nur noch durch den Krieg *vielleicht* zu beſchwören iſt. Dieſe Herrſchenden ſind theils Geſchöpfe, zuſammengeſetzt aus Stumpfheit und mongoliſcher Wildheit, theils blaſirte Spieler, theils ſchwache Lüſtlinge, wie ſie ſämmtlich uns Turgeniew kennen gelehrt hat. Und wenn dieſe ganze Geſellſchaft von einem einzigen Trieb der Selbſterhaltung erfaßt wird, ſo muß der Kaiſer ihnen folgen oder erfährt von ihnen anſtatt von den Nihiliſten und Dekabriſten die Geltung des Spruches: Pour faire une omelette, il faut casser des oeufs. Die wahre Rettung wäre eine Reform im Sinne Alexanders II. mit zehnfacher Umſicht und Kraft durch-

geführt. Aber wo zu diesem Werk im heutigen Rußland den schöpferischen Geist und die Aufopferung finden?

* * *

Welch ein Abstand der 13. März in St. Petersburg und der 22. März in Berlin! Die Einzigkeit und Eigenartigkeit dieses Kaiserfestes hat zu mannichfaltigen Betrachtungen angeregt, in denen es auch an den treffenden Bemerkungen nicht gefehlt hat.

Die Geschichte kennt keinen Herrscher eines großen Reiches oder eines in die Geschichte seiner Zeit eingreifenden Staates, der ein gleiches Lebensalter erreicht hat. Die Vorgänger des Kaiser Wilhelm, die ihm an Lebensalter am nächsten gekommen, bleiben meist um zwanzig Jahr, alle um mehr als zehn Jahr hinter ihm zurück. Ganz beispiellos aber ist die Erscheinung von weltgeschichtlichen Erfolgen einer Regierung, deren Träger im 64. Lebensjahr auf den Thron gelangte. Zu diesen Eigenschaften ohne Beispiel kommt nun als dritte eine Liebenswürdigkeit des Charakters, eine Bescheidenheit und Pflichttreue ohne Gleichen.

Wenn man unter den weltlichen Herrschern keinen findet, der durch die Höhe des erreichten Alters mit dem Kaiser genannt werden kann, so dürfte man die Reihe der Päpste zum Vergleich heranziehen; denn diesen wird oft im hohen Alter erst die geistliche Krone auf das Haupt gedrückt. Pius IX., der während der Regierung des Kaisers Wilhelm bis vor neun Jahren den päpstlichen Thron einnahm, gilt als einer ältesten der in der langen Reihe der Päpste. Er blieb hinter dem jetzigen Alter des Kaisers um vier Jahr zurück. Aber auch hier ist kein Vergleich in der Sache zulässig. Denn das römische System ist fertig seit 800 Jahren, seit seinem Begründer, dessen 800jähriger Todestag im vorigen Mai erschien. Wenn auch seitdem manchmal bedeutende Persönlichkeiten vom päpstlichen Thron die katholische Welt gelenkt haben, so haben sie doch das System, das wie eine unveränderliche weltgeschichtliche Größe dasteht, nur erhalten; keiner von ihnen hat eine neue Gestaltung im Völkerleben hervorgerufen. So haben die Individualitäten der Päpste nur eine Bedeutung für die Stadtchronik von Rom.

Einzig, wie der Gegenstand der Festfeier am 22. März, war auch die Art derselben. Nicht durch den Reichthum des Gepränges, sondern durch die ungekünstelt wahre, alle Klassen ergreifende Freude des Volkes. Hier traf einmal der Grundzug der Monarchie mit dem Herzensbedürfniß des Volkes zusammen. Das Volk, wir können ebenso sagen der Mensch, empfindet eine natürliche Begeisterung, Liebe und Verehrung nur für eine Persönlichkeit. Diesem Bedürfniß steht die ebenso tiefe Scheu des Menschen gegenüber, seinesgleichen zu vergöttern. Hier waren diese Gefühle ausgeglichen. Es galt, ein tief ersehntes, wunderbar erreichtes nationales Glück in seinem Urheber zu feiern; und man konnte Dank und Freude in überfließendem Maß dem Urheber darbringen, dessen Persönlichkeit so unbeschreiblich fern war und ist von jeder Selbstüberhebung, der von dem Verdienst des großen Glücks kaum den bescheі-

denſten Theil in Anſpruch nimmt. Es hat Herrſcher gegeben, die viel vollbracht haben, die große Ehren erfahren und angenommen haben als gebührendes Opfer. Bei ihnen ſucht die Kritik der Mit- und Nachwelt, wieviel zu ihren Erfolgen andere Kräfte, als ſie ſelbſt beigetragen haben. Bei Kaiſer Wilhelm ſucht jedes Auge, wieviel an dem Werk, das unter ihm vollbracht worden, ihm ſelbſt gebührt, und jedes Herz iſt erfreut über den Antheil, je mehr es ihn wachſen ſieht.

* * *

Nur um den Faden unſerer Chronik nicht zu zerreißen, erwähnen wir die Hauptereigniſſe der inneren Politik. Der Reichstag, deſſen nationale Majorität nach Beendigung aller Wahlen ungefähr zwanzig Stimmen beträgt, iſt am 3. März zuſammengetreten und hat nach kurzem Beiſammenſein das neue Septennat bewilligt und das Haushaltgeſetz für das Jahr 1887—88, das mit dem 1. April in Kraft treten ſoll, bis an den Abſchluß geführt. Alles geht ſo gut, wie es lange nicht gegangen iſt. Aber die eigentlichen Schwierigkeiten werden ſich in der zweiten Seſſion des jetzt gewählten Reichstages ergeben. Denn es iſt noch immer zweifelhaft, ob in dieſer erſten Seſſion die nunmehr unerläßlichen Steuergeſetze noch vorgelegt werden können. Inzwiſchen haben die nationalen Parteien unter ihren Mitgliedern freie Berathungen veranſtaltet, um die Grundlagen, auf welchen die Vereinbarung mit der Regierung über die zu ergreifenden Steuermaßregeln angeſtrebt werden ſoll, womöglich unter einander zu gewinnen und feſtzuſtellen.

Im Landtag hat die preußiſche Staatsregierung dem Herrenhaus die fünfte kirchenpolitiſche Novelle vorgelegt, welche auch mit gewiſſen Zuſätzen des Biſchoffs Kopp zur Annahme gelangt iſt und gleich nach den Oſterferien vom Abgeordnetenhaus berathen werden wird.

Bei der Berathung im Herrenhaus hat der Kanzler ſeinen jetzigen Standpunkt der Behandlung dieſer Frage dargelegt und ausgeſprochen, daß dieſer Standpunkt der rein opportuniſtiſche ſei. Es handelt ſich nach dem Reichskanzler um ein Geſchäft mit einer auswärtigen Macht, das man nicht ſo abſchließen kann, wie man wünſchen möchte, ſondern mit ſo viel Vortheilen, als die Umſtände eben geſtatten. Man macht ſolche Geſchäfte auch nicht für die Ewigkeit, ſondern für die Dauer gewiſſer Verhältniſſe.

So der Kanzler im Herrenhauſe am 23. März. Aber Niemand weiß beſſer als er, daß die Aktion der Staaten doch nicht von opportuniſtiſchen Elementen allein gelenkt wird. Nur daß er bei keiner einzigen Gelegenheit das Ganze ſeiner innern Gedanken ausſpricht, woran er nicht nur Recht thut, ſondern einer unumgänglichen Nothwendigkeit folgt. Die Nation aber, zu der er ſpricht, muß ihm entweder blind vertrauen, oder im Stande ſein, bei ſeinen Worten viel mehr zu denken, als ſie unmittelbar beſagen.

Es iſt ein Schauſpiel, das ſchon die bloße Neugierde feſſeln muß, zu ſehen, wie der Kanzler es anlegt, den Bund der Kurie und des Centrums aufzulöſen. Als großer Politiker ſetzt er wie immer den Hebel an den rich-

tigen Punkt, an die Stelle nämlich, wo, um unſeren eigenen Ausdruck zu wiederholen, die lokal-deſtruktiven Leidenſchaften des Centrums und die univerſalpolitiſchen Bedürfniſſe des Papſtthums ſich nicht wohl vereinigen laſſen. Dem Papſtthum kann an dem deutſchen Reich etwas gelegen ſein, auch wenn es daſſelbe nicht beherrſcht, auch wenn daſſelbe vorläufig proteſtantiſch bleibt: denn das Papſtthum hat weit ſchlimmere Feinde und es darf in der proteſtantiſchen Großmacht einen Bürgen ſeiner Exiſtenz erblicken. Anders das Centrum bei ſeiner Zuſammenſetzung aus Demokraten, Partikulariſten und Jeſuiten. Dieſen iſt vor allem Bedürfniß, daß das deutſche Reich zerſchlagen werde. Wäre es auch nur ein Winkel, in dem die Demokratie gedeiht, wäre es auch nur ein Winkel, in dem der Partikularismus ſich behagt, wäre es auch eine atheiſtiſch-nihiliſtiſche Welt, in welcher der Jeſuitismus herumſchleicht, ſie erhalten doch alle ein zuſagenderes Element, als ihnen das deutſche Reich gewährt, das nur auf die Entfaltung der ſittlichen Kräfte und auf die Freiheit des Geiſtes gebaut werden kann.

Wie weit dem deutſchen Kanzler gelingen wird, das Centrum mit den jetzigen opportuniſtiſch gewählten Mitteln unſchädlich zu machen, muß man mit der Spannung erwarten, mit der man einer geſchickten Operation beiwohnt.

w.

Der Abſchluß des Culturkampfs und die Zukunft des Centrums.

Wenn wir die öffentliche Meinung recht auffaſſen, ſo ſteht ſie den derzeitigen Verhandlungen über die kirchliche Geſetzgebung ziemlich gleichgültig gegenüber. Man hat das Gefühl, daß es ſich nicht mehr um Principien, ſondern nur noch um Details handelt. Es iſt damit nicht geſagt, daß dieſe Details nicht von großer Wichtigkeit ſeien; aber die breiten Maſſen können ſich dennoch nicht dafür intereſſiren, ſchon weil es ſehr ſchwer iſt, ſich die Tragweite der einzelnen Beſtimmungen klar zu machen und oft ſelbſt die Fachmänner ſich in der Vorausberechnung der thatſächlichen Folgen täuſchen.

Das äußerlich am meiſten in die Augen fallende Ergebniß dieſer neuen Kirchen-Novelle wird die Rückkehr der Mönche ſein (mit Ausſchluß der Jeſuiten, welche durch Reichs- nicht bloß preußiſches Geſetz aus Deutſchland entfernt ſind). Ferner wird der Einfluß, welchen der Staat bisher auf die Ausbildung, Anſtellung und Disciplin der Geiſtlichen beanſpruchte, um einige Grade reducirt.

Die allgemeine Frage iſt, ob mit dieſen Conceſſionen das Ende der Nachgiebigkeit erreicht iſt und ob wir aus dem Culturkampf endlich zum Frieden mit der katholiſchen Kirche gelangen werden. In dieſer Form iſt die Frage nicht richtig geſtellt. Einen dauernden Frieden zwiſchen dem preußiſchen Staat, ja zwiſchen dem Staat ſchlechthin und der katholiſchen Kirche kann es nicht geben und hat es niemals gegeben. Beide beanſprüchen die Souveränität,

welche ſich ſelbſt ihre Grenzen ſetzt und auch vertragsmäßige Beſtimmungen, wenn ſie der Zeit nicht mehr entſprechen, aufheben darf. Selbſt in Zeiten, wo die Kirche im Verhältniß zum Staat außerordentlich ſchwach war, wie im 18. Jahrhundert hat es nicht an fortwährenden kleinen Friktionen gefehlt und auch Philipp II. von Spanien konnte ſchwere Conflicte mit dem Papſt nicht vermeiden. Das 19. Jahrhundert hat in der gewaltigen Ausdehnung des Gebiets des öffentlichen Unterrichts und der Einwirkung auf den öffentlichen Geiſt bei der Wahl zu den Volksvertretungen neue Gebiete des Streites zwiſchen Staat und Kirche geſchaffen. Jedes Volksſchulleſebuch, jede Simultanſchule, jede politiſche Agitation eines Geiſtlichen, jede Anſtellung eines Gymnaſialdirektors enthält den Keim zu einem Conflict. .

Wenn wir alſo auf einen dauernden wirklichen Frieden mit der katholiſchen Kirche nicht rechnen dürfen, was haben wir dann unter dem von dem Biſchof Kopp verheißenen und von der Regierung erwarteten Frieden zu verſtehen? Blicken wir zurück auf das Ziel um deſſen willen der Culturkampf unternommen wurde. Die Idee der Falk'ſchen Politik war, auf die Bildung und Haltung der katholiſchen Geiſtlichkeit einen ſolchen Einfluß zu gewinnen, daß das ultramontane Element ihres geiſtigen Daſeins möglichſt unterdrückt und ſtatt deſſen enger Anſchluß an die moderne Bildung und den nationalen Gedanken genommen werde. Dieſer Plan hat nicht durchgeführt werden können, er iſt vollſtändig geſcheitert. Harte Kampfgeſetze, aufs härteſte ausgeführt, haben die katholiſche Geiſtlichkeit und die katholiſche Bevölkerung nicht zwingen können ſich dieſer Geſetzgebung, in welcher ſie eine halbe Proteſtantiſirung erblickten, zu unterwerfen. Es iſt nichts falſcher als, wie es eine große Berliner Zeitung noch dieſer Tage gethan hat, zu meinen, daß wir dem Ziel bereits ſehr nahe geweſen, daß die Kirche bereits im Begriff geweſen ſei nachzugeben, als die Regierung plötzlich weich wurde und Schritt für Schritt von dem bis dahin vertheidigten Syſtem zurückwich. Ohne einen Kampf bis aufs Aeußerſte, ohne gewagte Kriſen hätte man ſicherlich das Ziel nicht erreichen können. Wir ſagen nicht, daß die deutſche Regierung nicht trotzdem den Kampf hätte fortführen ſollen, daß ſie nicht ſtark genug geweſen wäre, auch den höchſten Gefahren zu trotzen. Wir beſtreiten nur, daß man dem Ziele bereits nahe geweſen wäre und behaupten weiter, daß daſſelbe mit dem erſten Schritt rückwärts als ſolches definitiv aufgegeben war. Alles was ſeit der erſten Kirchennovelle im Jahre 1880 von der ſogenannten Maigeſetzgebung zurückgezogen worden iſt, war nichts als die nothwendige Conſequenz der erſten Nachgiebigkeit. Der Katholicismus hat fortan die Möglichkeit ſich ganz ſeinem eigenen Geiſte gemäß zu entwickeln. Der katholiſche Geiſtliche braucht nichts zu erfahren von Leſſing und Schiller; eine andere Literatur, andere Auffaſſung der deutſchen Geſchichte, andere Ideale werden in den katholiſchen Volksſchichten gepflegt werden als in den proteſtantiſchen. Durch ihre Behandlung der gemiſchten Ehen vernichtet die katholiſche Kirche, wenn anders der proteſtantiſche Theil ſich nicht blind unterwirft, das jus connubii zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Deutſchen. Durch

immer weitere Entfernung der beiden Bildungsſphären von einander wird ſie ſuchen die Kluft fortwährend zu vertiefen. In der älteren Generation war ſie faſt geſchloſſen. Ende des vorigen Jahrhunderts war der Katholicismus ſo verdorrt, daß wer irgend bildungsbedürftig war, in katholiſchen Kreiſen Anſchluß an die proteſtantiſche Welt ſuchen mußte. Selbſt die Männer, die den Katholicismus in unſerem Jahrhundert wieder neu belebt haben, ſind vielfach convertirte Proteſtanten. Heute hat der Katholicismus auf allen Gebieten des Lebens eigene Kräfte, welche ſich in immer ſchärferen Gegenſatz zu allem Proteſtantiſchen ſtellen. Nicht nur Philoſophie, Geſchichte, Recht, Belletriſtik wird in katholiſchem Geiſte behandelt, es wird auch ſyſtematiſch dafür geſorgt, daß alle nützlichen Handbücher, Converſations-Lexica und was dahin gehört, in demſelben Geiſte bearbeitet, exiſtiren.

Zu hemmen, in eine andere Richtung zu drängen, iſt dieſer Strom nicht mehr. Die Idee, den Katholicismus direct der modernen deutſchen Bildung, die aus dem Proteſtantismus erwachſen iſt, anzupaſſen, iſt aufgegeben. Die Mittel der Einwirkung, welche dem Staate geblieben ſind, ſind dazu weder ſtark genug, noch ſind ſie dazu beſtimmt. Das, um was jetzt noch gekämpft wird, iſt zwar nach Form und Inhalt der Rumpf der Mai-Geſetze, dennoch dem Weſen d. h. dem Zwecke nach etwas durchaus Anderes. Was der Staat mit dem Reſt von Einſpruchsrecht bei Beſetzung von Pfarren, Beaufſichtigung der Seminare, Mitwirkung bei Ernennung der Biſchöfe, discretionären Gewalten verſchiedener Art, namentlich gegenüber den Orden zu erreichen ſuchen wird, iſt allein, daß er den Katholicismus hindert zu einem aggreſſiven Fanatismus auszuarten. Der katholiſche Geiſt mag ſich fortan in ſeinen eigenen Bahnen frei fortbewegen, aber er darf nicht gradezu revolutionär werden. Die Macht des Staates wird auch in Zukunft ausreichen, ſich der katholiſchen Kirche je nach ihrem eigenen Verhalten wohlwollend oder ſehr empfindlich wenig wohlwollend zu erweiſen und dadurch auf die Leitung der Kirche einen Druck auszuüben, der ſie lehrt, ſich ſelbſt in Schranken zu halten. Das iſt nicht nur dem Grade, ſondern auch der Art nach etwas durchaus Anderes, als was Falk wollte. Nicht eine Aenderung, ſondern nur eine Zügelung des ultramontanen Geiſtes wird erſtrebt.

Auf Grundlage dieſes Princips iſt es nun möglich zu dem ſogenannten Frieden, beſſer Waffenſtillſtand mit der Kirche zu gelangen. Die höchſte Leitung der Kirche iſt bereit, dem Staat eine Reihe von Rechten ihr gegenüber zuzugeſtehen, ſowohl um directer Gegenconceſſionen willen, in dieſem Fall alſo weſentlich, um der Wiederzulaſſung der Orden willen, als auch aus höheren politiſchen Rückſichten. Der Papſt hat mancherlei Gründe ſich mit dem mächtigen deutſchen Reich gut zu ſtellen. Unſere Centrumspreſſe jammert, daß um ſolcher höherer politiſcher Rückſichten willen die Rechte des katholiſchen Volkes in Preußen geopfert werden. Allem Anſchein nach aber wird ſie damit den Friedensabſchluß nicht verhindern können.

Auch auf unſerer Seite könnte man geneigt ſein, die Formel, daß die

Rechte des katholischen Volkes in Preußen geopfert seien, anzunehmen, nämlich in dem Sinne, daß nunmehr die ganze katholische Bevölkerung Preußens, etwa ein Drittel des ganzen Volkes, rettungslos dem jesuitischen Ultramontanismus ausgeliefert sei. Das ist bis auf einen gewissen Grad der Form nach der Fall, aber es giebt eine Gegenrechnung. Man giebt zwar die Einwirkung auf den Gesammtkörper auf, aber indem man den Katholicismus sich selbst überläßt, löst man auch in ihm Gegensätze, die während des Kampfes zum Schweigen verdammt waren. Es ist ganz bekannt, daß die oft das Gefühl verletzenden und als Gewissensdruck empfundenen Coercitiv-Maßregeln der Regierung dem Centrum Männer zugeführt haben, die ehedem sehr abweichenden Ansichten huldigten. Der Friede wird die Reihen wieder mehr lockern. Je schroffer sich der Ultramontanismus herausbildet, desto mehr treibt er auch die eigenen Glieder der Kirche, die nicht bis zum äußersten mitgehen wollen, sich zur Wehr zu setzen. Die vielfältige confessionelle Mischung der Bevölkerung, die vom Staate geleitete Schule führt doch auch in die katholischen Kreise immer wieder so viel fremde Anschauungen hinein, daß es an Gelegenheit zur geistigen Emancipation Niemandem fehlt, der dazu die Anlage hat. Je weniger der Staat sich darum kümmert, je weniger also der Vorwurf der Fahnenflucht zu besorgen ist, desto leichter entwickelt sich die Opposition innerhalb des Katholicismus selbst.

Hier also liegt die bescheidenere Aufgabe für die zukünftige Staatskunst des preußischen Cultusministeriums, nachdem die stolze Falk'sche Position definitiv verloren ist: immer noch möglichst viele Machtmittel in der Hand zu behalten, um für die Leitung der Kirche ein wünschenswerther Freund, ein gefährlicher Feind zu sein und doch diese Machtmittel so anzuwenden, daß in der katholischen Bevölkerung nicht die Empfindung erregt werden kann, als sei ihre Kirche eine unterdrückte.

Dies letztere ist das eigentliche Merkmal des jetzt erstrebten Friedens nach dem Culturkampf. Ein wirklicher Friede wird es nicht und kann es nicht werden. Aber der Kampf nimmt einen anderen Charakter an. Der Einfluß auf die Schule, der Ausschluß der Jesuiten, selbst die practische Ausführung des eben principiell geschlossenen Friedens wird immer wieder Streit gebären. Aber der Streit ist nicht mehr derartig, daß er die Leidenschaften der Massen erregt.

Wie wird nun diese neue Phase der Kirchenpolitik auf die parlamentarische Fraction des Centrums wirken? Schon aus allem Vorhergehenden wird man schließen, daß wir an einen Zerfall des Centrums nicht glauben. Es giebt und wird immer ein so großes specifisch-katholisches Interesse in Deutschland geben, daß es sich auch eine besondere Vertretung im Parlamente schaffen wird. Der Charakter aber der Partei wird eine wesentliche Aenderung erfahren. Ihre bisherige Eigenthümlichkeit war, daß sie in der vollendetsten Form Fractionspolitik trieb, d. h. jede auftauchende Frage wurde nicht nach ihrer eigenen Natur, sondern nach den taktischen Bedürfnissen der Fraction beurtheilt. Am stärksten zeigte sich das in der Steuerpolitik. Das Interesse der

Fraktion verlangte, daß das Deficit im Staatshaushalt erhalten und damit die Regierung deſto abhängiger bleibe. Deshalb wurde, als die letzte Zoll-Novelle große Einnahmen in Ausſicht ſtellte, eigens die lex Huene geſchaffen, welche das im Reiche aufgekommene Geld der preußiſchen Regierung nicht ließ, ſondern es an die Kreiſe vertheilte. Dieſelbe Politik zwang auch bei der Militär-Vorlage viele Centrums-Mitglieder anders zu ſtimmen, als ſie perſönlich gewünſcht hätten.

Dies wird in Zukunft anders werden. Zwar wird Herr Windthorſt ſich alle Mühe geben, noch weiter den Grundſatz geltend zu machen, daß von der preußiſchen Regierung Conceſſionen für den Katholicismus nur zu erreichen ſeien durch Aufgebot parlamentariſcher Macht, durch ein do ut des Zug um Zug, mithin nicht anders als auf Grund der ſtrengſten Fractions-Disciplin — aber die Zeiten für dieſe Politik ſind vorbei. Daß ſie in der Septennats-Frage einmal überſpannt wurde und der Fraction ihre ausſchlaggebende Stellung koſtete, daß gleichzeitig die Fractionsführung in den Gegenſatz gegen den Papſt ſelbſt gerieth und durch etwas über-„discrete" Mittel vergeblich verſuchte, dieſen Gegenſatz zu verſtecken, das Alles muß und wird dazu beitragen, den natürlichen Lauf der Dinge, die Auflöſung der Fractions-Disciplin nach der Beendigung des Culturkampfes zu beſchleunigen. Man beachte aber wohl den Unterſchied: nicht das Centrum, nur die Disciplin im Centrum wird aufgelöſt werden. Auch eine kleine Anzahl Sitze in Kreiſen, wo die Katholiken nur eine geringe Majorität haben, wird es allmählich verlieren. Immer aber wird es noch eine ſehr mächtige und gefährliche Fraction bleiben, welche ſtets auf der Lauer liegt, ſich der Regierung bald durch Oppoſition unbequem, bald durch Unterſtützung gefällig zu erweiſen, um ſie dadurch bald zu verlocken und bald zu zwingen, die Intereſſen der katholiſchen Kirche in Preußen zu ſchonen oder direkt zu fördern.

Die Nationalliberalen werden ſich alle Mühe zu geben haben, dieſem ſteten Wühlen und Bohren gegenüber das Cartell und das Bündniß mit der Regierung aufrechtzuerhalten. Die Fiction der „großen liberalen Partei" iſt doch bei vielen Mitgliedern namentlich bei der Anhängerſchaft im Lande immer noch nicht vollſtändig überwunden; dabei geht mitten durch die Fraction der Riß, der Freihandel und Schutzzoll ſcheidet und der Begriff der Disciplin iſt nie einer Fraction ſo fremd geweſen wie dieſer. Möge es den Führern gelingen die auseinanderſtrebenden Elemente immer wieder praktiſch zu einheitlichem Handeln zuſammenzufaſſen. Wenn auch große principielle Wandlungen in der inneren Politik wohl auf lange hinaus nicht zu erwarten ſind und die Septennats-Kriſis die letzte große Kriſis in dieſer Periode unſeres Verfaſſungslebens geweſen ſein wird, ſo bleibt doch ſtete Wacht gegen klerikalen Einfluß die dauernde Aufgabe des echten, hauptſächlich von den Nationalliberalen vertretenen Liberalismus und ſie können dieſe Aufgabe nicht beſſer und ſicherer erfüllen, als indem ſie ſelbſt ſich der Regierung unentbehrlich machen.

D.

Notizen.

Eine Stimme aus dem Elsaß.

Histoire contemporaine de Strasbourg et de l'Alsace (1830—1852) par Charles Staehling, ancien membre du Conseil municipal et de la Chambre de commerce de Strasbourg. (Nice, imprimerie Victor - Eugène Gauthier et Cie., 1884. 431 Seiten groß 8.)

Unter dieser Bezeichnung — nicht unter dem Titel Ein französisirter Elsässer oder Ein verwälschter Elsässer, wie wir anfangs beabsichtigten — möge das oben genannte Buch des Herrn Stähling zur Kenntniß des Lesers gebracht werden.

Es ist dies keineswegs das einzige oder erste Werk des Verfassers. Wie die Buchhändleranzeige am Ende des Buches ergiebt, hat Herr Stähling zwischen 1870 und 1882 bereits acht verschiedene Schriften veröffentlicht, welche in der Mehrzahl politische und volkswirthschaftliche Gegenstände behandeln (z. B. L'impôt sur les revenus, L'impôt sur les revenus et sur la fortune, Ce qu'ont fait les Bonapartistes, Où le cléricalisme mène les nations, La république c'est la paix, la monarchie c'est la guerre). Alle diese Themata nehmen auch in der Histoire de Strasbourg einen breiten Raum ein, und schon die angeführten Titel lassen den Standpunkt des Verfassers ahnen. Die schriftstellerische Thätigkeit des Herrn Stähling bewegt sich überwiegend auf dem Felde der politischen und volkswirthschaftlichen Publicistik. Mit der Feder des Publicisten ist auch die Geschichte von Straßburg und dem Elsaß geschrieben, und diese Feder ist eine sehr gewandte, die alle Vorzüge des französischen Stils, Klarheit, Uebersichtlichkeit und einschmeichelnde Anmuth besitzt. Die Lektüre des Buches ist im höchsten Grade fesselnd, und dieser Eindruck wird dadurch keineswegs abgeschwächt, daß die sogenannte Geschichte eigentlich mehr eine Chronik zu nennen ist. Die 24 Kapitel führen einfach die Ueberschriften 1830, 1831 u. s. w. bis 1852, worauf ein Schlußkapitel (1852—1884) folgt. In den einzelnen Kapiteln stehen nun, einfach aneinander gereiht, wiederum in chronologischer Ordnung, die bemerkenswerthen Ereignisse der verschiedensten Art in Form kürzerer oder längerer entrefilets. Kaum dürfte Etwas fehlen, was für Straßburg und das Elsaß, in communaler, politischer, volkswirthschaftlicher, künstlerischer, wissenschaftlicher, kirchlicher Bedeutung gewesen ist. Die

rein chronologiſche Anordnung hat allerdings den Nachtheil, daß es ſchwer iſt, beim Durchleſen die zerſtückelten Beſtandtheile einer beſtimmten Materie geſondert feſtzuhalten und zu verbinden; dieſer Uebelſtand wird aber durch ein ſehr ausführliches, genaues Regiſter in alphabetiſcher Ordnung faſt gänzlich gehoben. Der Vortheil der befolgten Methode liegt darin, daß jedes einzelne Jahr nach jeder Richtung hin für ſich zu ſeinem vollen Rechte kommt.

Uebrigens kann die größere oder geringere Berechtigung des Ausdrucks „Geſchichte" nach den im Vorwort enthaltenen Darlegungen, welche über Zweck und Entſtehung des Buches in beſcheidenſter Weiſe Auskunft geben, auf ſich beruhen. Das Hauptintereſſe liegt für uns nicht darin, daß oder ob wir ein hiſtoriſches Kunſtwerk von wiſſenſchaftlichem Werthe vor uns haben, ſondern in dem Material ſelbſt und in der Haupttendenz, welche ganz und entſchieden die Anſichten und Wünſche der unverſöhnlichen Proteſtler vertritt. Herr Stähling iſt der verwälſchte Elſäſſer in der vollſten Bedeutung des Wortes. Die Kundgebungen dieſer Geſinnung ziehen ſich durch das ganze Buch; die Möglichkeit einer inneren Wiedervereinigung ſeiner Heimat mit dem alten Mutterlande iſt ihm unfaßbar; vielmehr erwartet er, wie das Schlußkapitel ausführt, daß Deutſchland endlich ſelbſt zu der Einſicht gelangen werde, daß es am beſten thun werde, ſeine unglückſeligen Erwerbungen freiwillig wieder aufzugeben: dann, aber auch nur unter dieſer Bedingung, würde ein erſprießliches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland wieder zu Stande kommen, und beide Länder würden die hohe Kulturaufgabe, zu der ſie berufen ſind, zum Heile der Menſchheit in ſchönſter Harmonie erfüllen können.

Man würde ſehr irren, wollte man vermuthen, daß die Lektüre dieſer ſehr oft wiederholten Expectorationen einen komiſchen oder abſtoßenden Eindruck machen muß. Herr Stähling iſt von der Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit ſeiner Sache innig und ehrlich überzeugt, und man darf ihm die Achtung, die jede ehrliche Ueberzeugung beanſpruchen kann, um ſo eher gewähren, als er ſeine Anſichten ſtets in einer höchſt anſtändigen Sprache vorträgt. Die Gründe, mit denen er ſeine Gallomanie rechtfertigt, ſind die längſt bekannten. Es wäre Zeitverſchwendung, ſie anzuführen, und eine noch größere, ſie widerlegen zu wollen. Sympathieen und Antipathieen ſind unangreifbar, und ſie ſind es vor Allem, die die Geſchicke der Nationen und der Staaten beſtimmen, und ſo gewaltig ſind ſie, daß ſie ſelbſt das ſonſt im Staatenleben mächtigſte Gefühlsmotiv, das Nationalbewußtſein, völlig ertödten können.

Herrn Stählings Buch iſt für die deutſche Nation in vielfacher Beziehung beſchämend, aber es kann auch ſehr heilſam wirken. Man leſe z. B. folgende Stelle (S. 140): „In einem Feuilleton (des Courrier du Bas-Rhin) vom 2. Januar 1840 kanzelt Eduard Mars (Pſeudonym des Dr. Eduard Eiſſen) die Straßburger Unterrichtsanſtalten ab. „Ein Straßburger Dichter jener Zeit, C. F. Hartmann, hatte ſeine Gedichte unter dem Titel „Alſatiſche Saitenklänge" veröffentlicht. Hartmann, welcher ſeine Sammlung Béranger, dem Nationaldichter par excellence, gewidmet hatte, war ſicherlich ein franzöſiſcher

Patriot in der vollſten Bedeutung des Wortes, aber er ſchrieb vorzugsweiſe in deutſcher Sprache, die natürliche Folge ſeiner erſten Schulbildung."

Bei der Beſprechung des Hartmann'ſchen Buches, ſagt E. Mars, es ſteige beim Leſen dieſer Gedichte nur ein einziges betrübendes Gefühl in ſeiner Seele auf, nämlich darüber, daß, da ſie deutſch geſchrieben ſind, obwohl ihr Geiſt franzöſiſch ſei, ſie die Grenzen des Elſaß nicht überſchreiten können, während Hartmann, anſtatt infolge deſſen ein Localdichter zu bleiben, ein Nationaldichter hätte werden können, wenn von 1789 an die Leiter des Jugendunterrichtes ihre Miſſion begriffen hätten. Und nunmehr zum Angriff übergehend, wendet ſich E. Mars in folgenden Ausdrücken an die Unterrichtsanſtalten:

„Anſtatt das wahre Unterrichtsſyſtem anzunehmen, treibt Ihr Gefühlspolitik (vous faites du sentiment); Ihr discutirt, Ihr verhandelt, Ihr ſtellt Erwägungen an, Ihr ſprecht von Sitten, von religiöſen Ueberzeugungen, von Gewohnheiten, von Ueberlieferungen u. ſ. w., und mit aller dieſer Rederei, welche im Grunde nur Eure ſelbſüchtige Trägheit und Euren Schlendrian verhüllt, vergeßt Ihr, daß Niemand berechtigt iſt, über die Zukunft ſeines Nächſten oder über die Rechte des Vaterlandes zu verfügen, u. ſ. w.

„Hartmann ſingt für Frankreich, aber ſechs Meilen von Straßburg hat Euer Erziehungsſyſtem ſeinem Buche eine Schranke geſetzt, u. ſ. w." ....

Kann die Entnationaliſirung der urdeutſchen Elſäſſer deutlicher verlangt werden? Kann es eine eindringlichere Rechtfertigung aller auf die Erhaltung und Förderung deutſchen Volksthums und deutſcher Sprache gerichteten Veranſtaltungen der gegenwärtigen Leiter des deutſchen Reiches geben?

Sehr begreiflich iſt es, daß, wenn Herr Stähling die an ihm ſelbſt vollzogene Entnationaliſirung zum Maßſtab nimmt, er allerdings die vor 1870 in dieſer Richtung begangenen Unterlaſſungsſünden um ſo mehr beklagen muß, als die der Verwälſchung entgangenen Ueberreſte des elſäſſiſchen Deutſchthums naturgemäß den Anknüpfungspunkt der nationalen Rückeroberung bilden.

Herr Stähling iſt völlig franzöſiſirt, das muß man ihm zugeſtehen; ja, er iſt in mancher Beziehung noch franzöſiſcher, als die Franzoſen ſelbſt; dieſe ſchreiben z. B. Scheleſtadt (ſtatt Schlettſtadt), Herr Stähling dagegen nie anders als Sélestat!

Trotzdem aber kann er den Deutſchen nicht ganz abſchütteln. Es wird ihm gewiß höchſt unangenehm ſein, folgende Stelle geſchrieben zu haben:

„J. Willm, né en 1792 à Heiligenstein, mort à Strasbourg en 1853 — inspecteur d'académie. Fils d'un simple vigneron, son instruction commença par l'école du village; il continua ses études au Gymnase et à la Faculté de théologie de Strasbourg. Après quelques années de séjour en France (!), où, tout en se perfectionnant dans la connaissance du français, il étudia l'histoire, etc." (p. 212).

Alſo Heiligenſtein, Straßburg lagen nicht in Frankreich, ein unwillkürliches Zugeſtändniß, das im Munde gerade dieſes Schriftſtellers faſt komiſch wirkt. Ein lapsus calami, aber ein höchſt charakteriſtiſcher, der ein ſehr ſcharfes

lle des Nationalstolzes sehr häufig, von einem jenen verdrängenden Standes- Corporationsstolz erfüllt ist, der im Auslande nothwendig schnell verfliegt und jenes traurige Vacuum hinterläßt, das unserem Volksthum so verhängnißwird. In England giebt es nur einen Stand, den Alle anstreben, Alle mehr oder weniger Recht prätendiren: das ist der Gentleman. In Deutschgiebt es Edelleute und Bürger, Officiere und Gelehrte, Corpsstudenten, schenschafter und Studenten die keines von Beidem sind: im Ausland haben diese Begriffe nicht die Geltung die den nothwendigen Hintergrund jeder einen Abart dieses Stolzes bildet, er bricht zusammen und mit dem Standolz schwindet schnell der haltgebende Stolz überhaupt; der Deutsche fühlt weniger als der Engländer und Amerikaner; um wieder für voll zu gelten, er nichts Eiligeres zu thun, als sich jenen anzuschließen.

Ueber das Kolonial-Unternehmen bieten die Aufsätze weniger, als man eicht erwartet. Es ist nichts, als eine Zusammenstellung der mehr oder iger zufälligen Einzel-Aeußerungen in Artikeln und Berichten ohne Vollstigkeit und Zusammenhang. Hier scheint es doch, als ob der Mann der t mit dem Mann der Literatur in Conflict gekommen sei, insofern nämlich e diesem zu wenig Zeit und Kraft übrig gelassen hat, um den Ansprüchen, ein literarisches Hervortreten dieser Art wachruft, voll gerecht zu werden.

D.

: Berechtigung der Fremdwörter. Von Gustav Rümelin. Kanzler er Universität Tübingen. Zweite Auflage. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1887. 88 S.

Es giebt keine große Bewegung des öffentlichen Geistes, die nicht sofort irgend einer Stelle zu einer Carricatur ausliefe. Als im Juli 1870 die sche Jugend zu den Waffen griff, erschien eine patriotische Balleteuse mit m Aufruf, auch eine Frauen-Freischaar zu bilden. Die sociale Reform des skanzlers treibt unausgesetzt Projectenmacher-Schößlinge. Die Kriegsbeniß der letzten Monate sah eines guten Tages bereits französische und sche Kriegsschiffe bei Helgoland. Besonders zahlreich aber sind naturgemäß Albernheiten, welche der Predigt und dem mächtigen Wachsen des nationalen ankens in Deutschland von den kleinen Geistern aller Ecken und Enden angt werden, so zahlreich, daß sie nachgerade zu einer positiven Gefahr den. So weit sind wir ja noch nicht, daß uns der Genuß von Thee, Kaffee Reis als undeutsch verboten wird — obgleich ich mich erinnere, es einmal einen Vorzug von „Hermann und Dorothea" vor Voß' „Luise" angeführt nden zu haben, daß dort der echte deutsche Rheinwein, hier der fremde see getrunken werde. Auch sind wir vor dem Rath, das ausländische Reben: durch den echten deutschen Nordhäuser zu ersetzen, wohl noch einigermaßen hützt durch den Ausspruch des Reichskanzlers, welcher Bordeaux für das ürliche Getränk des Norddeutschen erklärte. Immerhin aber haben wir be-

erleichtert hat, welche den jungen Generationen lehrten, daß Frankreich der Erbfeind — l'ennemi héréditaire, der Erbfeind — Deutschlands sei.

Wir wollen es Herrn St. nicht übel nehmen, daß er kein Verständniß für die wirklichen Ursachen der Entwickelung des deutschen Nationalgefühls hat; doch müssen wir anerkennen, daß er — wie auch viele andere Stellen beweisen — die Verdienste Preußens um Schaffung desselben sehr richtig würdigt.

Unter den hervorragenden Ereignissen der Straßburger Local- und Elsässer Provinzialgeschichte werden in recht anziehender Weise der Putsch Louis Napoleons (1836), die Feier des Gutenbergfestes (1840), die allmähliche Entwickelung der elsässischen Eisenbahnen u. dgl. dargestellt. Für Alles weiß der Verfasser unser lebhaftes Interesse zu gewinnen, und wir stehen nicht an, das ganze Buch, so sehr wir seine Tendenz bedauern, ein Meisterwerk populärer Darstellung im besten Sinne des Wortes zu nennen.

Es ist wirklich erstaunlich, was sich unter einer geschickten Feder mit den einfachsten Mitteln leisten läßt. Die Quellen, aus denen der Verfasser schöpft, sind fast ausschließlich persönliche Erinnerungen und die zeitgenössische Zeitungs-Literatur. Aber die Zusammenstellung ist so geschickt, die Aufrichtigkeit des Verfassers ist so augenscheinlich, daß man unstreitig eine in der Hauptsache richtige und gefällige Anschauung der geschilderten Periode erhält.

Mit großer Ausführlichkeit wird unter anderm besonders die allmähliche Entwickelung der elsässischen Eisenbahnen von den ersten Stadien an behandelt. Die junge Generation, welche bei ihrem Eintritt in das Leben das großartig entwickelte europäische Eisenbahnnetz fertig vorfindet, kann sich schwer eine Vorstellung von der voreisenbahnlichen Zeit machen; aber auch ältere Leute, welche bereits in jener Zeit gelebt haben, vergessen nur zu leicht die unsäglichen Schwierigkeiten, Hindernisse und oft recht komischen Vorurtheile, welche die Geburts- und Kinderjahre des Eisenbahnwesens begleiteten. Die ersten elsässischen Eisenbahnen waren die von Mühlhausen nach Thann und die Straßburg-Baseler. Sie wurden im Jahre 1837 in Angriff genommen; als ihr Schöpfer ist Nicolas Köchlin von Mühlhausen zu betrachten. Am 6. August 1839 wurde die erste Locomotive von Mühlhausen nach Thann abgelassen. Im Jahre 1841 wurde die Straßburg-Baseler Bahn beendigt. Sie ging zunächst blos bis Königshofen, 20 Minuten von Straßburg, da sich die Unternehmer, Gebrüder Köchlin, nicht verpflichtet erachteten, sie bis in die Stadt selbst zu führen. Sie verstanden sich jedoch dazu, nachdem ihnen die Gemeinde einen Platz von 2 Ar dazu abgetreten hatte und nach langwierigen Unterhandlungen die Erlaubniß von der Militärbehörde erlangt war, welche ernstlich befürchtete, daß die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt durch einen Tunnel in der Umwallung geschwächt werden würde. Aus militärischen Gründen blieb die Regierung auch der Linie Paris—Straßburg abgeneigt; sie war für eine Linie Paris—Dijon—Mühlhausen. Der Kriegsminister holte das Gutachten des Fortifications-Comités ein. Dieses lautete dahin, die directe Bahn (P.—Str.) könne durch ihre Nähe bei der Nordgrenze dem Feinde, welcher Herr der Saarlinie sei, gestatten, diese

Stelle des Nationalstolzes sehr häufig, von einem jenen verdrängenden Standes- oder Corporationsstolz erfüllt ist, der im Auslande nothwendig schnell verfliegt und nun jenes traurige Vacuum hinterläßt, das unserem Volksthum so verhängnißvoll wird. In England giebt es nur einen Stand, den Alle anstreben, Alle mit mehr oder weniger Recht prätendiren: das ist der Gentleman. In Deutschland giebt es Edelleute und Bürger, Officiere und Gelehrte, Corpsstudenten, Burschenschafter und Studenten die keines von Beidem sind: im Ausland haben alle diese Begriffe nicht die Geltung die den nothwendigen Hintergrund jeder einzelnen Abart dieses Stolzes bildet, er bricht zusammen und mit dem Standesstolz schwindet schnell der haltgebende Stolz überhaupt; der Deutsche fühlt sich weniger als der Engländer und Amerikaner; um wieder für voll zu gelten, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sich jenen anzuschließen.

Ueber das Kolonial-Unternehmen bieten die Aufsätze weniger, als man vielleicht erwartet. Es ist nichts, als eine Zusammenstellung der mehr oder weniger zufälligen Einzel-Aeußerungen in Artikeln und Berichten ohne Vollständigkeit und Zusammenhang. Hier scheint es doch, als ob der Mann der That mit dem Mann der Literatur in Conflict gekommen sei, insofern nämlich jener diesem zu wenig Zeit und Kraft übrig gelassen hat, um den Ansprüchen, die ein literarisches Hervortreten dieser Art wachruft, voll gerecht zu werden.

D.

Die Berechtigung der Fremdwörter. Von Gustav Rümelin. Kanzler der Universität Tübingen. Zweite Auflage. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1887. 88 S.

Es giebt keine große Bewegung des öffentlichen Geistes, die nicht sofort an irgend einer Stelle zu einer Carricatur ausliefe. Als im Juli 1870 die deutsche Jugend zu den Waffen griff, erschien eine patriotische Balleteuse mit einem Aufruf, auch eine Frauen-Freischaar zu bilden. Die sociale Reform des Reichskanzlers treibt unausgesetzt Projectenmacher-Schößlinge. Die Kriegsbesorgniß der letzten Monate sah eines guten Tages bereits französische und russische Kriegsschiffe bei Helgoland. Besonders zahlreich aber sind naturgemäß die Albernheiten, welche der Predigt und dem mächtigen Wachsen des nationalen Gedankens in Deutschland von den kleinen Geistern aller Ecken und Enden angehängt werden, so zahlreich, daß sie nachgerade zu einer positiven Gefahr werden. So weit sind wir ja noch nicht, daß uns der Genuß von Thee, Kaffee und Reis als undeutsch verboten wird — obgleich ich mich erinnere, es einmal als einen Vorzug von „Hermann und Dorothea" vor Voß' „Luise" angeführt gefunden zu haben, daß dort der echte deutsche Rheinwein, hier der fremde Kaffee getrunken werde. Auch sind wir vor dem Rath, das ausländische Rebenblut durch den echten deutschen Nordhäuser zu ersetzen, wohl noch einigermaßen geschützt durch den Ausspruch des Reichskanzlers, welcher Bordeaux für das natürliche Getränk des Norddeutschen erklärte. Immerhin aber haben wir be-

Die vollständige Rückgewinnung des Elsaß wird allerdings weit längere Zeit — vielleicht mehrere Generationen — in Anspruch nehmen, als sanguinische Patrioten anfangs gehofft hatten. Aber es giebt Aufgaben, die selbst im Zeitalter der Dampfmaschinen und Telegraphen lange, sehr lange Zeit beanspruchen — und vielleicht ist es sogar gut, daß es Dinge giebt, die sich nicht mit Dampf machen lassen.

Zweierlei vor Allem thut noth: die Hoffnung nicht sinken zu lassen und den unerschütterlichen Willen zu zeigen, Elsaß-Lothringen um jeden Preis festzuhalten.

Unsrer Hoffnung wollten wir mit den schönen Worten Ausdruck geben, die wir einem vortrefflichen Buche entnehmen, dem die allgemeinste Verbreitung im deutschen Volke zu wünschen ist (Bilder und Erinnerungen aus dem Kriegsleben von 1870—71 von H. Kabelbach, evangel. Divisionspfarrer der preuß. 11. Inf.-Division. Leipzig, Dörffling und Franke, 1871):

„Es wird Mühe und Zeit kosten, das deutsche Elsaß wieder deutsch zu machen. Aber Deutschland darf an dieser seiner gemeinsamen Aufgabe nicht verzweifeln. Das Größere, Schwerere ist geschehen: die Einigung der deutschen Stämme unter einem Haupte; so wird auch das Andere möglich sein: die Erwärmung des lange Zeit verlorenen, abwendig gemachten und nun wiedergefundenen Schmerzenskindes für sein Mutterland." W. B.

Deutsch-national. Kolonialpolitische Aufsätze von Karl Peters. Berlin, Walther und Apolant. 1887. 186. S.

Der Autor erzählt in den „Persönlichen Rückblicken", die er dieser Sammlung einverleibt hat, wie er noch jetzt vor drei Jahren im April 1884 geschwankt habe zwischen dem Entschluß hinauszuziehen und ein deutsches Kolonialreich zu gründen und still zu Hause zu bleiben und eine Abhandlung „Inwiefern ist Metaphysik als Wissenschaft möglich" fertig zu stellen. Der Mann der That hat endlich in ihm die Oberhand gewonnen über den Mann der Wissenschaft; aber wie die That, die Erschließung eines deutschen Kolonialgebietes in Ostafrica, das aussichtsvollste aller unserer Colonial-Unternehmen, in ihrem Ursprung und ihrem Fortgang ihr deutsches Wesen auch darin zeigt, daß sie nicht aus dem unmittelbaren practischen Bedürfniß, sondern aus der Reflexion, der Theorie geboren worden ist, so sind auch die Aufsätze in dieser kleinen Sammlung nicht bloß die Gutachten eines Praktikers, sondern zeigen die allgemeineren Gesichtspunkte des Gelehrten. Ein sehr schönes Aperçu dieser Art will ich hier hervorheben. Peters spricht von der vielbeklagten Erscheinung, daß der Deutsche im Auslande so oft geneigt sei, seine Nationalität zu verleugnen und zu verlieren. Man hat früher der deutschen Kleinstaaterei die Hauptschuld daran beigemessen. Gewiß nicht mit Unrecht; neben diesem negativen aber zeigt Peters auch noch ein positives sehr bemerkenswerthes Moment auf. Das ist, daß der Deutsche an

Zur gegenwärtigen Lage der britischen Volkswirthschaft.

Von

Prof. Dr. **Eugen von Philippovich.**

Die königliche Kommission zur Untersuchung des Niederganges von Handel und Industrie in England hat ihre Arbeit abgeschlossen. Ende Januar wurde der Schlußbericht veröffentlicht*). Eigentlich sollte man von einer Mehrheit der Berichte sprechen. Es liegen solche der Majorität und der Minorität der Kommission vor, es ist eine angeblich vollkommen abweichende, meiner Ansicht nach aber nur verworrene und wenig begründete Denkschrift des Kommissionsmitgliedes O'Connor als Separatvotum abgedruckt und endlich giebt es ein wohlgezähltes Dutzend mehr oder minder umfangreicher Spezialerklärungen, Vorbehalte und Erweiterungen der einzelnen Mitglieder zu den beiden Hauptberichten. Man

*) Mit Dekret vom 29. August 1885 war eine Kgl. Kommission zur Untersuchung der Ursachen des gedrückten Zustandes von Handel und Gewerbe eingesetzt worden. Diese, nur von Mitgliedern der konservativen Partei beschickte Kommission veröffentlichte seither eine Reihe von Berichten unter dem Titel „Report of the Royal Commission appointed to inquire into the Depression of Trade and Industry". Der erste Bericht erschien im Nov. 1885, der zweite im März, der dritte im Juni 1886. Ende Januar laufenden Jahres gab sie ihren Schlußbericht heraus, nachdem noch vorher auf ihren Antrag eine Spezialkommission zur Untersuchung der Währungsfrage, der ein maßgebender Einfluß auf die langandauernde Krisis zugeschrieben wird, eingesetzt worden war. Diese parlamentarische Enquête ist daher schon perennirend geworden. Bisher wurden im Ganzen in 37 Sitzungen 102 Zeugen vernommen und 15186 Fragen gestellt. Dieselben waren gerichtet auf die Ermittlung der Lage der Landwirthschaft, der Kohlenwerke, Eisenwerke, Bergwerke, der Verkehrsverhältnisse, des Schiffbaues, der Eisen-, Wolle-, Baumwolle-, Jute-, Leinen-, Seide-, Papier-, Leder- und Zuckerindustrie. 91 Handelskammern und industrielle Korporationen und 231 diplomatische und konsulare Vertreter Englands im Auslande erstatteten Bericht auf gleichförmig an sie gerichtete Fragen in Bezug auf ihre Auffassung der allgemeinen Wirthschaftslage Englands, dessen wirthschaftliche Beziehungen zum Auslande, sowie die Gestaltung der Wirthschaftsverhältnisse in den fremden Staaten selbst. 273 Berichte von Arbeitervereinen geben ihre Urtheile wieder, sowohl über die allgemeine Lage, wie über die der Arbeiter im Besonderen. Der Schlußband enthält eine systematische Analyse sämmtlicher Zeugenaussagen, der Antworten der Handelskammern, Korporationen und der auswärtigen Vertreter.

reits vielerlei lokale und auch einen „Allgemeinen deutschen Sprachverein“ mit vier „Dichtern“ im Vorstand, die die „deutsche Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen reinigen“ wollen.

In Wirklichkeit sind die Fremdwörter in der deutschen Sprache, von gewissen bekannten Mißbräuchen abgesehen, „nicht eine Verunreinigung und Entstellung, sondern eine Ergänzung und Bereicherung derselben“. In ganz vortrefflicher Weise, die Behandlung auf das ganze so interessante Gebiet der Sprachentwickelung und auf Vergleiche mit der französischen und englischen Sprache ausdehnend, beweist Rümelin in der oben genannten Schrift diesen Satz. Das „Fremdwort“ in der deutschen Sprache ist eine Erscheinung, welche begriffen werden muß, ehe man sie bekämpft. Die Grenze des Gebrauchs setzt nicht der Patriotismus, sondern der Geschmack und die Bildung. Auf diesem Gebiet mag man für oder gegen die Fremdwörter kämpfen nach Bedürfniß — für seine Person ist Referent ganz und gar kein Gegner derselben —, was man aber den Kämpen gegen die „Verwälschung“ und die „Fremdwörterseuche“ unter keinen Umständen gestatten darf, das ist die Anmaßung mit ihren Bestrebungen „national“ sein zu wollen. Es giebt keinen gefährlicheren Feind für das wahre Deutschthum, als die Deutschthümelei, welche von ihrer eigenen Lächerlichkeit einen Schein auf jenes zurückwirft. Zu dieser Art Deutschthümelei gehört auch die „Sprachreinigung“, so wie sie jetzt betrieben wird. Man hüte sich dabei etwa den Ausdruck zu gebrauchen, die Aechtung des Fremdworts sei eine „Uebertreibung“ des nationalen Gedankens. Der nationale Gedanke als solcher ist ein absoluter, der garnicht übertrieben werden kann, so wenig wie die Tugend der Tapferkeit oder der Keuschheit. Aber so wenig die eine unter Umständen das Fliehen, die andere die Sinnlichkeit ausschließt, so wenig schließt der Patriotismus den Gebrauch der Fremdwörter aus und so gewiß das Nicht-Fliehen-Wollen unter Umständen Narrheit, Enthaltung Unnatur sein würde, so gewiß müssen die wahren Anhänger des „nationalen Gedankens“ die angebliche „Reinigung“, welche in Wahrheit eine Verstümmelung der deutschen Sprache sein würde, bekämpfen. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zur gegenwärtigen Lage der britiſchen Volkswirthſchaft.

Von

Prof. Dr. Eugen von Philippovich.

Die königliche Kommiſſion zur Unterſuchung des Niederganges von Handel und Induſtrie in England hat ihre Arbeit abgeſchloſſen. Ende Januar wurde der Schlußbericht veröffentlicht*). Eigentlich ſollte man von einer Mehrheit der Berichte ſprechen. Es liegen ſolche der Majorität und der Minorität der Kommiſſion vor, es iſt eine angeblich vollkommen abweichende, meiner Anſicht nach aber nur verwirrende und wenig begründete Denkſchrift des Kommiſſionsmitgliedes O'Connor als Separatvotum abgedruckt und endlich giebt es ein wohlgezähltes Dutzend mehr oder minder umfangreicher Spezialerklärungen, Vorbehalte und Erweiterungen der einzelnen Mitglieder zu den beiden Hauptberichten. Man

*) Mit Dekret vom 29. Auguſt 1885 war eine Kgl. Kommiſſion zur Unterſuchung der Urſachen des gedrückten Zuſtandes von Handel und Gewerbe ernannt worden. Dieſe, nur von Mitgliedern der konſervativen Partei beſtehende Kommiſſion veröffentlichte ſeither eine Reihe von Berichten unter dem Titel „Report of the Royal Commission appointed to inquire into the Depression of Trade and Industry". Der erſte Bericht erſchien im Nov. 1885, der zweite im März, der dritte im Juni 1886. Ende Januar laufenden Jahres gab ſie ihren Schlußbericht heraus, nachdem noch vorher auf ihren Antrag eine Spezialkommiſſion zur Unterſuchung der Währungsfrage, der ein maßgebender Einfluß auf die andauernde Kriſis zugeſchrieben wird, eingeſetzt worden war. Die parlamentariſche Enquête iſt daher ſchon perennirend geworden. Bisher wurden im Ganzen in 37 Sitzungen 102 Zeugen vernommen und 15[illegible] Fragen geſtellt. Dieſelben waren gerichtet auf die Ermittlung der Lage der Landwirthſchaft, der Kohlenwerke, Eiſenwerke, Bergwerke, der Verkehrsverhältniſſe, des Schiffbaues, der Eiſen-, Woll-, Baumwoll-, Jute-, Leinen-, Seide-, Papier-, Leder- und Zuckerinduſtrie. 91 Handelskammern und induſtrielle Korporationen und 251 diplomatiſche und konſulare Vertreter Englands im Auslande erſtatteten Bericht auf gleichförmig an ſie gerichtete Fragen in Bezug auf ihre Auffaſſung der allgemeinen Wirthſchaftslage Englands, deſſen wirthſchaftliche Beziehungen zum Auslande, ferner die Geſtaltung der Wirthſchaftsverhältniſſe in den fremden Staaten betr. 235 Berufe der Arbeitervereinen geben ihre Urtheile wieder, ſowohl über die allgemeine Lage wie über die der Arbeiter im Beſonderen. Der Schlußbericht enthält eine [illegible] Analyſe ſämmtlicher Zeugenausſagen, der Antworten der Handelskammern, Korporationen und der [illegible]vertreter.

hat bei dieser Vielheit der Meinungsäußerungen zunächst die Empfindung einer vollkommenen Ohnmacht der Kommission, die in tiefgreifenden Widersprüchen zu Tage trete, aber bei näherer Betrachtung erweisen sich die Unterschiede der Anschauungen durchaus nicht als vollkommen unvereinbar. Es ist sogar zu verwundern, daß der Fülle von Erscheinungen gegenüber, die zu beobachten waren, nicht weitgehendere Verschiedenheiten in der Auffassung hervorgetreten sind, denn auch die beiden Hauptberichte stehen sich, selbst in den Grundfragen — die Frage der Schutzzollpolitik ausgenommen — nicht so schroff gegenüber wie zwei verschiedene Parteimeinungen, sondern wie Gradunterschiede in der Auffassung derselben Partei. Beide Berichte sind einig in der Anerkennung der wichtigsten Thatsachen des Rückganges englischen Handels und englischer Industrie, wie die Hauptrichtungen der Ursachen und der Mittel zur Behebung des Uebelstandes. Der Bericht der Minorität enthält nur eine schärfere Betonung der gedrückten Lage, eine energischere Forderung rascher Anwendung der Mittel zur Abwehr der Englands Volkswirthschaft drohenden Gefahren. Er ist wärmer in seiner Schilderung, lebendiger in seiner Auffassung. Er sondert klarer das Beobachtungsmaterial, seine Begründung ist weniger schablonenhaft, wie die des Berichtes der Majorität. Ich halte ihn nicht bloß für den überzeugungsvolleren der Darstellung nach, er scheint mir auch den der Kommission vorgelegenen Thatsachen besser angepaßt zu sein.

Es wird nicht an Stimmen fehlen, — und der „Economist" hat sich bereits in diesem Sinne geäußert — welche das Resultat der Kommission als geringfügig, die Fruchtbarkeit des in den gewaltigen Blaubüchern niedergelegten Materials als unbedeutend bezeichnen werden. Es ist dies um so natürlicher, als ja jede derartige Untersuchung nur den Niederschlag von Meinungen ergiebt, die als subjective, persönliche Ansichten schon aber und abermals geäußert worden sind, so daß auch der festeren Form jener umfangreichen Erhebungen nur der Werth subjectiver Aeußerungen zuzukommen scheint. Ich halte dies für ungerechtfertigt. Man kann immerhin der Meinung sein, daß es keineswegs einer königlichen Kommission und anderthalbjähriger Thätigkeit bedurft hätte, um zu dem Resultate zu gelangen, das jetzt vorliegt. Allein für fernstehende Beobachter — und dieser Ausdruck ist nicht räumlich zu nehmen — hat die Kommission werthvollen Stoff beschafft und es liegt nicht an uns zu beurtheilen, ob der Aufwand für die Beschaffung derselben ein unverhältnißmäßiger war oder nicht. Ich will auf Grund dieses Materiales im Folgenden einige Beiträge zur Kenntniß der gegenwärtigen Lage der englischen Volkswirthschaft geben.

1.

Income tax und Volkseinkommen.

Trotz des Mißtrauens, das Theoretiker wie Praktiker jeder Einkommensteuerstatistik bei den klaren Mängeln derselben entgegenbringen, müssen wir sie doch als ein unentbehrliches Glied in der Reihe von Beobachtungsthatsachen anerkennen, die uns zur Beurtheilung der Lage einer Volkswirthschaft gegeben sind. Wir müssen uns nur ihrer beschränkten Beweiskraft bewußt bleiben. Für englische Verhältnisse ist diese Letztere um so mehr eingeengt, als die Einkommensteuer seit 1876 erst von einem Einkommen von 150 £ an erhoben wird, alle Bewegungen in den unter dieser Höhe stehenden Einkommen daher an der Hand der Steuerveranlagungen nicht zu verfolgen sind. Für unsere gegenwärtige Aufgabe, welche in einer Beleuchtung der Wirkungen einer sich zunächst noch auf die Handels- und industriellen Erwerbskreise beschränkenden Wirthschaftsstockung liegt, ist dieser Umstand aber weniger hinderlich. Denn es ist allgemein zugegeben, daß die Krise am schwersten von den großen, im Weltverkehr stehenden Unternehmungen empfunden wird, es wird als Hauptkennzeichen die mangelnde Ertragsfähigkeit des Kapitals hervorgehoben. Betrachten wir daraufhin die Zahlen der Einkommensteuerstatistik, so scheint auf den ersten Blick ein gedeihliches Wachsthum der Volkswirthschaft im Widerspruch zu den erhobenen Klagen gegeben zu sein. Es betrug nämlich das gesammte zur Income tax veranlagte Einkommen im vereinigten Königreiche*):

im Durchschnitt der Jahre	Millionen £	auf den Kopf der Bevölkerung £	im Jahre	Millionen £	auf den Kopf der Bevölkerung £
1865—1869	419	14	1880	577	16.9
1870—1874	491	15.6	1881	585	17.0
1875—1879	575	17.4	1882	601	17.2
1880—1884	601	17.2	1883	613	17.4
			1884	629	17.6
			1885	631	17.6

Aus diesen Ziffern würde man den Schluß ziehen zu können meinen, daß man sich nach dem Aufschwunge der 70iger Jahre zu Beginn der 80iger Jahre in einer Krise befunden habe, die überstanden sei. Seit 1880 ist ein andauerndes Wachsthum der Einkommensgröße gegeben, das die Vermehrung der Bevölkerung überholt hat und daher eine gesunde Grundlage zu haben scheint. Wenn nichtsdestoweniger die Klagen über

*) Nach der im ersten Bericht, Anhang S. 212 mitgetheilten Uebersicht. Die Angabe für das Jahr 1885 ist dem Statistical Abstract 1886 S. 30 entnommen.

eine schlechte Geschäftslage nicht verstummen, so ist der Grund hiefür wohl darin zu suchen, daß die stetige Steigerung des Volkseinkommens keine gleichmäßige für die einzelnen Klassen der Gesellschaft ist und daß andererseits das subjective Element in der Beurtheilung der Wirthschaftslage eine große Rolle spielt. Nicht mit Unrecht hat Giffen auf die Frage was er als „Depression" ansehe, geantwortet: „a very convenient mode of defining it would be to take it subjectively, that depression means the state of the mind of people engaged in business"*). Die Thatsache des Rückganges der Ertragsfähigkeit des Kapitals kann noch nicht ein ungünstiges Zeichen der Wirthschaftslage sein, wenn sie Hand in Hand geht mit einer Geschäftsvermehrung und demnach durch rascheren Umsatz, schnellere Kapitalsbildung in ihrer ungünstigen Wirkung auf das Einkommen aufgehoben zu demselben oder wie aus obigen Daten ersichtlich, sogar größerem Gesammtresultate führt. Ob mein Einkommen von bestimmter Größe durch eine zehnprozentige Verzinsung eines gewissen Kapitals oder eine zweiprozentige eines fünffach größeren erzielt wurde, ist seiner objectiven Wirkung nach offenbar gleich. Aber nicht für das Urtheil der Produzenten, welche zwar eine Vermehrung ihrer Waren, aber keinen größeren oder doch nicht verhältnißmäßig größeren Reichthum erblicken. Dieses ganz persönliche Empfinden einer schwierigeren oder schlechteren Lage wird noch wesentlich gesteigert, wenn, wie dies der natürliche Zug der Kulturentwicklung und Productionsausdehnung ist, zu jener Stetigkeit oder jenem geringeren Wachsthum unseres Einkommens eine nicht unbeträchtliche Steigerung unserer Bedürfnisse tritt, so daß gewissermaaßen der Maaßstab, mit dem wir die Größe unseres Einkommens messen — und dies ist immer die Größe der von uns als wirklich oder vermeintlich nothwendig erkannten Ausgaben — ein größerer geworden ist. In diesem subjectiven Elemente liegt ein mächtiger Grund zur Klage, zumal sich die Bedürfnißsteigerung unmerklich vollzieht, die vermeintliche Unzulänglichkeit unseres Einkommens aber stets klar zu Tage tritt. Daß derartige Momente auch in England wirksam sind, läßt sich aus vielen Zeugenaussagen herauslesen**) und ergiebt sich ins-

*) First Rep. quest. 86.

**) Am schärfsten kommt dies wohl in der Aussage des Arbeitervertreters Mawdley von der Amalgamated Association of Operative Cotton Spinners zum Vorschein, wenn derselbe sagt: I think people talk a great deal about depression of trade from habit .... I cannot call to my mind any time, when some mill owners were not to be heard declaring that they were bad times." quest. 5238 (Sec. rep. Part. I). Aber es liegt doch etwas Uebertreibung darin, denn gerade die Baumwollenindustrie hat doch wirklich einen schweren Stand. Mawdley urtheilt selbst subjectiv. Und wenn er weiter meint, daß für den Arbeiter die Lage nicht schlimmer sei, als oft vorher, so erklärt sich dies wohl aus der trüben Thatsache, daß dort, wo die Noth kein unbekannter Gast ist,

besondere aus dem häufig hervortretenden Eingeständniß, daß man die Vergleiche ziehe zwischen der heutigen Lage und jener während des deutsch-französischen Krieges und kurz nach demselben. Dies gilt von der Eisenindustrie*), Wollindustrie**), Seidenindustrie***), ja wohl von der ganzen Handels- und industriellen Thätigkeit Englands, das in besonderem Maaße an der wirthschaftlichen Entwicklung zu Beginn der siebziger Jahre betheiligt war†). Den Maaßstab des Fortschrittes entnimmt man gerne den besten Zeiten und hält es dann für einen Rückschritt, wenn nicht die Progression aufhört, sondern nur die Größe derselben zurückgeht. So zeigt uns eine Vergleichung des zur Income tax veranlagten Einkommens des vereinigten Königreiches aus verschiedenen Dezennien, daß das Wachsthum derselben sich verzögert††).

Jahr.	Steuerbares Einkommen in Mill. £.	Zunahme im Verhältniß zur vorausgegangenen Periode in %.	Größe der Bevölkerung in Mill.	Zunahme der Bevölkerung im Verhältniß zur vorausgegangenen Periode in %.	Steuerbares Einkommen auf den Kopf der Bevölkerung in £.	Zunahme des Einkommens unter Berücksichtigung der Bevölkerungszunahme in %.
1845	264	—	27.8	—	9.5	—
1855	308	16.6	27.8	—	11.1	16.8
1865	396	28.6	29.9	7.6	13.2	18.9
1875	571	44.2	32.7	9.4	17.5	32.6
1885	651 †††	14.0	36.3	11.0	17.9	2.3

Die bedeutsame Spalte obiger Tafel ist die zuletzt angeführte, welche uns zeigt, in welchem Maaße die Einkommenszunahme das Bevölkerungswachsthum überholt hat. Während wir in den drei Dezennien bis 1875 einen wachsenden, ja in dem Dezennium 1865—1875 sogar gewaltig zunehmenden Fortschritt erblicken, der die Bevölkerung immer mehr überflügelt, sehen wir, daß in dem letzten Zeitraum von 1875—1885 das Volksein-

eine Verschlimmerung der Lage in hohem Grade auftreten muß, um als solche empfunden zu werden.

*) quest. 1923. 2719.

**) quest. 3788, 4304, 6433.

***) quest 7199, 7454.

†) Zum Theil direkt in Folge des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, „der den Zwischenhandel vollends in die Hände Englands trieb und eine große Nachfrage nach seinen Erzeugnissen hervorrief". Birmighamer Handelskammerbericht, First. Rep. S. 77. Damit übereinstimmend viele andereren Zeugnisse. Auch der Final. Rep S. XVII drückt sich in diesem Sinne aus.

††) Fin. Rep. S. XXXII aus dem Journal of the Statistical Society Sept. 1886 S. 624.

†††) Das thatsächlich veranlagte Einkommen beträgt nur 631 Mill £. 20 Mill. £ wurden als Größe der seit 1876 nicht mehr einkommensteuerpflichtigen Einkommen von 100—150 £ angenommen.

kommen mit Mühe ein wenig über die gestiegene Größe der Bevölkerung sich hinauszuheben vermag. So hat sich unleugbar das Tempo des Fortschritts verlangsamt*). Doch darf auch nicht übersehen werden, daß wir nur den Geldausdruck des Volkseinkommens zum Vergleiche heranziehen können, auf welchen der Preisfall wichtiger Gütergruppen von Einfluß ist. Der reelle Werth desselben, das sachliche Resultat der nationalen Produktion, die Gütermenge, welche mit jenem Einkommen gekauft werden kann, ist sicherlich, wie ich noch zeigen werde, in stärkerem Maaße gewachsen.

Allein niemand zweifelt daran, daß, wenn selbst die Gesammtproduktion gestiegen ist, doch die Vertheilung des Ergebnisses eine derartige sein kann, daß breite Schichten der Bevölkerung von der objektiv verhandenen Steigerung des Nationaleinkommens keinen Vortheil ziehen. Suchen wir daher, soweit dies an der Hand der Steuerstatistik möglich ist, die Entwickelung der Einkommensverhältnisse der einzelnen Klassen der Bevölkerung zu verfolgen. Wir schließen uns hierbei an die Klassifikation der Income tax an.

Die erste Klasse weist das Einkommen aus Grund und Boden und daran haftenden Rechten auf, und es betrug die Größe desselben im Durchschnitt der Jahre

1865—1869	138 Mill. £	1875—1879	172 Mill. £
1870—1874	154 „ „	1880—1884	190 „ „

Die aus diesen Ziffern ersichtliche Stetigkeit im Wachsthume des Einkommens kommt nicht allen Grundeigenthümern zugute. Das Einkommen aus landwirthschaftlich bebautem Gelände ist nämlich veranschlagt

1879—1880 mit 69.5 Mill. £, 1883—1884 mit 65.4 Mill. £,

zeigt mithin in diesen wenigen Jahren eine Verminderung von 4.1 Mill. £, welche von dem Präsidenten des Board of Inland Revenue auf rund 5 Mill. £ ergänzt wird, da Grund zur Annahme vorhanden ist, daß nicht alle Grundbesitzer die Gelegenheit, eine geringere Einschätzung zu erreichen, ergriffen haben**). Damit hat das Einkommen aus der Klasse des landwirthschaftlichen Grundbesitzes jenen Stand erreicht, den es im

*) Im Laufe des Jahres 1886 scheint das Einkommen stetig geblieben zu sein. Die im Economist vom 1. Januar 1887 enthaltene Uebersicht über die Staatseinnahmen weist ein Steigen der Income tax von 12.6 Mill. im Jahre 1885 auf 16.1 Mill. im Jahre 1886 auf, was unter Berücksichtigung des Umstandes, daß eine Erhöhung des Steuerfußes durch 9 Monate von 6 auf 8 d pro Pfund stattgefunden hat, obige Annahme als Minimalannahme berechtigt erscheinen läßt.

**) First. Rep. quest. 743. Für 1885 beträgt die Veranlagung nur 65 Mill. £ nach dem Statistical Abstract 1886 S. 31.

Jahre 1872 verlassen hatte. Hingegen ist das Einkommen der Häuserbesitzer bedeutend gestiegen, indem es ohne Rückschritt von 68.8 Mill. £ im Jahre 1865, 94.6 Mill. £ im Jahre 1875 auf 127.1 Mill. £ im Jahre 1884 und 128.4 Mill. im Jahre 1885 wächst. Während im Jahre 1862 die Einkommen aus den beiden betrachteten Grundeigenthumsklassen sich noch ungefähr das Gleichgewicht hielten — sie standen wie 60.3:61.9 zu einander —, ist heute das Einkommen aus Häuserbesitz fast doppelt so groß, wie das der Landwirthschaft. — In direktem Anschluß an die Veranlagung des Einkommens aus dem Eigenthum an landwirthschaftlich bebautem Grund und Boden erfolgt nach den Grundsätzen der Income tax in der zweiten Steuerklasse die Schätzung der Pächtergewinne, indem dieselben nicht selbständig ermittelt, sondern nach bestimmten Verhältnißsätzen (in England und Wales mit $^1/_3$, in Schottland und Irland mit $^1/_4$) jenes Einkommens berechnet werden. Dies entspricht, namentlich gegenwärtig, den thatsächlichen Verhältnissen gar nicht und die betreffenden Angaben der Einkommensteuerstatistik, — 29.7 Mill. £ im Jahre 1885 — sind daher zur Beurtheilung der Lage des Pächterstandes vollkommen werthlos.

Die dritte Gruppe steuerpflichtigen Einkommens, welche die Zinsen und Jahresrenten aus öffentlichen Kassen umfaßt, steigt von 1865 mit 32 Mill. £ bis zum Jahre 1874 auf 42 Mill. £, sinkt sodann auf 40 Mill. £, auf welcher Höhe sie sich bis 1884 erhielt, um in diesem Jahre auf 41 Mill. £ zu steigen. Im Verhältniß zum Bevölkerungszuwachs müßte die Ziffer 47 Mill. betragen. Niemand wird aber darin ein ungünstiges Zeichen erblicken wollen, daß das Renteneinkommen in diesem einen Zweige relativ zurückgeblieben ist. Die fünfte Einkommensklasse stellt das Einkommen vornehmlich der in öffentlichem Dienstverhältniß Stehenden dar. Es betrug im Durchschnitt der Jahre 1865—1869 24 Mill. £, 1870—1874 28 Mill. £, im Jahre 1885 38.3 Mill. £, steigt daher um ca. 56 % gegenüber einer Bevölkerungsvermehrung von ca. 20 %. Es ist dies ein Zeichen der umsichgreifenden Ausdehnung staatlicher Verwaltungsthätigkeit, doch für die Beurtheilung der Wirthschaftslage ohne Belang.

Die wichtigste Einkommensklasse haben wir noch nicht betrachtet. Es ist die vierte, welche das Einkommen der Gewerbetreibenden umfaßt. Hier, wo die Resultate der gewerblichen und Handelsthätigkeit zum Vorschein kommen, müssen sich die Wirkungen jeder Veränderung in der Lage der englischen Volkswirthschaft am Deutlichsten zeigen. Und auch hier gelangen wir zu demselben Resultate, welches die Betrachtung der Bewegung im Gesammteinkommen ergab: Es ist kein Rückschritt, sondern

nur eine Verlangsamung des Fortschrittes zu bemerken. Der Durchschnittsbetrag für 1870—1874 beläuft sich auf 210 Mill. £; 1875 bis 1879 ist die durchschnittliche Größe des gewerblichen Einkommens 262 Mill. £. Das ergiebt eine Steigerung um 25 %. Im Durchschnitt der Jahre 1880—1884 wird ein Einkommen von 268 Mill. einbekannt. Das letzte Quinquennium hat daher nur eine Steigerung von 1.9 % zu verzeichnen*). Von einem allgemeinen Rückgang kann dabei keine Rede sein. Es kann sich nur um die Verschlimmerung der Lage einzelner Erwerbsrichtungen handeln, deren Wirkung durch die errungenen Vortheile Anderer in der Steuerveranlagung ausgeglichen ist. Daß derartige gegensätzliche Bewegungen innerhalb der einzelnen gewerblichen Einkommensarten bestehen, geht aus der folgenden Uebersicht hervor, welche zugleich die Gesammtbewegung des gewerblichen Einkommens veranschaulicht. Die Scheidung der einzelnen Rubriken ist die, welche von der englischen Regierung bei Veröffentlichung der Veranlagungen zur Einkommensteuer in der vierten Hauptklasse befolgt wird**).

	1865—69	1870—74	1875—79	1880—84	Zunahme in %
	£	£	£	£	
Steinbrüche	611 000	749 000	1 132 000	953 000	56.79
Bergwerke	5 349 000	7 112 000	13 160 000	6 939 000	29.72
Eisenwerke	1 992 000	3 968 000	3 632 000	2 555 000	28.26
Gaswerke	1 970 000	2 578 000	3 398 000	4 577 000	132.33
Kanäle	826 000	764 000	2 426 000	3 282 000	297
Eisenbahnen	18 460 000	23 655 000	29 356 000	33 993 000	84.14
Oeffentl. Gesellschaften	15 389 000	19 212 000	24 087 000	27 706 000	80.03
Handel und Gewerbe	120 165 000	144 817 000	170 718 000	170 386 000	41.79
Andere Gewinne . .	—	6 956 000	13 855 000	21 437 000	—
Summe . . .	164 702 000	209 811 000	261 764 000	268 551 000	63.04
Bevölkerung . .	30 200 000	31 800 000	33 200 000	35 300 000	16.88
Auf den Kopf .	5.45	6.59	7.83	7.60	39.44

*) Es muß hervorgehoben werden, wie sehr diese Bewegung der des Gesammteinkommens gleicht, bei welcher wir, unter Berücksichtigung des Bevölkerungswachsthums, eine Steigerung der Einkommensgröße für das Jahr 1875 gegen 1865 um 32.6 % nachgewiesen haben, während der Einkommenszuwachs bis 1885 nur 2.3 % betrug. Noch deutlicher ergiebt sich dies bei einer Verfolgung der Ziffern in den einzelnen Jahrgängen. Wir bemerken das größte Wachsthum in der Mitte der siebziger Jahre, 8.3 £ auf den Kopf der Bevölkerung, sodann einen Rückgang auf 7.3 £ auf den Kopf in 1880 und neuerliche Kräftigung, die in einem Betrage von 8.2 £ auf den Kopf in 1884 zum Ausdrucke kommt. Es zeigt dies deutlich den überragenden Einfluß, der diese Einkommensklasse unter allen zur Income tax Veranlagten ausübt.

**) Jeder Statistical Abstract bietet diese Scheidung. Die obenstehende Tafel schließt sich an die von Leone Levi in seiner Schrift Depression in Trade, 1885 S. XXXIII gegebene Uebersicht an.

Während die Bevölkerungsgröße seit 1865—69 nur um 16.88 % gewachsen ist, weist das gewerbliche Einkommen eine Zunahme von 39.44 % auf, so daß auch nach dieser Betrachtung sich die Lage als eine befriedigende bezeichnen ließe. Allein die wenigen Gruppen, welche im Anschlusse an die veröffentlichte Einkommensteuerstatistik sich scheiden lassen, ergeben eine große Verschiedenheit in dem Antheile der einzelnen Unternehmungen an dem allgemeinen Fortschritte. Steinbrüche, Bergwerke, Eisenwerke zeigen eine große Neigung zu einer nicht unbedeutenden Senkung des durch sie zu gewinnenden Einkommens. Hingegen steigern Kanäle und Eisenbahnen stetig ihr Einkommen. Welche Gegensätze bergen sodann die beiden Rubriken „öffentliche Gesellschaften" und „Handel und Gewerbe"! Diese wichtigsten Gruppen führen uns das Einkommen der mannigfaltigsten Unternehmungen ungeschieden vor, es bleibt uns verborgen, aus welchen Größen sich dasselbe im Einzelnen zusammensetzt. Der Stillstand in der Höhe des Einkommens von „Handel und Gewerbe" ist aber jedenfalls ein ungünstiges Zeichen und wird nicht aufgewogen durch die Erhöhung der Summe in der folgenden Rubrik „andere Gewinne". Im Gegentheile. Hier wird das Einkommen aus im Auslande betriebenen Unternehmungen zusammengefaßt. Bei gleichzeitigem Rückgang oder Stillstand der Ertragsfähigkeit des Kapitals in heimischen Betrieben ist das ein deutlicher Beweis, daß die Auswanderung des Kapitals, die nach Ricardo „bei der natürlichen Abneigung eines jeden Menschen, das Land seiner Geburt und Verbindungen zu verlassen", schwierig sein sollte, in raschem Maße vorwärts schreitet. Trotz solcher ungünstigen Anzeichen ist aber doch eine Verschlimmerung der Wirthschaftslage nicht in dem Maße zu erkennen, wie bei der Landwirthschaft. Fassen wir alle industriellen und Handelsbetriebe als ein Ganzes auf, so sind doch nur Theile von einem Rückgange oder Stillstande betroffen. Die Wichtigkeit dieser Theile für das Ganze wird allerdings zu untersuchen sein!

Aus einer Betrachtung der Einkommensteuerstatistik geht daher mit voller Klarheit nur die Noth der Landwirthschaft hervor. Dieselbe an der Hand der Kommissionsberichte hier zu verfolgen habe ich keine Veranlassung. Wir besitzen in Nasse's Arbeit*) eine vorzügliche Darstellung, der ich nichts hinzuzufügen vermöchte. Betrachten wir alle übrigen Einkommensquellen als eine Einheit, so ist ein Rückgang im Ganzen nicht zu bemerken. Allerdings sucht man diese Thatsache durch entgegenstehende Beweisgründe wirkungslos zu machen**), indem man auf den Umstand

*) „Agrarische und landwirthschaftliche Zustände in England" in den Schr. d. Ver. f. Sozialpol. Bd. XXVII.

**) Im Bericht der Minorität, Final Rep. S. XLIX.

verweist, daß vielfach selbst in schlimmen Zeiten die Einkommensteuer in gleicher Höhe gezahlt werde, damit der Kredit nicht leide, daß die Einhebung der Steuer gegenwärtig mit größerer Genauigkeit erfolge, die Ermittlungen steuerpflichtigen Einkommens mit größerer Sorgfalt betrieben werden u. s. w.*). Allein dagegen ist doch die Stetigkeit des Fortschrittes in der Einkommensbewegung zu halten, welche durch die angeführten Gründe nicht erklärt werden kann. Aber von Wichtigkeit ist es, sich die Verschiedenartigkeit der Zusammensetzung jenes Einkommens vor Augen zu halten, welche einen durchaus ungleichartigen Gang der wirthschaftlichen Entwicklung einzelner Gesellschaftsklassen zuläßt. Gewiß ist, daß diejenigen Klassen, welche ein festes Einkommen oder Einkommen aus auswärtigen Anlagen oder aus einem nicht einem industriellen Betriebe unterworfenen Besitze beziehen, keinen Grund zur Klage haben, wenn auch das Renteneinkommen ein wenig herabgegangen ist. Aus der Uebersicht über die Handelsbewegung werden wir entnehmen, daß die Lage aller derjenigen, welche mit dem Importhandel sich beschäftigen, in den letzten Jahren nicht schlimmer geworden ist. Ebensowenig erregt der Zustand des Detailhandels Besorgnisse, aus dessen Reihen man übrigens auch keinerlei Beschwerden hört, während ihm im Gegentheile eine sehr gewinnreiche Periode nachgerühmt wird**). Die Verkehrsgewerbe erzielen von Jahr zu Jahr größere Einnahmen und werden nur im Falle des Schiffsverkehrs durch übermäßige Konkurrenz gestört. So bleiben außer der Landwirthschaft als eigentlich bedrängte Gebiete nur die gewisser Rohstoffproduktionen (Kohle, Eisen), der gewerblichen Produktionen, namentlich soweit dieselben für den Absatz im Großen arbeiten und der damit in Verbindung stehenden Exporthandelsunternehmungen. Auf all diesen Gebieten wird vor Allem über eine Verminderung, ja ein Aufhören der Gewinne, weniger über Beengung des Umsatzes geklagt. Als nothwendiges Korrelat dieses Druckes auf den Geschäftsgewinn ist der mindestens zeitweilige Produktionsrückgang unvermeidlich, wodurch eine Verschlimmerung der Lage der arbeitenden Klassen bewirkt wird, für deren direkte Beurtheilung die Kommission leider sehr mangelhaften Stoff gesammelt hat. Da das Sinken der Rentabilität der einzelnen Unternehmungen eine augenfällige Erscheinung ist, will ich im Folgenden vornehmlich den zweiten Punkt, die Entwickelung des Handels und der Produktion dem Umfange nach, einer Betrachtung unterziehen.

*) Nach Angabe Mr. A. West's, des Präsidenten des Board of Inland Revenue quest. 804.

**) Vgl. die in mancher Beziehung vortrefflichen Ausführungen Scharling's in seinem Aufsatze: „Der Detailhandel und die Waarenpreise" in Conrad's Jahrb. 1886 XIII. Bd. S. 285.

2.

Die quantitative Ausdehnung von Handel und Produktion.

Der Beobachtung der Handels- und Produktionsbewegung in England stehen zwei bedeutende Hindernisse im Wege, welche aus dem Mangel der Handels- und Produktionsstatistik hervorgehen. Die Letztere ist, wie übrigens in den meisten Staaten, unvollkommen selbst dem Umfange nach, die Erstere leidet an der fehlenden Gegenüberstellung von Güterwerth und Güterquantitäten. So scheint die folgende Tafel, welche die Größe des Gesammthandels Englands in den letzten zwei Dezennien der absoluten Höhe nach und mit Rücksicht auf die Bevölkerung wiedergiebt, einen entschiedenen Rückgang desselben in den letzten Jahren darzuthun.

Die gesammte Ein- und Ausfuhr (Barren ausgeschlossen) betrug

im Durchschnitt der Jahre	Mill. £	auf den Kopf der Bevölkerung			im Jahre	Mill. £	auf den Kopf der Bevölkerung		
		£	s	d			£	s	d
1865—69	516	16	19	1	1882	720	20	7	9
1870—74	636	19	19	3	1883	732	20	11	3
1875—79	632	18	16	6	1884	686	19	1	6
1880—84	706	20	—	1	1885	642	17	13	7
					1886	618	16	16	7

Zwar der Durchschnitt der Jahre 1880—1884 läßt noch über 20 £ auf den Kopf der Bevölkerung entfallen, aber wenn wir die einzelnen Jahrgänge betrachten, dann sehen wir, daß dieser Durchschnitt aus größeren Summen zu Beginn der fünfjährigen Periode und aus geringeren zu Ende derselben sich zusammensetzt. Immer kleiner wird der Betrag, der auf den Kopf der Bevölkerung entfällt, immer geringer auch die Gesammtgröße des Werthes der ein- und ausgeführten Waaren. Allein diese Rückwärtsbewegung trifft eben nur die Werthgröße, nicht die Güterquantitäten. Der Umfang des Handels hat sich nicht vermindert. Allerdings fällt es einigermaßen schwer, die Wirkung des Preisfalles auf den Gesammtwerth der ein- und ausgeführten Güter zu eliminiren. Es ist dies geschehen bei einem zwischen der Handelsbewegung im Jahre 1873 und jener in den Jahren 1879 und 1883 gezogenen Vergleiche, indem die Werthe der in den letztgenannten beiden Jahren ein- und ausgeführten Waarenmengen auf Grund der Preise des Jahres 1873 berechnet wurden. Das Resultat ist folgendes:

Einfuhr			Ausfuhr		
Im Jahre	Declarirter Werth in Mill. £	Werth berechnet unter Annahme der Preise des Jahres 1873	Im Jahre	Declarirter Werth in Mill. £	Werth berechnet unter Annahme der Preise des Jahres 1873
1873	371	371	1873	255	255
1879	363	438	1879	191.5	273
1883	427	512	1883	240	349
Scheinbare Zunahme von 1883 gegenüber 1873 . . . . . 15.1 %			Scheinbare Abnahme von 1883 gegenüber 1873 . . . . . 5.1 %		
Wirkliche Zunahme von 1883 gegenüber 1873 . . . . . 38 %			Wirkliche Zunahme von 1883 gegenüber 1873 . . . . . 36.6 %		

Darnach haben wir eine das Wachsthum der Bevölkerung (10 Proc.) nicht unbeträchtlich übersteigende Ausdehnung des Handels in Einfuhr und Ausfuhr zu verzeichnen, wenn wir dem Preisfall gehörig Rücksicht tragen. Die Gütermenge, welche der Handel zu bewältigen hatte, ist fortwährend gestiegen. Das Verhältniß dieser Steigerung für Ein- und Ausfuhr ist ungefähr dasselbe. Allein die Ziffern der Ausfuhr enthalten nur den Werth der ausgeführten Produkte der vereinigten Königreiche, während die Einfuhrziffern den ganzen Werth, auch der wieder ausgeführten Kolonial- und fremdländischen Erzeugnisse umfassen. Nimmt man darauf Bedacht und vergleicht man die Zunahme der reinen zum Verbrauche im Königreiche bestimmten Einfuhr mit der der Ausfuhr britischer Erzeugnisse, so findet man, daß die erstere in stärkerem Maße zugenommen hat. Es betrug im Durchschnitt der

Jahre	die reine Einfuhr in Mill. £	auf den Kopf d. Bevölkerung £	s	d	die Ausfuhr brit. Produkte in Mill. £	auf den Kopf d. Bevölkerung £	s	d
1865—69	237	7	16	3	181	5	19	
1880—84	344	9	14	9	234	6	12	9

somit die Zunahme der Einfuhr auf den Kopf der Bevölkerung 1880 bis 1884 gegenüber 1865—1869 25 Proc., jene der Ausfuhr nur 10 Proc.

Die Lage des Einfuhrhandels war somit relativ besser als diejenige des Ausfuhrhandels, eine Annahme, die auch durch andere Thatsachen wahrscheinlich gemacht wird. Für die Lage der englischen Volkswirthschaft ist es natürlich durchaus nicht gleichgiltig, in welcher Richtung der Handel Fortschritte aufweist. Der bedeutendste Theil der Einfuhr besteht aus landwirthschaftlichen Produkten. Jede Zunahme in deren Einfuhr bedeutet einen weiteren Rückschritt der englischen Landwirthschaft, die Vernichtung eines Theiles der Produktivkraft englischer Volkswirthschaft. Aber auch abgesehen davon muß doch aus allgemeinen handelspolitischen Gründen

erlitten haben, während dieser ganzen Zeit kein Einkommen bezogen hätten*).

Es liegt hier aber doch eine klare Verwechslung des Verlustes am Werthe der Produktivgüter mit dem Verluste eines Theiles dieser Letzteren selbst vor. Diesen kann man aus dem Ertrage ersetzen, ersterer kann nur durch eine Werthsteigerung der Produkte gehoben werden, auf welche die Anlage der Einkommensgüter als Produktivgüter keinen oder höchstens — durch Produktionssteigerung — einen entgegengesetzten Einfluß auszuüben vermag. Derartige Werthverluste sind für die Betroffenen allerdings ein empfindlicher Nachtheil, die Gesammtheit wird dadurch nicht berührt. Das was für die Einen eine Einkommensminderung bedeutete, wird für die Anderen Veranlassung zu einer reellen Einkommensvermehrung, indem die gesunkenen Preise einen größeren Güterverbrauch gestatten. Die Werthverluste der Kapitalisten an ihren Kapitalgütern bilden den Uebergang in eine neue, billigere Produktionsperiode. Nicht die Preissenkung ist daher das Beklagenswerthe, auch nicht die damit regelmäßig verbundene Verminderung des Kapitalzinses, sondern die Ungleichmäßigkeit und das Sprunghafte dieser Bewegungen. Es wäre widersinnig, die Vermehrung der Erzeugnisse, welche erst die Möglichkeit einer allseitigen Befriedigung unserer Bedürfnisse bietet, und die Billigkeit derselben, welche erst den Wohlstand in alle Klassen der Gesellschaft tragen kann, als etwas Schädliches auffassen zu müssen. Die Maxime Quesnay's, welche in obiger Auffassung zum Ausdrucke kommt: „Abondance et non valeur n'est pas richesse. Abondance et cherté est opulence." kann ich nicht unterschreiben. Tritt der Preisrückgang, wie dies gegenwärtig der Fall ist, für zahlreiche Güter des täglichen Verbrauches ein, und setzt er sich auch in den Detailpreisen fest, so wird dadurch die Lebenshaltung aller derjenigen erhöht, welche ein fixes oder Arbeitseinkommen haben. Denn die Preise werden bestimmend nicht für die Größe des Volkseinkommens, sondern für die Vertheilung desselben und ein durch starke Gütervermehrung herbeigeführter Preisfall hat die Tendenz einer Verbesserung der Lage des vom Arbeitseinkommen lebenden Theiles der Bevölkerung. Allein dieser Tendenz wirken andere Momente wenigstens in der ersten Zeit entgegen. Viele Wirthschaften können den Werthverlust ihres Kapitals nicht vertragen und müssen die

*) „It is therefore no unfair conclusion that the whole increment of wealth accruing to the owners and cultivators of agricultural land for ten years past has been swept away and consequently that their assumed gains, assessed for income tax during the whole of that period, have never upon any sound principle of stocktaking been realised." Final Rep. § XLIX.

Zeitraum.	Auf Eisenbahnen beförderte Gütermengen.		Tonnengehalt eingelaufener und der Zollbehandlung unterworfener Schiffe			
			im auswärtigen Handel		im Küstenhandel	
	Jährliche Durchschnittsmenge in Mill. Tonnen.	Auf den Kopf der Bevölkerung Tonnen.	Jährlicher Durchschnitt in Mill. Tonnen.	Auf den Kopf der Bevölkerung Tonnen.	Jährlicher Durchschnitt in Mill. Tonnen.	Auf den Kopf der Bevölkerung Tonnen.
1865—69	124.6*)	4.15	27.98	0.92	36.35	1.19
1870—74	182**)	5.68	36.18	1.13	38.21	1.19
1875—79	207	6.18	42.38	1.26	46.48	1.39
1880—84	253	6.65	52.22	1.48	50.08	1.42

Jahr 1883 den Höhepunkt der Verkehrsbewegung darstellt, seither aber allerdings ein Rückgang festzustellen ist. Doch ist derselbe nicht groß genug, um als Reflexwirkung eines bedeutenden wirthschaftlichen Niederganges aufgefaßt werden zu können. Es war die Tonnenmenge im

	1881	1882	1883	1884	1885	
Schiffsverkehr	49.5	52.5	55.6	53.9	54.9	Mill. Tonnen
Eisenbahnverkehr	247	256.2	266.3	259.3	257.2	" "

Daß diese geringe Abnahme des Verkehres noch keine Einwirkung auf die Entwickelung des Eisenbahnwesens genommen hat, ersieht man aus dem Fortschreiten des Eisenbahnbaues, indem die Länge der dem Verkehre übergebenen Eisenbahnen am Schlusse der beziehungsweisen Jahre betrug

1881	1882	1883	1884	1885	
18 175	18 457	18 681	18 864	19 169	engl. Meilen.

Allerdings handelt es sich hierbei um Kapitalsinvestitionen, die niemals den schwankenden Verkehrsbewegungen weniger Jahre folgen, doch ist die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes jedenfalls ein Zeichen eines mit den Jahren gewachsenen Verkehrsbedürfnisses. Dagegen weist der Schiffsbau eine nicht unbeträchtliche Verminderung des Volumens der neugebauten Schiffe auf. Es betrug nämlich die Zahl der neugebauten Schiffe und ihr Tonnengehalt***)

*) Der Durchschnitt bloß der Jahre 1865—67, da für andere Jahre keine Ermittlungen vorliegen.

**) Der Durchschnitt bloß der Jahre 1871—74, da für das Jahr 1870 keine Ermittlungen vorliegen.

***) Die in Betracht gezogene Schiffsbaustatistik (Statistical Abstract 1886 S. 133) umfaßt nur die für Großbritannien ausschließlich der Kriegsschiffe gebauten Schiffe, da diese allein für die Entwickelung englischen Handels maßgebend sind.

gültig sein, wenn C. und D. einer anderen Volkswirthschaft zugehören. Es fehlt die Ausgleichung der Verluste durch Gewinne innerhalb der Nation. Es geht die Produktion ganz oder häufiger theilweise auf ein anderes Land über. Die Billigkeit der Produkte bleibt, aber sie wird erkauft mit dem Verluste eines Theiles der Produktivkraft des Volkes. Und da man nur verzehren kann, so lange und in dem Maße, als man erzeugt, muß endgültig auch der Verbrauch bzw. das ihm zu Grunde liegende Einkommen geschmälert werden. Vor dieser Gefahr steht England. Es befindet sich in der Lage eines bisher konkurrenzlosen Produzenten, dem nunmehr ein Theil seiner Konsumenten untreu wird. Dieser wird, wenn er auch noch fortfährt Gewinne zu machen, doch Besorgnisse hegen. Er hat zu oft die Macht der überlegenen Konkurrenz geübt, um nicht die Anwendung derselben auf sich zu fürchten. Hinc illae lacrimae! Die gegenwärtige Sachlage allein würde die übermäßigen Klagen englischer Industriellen nicht begründen. Selbst die festgestellten Rückschritte der Eisen- und Textilindustrie haben nicht so sehr eine absolute, als vielmehr eine relative Bedeutung durch eine Vergleichung internationaler Verhältnisse. Allerdings fühlen die großen internationalen Konkurrenten alle mehr oder minder schon seit längerer Zeit eine gedrückte Geschäftslage. Es wiederholt sich hier eben auf dem Gebiete der Weltwirthschaft, was wir früher in der Volkswirthschaft beobachteten. Allenthalben tritt eine Verminderung des Kapitalwerthes und durch die gleichzeitige Vermehrung der Kapitalgüter ein Sinken des Zinsfußes ein. Jeder Einzelne innerhalb des Volkes, dieses den anderen Völkern gegenüber sucht sich gegen den unvermeidlichen Verlust mit aller Kraft zu wehren, indem jeder Betheiligte seiner Produktion den Absatz zu erringen trachtet. Dieser Kampf wird voraussichtlich so lange geführt werden, als es noch möglich ist, neue Absatzgebiete aufzufinden. Er umfaßt bei der ungeheueren Steigerung des internationalen Verkehres naturgemäß alle produzirenden Völker der Erde. Die Thatsache der großen räumlichen und zeitlichen Ausdehnung der Krise verliert von diesem Gesichtspunkte aus den Charakter des Abnormen. Dieser Umstand deutet nur, wie viele andere Zeichen, auf den Uebergang aus einer Periode europäischen Wirthschaftsverkehrs in eine solche, in welcher nur mehr der weltwirthschaftliche Standpunkt maßgebend ist. Dem werden sich die Völker anbequemen müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen*).

*) Dies müßte auch für ein Gemeinwesen, das die „gesellschaftliche" Produktion und Vertheilung der Güter verwirklicht hätte, gelten. Denn der Ueberschuß der Arbeitsprodukte des Gemeinwesens, der zur Erwerbung ausländischer Erzeugnisse hingegeben würde, müßte in diesem internationalen Verkehr doch nach seinem „Werthe" beurtheilt werden, mag dieser Letztere auch innerhalb des Gemeinwesens nur

sität mit industrieller Betriebsintensität in jeder Volkswirthschaft sich ins Gleichgewicht zu setzen trachten und jedenfalls in einer nach diesen beiden Richtungen hin vollkommen ausgebildeten Volkswirthschaft, wie der englischen, im Gleichgewicht stehen wird, kann schon aus dieser Beobachtung des Handels ein Rückschluß auf den Umfang der Produktionsthätigkeit Englands gezogen werden. Zur Ergänzung dieses Schlusses wollen wir Produktion und Verbrauch einiger wichtiger Rohmaterialien verfolgen. Dies geschieht in der folgenden Uebersicht bezüglich der Kohle, des Eisens, der Baum- und der Schafwolle.

Zeitraum.	Kohle		Roheisen		Rohe Baumwolle		Schafwolle	
	Durchschnittlich gewonnene Menge in Mill. Tonnen.	Auf den Kopf der Bevölkerung Tonnen.	Durchschnittlich gewonnene Menge in Mill Tonnen.	Auf den Kopf der Bevölkerung Tonnen.	Durchschnittliche Rein-Einfuhr in Mill. cwts.	Auf den Kopf der Bevölkerung lbs.	Durchschnittliche Rein-Einfuhr in Mill. lbs.	Auf den Kopf der Bevölkerung lbs.
1865—69	103	3.29	4.1	0.14	8.1	29.8	144	4.0
1870—74	120	3.79	4.9	0.16	11.2	39.3	180.5	5.6
1875—79	133	3.97	6.4	0.19	11.0	36.6	197.4	5.8
1880—84	156	4.43	8.1	0.23	13.2	41.8	217.1	6.1
1885	159.4	4.49	7.4	0.20	12.2	34.4	238.2	6.7

Obige Zahlen sind zum Theil nur Durchschnittszahlen, verbergen also möglicher Weise Gegensätze in der Entwickelung der jeweiligen fünfjährigen Periode. Dies gilt insbesonders von der Baumwolle und Schafwolle, deren Verbrauch größeren Schwankungen unterliegt. Fassen wir nur den Konsum der letzten Jahre ins Auge, so ist die größte Menge der Baumwolleneinfuhr im Jahre 1882 mit 13.5 Mill. cwts. gegeben, die der Schafwolle im Jahre 1884 mit 241.7 Mill. lbs. Die Produktion der Kohle und des Eisens wächst ununterbrochen mit kleinen Schwankungen in den siebziger Jahren, bis sie für die Erstere im Jahre 1883 den Höhepunkt von 164 Mill. Tonnen, für das Letztere im Jahre 1882 mit 8.6 Mill. Tonnen erreicht hat. Seitdem erfolgt die durch die Angaben für 1885 gekennzeichnete Rückwärtsbewegung. Der thatsächliche Rückgang des Schafwolleverbrauchs müßte noch ergänzt werden durch Berücksichtigung der heimischen Wollgewinnung, welche bei der Verminderung der Schafheerden ebenfalls geringer geworden ist. Es ist daher bezüglich der in Betracht gezogenen Rohstoffe eine Verminderung des Verbrauches seit 1882 bzw. 1883 und 1884 unzweifelhaft. Allein dieselbe ruft keine größeren Schwankungen hervor, als auch in früheren Zeiträumen insbesondere in der Mitte der siebziger Jahre bei Baum- und Schafwolle zu

Es ist möglich, daß dieses Extrem freihändlerischer Gesinnung durch die bestimmt auftretenden schutzzöllnerischen Gedanken hervorgerufen wurde. Daß die fremden Schutzzölle England geschädigt haben ist ja außer Zweifel*). Die Lehre des Freihandels ist jedoch die, daß das durch Zölle geschützte Land selbst darunter leiden müsse. Aber, erklärt das Kommissionsmitglied Jamieson: „Der Freihandel, dem alle Fähigkeiten, Gutes zu schaffen zugetraut wurden, tritt uns aus vielen der Zeugenaussagen entgegen beladen mit gebrochenen Versprechungen und getäuschten Hoffnungen . . . Er hätte die Welt bekehren sollen; und nach vierzig Jahren hat keine Nation von Bedeutung ihn angenommen und einige haben ihn aufgegeben . . . Die Unternehmungslust hätte vernichtet, der Erfindungsgeist unterdrückt werden sollen, wo der Freihandel nicht herrschte, aber Deutschland hat uns erreicht, wenn nicht übertroffen an Unternehmungslust und Amerika war fruchtbarer an Erfindungen als irgend eine andere Nation; und weder Deutschland noch Amerika verdanken dem Freihandel ihren Ansporn**)." Aehnlich drückt sich der Bericht der Minorität aus, indem er sagt: „Die Annahme eines Systems von Einfuhrzöllen auf Fabrikate und selbst auf nothwendige Lebensmittel hat die Staaten nicht unfähig gemacht zu einer erfolgreichen und wachsenden Konkurrenz mit uns auf unseren heimischen, wie kolonialen und neutralen Märkten". „Die wachsende Stärke dieser Konkurrenz . . ist besonders bemerkbar im Falle Deutschlands. Ein Einblick in die auswärtigen Berichte wird zeigen, daß in jedem Theile der Welt sich die Ausdauer und Unternehmungsthätigkeit der Deutschen fühlbar macht. In der Produktion von Gütern haben wir, wenn überhaupt, so nur wenige Vortheile vor ihnen voraus; und in der Kenntniß der Weltmärkte in der Bereitwilligkeit, sich lokalem Geschmack oder Idiosyncrasien (!) anzupassen, haben sie uns entschieden überholt". Diesen Anschauungen gemäß tritt der Bericht der Minorität energisch für Schutzzölle***) ein, während jener der Majorität sich begnügt mit allgemeinen Mahnungen an die Thatkraft englischer Unternehmer, mit Aufforderungen an die Regierung zur Erschließung neuer Absatzgebiete, zur besseren technischen und

*) vgl. Nasse a. a. O. S. 113.

**) Final Rep. S. XXXIV.

***) Der Ausdruck „Schutzzoll" ist nicht ganz bezeichnend, doch der einzige uns geläufige. Es handelt sich um einen „Vertheidigungszoll" gegen die direkten und indirekten Unterstützungen, welche die Industrien anderer Staaten von diesen erhalten in Form von Exportprämien, Schutz- und Prohibitivzöllen u. s. w., vermöge welcher sie auf ausländischen Märkten billiger als im Inland, ja oft unter den Kosten verkaufen können. Die Berechtigung einer Abwehr solcher Industrieprodukte bezw. die Aufhebung eines solchen unberechtigten Vortheiles durch einen mäßigen Zoll muß anerkannt werden.

in Belgien, trotzdem die Arbeitszeit in England kürzer ist. Da man zur Gewinnung des Roheisens aus dem Erze fast halb so viel Kohle benöthigt, als man Erze verwendet, ist das räumliche Verhältniß von Kohlen- und Erzlager von großer Bedeutung. Auch in dieser Hinsicht ist Großbritannien bevorzugt, indem diese beiden nothwendigen Mineralien nur in seltenen Fällen in großer Entfernung von einander gehoben werden. Dazu tritt in den meisten Fällen noch das Vorhandensein von Kalkstein, der gleichfalls zur Eisengewinnung, wenn auch in geringerer Menge, benöthigt wird. Um den natürlichen Vorzug der Productionsbedingungen zu vervollständigen ist auch noch die Lage jener Gewinnungsstätten die günstigste in Bezug auf die Absatzwege, indem die Eisenwerke häufig in geringer Entfernung von einem schiffbaren Flusse oder von der Seeküste liegen, so daß sowohl der Absatz des Produktes, wie auch die Verarbeitung eingeführter Erze sehr erleichtert wird. So hat denn Großbritannien auch stets bedeutende Mengen von — namentlich aus Spanien — eingeführten Erzen verarbeitet, im Durchschnitte dreimal so viel als Deutschland. Auch hier ergiebt eine Vergleichung der Produktionsthätigkeit verschiedener Staaten eine größere Ergiebigkeit der Arbeit in England, indem das in einem Jahre im Durchschnitt gewonnene Quantum auf den Kopf der beschäftigten Arbeiter beträgt: in Großbritannien 500—525, in Deutschland 213, in Frankreich 357, in den Vereinigten Staaten 330 Tonnen. Diese außerordentlich günstige Lage hat England durch lange Zeit ein Uebergewicht über andere Nationen verliehen und es verharrte in dieser bevorzugten Stellung als stärkstes Produktionsgebiet bis in die siebziger Jahre. Die ungeheuren Eisenmengen, welche im Schiffs-, Eisenbahn- und Maschinenbau im Laufe dieses Jahrhunderts benöthigt wurden, haben demgemäß zu einer Ausnutzung der Produktionsfähigkeit Großbritanniens in reichem Maaße geführt. Folgende Uebersicht giebt die Gewichtsmengen des Roheisens an, welche in den verzeichneten Jahren in Großbritannien produzirt wurden:

Jahr	Mill. Tonnen	Jahr	Mill. Tonnen	Jahr	Mill. Tonnen
1806	0.258	1847	1.999	1870	5.963
1823	0.458	1855	3.218	1875	6.365
1830	0.698	1860	3.826	1880	7.749
1839	1.243	1865	4.819	1884	7.811

Die Produktionssteigerung verlangsamt sich zusehends, ja sie ist, wie bereits aus früheren Bemerkungen bekannt, in dem zuletzt angegebenen Jahre gegenüber der Zeit 1881—1883 sogar etwas im Rückschritt begriffen.

George Eliot.

George Eliot. Ihr Leben und Schaffen dargeſtellt nach ihren Briefen und Tagebüchern von H. Conrad. Berlin, Georg Reimer. 1887.

Der Name der engliſchen Dichterin George Eliot hat zwar auch bei uns in Deutſchland einen guten Klang. Man nennt ihn neben ihren berühmten Zeitgenoſſen, Dickens und Thakeray mit Anerkennung; doch ſind die Kinder ihrer Muſe den deutſchen Leſern lange nicht ſo an das Herz gewachſen, wie die dichteriſchen Geſtalten, welche jene in das Leben riefen: David Copperfield, Mr. Pickwick, Eſther Summerſon, Colonel Newcomes, Clive Pendennis ſind Perſonen, welche die meiſten unſerer Gebildeten zu ihrem nächſten Freundeskreiſe zählen, deren Namen allein genügen, eine Fülle der herrlichſten Erinnerungen heraufzubeſchwören. Wie wenige dagegen ſtehen mit Maggie Tulliver und Adam Bede auf vertrautem Fuße! Bisher hat George Eliot nur eine kleine Gemeinde aufrichtiger Verehrer in Deutſchland gefunden: Freilich, wer ſich dazu rechnet, weiß, welche lebendige Quelle edelſter Erhebung und Anregung in ihren Werken ſprudelt und trägt den Wunſch in ſich, auch einem größeren Kreiſe dieſe Schätze zugänglich zu machen. Aus dieſem Grunde heißen wir das vorliegende Buch willkommen; wird es doch dieſen Wunſch verwirklichen helfen, die Kenntniß der Eliot'ſchen Schriften erſchließen und verbreiten. Es entſpricht geradezu einem Bedürfniß: Von den drei vorhandenen engliſchen Biographien eignet ſich keine dazu, ein beliebtes Buch in Deutſchland zu werden: Die biographiſche Skizze des Lord Acton wendet ſich nur an ſolche Leſer, welche ganz vertraut mit dem Gegenſtande ſind. Auf dem Grunde deſſen, was er bei ihnen vorausſetzt, zeichnet er ein ſcharf umriſſenes Bild der Dichterin, oft zu Widerſpruch reizend, oft völlige Anerkennung ſeiner Auffaſſung durch geiſtreiche Beweisführung erzwingend. Vieles, was er nur andeutet, findet ſich ausführlich in dem Buche der Miß Blind dargeſtellt; doch kann ihr Werk keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit machen, weil ihr der Nachlaß der Dichterin, Briefe

haben ihren Höhepunkt im Jahre 1882 mit 8586 Tausend bezw. 4623 Tausend engl. Tonnen. Rechnet man zu der Ausdehnung, welche Gewinnung und Verarbeitung von Eisen in diesen Ländern in den letzten Jahren gefunden hat — sie beträgt 50 % seit 1879 — die in Belgien, Rußland, Frankreich, Oesterreich hinzu, so ist es klar, daß nur eine starke Vermehrung des Eisenverbrauches ein Sinken der Preise hätte aufhalten können. Eine derartige Nachfrage ist nicht nur nicht eingetreten, sondern auch für die nächste Zukunft nicht zu erwarten. Von der jährlichen Eisenproduktion der Erde, 1884 auf 20.28 Mill. Tonnen geschätzt, werden 24—31 % für Eisenbahnzwecke verwendet. In dieser Richtung ist eine Zunahme des Verbrauchs nicht zu erwarten. Nicht nur kann die nächste Zeit eine Zunahme des Eisenbahnbaues in gleichem Verhältnisse mit den zurückliegenden Jahrzehnten nicht bringen, es wird auch bei der immer stärker hervortretenden Verwendung von Stahl die Abnützungsquote eine kleinere werden. Dies fühlt England empfindlich. Neun englische Eisenwerke, die sich mit der Schienenerzeugung beschäftigen, weisen zusammen eine Produktionsfähigkeit von 1,116,800 Tonnen auf, haben aber im Jahre 1885 nur 349,781 Tonnen erzeugt. Es betrug in Prozenten der gesammten Ausfuhr von verarbeitetem Eisen

	die Ausfuhr von		
	Gegenständen	Maschinen	Eisen für
im Jahre	des Eisenbahnwesens	außer Lokomotiven	verschiedene Zwecke
1870	37.2	4	58.8
1884	22.2	7.4	70.4

Auch im heimischen Verbrauch tritt die unberechenbare Abtheilung der „verschiedenen Zwecke" hervor. So betrug im Jahre 1884 die Verwendung von Eisen

für Eisenbahnzwecke	491 Tausend Tonnen	oder 14.56	Prozent
im Schiffsbau	611 „ „	„ 18.16	des
für Röhren	250 „ „	„ 7.43	Gesammtverbrauches.
für versch. Zwecke	2011 „ „	„ 59.85	
Summe	3363 Tausend Tonnen	100	

Die Verwendung des Eisens im Schiffsbau überwiegt bereits jene für Eisenbahnzwecke. Allein die rasche Entwickelung des am meisten Eisen verbrauchenden Dampfschiffbaues nach 1870 hat zu einer so großen Vermehrung der Schiffe geführt, daß voraussichtlich ein wachsender Bedarf so bald nicht eintreten wird. Im Jahre 1870 nahm die Zahl der Dampfschiffe 18.6 %, im Jahre 1884 bereits 53 % der vorhandenen Schiffe

lernen, was ihm hier nur durch Vermittlung im Auszuge geboten wird. Ein beſſeres Reſultat kann ſich der Biograph nicht wünſchen.

Eine eingehende Schilderung des werdenden Charakters der Dichterin können wir um ſo weniger entbehren, als ihre Romane nicht verſchiedene Entwicklungsphaſen wiederſpiegeln, wie dies bei anderen Schriftſtellern der Fall iſt: Sie begann ihr dichteriſches Schaffen erſt mit ſieben und dreißig Jahren, alſo in einem Alter, in dem ſie mit ihren Lebensanſchauungen vollkommen im Reinen war. Wie ſie durch heiße Kämpfe zur Höhe derſelben gelangte, ſchildert Conrad auf den erſten hundert Seiten ſeines Buches. Wir ſehen das Kind Marian Evans geboren 1819 in Warwikſhire als Tochter eines Verwalters, unter einfachen Menſchen, in beſcheidenen Verhältniſſen aufwachſen. Es will uns bedünken, als habe ſie ein langweiliges Daſein geführt inmitten dieſes kleinbürgerlichen Haushaltes, in dem ſich die wiederkehrenden Tagespflichten regelmäßig und pünktlich vollzogen, die vielbeſchäftigten Eltern dermaßen in Anſpruch nehmend, daß ihnen nur wenig Zeit für ihre Kinder übrig blieb. Marian's einziger Spielkamerad war ihr etwas älterer Bruder Iſaac, auf den ſie denn auch die ganze Fülle ihres liebewarmen Herzens ausſchüttete. Floſſen die Tage in Griff Houſe auch nach außen ereignißlos hin, Marian hatte ſich in den engen vier Wänden ihres Vaterhauſes ein weites Reich der Träume geſchaffen, in dem ſie als Heldin lebte und litt. Mit leiſer Wehmuth, doch mit großer Lebendigkeit hat die ſpätere Dichterin in einem ihrer beſten Romane, in der Mühle am Floß, die Geſchichte ihrer eigenen Kindheit erzählt: Maggie Tulliver's Erlebniſſe, die jeder, der ein offenes Herz für Kinderfreud' und Kinderleid beſitzt, mit tiefer Rührung leſen wird, ſind aus Marian's eigener Erfahrung geſchöpft. Wie Maggie ſich von ihrer Umgebung unverſtanden findet, ſo fühlt ſich Marian, je mehr ihr Bewußtſein erwacht mit den Menſchen um ſich her in Zwieſpalt. Durch die praktiſche Nüchternheit von Eltern und Geſchwiſtern in ihrem zarten, reich beſaiteten Gefühlsleben oft verletzt, zieht ſie ſich immer mehr in die Welt ihrer Phantaſie zurück. Conrad hebt hervor, wie ſchon die Kindesſeele Eigenthümlichkeiten zeigt, die als Charakterzüge für die Frau ſo bedeutungsvoll werden ſollten. Marian's junges Herz birgt eine Fülle heißeſter Liebe, die ebenſo ſehr danach ſtrebt, zu geben, wie zu nehmen: Liebe ausſtrömend, Liebe verlangend; ſo begegnet uns George Eliot in ſpäteren Jahren. Die Liebe, die ſie als Kind nur für ſich ſelbſt begehrt, fordert ſie als Frau gebieteriſch für die Menſchheit; ihrem heiligen Drange, dem Leſer Antheil für ſeine Mitbrüder abzugewinnen, verdanken wir ihre beſten Schriften. Der Wunſch nach Liebe geht Hand in Hand mit dem Streben nach Anerkennung, ein

fast alle seine auswärtigen Märkte verloren habe*). Hohe Schutzzölle verhindern das Eindringen in nationale Märkte, auf neutralen begegnet England überall seinem gefürchteten Rivalen Deutschland, ja auf seinen eigenen Märkten hat es den Wettbewerb anderer Nationen, insbesondere Deutschlands, in verstärktem Maaße auszuhalten. Dazu tritt ein anderes. Die Bedrängniß der englischen Eisenindustrie ist größer, als durch den Preisfall dargethan wurde, weil in Folge der hohen Preise 1872 und 1873 die Produktionskosten, insbesondere die Löhne, welche ja den wesentlichsten Theil derselben ausmachen, sehr gestiegen, seither aber nicht im Verhältniß des Preisrückganges gesunken sind.

Angesichts dieser Umstände ist daher auch anzunehmen, daß für die nächste Zeit an eine Erweiterung der Produktion nicht zu denken ist, vielmehr die Versuche, eine weitere Einschränkung zur Erzielung günstigerer Preise vorzunehmen, noch andauern werden.

Von noch größerer Bedeutung als die Eisenindustrie ist die Textilindustrie für die englische Volkswirthschaft. In der Gesammtausfuhr umfassen die Produkte der ersteren ungefähr 16 % des Werthes, die der letzteren aber über 50 %. Von dem Werthe der Ausfuhr britischer Produkte im Betrage von 213 Mill. £ entfielen nicht weniger als 112 Mill. auf Baumwollen-, Woll-, Seide-, Leinen- und Jutefabrikate. Ungefähr $2^1/_2$—3 % der Gesammtbevölkerung sind jeweils in den vier großen Zweigen der Textilgewerbe beschäftigt und rund 20 % des Werthes der eingeführten Produkte entfallen auf Rohmaterial, das in jenen Industrieen verarbeitet wird. Die geringste Bedeutung beansprucht die Seidenindustrie, die auch keine große Vergangenheit hinter sich hat, wogegen die Baumwolle-, Wolle-, Leinen- und Juteindustrie eine weltmarktbeherrschende Stellung einnahmen. Es ist daher sehr erklärlich, wenn englische Volkswirthe auf eine ungünstige Gestaltung der Entwicklung dieser Industriezweige mit Besorgniß blicken. Ich habe schon bei früherer Gelegenheit auf das Verhältniß des Verbrauches von Wolle und Baumwolle in den letzten Jahren im Vergleiche zu früheren verwiesen und daraus den Schluß gezogen, daß eine bedeutende Abnahme der Gesammtproduktion nicht wahrscheinlich sei und die zu beobachtenden Schwankungen in der letzten Zeit jene der früheren Perioden nicht übertreffen. Allein hier haben wir nicht die Produktionsmenge ins Auge zu fassen, sondern die allgemeine Lage der Industriezweige. Und dabei treten Umstände hervor, welche zwar die Quantität des Ertrages nicht oder nur wenig beeinflußt haben, welche aber als gefährliche Symptome angesehen werden müssen.

*) quest. 3148.

lernen, was ihm hier nur durch Vermittlung im Auszuge geboten wird. Ein besseres Resultat kann sich der Biograph nicht wünschen.

Eine eingehende Schilderung des werdenden Charakters der Dichterin können wir um so weniger entbehren, als ihre Romane nicht verschiedene Entwicklungsphasen wiederspiegeln, wie dies bei anderen Schriftstellern der Fall ist: Sie begann ihr dichterisches Schaffen erst mit sieben und dreißig Jahren, also in einem Alter, in dem sie mit ihren Lebensanschauungen vollkommen im Reinen war. Wie sie durch heiße Kämpfe zur Höhe derselben gelangte, schildert Conrad auf den ersten hundert Seiten seines Buches. Wir sehen das Kind Marian Evans geboren 1819 in Warwikshire als Tochter eines Verwalters, unter einfachen Menschen, in bescheidenen Verhältnissen aufwachsen. Es will uns bedünken, als habe sie ein langweiliges Dasein geführt inmitten dieses kleinbürgerlichen Haushaltes, in dem sich die wiederkehrenden Tagespflichten regelmäßig und pünktlich vollzogen, die vielbeschäftigten Eltern dermaßen in Anspruch nehmend, daß ihnen nur wenig Zeit für ihre Kinder übrig blieb. Marian's einziger Spielkamerad war ihr etwas älterer Bruder Isaac, auf den sie denn auch die ganze Fülle ihres liebewarmen Herzens ausschüttete. Flossen die Tage in Griff House auch nach außen ereignißlos hin, Marian hatte sich in den engen vier Wänden ihres Vaterhauses ein weites Reich der Träume geschaffen, in dem sie als Heldin lebte und litt. Mit leiser Wehmuth, doch mit großer Lebendigkeit hat die spätere Dichterin in einem ihrer besten Romane, in der Mühle am Floß, die Geschichte ihrer eigenen Kindheit erzählt: Maggie Tulliver's Erlebnisse, die jeder, der ein offenes Herz für Kinderfreud' und Kinderleid besitzt, mit tiefer Rührung lesen wird, sind aus Marian's eigener Erfahrung geschöpft. Wie Maggie sich von ihrer Umgebung unverstanden findet, so fühlt sich Marian, je mehr ihr Bewußtsein erwacht mit den Menschen um sich her in Zwiespalt. Durch die praktische Nüchternheit von Eltern und Geschwistern in ihrem zarten, reich besaiteten Gefühlsleben oft verletzt, zieht sie sich immer mehr in die Welt ihrer Phantasie zurück. Conrad hebt hervor, wie schon die Kindesseele Eigenthümlichkeiten zeigt, die als Charakterzüge für die Frau so bedeutungsvoll werden sollten. Marian's junges Herz birgt eine Fülle heißester Liebe, die ebenso sehr danach strebt, zu geben, wie zu nehmen: Liebe ausströmend, Liebe verlangend; so begegnet uns George Eliot in späteren Jahren. Die Liebe, die sie als Kind nur für sich selbst begehrt, fordert sie als Frau gebieterisch für die Menschheit; ihrem heiligen Drange, dem Leser Antheil für seine Mitbrüder abzugewinnen, verdanken wir ihre besten Schriften. Der Wunsch nach Liebe geht Hand in Hand mit dem Streben nach Anerkennung, ein

eine nicht unbeträchtliche Verminderung desselben erlitten. Während z. B. im Wollgewerbe der Ueberschuß für die fünf Jahre 1870—74 rund 132 Mill. £ betrug, war derselbe in dem Zeitraum 1880—84 nur 68 Mill. £. Die Seidenindustrie hat niemals eine rege Ausfuhr gehabt, allein hier ist doch der Betrag, um welchen die Einfuhr die Ausfuhr überstieg von 38 Mill. auf 42 Mill. £ gewachsen. Es liegt daher wohl klar zu Tage, daß die Exportfähigkeit der britischen Textilindustrie zurückgegangen ist*). Hier, wie auf dem Gebiete der Eisenindustrie, ist es die steigende Produktionsfähigkeit anderer Staaten, welche Großbritannien zurückgedrängt hat, so daß es sich mit einem geringeren Wachsthum seiner Industrie, einem verhältnißmäßig kleiner werdenden Theil der Gesammtproduktion begnügen muß. Nach den Berechnungen in Ellison und Co.'s „Annual Review of the Cotton Trade" betrug die Zunahme des Verbrauchs von Rohbaumwolle 1881—84 gegenüber dem Konsum der Jahre 1866—70 in Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika 83.7 %. Der Verbrauch in Großbritannien nahm aber nur um 52.9 % zu, jener auf dem Continente hingegen um 102 %, in den Vereinigten Staaten um 130.6 %. Noch immer aber hat Großbritannien einen Verbrauch von Baumwolle, der fast jenem der Vereinigten Staaten, Frankreichs und Deutschlands zusammengenommen gleichkommt. Er betrug 1884 1497 Mill. engl. Pfund; in den Vereinigten Staaten 900 Mill., Frankreich 271 Mill., Deutschland 391 Mill. engl. Pfund.

Angesichts der Thatsache, daß alle Staaten immer mehr darnach streben ihren heimischen Bedarf selbst zu erzeugen, müßte jener ungeheure Verbrauch von Baumwolle in England, der selbstverständlich nicht auf die Verzehrungsfähigkeit der heimischen Bevölkerung berechnet ist, mit Nothwendigkeit eine Ueberproduktion erzeugen, wenn England nicht in seinen Kolonien, namentlich in Indien ein weites Absatzgebiet besäße. In der That wird der Verkehr des vereinigten Königreichs mit seinen Kolonien ein immer engerer. In dem Maaße, in dem der auswärtige Handel Englands nach anderen, namentlich europäischen Staaten, zurückgeht, tritt jener mit den Kolonien in den Vordergrund. Die britischen Kolonien nehmen von der Gesammtausfuhr im Durchschnitt der Jahre 1870—74 nur 25.6 % auf, in der Periode 1880—84 aber bereits 34.5 %. Die Ziffern der Einfuhr weisen geringere Steigerung auf. Sie gehen von

*) Die Annahme, daß etwa das relative Hervortreten der Einfuhr gegen die Ausfuhr in einem stärkeren inländischen Verbrauch seine Ursache hätte, würde die offenbar falsche Voraussetzung nöthig haben, daß die englischen Textilindustriellen sich die stärkere Pflege des ausländischen, statt des inländischen Marktes angelegen sein ließen. Dagegen sprechen auch die verschiedenen Zeugenaussagen.

überspannte Ansicht zum Opfer bringt. Zunächst freilich wählt sie ihren intimen Verkehr nur nach ihren religiösen Bedürfnissen; mit einer streng kirchlich gesinnten Dame Mrs. Pears begründet sie einen Nähverein für Arme; mit der Familie des Dissenter-Predigers Sibree erneuert sie alte Freundschaft. Bald aber nehmen ungeahnte Mächte von ihrer jungen Seele Besitz. Im November 1841 wird sie von ihrer Freundin, Mrs. Pears, in das Haus des Mr. Bray, des Bruders dieser Dame eingeführt. Es scheint als ob diese von dem frommen Bekehrungseifer der Miß Evans einen günstigen Einfluß auf ihre freidenkenden Geschwister, die Brays erwartet hat. Marian weiß von dem Auftrage; denn sie schreibt kurz vorher an Miß Lewis: „Heute will ich eine Bresche in die starke Mauer der Indifferenz schlagen, hinter welche sich die Bewohner von Coventry verschanzen möchten." Aber welche überraschende Wendung nimmt dieser Versuch! Wie bald muß sie das Fruchtlose desselben einsehen, ja noch mehr, die Unhaltbarkeit ihrer Jugendüberzeugungen erkennen. Eine nach der anderen muß den logischen Gründen ihrer neuen Freunde, mit denen ein lebhafter Verkehr beginnt, weichen. Es fällt ihr wie Schuppen von den Augen. Nach der Lektüre eines aus diesem Kreise hervorgegangenen Buches der „Untersuchung über den Ursprung des Christenthums" von Ch. Hennell, in welchem sie die Fundamente ihres Jugendglaubens als fromme Legenden aufgefaßt sieht, ist sie völlig entschlossen mit dem, was ihr nunmehr verkehrt erscheint, zu brechen. Mit der Gluth der Neubekehrten will sie ihren neu gewonnenen Glauben auch äußerlich dokumentiren und nicht länger Fesseln tragen. Ihr alter Vater, auf's Aeußerste erzürnt durch ihre Weigerung, die öffentlichen Gottesdienste zu besuchen, sagt sich von ihr los; sie verläßt ihn, um als Lehrerin ihren Unterhalt zu gewinnen. Doch wird nach einiger Zeit eine Verständigung zwischen den beiden leidenschaftlichen Naturen herbeigeführt; Marian kehrt zurück, muß sich aber den väterlichen Forderungen unterwerfen. Der Fanatismus für die neu gewonnene freie Denkart, in der sie sich wie in hoher Bergluft erfrischt und belebt fühlt, wich in den nächsten Jahren mehr und mehr einer ruhigen Aneignung derselben, welche sie die Ansichten Andersdenkender mit Duldsamkeit beurtheilen läßt. Sehr charakteristisch dafür ist folgende Briefstelle, geschrieben Oktober 1843. „Wenn die Seele von dem elenden Prokrustes-Bett des Dogmas, auf dem sie gestreckt und gemartert worden ist, seitdem sie zu denken begann, eben befreit ist, beherrscht sie ein Gefühl des Jubels und starker Hoffnung. Wir glauben, wir werden tüchtig vorwärts kommen, wenn wir den vollen Gebrauch unserer Glieder haben und die stählende Luft der Freiheit athmen. Wir erwarten, bald etwas Positives zu finden,

Die Flachsspinnereien des vereinigten Königreichs sind in ihrer Produktionsfähigkeit seit 1875 um 22½ % heruntergegangen, wenn man als Maaßstab derselben die Zahl der Spindeln nimmt. Sie war 1875 1.49 Mill., 1885 1.2 Mill. Der Export von Leinwand hatte 1871 einen Werth von 7.5 Mill. £, 1875 7.2 Mill. £, 1885 nur 4.9 Mill. £. Der Werth der Leinengarne sank von 1871—1885 von 9.7 auf 5.9 Mill. £. Dieser Rückgang ist größer als jener der Preise. Diese fielen für Garne von 1871—1885 von 6 s. 3 d. auf 5 s. 6 d., für Leinwand pro Elle in derselben Zeit von 8¼ d. auf 6¼ d. Die Vereinigten Staaten haben sich als Absatzgebiet noch erhalten, aber die kontinentalen Staaten weisen eine bedeutende Minderaufnahme auf. So sinkt der Export von Leinengarnen im Durchschnitt der Jahre 1865—70 bis 1880—85 nach Deutschland von 3.6 Mill. auf 1.11 Mill. £ und ist jetzt dem Erlöschen nahe. Nach Frankreich betrug er in den angegebenen Zeiträumen 1.2 Mill. und 0.8 Mill. £; nach Spanien 3.2 und 1.3 Mill. £; nach Holland 1.1 und und 0.5 Mill. £; nach Italien 0.95 und 0.15 Mill. £.

Die Wollindustrie, eine der ergiebigsten Quellen englischen Nationalreichthums, scheint in ihrem Fortschritte aufhören zu sollen. Auch hier ist die wichtigste Thatsache die der überraschenden Zunahme gleicher Industrieen in Staaten, die als Absatzgebiete Englands betrachtet wurden. In den acht Jahren von 1876—1884 hat der jährliche Verbrauch an Wolle in Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten um 295 Mill. engl. Pfund oder 45 % zugenommen, der Englands nur um 12 Mill. Pfund oder 3¼ %. Noch verbraucht England jährlich 381 Mill. Pfund d. i. um rund 100 Mill. Pfund mehr als Deutschland. Aber die Vereinigten Staaten mit einem Jahresverbrauch von 376 Mill. Pfund stehen im Begriffe es einzuholen und Frankreich mit rund 390 Mill. Pfund hat es bereits überholt. Im Durchschnitt der Jahre 1860—64 war der jährliche Verbrauch an Wolle auf den Kopf der Bevölkerung 9 Pfund, bis 1870—74 war er auf 11 Pfund gestiegen. 1875—79 sank er auf 10.90 Pfund, 1880—84 auf 10.40 Pfund. Die Abnahme in den letzten zehn Jahren ist nicht groß, aber wie schon öfter, muß auch hier darauf hingewiesen werden, daß der eigene Stillstand bei fremden Fortschreiten schwer, ja schwerer als ein allgemeines Rückschreiten empfunden wird.

Die Seidenindustrie hat in England stets die Stellung einer nur mit Mühe zu erhaltenden Luxusindustrie gehabt, welche nicht unter fremdem Wettbewerb, sondern auch unter dem Wechsel des Geschmackes, der Mode, der Laune schwer berechenbarer Konsumenten zu leiden hatte*).

*) questions 7195, 7453, 13735.

Jesu" von Strauß. Die Arbeit, welche zwei volle Jahre in Anspruch nahm, machte der Uebersetzerin viel Mühe und wenig Freude, da sie nur geringe Sympathie für den Verfasser hegte, zudem mit seinem Standpunkte nicht einverstanden war. Doch wurde sie durch einen freundlichen Brief von Strauß belohnt, noch mehr aber durch eine sehr anerkennende Besprechung. Rezensent vermuthet in dem Uebersetzer „einen urtheilsvollen, wohlunterrichteten Theologen"; denn nur ein solcher vermöge „eine so treue, elegante und gelehrte Uebersetzung" zu liefern. Diese erste größere Arbeit war insofern bedeutungsvoll für Marian, als sie ihr Gelegenheit gab, ihre Leistungsfähigkeit zu erproben; fand sie sich doch bald genug in der Lage, darauf fußen zu müssen. Im Mai 1849 verlor sie ihren Vater, ein Schlag, der sie tief erschütterte: „Was soll aus mir werden ohne meinen Vater? Es ist mir, als ob ein Theil meiner sittlichen Natur dahin wäre!" Der Vereinsamten wurde durch die Freundschaft der Brays Trost und Zerstreuung zu Theil. Sie begleitet die Freunde auf einer Reise nach dem Continent, die über Paris, Lyon, Avignon bis nach Mailand führt. Auf dem Heimwege trennt sie sich von ihnen, um den Winter in Genf zu verleben. Ihre angegriffene Gesundheit verbot ihr, eine größere Aufgabe anzugreifen; doch ist sie nicht müßig: „Ich gehe spazieren, spiele Klavier, lese Voltaire, plaudere mit meinen Freunden und nehme, um mein Gehirn nicht ganz weich werden zu lassen, täglich eine Dosis Mathematik zu mir." An Leib und Seele gestärkt, kehrte Miß Evans nach neunmonatlicher Abwesenheit nach England zurück, um die nächsten zwei Jahre theils bei den Geschwistern, theils in Rosehill in dem Bray'schen Hause zu verleben. Hier lernte sie den Buchhändler Chapman kennen, der sie im September 1850 aufforderte, in die Redaktion der Westminster-Review zu treten. Die Folge dieser Thätigkeit, die sie nach London führte, waren eine Reihe kleinerer Beiträge, meistens Rezensionen; daneben übersetzte sie Feuerbach und Spinoza. Was die beiden Jahre, während welcher sie in dieser Stellung verblieb, für sie so werthvoll machte, war die Gesellschaft interessanter Menschen, unter denen sie lebte und wirkte. Mit Spencer, Froude, W. E. Forster, George Henry Lewes, Miß Martineau, Dickens, Carlyle u. A. trat sie in einen mehr oder minder innigen Zusammenhang. Doch wurde ihr die Last der redaktionellen Arbeit, die zumeist auf ihren Schultern ruhte, bald drückend. Im Jahre 1853 schied sie aus der Redaktion aus, um kurz darauf einen anderen unendlich folgenschweren Schritt zu thun, George H. Lewes ihre Hand zu reichen. Es ist schwer zu sagen, was sie bewogen hat, sich diesem ihr keineswegs ebenbürtigen Manne zu verbinden. Ein unruhiger Geist, der sich auf allen möglichen Gebieten versucht hatte, ohne doch je in die Tiefe

das Maaß für die Größe in der Reichlichkeit der Erzeugnisse selbst, in ihrer größeren oder geringeren Nützlichkeit für die Wirthschaftszwecke des Menschen gefunden. Wenden wir diesen Maßstab auf die Ergebnisse der früheren Untersuchungen an, so müssen wir unbedingt ein Wachsthum des britischen Volkswohlstandes anerkennen. Die Menge der hergestellten Erzeugnisse, der eingeführten Güter ist in den letzten zwanzig Jahren in überraschenden Verhältnissen gestiegen, in erheblicherem Maße als die Ausfuhr, so daß die im vereinigten Königreiche selbst verbrauchten Produkte bedeutend vermehrt wurden. Selbst die Thatsache einer fast vollständigen Vernichtung einer wichtigen Quelle des Wohlstandes, der Landwirthschaft, kann dem gegenüber nicht ins Gewicht fallen, so lange die übrigen Ertragsquellen die dadurch entstandenen Verluste wettmachen. Ein Dorf, das zur Stadt geworden, dessen Aecker und Wiesen sich in Bauparzellen, Straßen und Plätze verwandelt haben, ist nicht ärmer geworden, wenn seine Industrieprodukte ihm die Nahrungsmittel verschaffen. Es wird auch nicht ärmer, wenn die Preise gesunken sind, so lange es dieselbe Gütermenge verzehren kann. Hier aber setzt eine gegentheilige Beurtheilung ein. Die Preise der Güter bestimmen, welchen Antheil ein jeder an dem ganzen Güterquantum, das als Volkseinkommen anzusehen ist, erhält. Diejenigen, die ihre Einnahmen aus den Preisen der im Tauschwerthe gesunkenen Produkte herleiten, haben ein nominell geringeres Einkommen als bisher. Es wird reell geringer werden, wenn die Güter, die sie mit jenen Einnahmen zu erwerben gewohnt sind, nicht in gleichem Maße im Preise gesunken sind. Und ein solch allgemeiner gleichmäßiger Preisrückgang tritt niemals ein. Der Preisfall, der in Wirklichkeit nur einzelne Güter- und Produktionsgruppen trifft, verschlechtert daher die Lage eines Theiles der Bevölkerung durch Verringerung ihres reellen Einkommens. Aber seine Wirkung erstreckt sich noch weiter. Der Werth der Erzeugnisse bestimmt den Werth der Produktivgüter, der Werth des Ertrages den des Kapitals. Dadurch entstehen Kapitalverluste für den Einzelnen, welche einem solchen für die Volkswirthschaft gleichgeachtet werden müßten. Aus dieser Anschauung entwickelt sich dann die weitere Meinung, daß diese Kapitalsverluste zunächst aus dem Ertrage gedeckt werden müssen, ehe man von einem Einkommen sprechen könne, wie ja jede gesunde Fondsverwaltung erst dann von realisirten Gewinnen sprechen könne, wenn die Fondswerthe in gleicher Größe wie sie übernommen wurden, in die neue Wirthschaftsperiode übertragen worden seien. Diese Ansicht führt thatsächlich zu der Behauptung, daß die englischen Grundbesitzer, welche nach Sir James Caird's Berechnung in den letzten 10 Jahren einen Verlust am Werthe ihres Besitzes von 14 800 Mill. Mark

lichsten Antheil. Durch die Briefe und Tagebücher zieht sich eine ängstliche Sorge des Einen um den Anderen, eine zarte Liebe, welche die Zeit nicht abstumpfen kann. Jedes neue Werk der Dichterin bekennt in seiner Widmung, wie sie Lewes als den Förderer ihres geistigen Lebens ansieht. Er spendet die Anerkennung, deren ihre zaghafte Seele so sehr bedarf, verschweigt ihr schonend ungünstige Rezensionen, vermittelte zwischen ihr und dem Buchhändler, kurz erweist ihr mit litterarischer Umsicht jeden denkbaren Dienst. Wie ernst sie ihre Stellung als seine Frau auffaßt, erhellt daraus, daß sie mit mütterlicher Treue für Lewes' drei Söhne sorgt. In ausschließlicher Beschäftigung mit der schönen Litteratur fließen die nächsten Jahre für das Paar dahin. Größere und kleinere Reisen führen die Beiden nach Deutschland, Frankreich und Italien; dazwischen suchen sie in englischen Seebädern für ihre angegriffene Gesundheit Stärkung, deren besondes Mr. Lewes immer von neuem bedarf.

Dem Thema, George Eliot und Deutschland widmet Conrad ein besonderes Kapitel, in dem er die Urtheile, welche die Schriftstellerin verschiedentlich über Land und Leute fällt, zusammenstellt und kommentirt. Sie fallen nicht zu unseren Gunsten aus: Sie fühlt sich immer wieder abgestoßen von deutscher Schwerfälligkeit und Geschmacklosigkeit. Ja, dem Goetheforscher Schöll weiß sie nichts Besseres nachzurühmen, als daß er sehr wenig von einem Deutschen habe. Ebenso wenig anmuthend erscheint ihr das Land. Sie kann nicht begreifen, daß ein so großer Geist, wie Goethe, es in dem kleinbürgerlichen Weimar hat aushalten können. Nur seinetwegen ist ihr die Stadt werth; mit Lewes zusammen, der damals das Material zu seiner Goethebiographie sammelt, studirt sie den Schauplatz von Goethes Wirken und huldigt dankbar seinem großen Genius. Ihre Enttäuschung über die intellektuellen Kreise Weimars und Berlins rührte wohl daher, daß ihr Geist ausschließlich an den Produkten des klassischen Zeitalters genährt, einer späteren, schwächeren Generation gegenüber zu große Ansprüche erhob. Im Grunde herrscht zwischen ihrer und unserer Natur ein wahlverwandter Zug, der uns Deutsche so wohlthuend und heimisch in ihren Schriften berührt, und wohl mit den Umstand erklären hilft, daß George Eliot weder Amerikanern noch Franzosen mit ihren Büchern Anerkennung abgewonnen hat. Fühlte sich auch die Schriftstellerin im Einzelnen vom Wesen der Deutschen abgestoßen, so gehört sie doch zu jenen großen umfassenden Geistern, welche die nationale Kluft zwischen uns und unseren Stammesbrüdern überbrücken wollen. „Alle Ehre Deutschland", ruft sie aus, „für die großen Thaten, welche es für uns gethan hat. Es hat den schwersten Kampf um die Gedankenfreiheit gekämpft, hat die größesten Erfindungen hervorgebracht, hat die großartigsten

Produktion aufgeben. Andere halten an der gekennzeichneten Verwechslung fest und geben den unrentablen Erwerb auf. Neue Produktionszweige werden aufgesucht oder die Kapitalien in öffentlichen Werthen, überhaupt im Darlehnsgeschäft angelegt. Dadurch vermindert sich die Arbeitsgelegenheit, es finden zahlreiche Arbeiterentlassungen statt, die frei gewordenen Arbeiter drücken auf den Lohn der noch in Beschäftigung Stehenden und es gewinnt das Bild jenen herben Zug einer allgemeinen Nothlage.

Es ist mir unzweifelhaft, daß die gegenwärtige Lage der englischen Volkswirthschaft keine andere Beurtheilung zuläßt, so lange wir nur den Vergleich zwischen vergangenen und gegenwärtigen Zuständen in Großbritannien allein ins Auge fassen. Produktion, Handel, Verkehr sind gleichmäßig gestiegen, das Einkommen hat sich über das Wachsthum der Bevölkerung gehoben. Allerdings hält, wie eine Vergleichung der einzelnen Ziffern erweist, die Zunahme der in Geld ausgedrückten Einkommensgröße nicht gleichen Schritt mit der Ausdehnung von Produktion und Handel, doch erklärt sich dies leicht aus dem Preisfall der Güter. Die Sparkasseneinlagen stiegen von 44.5 Mill. £ im Jahre 1864 auf 90.6 Millionen im Jahre 1884; die Zahl der Bankerotte, Liquidationen nur in England beträgt im Durchschnitt der Jahre 1880—84 8358 gegen 15 061 für 1865—69, 6705 für 1870—74, 10 251 für 1875—79; die Zahl der Paupers beläuft sich im letzten Quinquennium in England auf 3 Proc. der Bevölkerung gegen 3.1 Proc. im Durchschnitt der Jahre 1875—79, 4.2 Proc. für 1870—74, 4.5 Proc. für 1865—69. Ohne diesen Zahlen eine allzugroße Bedeutung beimessen zu wollen, erweisen sie doch im Zusammenhange mit den früher hervorgehobenen Thatsachen der Einkommens- und Produktionsvermehrung die Gleichmäßigkeit einer Fortschrittstendenz, der gegenüber die für die letzten 2—3 Jahre in einzelnen Fällen festgestellten Rückschritte als etwas Vorübergehendes, durch das Uebergangsstadium Bedingtes angesehen werden könnten.

Allein eine Volkswirthschaft kann nicht blos isolirt beurtheilt werden. Wir müssen sie als Glied in den Zusammenhängen des Weltverkehres zu erkennen trachten. Die Veränderungen in den Produktionsrichtungen, die Verlangsamung im Maße der Produktionsausdehnung, das Sinken der Preise, der Mangel an Arbeitsgelegenheiten, kurz alle die Erscheinungen, die als bloße Symptome einer Veränderung in der Vertheilung des Volkseinkommens aufgefaßt nur vorübergehend die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich gelenkt und in sich den Keim der Besserung getragen hätten, gewinnen dadurch eine andere Bedeutung. Wenn es für die Volkswirthschaft als Ganzes gleichgültig ist, ob C. und D. die Gewinne machen, welche früher dem A. und B. zufielen, wird dies dann nicht mehr gleich-

Menſchen — viele von ihnen — haben ein Gewiſſen, und haben das erhabene Gebot in ſich gefühlt, das Rechte zu thun, ſei es auch unter Schmerzen; ſie haben ihren unausgeſprochenen Kummer und ihre heiligen Freuden; ihr Herz hat gezittert vor Liebe, als ſie das Erſtgeborene an ſich drückten und hat getrauert über unwiederbringlichen Verluſt. Sag', liegt nicht etwas Rührendes grade in ihrer Unbedeutendheit, — wenn wir z. B. ihr dunkles und enges Daſein vergleichen mit den glorreichen Höhen erreichbar von jener menſchlichen Natur, an der ſie theil haben?" Das heißt allerdings die menſchlichen Verhältniſſe tiefer und wahrer auffaſſen, als es die meiſten Schriftſteller thun. Wir fühlen es der Dichterin zwiſchen den Zeilen ab, wie ſie bei uns Leſern um Sympathie für unſere Mitmenſchen wirbt. Sie will ſagen: Haltet Euch nicht an die häßliche Außenſeite, laſſet Euch nicht abſchrecken durch traurige Erfahrungen: In jedem Menſchen iſt ein edler Kern: Verſuchet ihn aus der häßlichen, ſtachligen Schale herauszuſchälen, verſuchet zu verſtehen, wie ſich dieſe bilden konnte und „tout comprendre, c'est tout pardonner!" George Eliot ſchildert meiſtens die Leute des kleinen Bürgerſtandes, die wie ſchwer bepackte Laſtthiere nur vor ſich hinſchauen können auf den ſteilen Weg ihres täglichen Lebens; aber wie viel poetiſche Seiten weiß ſie dieſer, dumpfen, proſaiſchen Atmoſphäre abzugewinnen! Das Herz des Leſers wird warm und weit, wenn er an ihrer kundigen Hand erkennt, wie viel heldenmüthiges Ertragen, wie viel ſelbſtloſe Hingabe in dieſen Kreiſen zu finden iſt; denn an der Wahrheit deſſen, was uns George Eliot ſchildert, zu zweifeln, kommt uns nicht in den Sinn: So überzeugend, ſo greifbar ſtehen Perſonen und Situationen vor uns. Ihre Fähigkeit, einen lebhaften Dialog zu entwickeln, jede ihrer Geſtalten anders und charakteriſtiſch reden zu laſſen, erinnert an das Talent eines Shakeſpeare. Deshalb bleiben ſie auch unſerem Gedächtniß für alle Zeiten eingeprägt, wie ſolche, die wir von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut haben.

Der Erfolg der Scenen, die 1858 in Buchform erſchienen, war zwar kein glänzender, aber doch ein ſehr beglückender für die Dichterin, der von allen Seiten die lebhafteſte Anerkennung geſpendet wurde. Unter den vielen Briefen, welche als Ausdruck einer ſolchen einliefen, iſt der von Dickens beſonders intereſſant; dieſer Menſchenkenner hat „ſo viele weibliche Züge in dieſen rührenden Dichtungen" gefunden, daß er hinter dem Namen George Eliot eine Frau vermuthet. Die großen Erwartungen, welche George Eliot durch ihre Scenen erweckt hatte, wurden durch ihre folgenden Werke glänzend gerechtfertigt. Leider verbietet der Raum, dieſelben im Einzelnen zu beſprechen, wie es Conrad thut, auf deſſen intereſſante Analyſen wir verweiſen. „Adam Bede" und „Die Mühle

In diesem internationalen Kampfe ist Großbritannien vornehmlich durch zwei Umstände in Nachtheil gesetzt. Seine Arbeiter erhalten höheren Lohn, haben kürzere Arbeitszeit, sind durch eine die übermäßige Produktion hindernde Fabrikgesetzgebung besser geschützt. Diese Umstände werden wenigstens von vielen Seiten als Gründe der mangelnden Konkurrenzfähigkeit angeführt. Bestritten werden sie von Unternehmern, wie von Arbeitervertretern durch den Hinweis auf die größere Leistungsfähigkeit der englischen Arbeiter*). Es muß anerkannt werden, daß weder der Bericht der Majorität noch der Minorität den vielfach geäußerten Wünschen nach Abänderung der Fabrikgesetzgebung zustimmt. Die Klagen über schädliche Einflüsse der Trades Unions werden direkt abgewiesen mit der Bemerkung, daß sich die Kommission von dem nützlichen Wirken derselben überzeugt habe. Keine Vortheile der Produktion könnten die Nachtheile aufwiegen, welche in einer Verschlimmerung der Lage der Arbeiter gelegen wären. Nur der Professor der politischen Oekonomie an der Universität Oxford, Bonamy Price hat den traurigen Muth, seine abweichende Meinung mit folgenden Aeußerungen zu begründen, welche lächerlich wären, wenn die Sache nicht so ernst wäre: „Sie (die Anschauung von der Nothwendigkeit der Fabrikgesetzgebung) enthält eine spezielle Zurückweisung der großen Lehre vom Freihandel. Kürzere Arbeitsstunden geben der Nation nicht und können ihr nicht geben einen Ersatz für gewachsene Produktionskosten oder vermindertes Erzeugniß. Sie belasten die Gemeinschaft mit theureren Gütern, um dem Arbeiter besondere Vortheile zuzuwenden. Sie beschützen ihn und das ist eine direkte Zurückweisung des Freihandels." (They protect him and that is a direct repudiation of free trade.)**) Das ist nicht mehr Freihandelsgeist, das ist die Fratze des Freihandels.

---

mehr historischer Begriff sein. Die Vortheile, die aus einer ungünstigen Stellung in der Weltwirthschaft hervorgehen, bedrohen daher auch ein sozialistisches Gemeinwesen. Insofern die deutsche Kolonialpolitik den Zweck hat, Deutschland in der Versorgung mit Produkten, welche es selbst nicht oder nicht in genügender Menge hervorbringen kann, unabhängig zu machen von den Wechselfällen der Weltwirthschaft, müßte sie daher logischer Weise auch die Unterstützung der Sozialdemokratie finden.

*) Vgl. hierzu den Aufsatz von Nasse, Ein Blick auf die kommerzielle und industrielle Lage Englands in Conrad's Jahrb. XIV. B. S. 97. In diesem, die Ursachen der veränderten Welthandelsstellung England wesentlich mit Bezug auf das auch obigen Ausführungen zu Grunde liegende Material beleuchtenden Aufsatze ist Abschnitt III den Arbeiter- und Lohnverhältnissen gewidmet. Nasse glaubt die die englische Industrie schädigende Wirkung der hohen Löhne, kürzeren Arbeitszeit, und der Fabrikgesetzgebung in England anerkennen zu müssen, stellt aber eine Ausgleichung in Aussicht, nicht durch Verschlimmerung der Stellung des englischen Arbeiters, sondern, was im sozialpolitischen Interesse jedenfalls zu wünschen wäre, durch Erhöhung der Lebensstellung des kontinentalen Arbeiters.

**) Final Rep. S. XLII.

„Ein Kind, kein anderes Gut auf dieser Erde
Giebt neue Hoffnung, neues Denken wieder
Dem Menschen an der Neige seines Lebens."

Diese Verse von Wordsworth sind der Erzählung als Motto vorgesetzt: Sie hätten nie eine schönere Auslegung finden können.

Conrad hat diese vier Dichtungen unter dem Gesammtnamen: „Sittliche Tendenzromane" einer anderen Gruppe, die er „idealistische Dichtungen" bezeichnet, gegenübergestellt. Verstehen wir unter Tendenzdichtung, diejenige, welche mit Bewußtsein in poetischem Gewande, eine Lehre oder Moral vorführt, so fallen George Eliot's sämmtliche Werke unter diesen Begriff, die einen mehr, die anderen weniger. Sie spricht es wiederholt aus, daß sie beim Schreiben ihrer Werke bestimmte sittliche Ziele verfolgt: „Die Kunst steht dem Leben am nächsten; sie ist ein Mittel, die Erfahrung zu erweitern und unseren Zusammenhang mit unseren Mitmenschen weit über die Grenzen unseres persönlichen Loses auszudehnen.... Die größeste Wohlthat, die wir dem Künstler, ob Maler, Dichter oder Romanschriftsteller verdanken, ist die Ausbreitung unserer Sympathien.... Unsere Socialromane versichern, das Volk so darzustellen, wie es ist, und die Unwirklichkeit ihrer Darstellung ist ein schweres Uebel. Die Aufgabe des Künstlers ist eine um so heiligere, wenn er es unternimmt, das Leben des Volkes zu malen: Hier ist Fälschung weit verderblicher, als in den künstlichern Lagen des Lebens. Es ist nicht so sehr folgenschwer, wenn wir falsche Vorstellungen von vergänglichen Lebensformen haben, von den Sitten und dem Gesprächston von Stutzern und Herzoginnen; aber es ist folgenschwer, wenn unsere Sympathie mit den dauernden Freuden und Kämpfen, den Plagen, der Tragik und dem Humor in dem Leben unserer schwer beladenen Mitmenschen irregeführt und nach dem falschen Ziele, anstatt nach dem wahren gelenkt wird." Diese Ausführungen finden sich in einem Essay über Riehl, 1856, sind also geschrieben, ehe sie die dichterische Laufbahn betrat. Was sie damals in der Theorie für recht erkannte, hat sie in ihrer Praxis nie aus den Augen gelassen: 1859 schreibt sie an Mr. Bray: „Wenn die Kunst nicht die Sympathien der Menschheit erweitert, so leistet sie sittlich nichts. Ich habe die herzerschütternde Erfahrung gemacht, daß Ansichten ein schwächliches Band zwischen Menschenseelen knüpfen; die einzige Wirkung, die ich durch meine Schriften auszuüben leidenschaftlich verlange, ist, daß die, welche sie lesen besser in den Stand gesetzt werden, sich vorzustellen und zu fühlen die Schmerzen und Freuden derjenigen, die von ihnen in allem verschieden sind, nur nicht in der offenkundigen Thatsache, daß auch sie kämpfende, irrende, menschliche Wesen sind." — Das nächste große Werk, welchem

kommerziellen Erziehung der Arbeiter und Industriellen, zur Aenderung des Gesetzes, betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftbarkeit u. s. w. Das alles sind kleinliche Maßregeln, während den Vertretern jenes Schutzzollgedankens die Idee einer festeren Verkettung Großbritanniens mit Indien und den britischen Kolonien vorschwebt. Alle auswärtigen Fabrikate sollten bei der Einfuhr einem Werthzoll von 10 bis 15 % unterworfen werden, Rohstoffe frei eingehen, Nahrungsmittel aber dann einen 10 %igen Werthzoll bezahlen, wenn sie in Indien oder den Kolonien erzeugt werden können, jedoch aus einem anderen Lande eingeführt werden. Dadurch soll die landwirthschaftliche Produktion in den Kolonien gehoben, die englische Auswanderung dahin, welche bis jetzt nur 27½ % der ganzen Auswanderung umfaßt, unterstützt werden. Die Kolonien sollen also in Großbritannien einen gesicherten Absatz ihrer Naturprodukte finden, wofür dann dieses Letztere einen besonderen Schutz seiner Fabrikate verlangen kann. Das ganze britische Reich mit seinen 305 Millionen Einwohnern soll ein großer einheitlicher Körper werden. Aber auch dann glaubt man noch den Satz aussprechen zu müssen: „Wir können nicht hoffen, in demselben Maße, wie bisher die Führung der industriellen Nationen der Erde zu behalten. Verschiedene Ursachen trugen dazu bei, uns eine hervorragende Stellung anderen Ländern gegenüber zu geben, welche wir durch viele Jahre innezuhalten im Stande waren; aber diese Ursachen konnten nicht dauernd wirken und unsere Suprematie ist jetzt von allen Seiten angegriffen." Dieser Kampf gegen die selbständig gewordenen Industrien aller Staaten der Erde ist die Signatur des gegenwärtigen Standes der britischen Volkswirthschaft. Es ist kein Zweifel, daß sie darin nicht Sieger bleiben kann.

ihrer Religion. Daher die ernste Art ihres Arbeitens, die gründlichen Vorstudien dazu: So liest sie, als der Gedanke, einen politischen Roman zu schreiben, in ihr erwacht ist, eine Anzahl umfangreicher historischer, politischer und socialer Schriften; genau läßt sie sich von einem juristischen Freunde über die Einzelheiten eines Wahlaktes unterrichten. Es gelingt ihr in der That auch, auf dem ausschließlich männlichen Gebiete der Politik so heimisch zu werden, daß sie in „Felix Holt", dem Radikalen politische Probleme und Vorgänge mit großer Lebendigkeit darzustellen vermag. Müssen wir abermals ihre glänzende Beobachtungsgabe bewundern, — Conrad vergleicht die Schilderung der Parlamentswahl sogar den Volksscenen aus Julius Cäsar, — so erstickt doch die Darstellung des Zuständlichen so sehr den poetischen Gehalt, daß wir das Buch ohne weiteres Bedauern aus der Hand legen. Wie anders in Middlemarch, von dessen Gestalten wir garnicht scheiden mögen! Der Name bezeichnet eine kleine Stadt, deren verschiedene Bewohner uns vorgeführt werden. Das Band, das sie untereinander verknüpft, ist ein sehr loses, und Conrad hat Recht, wenn er das Werk ein dreiköpfiges Ungeheuer nennt und seinen völligen Mangel an Komposition rügt; aber die drei Fabeln, welche nebeneinander herlaufen, interessiren uns so lebhaft, geben uns auf jeder Seite Gelegenheit, die Dichterin als Herzenskündigerin zu bewundern, lassen uns zittern vor Liebe und Mitleid für die Menschen, welche geschildert werden, daß wir unter dem Eindruck der dichterischen Schaffenskraft stehend, garnicht dazu kommen, Kritik zu üben.

Das letzte große Werk der Dichterin ist Daniel Deronda, ein Roman in vier Bänden, 1876 erschienen. Conrad sagt in seinen einleitenden Worten über denselben: „Es ist ein hohes Glück für einen Dichter, seine Laufbahn mit einem solchen Werke abschließen zu dürfen, dahinzugehen, ohne der Welt ein Zeugniß seiner abnehmenden Kraft zu hinterlassen, fortzuleben im Andenken der Menschheit in ewiger Jugendfrische." Hier meine ich, hat die Verehrung, welche der Biograph seiner Heldin zollt, ihn etwas zu weit geführt: Meiner Ansicht nach, steht die dichterische Kraft George Eliot's in diesem Werke nicht mehr auf alter Höhe; die Charaktere entwickeln sich nicht mehr so folgerichtig wie wir es früher an ihr gewohnt gewesen. Abgesehen davon, daß uns Daniel in seiner vollendeten Tugend menschlich fern bleibt, stehen wir vor dem wichtigsten Schritte seines Lebens, vor der Uebernahme seines Messias-Amtes, wie vor einem Räthsel. Ueberhaupt muthet uns die Dichterin manches in dem Buche zu, was unseren gesunden Sinnen zu glauben schwer fällt: Ist eine Gestalt, wie die des Sehers und Propheten Mordecai im 19. Jahrhundert in London möglich? Die Frauenbilder, die uns vorge-

und Tagebücher nicht zu Gebote ſtanden. Aus dieſer wichtigen Quelle ſchöpft die dritte Biographie von Mr. Croß, dem zweiten Gatten der Dichterin, 1884 veröffentlicht. Mit rührender Pietät hat er das, in Briefen und Tagebüchern reichlich aufgeſpeicherte, Material chronologiſch zuſammengeſtellt und uns ſo gleichſam eine Autobiographie der Dichterin geboten; denn ſie allein iſt es, die zu uns redet. Die wenigen verbindenden Worte, welche Croß zwiſchen die einzelnen Schriftſtücke einſchiebt, treten zurück vor der Fülle deſſen, was ſie uns ſagt. In dieſer Fülle aber liegt der Mangel des Buches: Es giebt zu viel und doch nicht genug. Wohl haben wir ein klares Bild der Perſönlichkeit gewonnen, wenn wir das Buch aus der Hand legen; aber wie viel Unwichtiges müſſen wir mit in den Kauf nehmen! Es iſt ſo natürlich, daß dem Biographen bei ſeiner nahen Beziehung zu der Dichterin das richtige Verſtändniß dafür fehlt, in wie weit die Briefe und Tagebuchnotizen für einen größeren Leſerkreis werthvoll ſind. Auf der anderen Seite vermiſſen wir manches in dem Buche: Wir ſehen die Dichterin in einem innigen, brieflichen Verkehr mit einer Reihe von Perſonen, die uns als ihre Freunde intereſſiren, und die wir doch aus der knappen Schilderung, welche Croß ihnen widmet, nur nothdürftig kennen lernen. Ebenſo veranlaſſen die vielen Bücher und Citate, welche in den Briefen erwähnt werden, den deutſchen Leſer zu mancher ſtillen Frage, für die er bei dem Biographen keine Antwort findet. Beiden Mängeln hilft nun das Conrad'ſche Buch in trefflicher Weiſe ab. Auch ſeiner Darſtellung liegen Briefe und Tagebücher zu Grunde; auch er führt die Dichterin ſo viel, wie möglich redend ein; aber ihre Ausſprüche ſind gleichſam der rothe Faden, welcher durch das kunſtvolle Gewebe ſeiner Schilderung hindurch geht. Innere und äußere Erlebniſſe der Dichterin ziehen an unſerem Auge vorüber, ſich zu einem lebendigen Bilde ihrer Perſönlichkeit geſtaltend. Liebe und Verehrung führten den Pinſel; doch iſt das Porträt nicht geſchmeichelt; überall bewahrt ſich der Autor ſeine Objektivität. Erfüllt von der Größe ſeiner Heldin, verſchweigt er ihre Schwächen nicht, wohl in dem richtigen Gefühle, daß ſie uns dadurch nur näher gebracht wird. Ein großer Reiz des Buches liegt darin, daß der Leſer an dem Schaffen der Dichterin theilnehmen darf. Wir ſind Zeuge davon, wie die einzelnen Werke entſtehen, deren Inhalt kurz wiedergegeben wird. Hierbei hat der Autor mit feinem Takte eine doppelte Gefahr vermieden: Er hat weder zu viel, noch zu wenig geboten. Der Kenner der Eliot'ſchen Schriften wird ſich gern dadurch an das geliebte Original erinneren laſſen: der Leſer dagegen, welchem bisher die Eliot'ſche Muſe fremd geblieben, wird den lebhaften Wunſch empfinden, das im Zuſammenhange kennen zu

Hand zu reichen, ist ein psychologisches Räthsel. War sie, die durch jahrelange zarte Sorge getragen, nun ohne dieselbe so namenlos elend und hülflos, daß sie nicht anders konnte, als den Stab ergreifen, den ihr der treue Freund bot? Sie hat ihn nicht lange gebraucht; schon im Dezember 1880 machte der Tod ihrem Leben ein Ende. Ihr Andenken wird in Segen bleiben bei allen denen, die sie gekannt haben, bei allen denen, die an ihren Schriften besser und weiser geworden sind. Unsere Zeit, in der sich die sociale Frage brennender denn je, dem Einzelnen auf Herz und Gewissen legt, hat doppelte Ursache, die Eliot'schen Werke zu lesen: Spricht doch aus ihnen die sanfte Botschaft des Friedens.

M. L.

Zug, der ihr auch später eigen geblieben ist; dazu gesellt sich ein großer Wissensdurst, der sich schon während ihrer Schulzeit in Coventry geltend macht. Hier legt sie den Grund zu jener umfassenden Bildung, die sie vor allen Frauen ihrer Zeit auszeichnet. Aus der Pension zurückgekehrt, beginnt für sie das alte Stillleben in Griff House von neuem. Marian widmet sich häuslichen Geschäften; doch bleibt ihr Zeit genug, ihre Lieblingsstudien fortzusetzen. Wie vielseitig diese sind, davon geben ihre Briefe an Miß Lewis, ihre ehemalige Lehrerin beredtes Zeugniß. Mit ihr, sowie mit Miß Franklin, der Schulvorsteherin, bleibt Marian zunächst in innigem Zusammenhange; der streng kirchlichen Richtung beider Damen schließt sie sich mit dem ganzen Enthusiasmus der Siebzehnjährigen an. „Als harmloses Kind ist sie ausgezogen, als junge Frömmlerin kehrt sie heim." Sie will, um den Heilsweg aus eigener Kraft zu finden, die Kenntniß der Heilsquellen erschöpfen und glaubt bis zur absoluten, göttlichen Wahrheit vordringen zu können; diese soll ihr Leben erleuchten; doch nicht nur ihr eigenes, sondern das ihrer Umgebung. So bringt sie sich abermals mit ihrer Familie in einen Konflikt, unter dem sie am meisten leidet, um so mehr, als sie fühlt, daß in der nüchternen Natur ihres angebeteten Bruders gar kein Verständniß für ihre religiöse Schwärmerei vorhanden ist. Diese geht so weit, daß ihr alles, was irgend nach Genuß schmeckt, wie eitel Sünde erscheint. Bei einem Besuch in London nennt sie „das Treiben des großen Babel" hassenswerth; als einzige erhebende Eindrücke erwähnt sie die Besichtigung des Greenwich-Hospital und das Geläut der Glocken von St. Paul. Theater, Konzerte besucht sie nicht; indeß ihr Bruder sich dort amüsirt, sitzt sie einsam über theologischer Lektüre; in ganz London weiß sie sich nichts Besseres zu kaufen, als einen Josephus. Trotz heißen Ringens, trotz aller Entbehrungen, die sie sich auferlegt, findet ihr lebhafter Geist in dieser bewußten Abkehr von der Welt den ersehnten Frieden nicht. Auch nach außen verdunkelt sich ihr Leben in jener Zeit; im Sommer 1836 verliert sie ihre zärtlich geliebte Mutter und ist nun, da sich auch die ältere Schwester verheirathet, ganz auf sich angewiesen. Die nächsten vier Jahre fließen ereignißlos dahin; in ihren Briefen spricht sie ein lebhaftes Sehnen nach großen Thaten der Liebe und Hingebung, nach innerer Befriedigung aus. 1841 schied Marian von Griff House, dem ihr so theuren Fleckchen Erde, das sie so oft und gern in ihren späteren Schriften geschildert hat, um mit dem Vater ein neues Dasein in Coventry, einer nah gelegenen, kleinen Fabrikstadt zu beginnen. Diese Veränderung hat für Marian erfreuliche Folgen: Im Hause des Vaters entwickelt sich ein lebhafter geselliger Verkehr, dem sie nach und nach Reiz abzugewinnen scheint, dem sie manche

Geſchichte bedeutender, die Regierung beſſer war. Aber dieſen und anderen Momenten iſt gewiß auch das eine zuzuzählen: daß der Staat Heſſen zuſammenfiel, ohne daß eine Hand ſich für ihn gerührt hätte, daß das hannoverſche Staatsleben dagegen endete mit einer That, die wenigſtens den Schein erweckte, als ob eine wirkliche, dem Zahn der Zeit noch lange zu trotzen vermögende Lebenskraft dieſem Staatsweſen innewohne. Keine theoretiſche Argumentation kommt auf gegen einen ſolchen blutgeſchriebenen Titel. Mehr als eine Generation wird vergehen, ehe das auf dieſen Titel pochende hannoverſche reichsfeindliche Sondergefühl völlig abgeſtorben iſt und es ſind alſo nicht allein die Gefallenen hüben und drüben, welche wir beklagen müſſen, es iſt die ſich noch immer nicht ſchließende Wunde im Körper des Reichs, welche uns dieſe unglückſelige Schlacht geſchlagen hat.

War nun aber das Treffen nicht nöthig, um die Capitulation zu erzwingen? Schon die Darſtellung des preußiſchen Generalſtabs-Werkes konnte keinen Zweifel darüber laſſen, wenn es auch nicht offen ausgeſprochen iſt, daß das Treffen durchaus überflüſſig war, daß es der Führung auf beiden Seiten nicht zur Ehre gereicht, daß es von preußiſcher Seite ohne klaren Zweck begonnen, ohne Ueberlegung durchgeführt, von hannoverſcher matt ausgefochten, der den tapferen Truppen in den Schooß geworfene Sieg, die durch den Sieg geöffnete Rettungs-Pforte nicht benutzt wurde. Volle Klarheit aber, wie das Unglück entſtanden, wer die perſönliche Schuld daran trägt, daß die den Hannoveranern im Ganzen um mehr als das Doppelte überlegenen Preußen jene mit einem iſolirten, dem Feinde noch nicht zur Hälfte gewachſenen Detachement angriffen, war weder aus dem Generalſtabswerk noch den zahlreichen dieſem Ereigniß gewidmeten Einzel-Schriften bisher zu gewinnen.

Erſt jetzt können wir ſagen, daß wir wirklich wiſſen, wie der hannoverſche Feldzug geführt worden iſt. Nicht eine einzelne „Enthüllung", ſondern eine wiſſenſchaftliche That, ein auf primärer Quellenforſchung aufgebautes wiſſenſchaftliches Werk hat im Dienſte der Wahrheit alle über dies Ereigniß gelagerten Schleier entfernt. Friedrich von der Wengen, ein zur Zeit in Freiburg in Baden lebender ehemaliger öſterreichiſcher Officier, iſt ein ſchon oft genannter Militärhiſtoriker. Bald nach dem Kriege von 1870 trat er mit einigen durch Sorgfalt der Forſchung und Schärfe der Kritik ausgezeichneten Unterſuchungen über den Süd-Feldzug hervor, in denen er das die Gemüther in Süddeutſchland beherrſchende Hirngeſpinſt bekämpfte, als ob es die Abſicht der Bourbakiſchen Armee geweſen ſei, in Süddeutſchland einzudringen, und die Führung des General von Werder ſehr ſtreng beurtheilte. Ob er in dieſem Urtheil zu weit

das uns nicht nur mehr als entschädigen soll für das Aufgegebene, sondern auch so werthvoll für andere sein wird, daß wir wagen dürfen Anhänger dafür zu werben mit der ganzen Energie unseres Wahrheitseifers. Aber nur ein Paar Jahre Nachdenkens sind erforderlich, um an unserer eigenen Schwäche zu erkennen, daß wir nicht alle Welt mit unseren Ideen glücklich machen können. Es ist der Charlatanismus des Unglaubens vorauszusetzen, daß er ein Geheimmittel für die ganze Menschheit besitze, und zu jedem sagen könne: „Trinke meine Ansichten; du sollst gesunden". Wenn uns solche Erwägungen also von dem Versuche, andere unseres Glaubens zu machen, abhalten, sollen wir deshalb fern bleiben von unseren Mitmenschen bei Gelegenheiten, wo wir mit ihren Gefühlen vollkommen sympathisiren, auch wenn unsere eigenen in eine andere Form gegossen sind?" Diesem Bekenntniß ist die Dichterin zeitlebens treu geblieben: Wir sehen die akute Krisis ist bei ihr überwunden; sie lenkt ein in das ruhige Fahrwasser klaren, gefestigten Denkens. In England haben viele Kreise, besonders die streng kirchlichen George Eliot als Verächterin des Christenthums verdammt, ein Urtheil, dem auch Lord Acton beipflichtet. Conrad vertheidigt sie dagegen in beredter Weise, und wir müssen ihm Recht geben. Unkirchlich mag man sie nennen, aber nun und nimmermehr eine Verächterin des Christenthums, dessen großartige Ethik sie auf jeder Seite ihrer Schriften predigt: Allerdings verachtet sie die Formeln, in denen die Religion überliefert ist, mit denen aber die Orthodoxie zugleich die Geister knechten will. Und deuten folgende Worte auf die Feder einer Atheistin? „Jede Gemeinschaft, versammelt, um das höchste Gute, welches der Name Gott ausdrücken soll, zu verehren, reißt mich in ihrem Strome mit sich, und gäbe es nicht Gründe, weshalb ich einer solchen Neigung nicht folgen darf, so würde ich beständig Kirchen und Kapellen besuchen, bloß um der kostbaren Empfindung der Brüderlichkeit willen, welche in religiösen Versammlungen über mich kommt; denn der wahre Charakter solcher Versammlungen ist die Anerkennung eines bindenden Glaubens oder geistlichen Gesetzes, welches uns zu willigem Gehorsam erheben und uns retten soll von der Sklaverei unbeherrschter Leidenschaften und Triebe." Hätte George Eliot unserer Kirche angehört, der entscheidende Bruch wäre wohl unterblieben: Umfaßt doch der deutsche Protestantismus die verschiedensten Geistesströmungen zugleich! Der verknöcherte Formalismus der englischen Kirche freilich muß ihre besten Geister heraustreiben. Dem Freundeshause der Brays verdankte Marian während der nächsten Jahre reiche, glückliche Stunden geistiger Anregung, gegenseitiger Stärkung zu sittlicher Vervollkommnung. Hier wurde sie zu ihrer ersten litterarischen Thätigkeit angeregt, zur Uebersetzung des „Lebens

Wenn Meding weiter berichtet, daß König Georg die Anerbietungen Oeſtereichs abgewieſen habe, ſo iſt das höchſt unwahrſcheinlich; war man einmal entſchloſſen, ſich auf die Seite Oeſterreichs zu ſtellen, ſo gab es in der Welt keinen Grund die davon im Sinne der Welfen-Dynaſtie zu erwartenden Vortheile abzulehnen. Zu einem förmlichen Vertrage aber iſt man ſchwerlich gelangt, da man einer ſo ſchnellen Entwickelung der Dinge in Hannover nicht entgegenſah und des Muthes und der Folgerichtigkeit des Denkens, welche der kommenden Kriſis entgegengeht auf die Gefahr hin, ihr Kommen dadurch zu beſchleunigen, durchaus ermangelte.

In eben dieſer Geſinnung traf man zwar eine Reihe von Kriegsvorbereitungen, berief namentlich drei Jahrgänge Urlauber ein (5. Mai), unterließ jedoch die wirkliche Mobilmachung und die Bereitſtellung der unerläßlichſten Bedürfniſſe einer operirenden Armee an Utenſilien, Pferden, ja ſogar an Munition.

Der Kriegsplan, mit dem man ſich in ziemlich unbeſtimmter Weiſe beſchäftigte, war, die hannoverſche Armee an die untere Elbe zu führen, wo ſie geſtützt auf die kleine Feſtung Stade und vereinigt mit der öſterreichiſchen Beſatzungsbrigade von Holſtein und wie man rechnete 10000 ſchleswig-holſteiniſchen Freiwilligen, einen ſelbſtändigen Nebenkrieg gegen Preußen führen könne. Als aber die Oeſterreicher nach Süden abdampften und Preußen nach dem Bundesrathsbeſchluß vom 14. Juni ſofort das Ultimatum ſtellte, ſo ließ man das Stader Project fallen und dirigirte die Truppen, die ſchon nach dieſer Richtung im Marſch waren, mit plötzlichem Entſchluß ſüdwärts nach Göttingen.

In Göttingen hielt man ſich vorläufig geborgen und ließ ſich fünf Tage Zeit, die Truppen mit dem Nothdürftigſten zu verſehen, Pferde zu beſchaffen und die Urlauber, die in größerer Zahl einzeln zur Armee eilten, einzukleiden. Vor allem aber galt es einen Entſchluß über die eigentliche Kriegführung zu faſſen, da man ohne irgend eine Anſicht über das was weiter zu geſchehen habe, nur in der Empfindung, daß man im Süden den Bundesgenoſſen am nächſten ſei, auf die Sammlung in Göttingen verfallen war. Die Einen dachten nun daran, ſich in der Gegend von Göttingen zu ſchlagen und zu halten, bis die Süddeutſchen ſo weit vorrückten und Hülfe brächten; die Anderen wollten ſich mit demſelben Endzweck in den Harz werfen. Als aber der an die ſüddeutſchen Generale abgeſandte Hauptmann Reichard mit der Nachricht zurückkam, daß man auf ein ſchnelles Anrücken der Süddeutſchen nicht rechnen dürfe, und auf der anderen Seite die Preußen ſich näherten, ſo gab man alle Ideen des unmittelbaren Widerſtandes auf und begann (21. Juni) den Abzug nach Süden.

der Dinge hinabgestiegen zu sein, wies er die Narben des Mißerfolges und gescheiterter Versuche auf. Er lebte in jener Zeit, wie er selber erzählt, aus der Hand in den Mund, ohne Hoffnung, je bessere Tage zu sehen, da er die Kette einer zerrütteten Ehe, die aber nach englischen Gesetzen nicht zu lösen war, mit sich herumschleppte. Bei der Verbindung Marian's mit diesem Manne scheint von sinnlicher Leidenschaft zwischen beiden nicht die Rede gewesen zu sein; einer solchen war Marian wohl kaum fähig, wenigstens zeigt keine ihrer Heldinnen eine Spur davon. Daß sie in der Stellung als Gattin und Mutter das Ideal des weiblichen Lebens sah, wissen wir aus ihren Briefen. Warum aber vermählte sie sich nicht mit einem Anderen, etwa mit dem ihr doch viel gleichstehenderen Herbert Spencer, der sie auch begehrt zu haben scheint? Sollte nicht in ihrem tiefsten Inneren der Wunsch lebendig gewesen sein, den unglücklichen Lewes durch ihre Liebe wieder emporzuziehen? Können wir uns nicht von einer ihrer anziehendsten Frauengestalten, ihrer Dorothea, ihrer Maggie denken, daß sie in der Fülle ihres großmüthigen Herzens, unbekümmert um das, was die Leute sagen, einen unbesonnenen Schritt thun, um irgend einen geliebten Menschen dadurch zu retten? Die Selbsttäuschung, in der sich Marian befand, als sie meinte, ein schlechtes Gesetz verachten zu dürfen, hat sich schwer gerächt; ihre Freunde, auf deren Verständniß und Billigung sie bei ihrer Handlungsweise, die ihr selber gerecht und gut erschien, gerechnet hatte, zogen sich mit Kälte von ihr zurück; die Welt vergab ihr den Makel nie, den sie auf sich geladen hatte, indem sie eine ungesetzliche Ehe eingegangen war. Wie konnte man den Widerspruch zwischen Wandel und Lehre der Dichterin, deren Schriften Heiligkeit der Ehe predigten, je reimen! Hätte Marian Evans damals schon das Bewußtsein ihrer großen, dichterischen Kraft gehabt, berufen eine Lehrerin der Menschheit zu werden, sie hätte wohl die Gefahr des Schrittes erkannt und Entsagung geübt. Lewes erscheint noch schuldiger: Er mußte wissen, daß alle Hingabe und Liebe seinerseits sie nicht entschädigen konnte für das, was sie ihm opferte: Freiheit der Rede, die Stellung unter den ersten Frauen ihrer Zeit, ein Grab in Westminster-Abtei. Soweit ein Ersatz möglich war, wurde er geleistet durch das überaus glückliche Zusammenleben der Gatten: „Ihre Temperamente ergänzten sich: Das melancholische, tief gemüthvolle, zur Meditation geneigte Wesen Marian's bedurfte der fortgesetzten Anregung und Aufheiterung durch ein leichteres Naturell, wie das ihres beweglichen, mittheilsamen witzigen Gatten. Die gemeinsamen Interessen auf den Gebieten der Philosophie und schönen Litteratur ermöglichten eine gemeinschaftliche Thätigkeit; jeder nahm an den Produkten des Anderen den herz-

etwa 2800 Mann, Coburg-Gothaer und preußische Ersatz- und Landwehr-Bataillone unter Oberst von Fabeck, welche den 20000 Hannoveranern keinen ernsthaften Widerstand hätten leisten können.

Da griff Moltke von Berlin aus ein. Er sandte zwei Bataillone des vierten Garde-Regiments von Berlin dem Obersten von Fabeck zu Hülfe (der König selbst fuhr am späten Nachmittag in die Kaserne, um persönlich dem Regiment den Befehl zum sofortigen Aufbruch zu ertheilen); er gab dem General von Falckenstein den Befehl auf der Eisenbahn über Kassel-Eisenach Truppen nach Thüringen zu werfen und endlich befahl er dem Obersten von Fabeck, die hannoversche Armee durch einen Parlamentär zur Capitulation aufzufordern, da sie ringsum eingeschlossen sei. Die beiden Garde-Bataillone hätten immer noch nicht genügt, den Hannoveranern in Thüringen ein ernsthaftes Hinderniß zu bereiten; den Befehl seinerseits Truppen mit der Bahn zu schicken, befolgte der General von Falckenstein nicht — aber der Parlamentär hatte einen erstaunlichen Erfolg: Moltke wußte, was man einer Armeeleitung, die im innersten Winkel des Herzens die Hoffnung trägt, sich für diesmal noch an dem Grauen der männermordenden Schlacht vorbeistehlen zu können, zumuthen darf!

Man hatte im hannoveranischen Hauptquartier zwar mancherlei Nachrichten und Anzeichen, daß die Besetzung der thüringischen Eisenbahnlinie, auf deren Ueberschreitung Alles ankam, sehr schwach sei, dennoch war die Stimmung durchaus nicht zuversichtlich. Die Aussicht mit einer halbmobilen Armee flüchtig in Süddeutschland zu erscheinen und von der Gnade der Verbündeten leben zu müssen, hatte unter keinen Umständen etwas Verlockendes. Schlachtlustig war man auch so wenig, daß man immer weiter nach Osten ausgewichen und so endlich bis nach Langensalza gelangt war. Als nun der gothaische Hauptmann von Ziehlberg mit der Aufforderung zur Capitulation erschien, so war man zwar noch nicht geneigt, auf diese Verhandlungen sofort einzugehen, man gab sogar eine Disposition aus zum concentrischen Angriff auf Gotha am folgenden Tage (dem 24.) — aber so ganz wollte man doch die Chancen der Unterhandlungen auch nicht aus der Hand geben, um so mehr, da man bei dieser Gelegenheit vielleicht erspähen konnte, wie stark denn der gegenüberstehende Feind eigentlich sei. Man verfiel also auf den Ausweg, den Hauptmann von Ziehlberg vorläufig wegen mangelnder Legitimation festzuhalten und einen Generalstabsofficier, Major von Jacobi, hinüberzuschicken, um zu fragen, ob Ziehlberg wirklich einen Auftrag gehabt habe und eventuell über denselben zu verhandeln Jacobi erhielt unterwegs und in Gotha den Eindruck, daß die Preußen in bedeutender Stärke in

Beiträge zu unserem Wissen geliefert, hat uns Schöpfungen der göttlichen Poesie und die allergöttlichste Musik geschenkt. Wir beugen uns ehrfurchtsvoll vor den Werken des deutschen Geistes; wir speichern sie auf als Schätze."

Von ihrer ersten deutschen Reise nach England zurückgekehrt, lebten Lewes und seine Gattin in größester Zurückgezogenheit, eifrig bemüht, den Unterhalt für sich und Lewes' Familie mit der Feder zu verdienen. Bisher hatte Mrs. Lewes außer Rezensionen, nur eine Anzahl Essays für verschiedene Zeitschriften geschrieben. Wohl war in ihr öfters der Wunsch erwacht, frei erfindend zu wirken; doch hatte sie den Gedanken immer wieder fallen lassen, aus Furcht, Charaktere nicht darstellen zu können. Bei ihren wiederholten Versuchen war sie niemals über ein einleitendes Kapitel hinausgekommen. Erst als sie dieses zufällig einmal Lewes vorlas, und er sie lebhaft zur Fortsetzung ermunterte, machte sie sich an die Arbeit und schuf in 6 Wochen ihre erste Novelle: „Die traurigen Schicksale des ehrwürdigen Amos Barton", die durch Lewes Vermittlung Aufnahme in die von Blackwood redigirte Edinburgh Review fand. Ermuthigt durch Lewes und den Verleger ließ sie zwei andere Novellen: „Mr. Gilfil's Liebesgeschichte" und „Janet's Reue" folgen; alle drei wurden später unter dem gemeinsamen Namen: „Scenen aus dem Leben der Geistlichkeit" als Buch veröffentlicht. Diese drei kleinen Geschichten, die Erstgeborenen der Dichterin tragen bereits den Stempel königlicher Race an der Stirn. George Eliot, von nun an nennt sie sich so — entfaltet bereits auf den ersten Seiten ihre großartige Gestaltungsgabe. Die Menschen, welche da vor uns erscheinen, sind Wesen von Fleisch und Blut, wie wir sie alle Tage auf der Straße, im Laden oder in der Gesellschaft sehen, deren Thun und Treiben uns daher so verständlich, so vertraut ist. Wohl haben Kritiker der Dichterin achselzuckend vorgeworfen, daß sie ja nur Durchschnittsmenschen, uninteressante Charaktere schildere; aber wie glänzend weiß sie sich dagegen zu vertheidigen: „Aber lieber Leser", ruft sie uns zu, „es giebt eine so außerordentlich überwiegende Majorität Deiner Landsleute, die von so unbedeutendem Schlage sind. Wenigstens achtzig unter hundert sind weder hervorragend thöricht, noch hervorragend schlecht noch hervorragend weise; ihre Augen sind weder tief und feucht vor Empfindung noch glänzend von unterdrücktem Witzesfeuer; sie sind wahrscheinlich nicht mit genauer Noth dem Rachen des Todes entronnen; sie haben wahrscheinlich keine schauererregenden Abenteuer erlebt: ihr Hirn ist sicher nicht von genialen Gedanken schwanger und ihre Leidenschaften haben nicht vulkanische Ausbrüche gehabt. Es sind einfach Menschen von mehr oder weniger reinem Teint, deren Rede mehr oder weniger schmucklos und unzusammenhängend ist. Aber diese trivialen

der Feindseligkeiten, wogegen der Herzog die Verpflichtung übernahm, daß auf der Eisenbahn keine neuen Truppen herangezogen werden sollten. Man war auf preußisch-gothaischer Seite des guten Ausgangs so sicher, daß man sich mit mündlicher Verabredung bezüglich der Einstellung der Feindseligkeiten begnügte und als ein Telegramm Moltke's eintraf, das die Erlaubniß gab, den Hannoveranern Einblick in die Stellung der Preußen zu gewähren, offen gestand, daß Eisenach nur von 2 Bataillonen, Gotha von 6 schwachen Bataillonen besetzt sei. Mit dieser Kenntniß beschloß Dammers sich nach Langensalza zurückzubegeben und ließ seinen Begleiter, den Major von Jacobi allein zurück, mit dem Auftrage einen Generaladjutanten des Königs von Preußen, der zum Abschluß der Verhandlungen von Berlin kommen sollte, in das hannoversche Hauptquartier zu geleiten.

Dem Obersten Dammers kam unterwegs schon ein Officier entgegen, der ihm den Befehl bringen sollte, die Verhandlungen abzubrechen. Durch eine Recognoscirung gegen Eisenach war man auch im Hauptquartier über die schwache Besatzung dieses Punktes in's Klare gekommen und hatte übereinstimmend mit dem von Dammers aus Gotha zurückgeschickten Rath beschlossen hier durchzubrechen. Dammers ließ also jetzt auch Jacobi von Gotha abrufen, in der Meinung, daß damit für die Operationen wieder völlig freie Bahn sei. Bezüglich der von ihm abgeschlossenen Waffenruhe hat er später behauptet, daß er sie nur in Bezug auf Gotha zugesagt habe.

Nun aber bewährte sich die alte Erfahrung, daß Verhandlungen und eine energische kriegerische Action sich nicht vereinigen lassen oder, wie man auch hier sagen darf, daß Untreue den eigenen Herrn schlägt. Dammers hatte den Major von Jacobi von seinen geheimen Absichten und Anordnungen nicht informirt; als er von einer Unterredung mit dem Herzog kommend, die Rückfahrt nach Langensalza antrat, hatte er mit Jacobi, weil dieser sich grade auf dem Closet befand, nicht mehr gesprochen, sondern ihm nur zugerufen, daß er abreise und dieser hatte ihm also auch keine Fragen weiter stellen können. Jacobi hatte von Anfang an den Krieg mit Preußen perhorrescirt und dringend zu einer Abkunft gerathen. Jetzt hatte er sich ganz und gar in den Gedanken des unmittelbar bevorstehenden Uebereinkommens hineingelebt und verstand nicht, wie die so weit gediehenen Verhandlungen so unmotivirt wieder abgebrochen werden könnten. Als nun ein Telegramm aus Berlin kam, daß der König von Preußen die proponirten Bedingungen annehme, wenn für die Ausführung Garantien gegeben würden, glaubte Jacobi einen befriedigenden Abschluß in der Hand zu haben; der Herzog erinnerte an die

am Floß" erschienen kurz hintereinander und machten die, bis dahin wenig bekannte, Verfasserin zu einer Berühmtheit ersten Ranges. Wenn sie trotz dieser Erfolge, die auch ihre materielle Lage sehr günstig gestalteten, immer wieder zweifelt, ob sie wirklich eine Dichterin von Gottes Gnaden sei, so müssen wir den Grund dazu in ihrer nervösen, zur Melancholie geneigten Gemüthsverfassung suchen. That ihr die Anerkennung auch gut, so scheute sie doch die Oeffentlichkeit des Ruhmes und hüllte sich immer dichter in den Schleier der Anonymität, ein Umstand, der einem Unberufenen Gelegenheit gab, einen völlig unverdienten Dichterruhm mit Behagen zu genießen, wie Conrad ergötzlich berichtet. „Adam Bede" und „Die Mühle am Floß" weisen beide dieselben glänzenden Vorzüge auf, wie wir sie oben als der Eliot'schen Muse eigen, angeführt haben; gleichzeitig zeigen sie aber, wie Conrad hervorhebt, bestimmte Mängel, welche wiederkehrend, allen größeren Schriften der Dichterin anhaften: Sie kennt die Meisterschaft der Beschränkung nicht. Der Wunsch, recht klar und anschaulich zu sein, läßt sie oft zu breit schildern: Die Perspektive des Bildes ist nicht immer in der richtigen Weise gewahrt: Personen, die wir nur im Umriß von weitem sehen sollten, werden mit derselben Genauigkeit charakterisirt, wie die, welche im Vordergrunde der Handlung stehend, unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Die Dichterin verfügt über einen solchen Reichthum von Gestalten und Situationen, daß sie meist zu viel in einen Rahmen stellt, dadurch die Theilnahme des Lesers abschwächend. Daß sie etwas Vollendetes zu schaffen vermag, wenn sie den Strom ihrer Phantasie eindämmt, das ersehen wir aus der vierten Erzählung, die sie in dieser fruchtbarsten Periode schrieb. Silas Marner ist die Geschichte eines armen Webers, der von seinem besten Freunde betrogen, mit sich und der Welt zerfallen ist. Ein Gottesurtheil hat gegen ihn, den Unschuldigen entschieden: Wie kann er ferner noch an Gott und Gottes Gerechtigkeit glauben! Ein finsterer, verschlossener Sonderling lebt er in einem fremden Dorfe, ein Fremdling unter Fremden, von allen gemieden, weil er jede Annährung feindselig ablehnt. Das einzige Interesse, was ihm geblieben, ist der Verdienst seines Webestuhles, dem er unaufhörlich nachgeht. In stillen Nächten holt er den sorglich verborgenen Schatz hervor und berauscht sich förmlich am Anblicke der Goldstücke, die er wieder und wieder mit gieriger Freude zählt. Wie dieser Geizhals, in dem jede Ader der Menschlichkeit erstarrt scheint, seines Goldes beraubt, dem Wahnsinn nahe gebracht, durch ein kleines, fremdes Mädchen, das den Weg zu seinem warmen Herdfeuer gefunden hat, allmählich wieder ein Mensch unter Menschen wird, zu leben und zu lieben beginnt, ist mit vollendeter Meisterschaft erzählt.

General Falckenſtein den „Vorſchlag“, Truppen über Magdeburg nach Thüringen zu ſchicken, um den Hannoveranern den Weg zu verlegen. Falckenſtein lehnte es ab, dieſem Vorſchlag zu folgen. Als Entſchuldigung für ihn wird angeführt, daß nach den Meldungen ſeiner eigenen Vortruppen die Hannoveraner noch bei Göttingen ſtehen ſollten, und daß er ſie hier angreifen wollte. Wengen aber macht darauf aufmerkſam, daß dieſe Meldungen nur ziemlich unbeſtimmter Natur waren, daß wirkliche Fühlung mit hannoverſchen Truppen nicht genommen war, daß dagegen die Nachrichten aus Berlin über Ankunft der Hannoveraner auf preußiſchem Gebiet ganz poſitiv lauteten, daß alſo die Möglichkeit ſehr nahe lag, daß die Hannoveraner ihren Abzug von Göttingen nur mit einer ſchwachen Arriere-Garde maskirten und daß endlich auf alle Fälle Falckenſtein über eine ſo große Ueberlegenheit verfügte, daß er ohne jede Gefahr ein ſtarkes Detachement nach Thüringen hätte entſenden können. Um ganz genau feſtſtellen zu können, wie viel Schuld den General Falckenſtein perſönlich, wie viel die Führer der Vortruppen oder etwa, was freilich ſehr unwahrſcheinlich iſt, die Mittelinſtanz, den General von Goeben trifft, müßte man den Wortlaut der Meldungen haben, die an Falckenſtein erſtattet ſind. Auch ohne ſie iſt jedoch klar, aus den von Wengen angeführten Erwägungen, daß die Hauptſchuld den Höchſtcommandirenden ſelbſt, den General von Falckenſtein trifft.

Zwei Tage darauf (23.) wiederholt ſich daſſelbe Spiel. Moltke ſendet diesmal nicht den Vorſchlag, ſondern den Befehl, Truppen auf der Bahn über Kaſſel nach Eiſenach zu ſenden. Das Generalſtabswerk hat die Nicht-Befolgung dieſes Befehls damit motivirt, daß die Bahn zerſtört geweſen ſei. Wengen weiſt nach, daß bis Kaſſel, ſtatt der geſperrten Linie über Münden, diejenige über Holzminden benutzbar war und daß über Kaſſel hinaus, die Störung ſo unbedeutend war, daß ſie mit Leichtigkeit gehoben werden konnte, wenn nicht an jenem Tage thatſächlich ſchon beſeitigt war.

Am folgenden Tage (24.) ertheilte Moltke mit Umgehung Falckenſteins dem General von Manteuffel direct den Befehl, Truppen über Magdeburg nach Thüringen zu ſenden; er ertheilte direct dem General Beyer den Befehl auf Eiſenach zu marſchiren und endlich der Führer der dritten Falckenſteinſchen Diviſion, General von Goeben beſchloß aus eigener Initiative ſeine Truppen auf die Eiſenbahn zu ſetzen und ſie über Kaſſel nach Eiſenach zu führen.

Die Richtigkeit dieſer Wengen'ſchen Angaben iſt in zwei Artikeln in der Kreuz-Zeitung und dem oben genannten Aufſatz in den Jahrbüchern für die deutſche Armee und Marine beſtritten und behauptet worden, daß

sich die Dichterin nach Silas Marner widmete, war Romola, ihr Schmerzenskind. Auf keine ihrer Schriften hat die Dichterin so viel Fleiß und Mühe verwandt, wie auf diesen historischen Roman: Unternimmt sie ihm zu Liebe doch eine Reise nach Italien, um in Florenz Studien zu machen. Wenn das Werk trotzdem den Leser nicht mit der Gewalt ergreift, wie die früheren, so liegt das weniger in der fremdartigen Gewandung, mit der die Dichterin dieses Mal ihre Personen bekleidet, als darin, daß sie es mit dem Verstande und nicht wie die anderen mit dem Herzen geschrieben hat. Wir vermögen deshalb auch Conrad nicht beizupflichten, wenn er Romola „dem poetischen Gehalt nach eine klassische Dichtung" nennt. Wie George Eliot die Anregung zu Romola den herrlichen Fresken in San Marco verdankt, so wurde sie durch ein Bild von Titian zur Bearbeitung eines anderen mittelalterlichen Stoffes veranlaßt, der sich zu einer ganz eigenartigen Dichtung gestaltete. „Die spanische Zigeunerin" ist weder Drama noch Epos: Vielmehr sind eine Reihe dramatischer Scenen durch erzählenden Text verbunden. Schon in dieser unmöglichen Form liegt die Verurtheilung des Ganzen, das selbstverständlich, aus so erlauchter Feder stammend, im Einzelnen reich ist an geistigem Gehalt und poetischer Schönheit. —

Der wachsende Ruhm George Eliot's, der sittliche Ernst ihrer Schriften, sowie endlich die schöne weibliche Würde ihrer Persönlichkeit brachen nach und nach den Bann, unter dem das Lewes'sche Haus so lange gestanden hatte. Die Dichterin, für welche ihre vereinsamte Stellung eine Quelle bitterer Leiden gewesen war, schreibt erfreut über diese Wandlung: „Wir haben einige neue Freundschaften geschlossen", die uns das frohe Gefühl geben, wieder wirkliche lebendige Wesen, die wir im Fleisch kennen, zu bewundern, und die uns zugethan sind. Jede meiner höchsten Segnungen, meine eine vollkommene Liebe, und die mir um meiner Schriften willen bezeugte Sympathie, und die persönliche Hochachtung einiger Freunde haben in der letzten Zeit sehr an Innigkeit zugenommen." Das hübsche, künstlerisch geschmückte Haus, „the Priory" nahe Regent's Park wurde mehr und mehr der Sammelplatz einer interessanten, auserlesenen Gesellschaft; Dichter und Philosophen drängten sich um die sanfte, anspruchslose Frau, deren Persönlichkeit Conrad uns so anmuthig zu schildern weiß. Bezeichnend für die gediegene Geistesrichtung George Eliot's ist es, daß sie auch zur Zeit ihrer höchsten Triumphe nicht aufhörte, an ihrer Bildung zu arbeiten. Lebhafter, als je betreibt sie die klassischen Studien besonders das Griechische; daneben wird die ältere italienische Litteratur, vor allem Dante fleißig kultivirt. Sie fühlt fortwährend ihren dichterischen Beruf, wie eine Verantwortung und nennt ihr Dichten einen Theil

Baiern erſcheinen und ſie begagiren würden. So reiſte General von Alvensleben unverrichteter Sache nach Berlin zurück, nachdem er den Hannoveranern noch, um ſich definitiv zu entſcheiden, bis zum anderen Tage (26.) 10 Uhr Morgens einen weiteren Waffenſtillſtand zugeſtanden hatte. Er hatte jedoch unterlaſſen, dem General von Falckenſtein officiell den Abſchluß dieſes Waffenſtillſtandes zu notificiren.

Man kann ſich die Stimmung des General von Falckenſtein am Nachmittag des 25. in Eiſenach denken. Zuerſt das drückende Bewußtſein, mit ſeinem Widerſtreben, ſeinem poſitiven Ungehorſam gegen die Befehle aus Berlin im Unrecht geweſen zu ſein, dann die Operationen ſeiner Truppen ohne und gegen ſeinen Willen, die er doch nachträglich anerkennen, denen er ſelbſt nachreiſen mußte, endlich die Verhandlungen mit dem Feinde über ſeinen Kopf weg, ohne daß ihm das Reſultat nur formell notificirt wurde. Er beſchloß dieſen Tracaſſerien mit einem Schlage ein Ende zu machen und unter Ignorirung des Waffenſtillſtandes, der ihm amtlich nicht mitgetheilt war, am anderen Morgen (26.) die Hannoveraner ohne Weiteres anzugreifen und zur Unterwerfung zu zwingen. Vergeblich widerſprach der General von Goeben und entſchloß ſich endlich, da Falckenſtein auf ſeinem Befehl beharrte, ſeinerſeits an den General von Alvensleben und den Herzog von Gotha zu telegraphiren, daß Falckenſtein den Waffenſtillſtand nicht anerkennen wolle; von Gotha ging dieſe Nachricht weiter nach Berlin.

An demſelben Nachmittag erſchien in Eiſenach der Oberſtlieutnant Rudorff vom hannoverſchen Generalſtabe mit der Bitte um einen Extrazug nach Berlin, da er dem König Wilhelm die Antwort ſeines Königs auf die Vorſchläge des General von Alvensleben zu überbringen habe. Man hat den Verdacht ausgeſprochen, daß die Miſſion Rudorffs nichts als ein neues Verzögerungsmittel habe ſein ſollen, da dieſer Officier ſich mit ſeiner Bitte um Beförderung nach Eiſenach wandte, obgleich er wußte, daß die Eiſenbahn bei Eiſenach unterbrochen war, er verſtändigerweiſe alſo hätte nach Gotha gehen müſſen. Wengen lehnt dieſen Verdacht ab, da es immerhin natürlich geweſen ſei, den Weg über den Platz zu nehmen, wo ſich der feindliche Oberbefehlshaber aufhielt und ſowohl ein Zug von Gotha bis an die zerſtörte Stelle hätte entgegengeſchickt als auch die Route über Kaſſel genommen werden können. Bis zum andern Morgen 10 Uhr konnte Rudorff immer ohne Schwierigkeiten in Berlin ſein. In der That braucht in dem Umweg über Eiſenach ein Mittel der Verzögerung wohl nicht geſehen zu werden; aber der Inhalt des Auftrags, den Rudorff zu überbringen hatte und der den bisherigen Anerbietungen des Königs von Hannover durchaus nichts Weſentliches hinzufügte, zeigt

führt werden, sind wiederum von überraschender Lebenswahrheit. Der Erfolg des Buches war abermals ein glänzender: In 6 Wochen wurden 3250 Exemplare verkauft. Trotzdem scheint die Dichterin selber ein Bewußtsein ihrer abnehmenden Kraft gehabt zu haben; sie schreibt: „Je weiter die Jahre vorrücken, geben sie einen neuen vernünftigen Grund für die Voraussetzung, daß mein Leben weniger nutzbar werden mag. Manche Ideen, die ausgeführt werden könnten, drängen sich mir auf; aber das Vertrauen in meine Fähigkeit, sie würdig zu vollenden, fehlt, umsomehr als ich annehmen muß, daß ich mein Bestes schon gethan habe."

Das äußere Leben der Gatten dauerte in gewohnter Weise fort; das gegenseitige Verhältniß blieb dasselbe zarte, fast bräutliche. Von den vielen Zeugnissen, darüber, die wir in Briefen und Tagebüchern finden, seien hier nur zwei erwähnt: Am 1. Januar 1865 schreibt Marian: „Wir leben glücklicher mit einander, denn je; ich bin meinem Gatten immer dankbarer für seine Liebe, die mich in allem Guten fördert, von allem Bösen zurückhält, und bin mir immer mehr bewußt, daß ich in ihm den größesten Segen meines Lebens besitze." Und Lewes schreibt: „Ich habe gegen Herbert Spencer eine tiefe Dankesschuld. Durch ihn lernte ich Marian kennen, — sie kennen und lieben war eins — und seit dem Tage ist mein Leben neugeboren gewesen. Ihr verdanke ich alle meine Erfolge, mein ganzes inneres Glück. Gott segne sie!"

Ein schweres Leid traf beide durch den kurz aufeinanderfolgenden Tod zweier Söhne aus Lewes erster Ehe. Das herannahende Alter machte das häufige Reisen beschwerlich, und so wurde 1877 als Sommersitz ein hübsch gelegenes Landhaus in Surrey gekauft, in dem die Dichterin noch einmal alle ihr so theuren Freuden eines Landaufenthaltes genoß. Leider war ihr nur ein froher Sommer dort beschieden; der zweite 1878 war schwer getrübt durch die Sorge um ihres Gatten schwankende Gesundheit, eine Sorge, die zum tiefsten Schmerze wurde, als November 1879 Lewes starb. Der Kummer der Dichterin bei diesem schweren Verlust war ein fassungsloser; sie verschmähte jeden menschlichen Trost, sah wochen- und monatelang niemand, sondern wollte in dem Heiligthum ihrer Erinnerung an den theuren Verstorbenen allein bleiben. Der Neujahrstag, der ihr sonst immer Veranlassung zu dankbarem Rückblick gegeben hatte, wird 1879 in ihrem Tagebuche nur mit dem düstern Shakespear'schen Worte: „Here I and sorrow sit!" bezeichnet. Wie es möglich war, daß trotz ihres ungeheuren Schmerzes die sechzigjährige Frau nach anderthalb Jahren, sich noch einmal zu einem neuen Leben entschloß, sich stark und hoffnungsfreudig genug fühlte, um neue Bande zu knüpfen und einem alten bewährten, aber sehr viel jüngern Freunde die

Hand zu reichen, ist ein psychologisches Räthsel. War sie, die durch jahrelange zarte Sorge getragen, nun ohne dieselbe so namenlos elend und hülflos, daß sie nicht anders konnte, als den Stab ergreifen, den ihr der treue Freund bot? Sie hat ihn nicht lange gebraucht; schon im Dezember 1880 machte der Tod ihrem Leben ein Ende. Ihr Andenken wird in Segen bleiben bei allen denen, die sie gekannt haben, bei allen denen, die an ihren Schriften besser und weiser geworden sind. Unsere Zeit, in der sich die sociale Frage brennender denn je, dem Einzelnen auf Herz und Gewissen legt, hat doppelte Ursache, die Eliot'schen Werke zu lesen: Spricht doch aus ihnen die sanfte Botschaft des Friedens.

M. L.

Langensalza und Vogel von Falckenstein.

Von

H. Delbrück.

Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover 1866. Mit Benutzung authentischer Quellen von Fr. von der Wengen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1886. 1206 Seiten.

Die Armeeführung des Generals Vogel von Falckenstein in den Tagen des 21. bis 26. Juni 1866. Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine 1886. Juni-Heft.

General Vogel von Falckenstein und der hannoversche Feldzug 1866. Offenes Sendschreiben von Fr. von der Wengen an seine Kritiker. Gotha, F. A. Perthes. 76 Seiten.

Das größte Unglück, welches Preußen und Deutschland im Jahre 1866 traf, war unzweifelhaft das Treffen von Langensalza. Nicht weil es eine Niederlage der Preußen war: in dieser Beziehung wird es weit übertroffen durch den schimpflichen Rückzug von Trautenau und hier wie dort blieb das Unglück ohne Folgen und war sofort wieder ausgeglichen und überholt: — das Unglück von Langensalza liegt vielmehr darin, daß überhaupt Blut vergossen wurde. Stellen wir uns vor, daß die hannoversche Armee ohne einen Schuß zu thun zur Capitulation gezwungen worden wäre, so hätte die Auflösung des Königreichs Hannover einen wesentlich anderen Charakter erhalten. In Hessen hat die kurfürstliche Partei von Anfang an geringe Bedeutung gehabt und ist bald so gut wie gänzlich verschwunden; die particularistischen Elemente sind in die conservative Partei aufgegangen. In Hannover ist heute, zwanzig Jahre nach der Annexion noch fast die Hälfte der Bevölkerung unversöhnt und noch im vorigen Reichstag standen von den 19 Vertretern der Provinz nicht mehr als sechs auf dem Boden der vollen Hingabe an das Reich. Gewiß wirken vielerlei Umstände zu einem so verschiedenen Ergebniß in den beiden benachbarten Provinzen zusammen: der Particularismus in Hannover ist zäher, weil der Staat größer, seine

erfolgen brauchte. Am 26. früh wurden die Truppen gegen die Baiern aufgestellt, da mit den Hannoveranern verhandelt wurde; am Abend war festgestellt, daß die Baiern noch wenigstens zwei Tagemärsche entfernt waren (Wengen S. 744)*). Durch die Aufstellung an der Bahnlinie (Gerstungen-Eisenach) war die eventuelle Heranziehung an die hannoverschen Operationssphäre gesichert, sobald die Hannoveraner den General Flies bei Gotha angriffen und dieser selbst hatte weder Befehl noch Veranlassung isolirt selber ein Gefecht zu provociren. Sicherer, in sich correcter, klarer gedacht war unzweifelhaft Moltke's Directive, die jede Möglichkeit eines isolirten Gefechts ausschloß, aber auch Falckenstein's Verfahren ist bei der Unsicherheit, die eine Bedrohung von zwei Seiten naturgemäß erzeugt, wohl verständlich und zeugt wenn auch nicht von einem so klaren Kopfe, doch von Selbstvertrauen und Thatkraft.

Im hannoverschen Lager erkannte man die Schwäche der Falckensteinschen Disposition wohl und Oberstlieutenant Rudorff machte den Vorschlag

*) Wengen sagt S. 832. „Im Widerspruche mit den Anordnungen der obersten Heeresleitung sehen wir den General von Falckenstein die Detachements Glümer, Selchow und Goltz (mindestens 14 000 Mann) gegen die Bayern nach Gerstungen und Bacha disponiren, während von der 13. Division 4000 Mann in Eisenach verblieben und 2 Bataillone sowie 32 Geschütze in Kassel (außer der dortigen Besatzung) noch verfügbar waren. Gegen die hannoversche Armee werden aber das Manteuffel'sche Corps (15 000 Mann) und das Detachement Flies (9000 Mann) [und Schachtmeyer 4000 Mann] bestimmt. Während somit der Schwerpunkt der Entscheidung gegen die Hannoveraner in das von Göttingen heranrückende Manteuffel'sche Corps verlegt wurde, das aber, wenn der ohnehin schon sehr zweifelhafte Abmarsch der ersteren Armee über Langensalza sich nicht bestätigen sollte, bis zu seiner Herankunft mehrerer Tage bedurfte, verblieben zur Beobachtung gegen die Bayern 18 000 Mann zurück, eine Truppenmacht, welche diesem Feinde voraussichtlich nicht gewachsen, auf die Defensive sich beschränkt gesehen hätte, um früher oder später den Rückzug anzutreten. Kamen mittlerweile die Bayern heran und hielten die bei Gerstungen zusammengezogene preußische Streitmacht fest, so blieb andererseits zu berücksichtigen, daß das Detachement Flies bei seiner beschränkten Stärke nicht in der Lage war einer Offensive der hannoverschen Armee Halt zu gebieten, bis das von Norden anrückende Manteuffel'sche Corps einzugreifen vermochte. Ferner war unter diesen Verhältnissen in Erwägung zu ziehen, daß die Hannoveraner noch vor der Herankunft des Manteuffel'schen Corps ostwärts ausweichen und vorläufig der Aufnahme eines Kampfes sich entziehen konnten, womit die Entscheidung eine abermalige Verzögerung erfuhr, der Anmarsch der Bayern aber vielleicht weitere, seinen Einfluß nicht verfehlende Fortschritte machte." Die Unklarheit in diesem Räsonnement liegt in den Worten, daß „früher oder später" die 18 000 Mann vor den Baiern hätten zurückgehen müssen. Es handelte sich nur um 2 Tage; am 29. mußten Manteuffel, Schachtmeyer und Flies mit ihren zusammen 28 000 Mann die 20 000 Hannoveraner außer Spiel gesetzt haben. Erschienen die Baiern wirklich schon am 27. oder 28. auf dem Kampfplatz und ergriffen zugleich die Hannoveraner die Offensive gegen Flies, so stand es freilich übel; aber nach den Nachrichten am 26. Abends brauchte man die Baiern so bald nicht zu erwarten und hätte also Flies eventuell von Eisenach Hülfe bringen können. Was die letzte Eventualität, das Ausweichen der Hannoveraner nach Osten, betrifft, so hätten diese sich doch dadurch auch wieder von den Baiern entfernt und insofern, wenn die Preußen vor den Baiern langsam wichen, nicht viel gewonnen.

gegangen iſt, gehört nicht hierher, jedenfalls bilden dieſe Bücher Wengens höchſt werthvolle Beiträge zur Geſchichte des Krieges von 1870 und ſtehen thurmhoch über der gewöhnlichen wohl viel gute Geſinnung, aber auch ebenſo viel Urtheilsloſigkeit athmenden Kriegsliteratur.

Einem ähnlichen Reize folgend, ſich der auf falſcher Bahn laufenden öffentlichen Meinung entgegenzuwerfen und ſie auf den richtigen Weg zu drängen, hat Wengen ſich des hannoverſchen Feldzuges bemächtigt. Mit einem unermüdlichen Fleiße hat er offenbar von allen erreichbaren an den Dingen betheiligten Perſönlichkeiten Nachrichten geſammelt und dieſe mit ebenſo ſcharfſinniger wie freimüthiger Kritik zu einer umfangreichen Geſchichte des Feldzuges verarbeitet. Für das größere Publikum wird ein ſo gewaltiges Werk über den kurzen Feldzug nicht wohl genießbar ſein, um ſo mehr, da die ganze Maſſe des Stoffes in die Darſtellung hineingezogen, die Ausſcheidung von Exkurſen verſchmäht iſt. Die hiſtoriſche Wiſſenſchaft aber iſt Wengen einen dauernden Dank ſchuldig. In einem „offenen Sendſchreiben“ an ſeine Kritiker hat Wengen endlich ſeinem großen Werk noch eine Ergänzung gegeben.

Die Darſtellung, welche dieſer Schriftſteller von dem Urſprung und Vorwurf des hannoverſchen Krieges giebt, iſt in kurzer Ueberſicht folgende.

Der Grund, welcher die deutſchen Mittelſtaaten trieb, ſich auf die Seite Oeſterreichs zu ſtellen, war allein die Frage der Bundesreform, mit anderen Worten die Furcht vor der deutſchen Einheit; ſie glaubten, daß ein einiges Deutſchland, unter preußiſcher Führung, ihre eigene Mediatiſirung bedeute. In Schleswig-Holſtein ſoll Hannover einer Löſung im preußiſchen Sinne urſprünglich nicht abgeneigt geweſen ſein, erſt die Forderung einer Bundesreform trieb es definitiv auf die Gegenſeite. Preußen gab ſich alle Mühe die Beſorgniſſe dieſerhalb zu zerſtreuen und noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges (Note vom 20. Mai) bot es dem König Georg eine Convention an, welche „die Unabhängigkeit Hannovers in dem neuen Bundesverhältniß gewährleiſtete“, aber alle Anerbietungen waren vergeblich, um ſo mehr da Oeſterreich gleichzeitig durch den Prinzen Solms bei ſeiner Bundes-Reform nicht nur die eigene größere Unabhängigkeit, ſondern noch die Souzeränetät über die benachbarten Kleinſtaaten, auch wohl nach dem Siege über Preußen direkte Vergrößerungen in Ausſicht ſtellte. Das Schreiben des Kaiſers von Oeſterreich, welches dieſe Anerbietungen enthielt, hat, nach Medings Erzählung König Georg bei der plötzlichen Abreiſe von Herrenhauſen offen auf dem Tiſch liegen laſſen; hier fand es der Hofmarſchall Graf Wedel und hat es in der Beſtürzung verbrannt.

Von noch anderer Seite*) ist die Situation ganz anders aufgefaßt. Hiernach ist die Complication dadurch entstanden, daß der Befehl, die Hannoveraner coûte qu'il coûte anzugreifen, der von Berlin an Falckenstein erging, auch direct an den General Flies ertheilt wurde, der entgegengesetzte Befehl Falckensteins aber dem „Feind an der Klinge zu bleiben" und wie darin liegt und sogar noch ausdrücklich hinzugefügt war, nicht anzugreifen, an den General Flies nicht gelangt ist.

Diese letztere Version, welche ja auf den ersten Blick das Engagiren eines scharfen Gefechts auch mit unzulänglichen Kräften sehr natürlich zu erklären scheint, ist doch thatsächlich unrichtig. Weder die Thatsache, daß der Befehl „coûte qu'il coûte anzugreifen" auch dem General Flies abschriftlich zuging, noch die andere, daß der Falckenstein'sche Befehl ihm nicht zuging, haben auf die Entwickelung des Treffens von Langensalza irgend einen Einfluß gehabt.

Der Zusammenhang war vielmehr nach den offenbar authentischen Informationen Wengens dieser. Der General Flies hat in der That nur Fühlung nehmen und den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zwingen wollen, um festzustellen, ob er, speciell etwa nach Osten, wo dann besondere Maßregeln hätten ergriffen werden müssen, abgezogen sei. So sagte er selbst dem Generalstabsofficier des General von Goeben, Hauptmann von Jena noch im Beginn des Gefechts. Er war so weit entfernt ein ernsthaftes Treffen zu wollen oder zu erwarten, daß er nicht nur keine Unterstützung erbat, sondern zwei Bataillone, die schon in Gotha auf der Eisenbahn angekommen waren, wieder umkehren ließ. Daß sich aus dem bloßen Recognoscirungs-Gefecht ein förmliches Treffen entwickelte, hatte keinen anderen Grund, als daß im entscheidenden Augenblick unter dem Einfluß der drückenden Hitze des Tages der General von Flies ohnmächtig wurde und nun zunächst Niemand da war, der die Verantwortung auf sich nahm den Befehl zum Abbruch des Gefechts zu ertheilen. Als Flies aber wieder zu sich kam, ist er dennoch nicht wieder dazu gelangt, das Gefecht weder seiner eigenen ursprünglichen Intention entsprechend, noch überhaupt in irgend einer rationellen Weise zu leiten. Nicht auf Grund einer verständigen Ueberlegung, sondern dem Drucke der hannoverschen Offensive weichend haben die Preußen endlich den Rückzug angetreten.

Wie Wengen mittheilt, hat die Absicht bestanden, wegen des Tages von Langensalza gegen den General von Flies eine kriegsgerichtliche Untersuchung einzuleiten. Die Milde des Königs hat nach den über-

*) M. Lehmann, Hist. Zeitschr Bd. 22 S. 119.

Auch jetzt war die Armee von einem größerem preußischen Corps im Marsch nicht auf ihrem Wege zu erreichen, aber die Preußen hatten die Möglichkeit, ihnen auf der Eisenbahn in großem Bogen von Hannover über Magdeburg, Halle, Eisenach zuvorzukommen und ihnen den Marsch nach Süden zu verlegen.

Dies Manöver war es, welches der Chef des großen Generalstabes, der General von Moltke von Berlin aus, sobald die Marschrichtung der Hannoveraner erkannt war, dem General von Falckenstein anempfahl. (21. Abends.) Falckenstein lehnte es jedoch ab, darauf einzugehen unter dem Vorwande, daß die Concentration seiner Truppen gegen Göttingen bereits zu weit vorgeschritten sei. Nach den ihm zugegangenen Meldungen seiner Vortruppen sollten nämlich die Hanoveraner an diesem Tage (21., an welchem sie thatsächlich abmarschirt waren) noch bei Göttingen stehen und er gedachte sie hier mit Uebermacht anzugreifen. Die angebliche Concentration seiner Truppen war, wie Wengen nachweist, noch so weit zurück, daß die Truppen theilweise noch nicht einmal die Eisenbahnwagen verlassen hatten und ohne Weiteres die angerathene Fahrt über Magdeburg hätten antreten können.

Neben den Truppen, die von Norden kamen (Division Goeben von Minden und Corps Manteuffel von Holstein) wurden die Hannoveraner noch bedroht durch die Division Beyer, welche von Wetzlar kommend Kassel besetzt hatte und so dem direktesten Weg der Hannoveraner nach Süden (über Eschwege) sehr nahe stand. Um die Truppen Beyers zu vermeiden, hatten die Hannoveraner eine mehr südöstliche Richtung, nach Thüringen, eingeschlagen und da Falckenstein wieder Beyer nach Göttingen berief in der Meinung, daß er dort den Hannoveranern in den Rücken falle, so waren diese in der That der preußischen Umklammerung entronnen. Während sie (am 22.) nach Süden vorwärts marschirten, marschirte die Division Beyer in einem chassé croisé an ihnen vorbei von Süden nach Norden. Hierbei bewies der General von Glümer einen auffälligen Mangel an Initiative, da seine Truppen die Hannoveraner ziemlich dicht vor sich bereits entdeckt hatten und er dennoch dem Befehl, der ihn in der falschen Richtung nach Norden abrief, Folge leistete.

Als Falckenstein erkannte, daß die Hannoveraner von Göttingen abgezogen seien, verzichtete er auf den Gedanken, sie noch zu packen, gab seinen strapazirten Truppen einen Ruhetag und beschloß sich jetzt unbekümmert um die Hannoveraner auf Frankfurt gegen die süddeutsche Armee zu wenden. Hiernach hätten die Hannoveraner nunmehr über den Thüringer Wald nach Süden abmarschiren können; auf der Thüringer Eisenbahnlinie Weimar-Erfurt-Gotha-Eisenach stand nur ein Detachement von

dem preußisch-hannoverschen Verhältniß, mit anderen Worten die wesentlichsten der zahlreichen Beschuldigungen, die beide Parteien gegeneinander erhoben haben, durchgehen, um kurz anzugeben, was sich darüber nach dem sorgfältigen Kreuzverhör aller Zeugen in dem Wengenschen Buche als begründet oder nicht begründet herausgestellt hat.

Militärisch geht die Hauptanklage der Hannoveraner dahin, daß durch Vorspiegelung einer abgeschlossenen Convention ihre (am 24. Juni) im Vorrücken begriffenen Truppen zum Haltmachen bewogen, dadurch das Heranziehen weiterer Truppen möglich und so der Hannoverschen Armee der Abmarsch, der ihr sonst nicht verwehrt werden konnte, versperrt worden wäre. Der Herzog Ernst von Coburg wird hierbei besonders beschuldigt, durch seine Vermittlung die Täuschung befördert zu haben.

Diese Beschuldigung ist durchaus ungerechtfertigt; die Einzigen, die, soweit dabei überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann, die Schuld trifft, sind die beiden hannoverschen Officiere Oberst Dammers und Major von Jacobi. Der Letztere war es, der die Convention unter vollständiger Kenntniß der Sachlage als abgeschlossen ansah; die Bedingung, welche Preußen hinzufügte, daß der Kronprinz von Hannover zur Sicherstellung der Ausführung seinen Wohnsitz in Preußen nehme, hätte nach dem ganzen Geist der Abmachung den formellen Abschluß nicht hindern können.

Die zweite militärische Anschuldigung der Hannoveraner richtet sich gegen die Nicht-Anerkennung des Alvensleben'schen Waffenstillstandes durch Falckenstein und ein Vorrücken der Fliesschen Truppen am Vormittag des 26. Diese Anklagen der Hannoveraner sind berechtigt. Die Art, wie Falckenstein den Fehler des Generals Alvensleben, ihm keine amtliche Mittheilung von dem Waffenstillstand gemacht zu haben, gegen die Hannoveraner ausnutzen wollte, war in höchstem Maße incorrect. Selbst wenn Falckenstein sich persönlich formell reinigen konnte, so wäre die Schuld doch immer auf Preußen gefallen, welches den Gegner durch Waffenstillstand in Sicherheit wiegte und dann die eigenen Truppen nicht zurückhielt. Dabei war Falckenstein in telegraphischer Verbindung mit Berlin; in jedem Augenblick konnte er die fehlende amtliche Nachricht extrahiren. Weniger schuldig ist der General Flies mit seinem Vorrücken am Vormittag des 26. Es war nach dem Wortlaut der Abmachung nicht völlig klar, ob der Waffenstillstand um 10 Uhr eo ipso zu Ende sei oder erst gekündigt werden müsse. Immerhin hätte eine formelle Kündigung nichts schaden können. Sowohl dieser Verstoß aber des General von Flies wie derjenige Falckensteins haben durchaus nicht die Tragweite, die die welfische Tradition ihnen geben möchte: sie haben

der Nähe seien. Auf den Gedanken nach dem commandirenden General zu verlangen, wo es sich dann hätte herausstellen müssen, daß ein solcher nicht vorhanden war, kam er nicht. Der Oberst von Fabeck aber sprach mit der größten Zuversichtlichkeit von der Streitmacht über die man verfüge und als Jacobi in dem Hôtel, wo er untergebracht wurde, einen unbewachten Augenblick benutzte, den Kellner auszufragen, versicherte ihm dieser, der ihn wohl für einen preußischen Officier hielt, daß man vorher in großer Furcht vor den Hannoveranern gewesen, jetzt aber ganz ruhig sein könne, da ein preußischer General des Namens Goeben mit 10000 Mann angekommen sei. Anderswo habe ich gelesen, was Wengen nicht erzählt, daß man dafür gesorgt habe, einzelne Leute von allen Truppentheilen, die vorhanden, deren Bataillone aber nicht viel stärker als Compagnien waren, an Jacobi vorbeigehen zu lassen, um in ihm den Glauben zu erwecken, daß alle die Regimenter deren Nummern er sah, zur Stelle seien; eine Batterie, die von der böhmischen Armee, von Dresden her mit der Eisenbahn ankam, fuhr ebenfalls an seinem Fenster vorbei.

Auf Grund dieser Beobachtungen begann Jacobi vorläufige Verhandlungen und als er in der Nacht (23. auf 24.) nach Langensalza zurückkam und seinen Bericht, den andere Nachrichten zu bestätigen schienen, im Kriegsrath vortrug, da beschloß man die Operationen zu sistiren und den Generaladjutanten Oberst Dammers von Neuem mit Jacobi nach Gotha zu schicken, um in aller Form zu verhandeln.

Oberst Dammers gewann auf dieser Fahrt die Ueberzeugung, daß Jacobi sich über die Stärke des Feindes getäuscht habe. Man sah nur ganz wenige Truppen und als man nach dem commandirenden General verlangte, mußte Oberst Fabeck gestehen, daß ein solcher nicht vorhanden sei. Darauf hin ließ Dammers einen Officier, den er noch mitgebracht hatte, Hauptmann Krause nach Langensalza zurückgehen, mit der Meldung des Beobachteten und dem Vorschlag, sofort die Operationen und zwar in der Richtung auf Eisenach aufzunehmen. Um aber die Gegner in möglichste Sicherheit einzuwiegen, ließ Dammers sich gleichzeitig in Verhandlungen ein. Er wandte sich an den Herzog von Gotha, der als preußischer General und Kriegsherr der zunächst in Betracht kommenden Truppen Autorität in Anspruch nehmen konnte und zugleich als deutscher Bundesfürst doch wieder eine gewisse vermittelnde Stellung hatte, gestand das Aeußerste zu, wozu er autorisirt zu sein glaubte*), nämlich freien Abzug nach Süden gegen die Verpflichtung ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu kämpfen und vereinbarte endlich eine vorläufige Einstellung

*) König Georg hat es nachher bestritten, daß er ihn dazu autorisirt habe.

der Feindseligkeiten, wogegen der Herzog die Verpflichtung übernahm, daß auf der Eisenbahn keine neuen Truppen herangezogen werden sollten. Man war auf preußisch-gothaischer Seite des guten Ausgangs so sicher, daß man sich mit mündlicher Verabredung bezüglich der Einstellung der Feindseligkeiten begnügte und als ein Telegramm Moltke's eintraf, das die Erlaubniß gab, den Hannoveranern Einblick in die Stellung der Preußen zu gewähren, offen gestand, daß Eisenach nur von 2 Bataillonen, Gotha von 6 schwachen Bataillonen besetzt sei. Mit dieser Kenntniß beschloß Dammers sich nach Langensalza zurückzubegeben und ließ seinen Begleiter, den Major von Jacobi allein zurück, mit dem Auftrage einen Generaladjutanten des Königs von Preußen, der zum Abschluß der Verhandlungen von Berlin kommen sollte, in das hannoversche Hauptquartier zu geleiten.

Dem Obersten Dammers kam unterwegs schon ein Officier entgegen, der ihm den Befehl bringen sollte, die Verhandlungen abzubrechen. Durch eine Recognoscirung gegen Eisenach war man auch im Hauptquartier über die schwache Besatzung dieses Punktes in's Klare gekommen und hatte übereinstimmend mit dem von Dammers aus Gotha zurückgeschickten Rath beschlossen hier durchzubrechen. Dammers ließ also jetzt auch Jacobi von Gotha abrufen, in der Meinung, daß damit für die Operationen wieder völlig freie Bahn sei. Bezüglich der von ihm abgeschlossenen Waffenruhe hat er später behauptet, daß er sie nur in Bezug auf Gotha zugesagt habe.

Nun aber bewährte sich die alte Erfahrung, daß Verhandlungen und eine energische kriegerische Action sich nicht vereinigen lassen oder, wie man auch hier sagen darf, daß Untreue den eigenen Herrn schlägt. Dammers hatte den Major von Jacobi von seinen geheimen Absichten und Anordnungen nicht informirt; als er von einer Unterredung mit dem Herzog kommend, die Rückfahrt nach Langensalza antrat, hatte er mit Jacobi, weil dieser sich grade auf dem Closet befand, nicht mehr gesprochen, sondern ihm nur zugerufen, daß er abreise und dieser hatte ihm also auch keine Fragen weiter stellen können. Jacobi hatte von Anfang an den Krieg mit Preußen perhorrescirt und dringend zu einer Abkunft gerathen. Jetzt hatte er sich ganz und gar in den Gedanken des unmittelbar bevorstehenden Uebereinkommens hineingelebt und verstand nicht, wie die so weit gediehenen Verhandlungen so unmotivirt wieder abgebrochen werden könnten. Als nun ein Telegramm aus Berlin kam, daß der König von Preußen die proponirten Bedingungen annehme, wenn für die Ausführung Garantien gegeben würden, glaubte Jacobi einen befriedigenden Abschluß in der Hand zu haben; der Herzog erinnerte an die

abgeschlossene Waffenruhe und appellirte an seine Loyalität. Unter diesen Umständen nahm es Jacobi auf sich, der Abberufung nicht Folge zu geben, sondern im Gegentheil an die hannoverschen Truppen, welche im Begriff standen Eisenach anzugreifen, eine Nachricht zu senden, daß Preußen die hannoverschen Bedingungen angenommen habe und Feindseligkeiten zu vermeiden seien.

Auf Grund dieser Nachricht schloß nunmehr auch der vor Eisenach commandirende hannoversche Officier, Oberst von Bülow eine Waffenruhe. Die Hannoveraner blieben vor Eisenach stehen, der Durchbruch war vereitelt (24. Abends). In der Nacht und am anderen Tage kamen allmählich von beiden Seiten auf der Eisenbahn nach Eisenach sowohl wie nach Gotha so viel Truppen an, daß die Hannoveraner an einen Durchbruch bei Eisenach garnicht, bei Gotha nur mit geringer Aussicht auf Erfolg hätten denken können. Die Verstärkungen für Gotha kamen von Göttingen über Magdeburg-Halle auf directen Befehl Moltke's an den General von Manteuffel; die Verstärkungen für Eisenach zum Theil ebenfalls auf directen Befehl Moltke's an den General Beyer, zum Theil und hauptsächlich vermöge eigenen Beschlusses des Generals von Goeben auf einen Hülferuf der Eisenacher Besatzung.

Unterbrechen wir an diesem Punkt unsere summarische Darstellung, um festzustellen, was an derselben Neues ist. Auf hannoverscher Seite erscheint — offenbar auf Grund von Nachrichten, die von dem Major von Jacobi und dem Hauptmann Krause stammen — das Verfahren des Obersten Dammers in noch viel ungünstigerem Licht, als man es schon früher ansah. Seine Doppelzüngigkeit war es im letzten Grunde, welche den Major von Jacobi in eine solche moralische Verwirrung brachte, daß er direct in die Operationen eingriff und sie, da denn die Stimmung, womöglich Blutvergießen zu vermeiden, allenthalben war, dadurch zum Stocken brachte. Dammers selbst ist noch am Abend bei den Truppen vor Eisenach erschienen, als sie im Rückmarsch waren, hat aber doch nicht die Energie gehabt, die Consequenz seiner Treulosigkeit zu ziehen, den Waffenstillstand, der hier auf dreistündige Kündigungsfrist geschlossen war, sofort zu kündigen und die Operationen wieder aufnehmen zu lassen.

Viel wichtiger als die genauere Feststellung der Ereignisse auf hannoverscher Seite ist nun die völlig neue Information, die wir über den Zusammenhang auf preußischer Seite empfangen. Zum ersten Mal ist an's Tageslicht gebracht die tiefgehende Differenz zwischen der höchsten Armeeleitung in Berlin, dem König mit seinem Chef des Generalstabes dem General von Moltke, und dem Höchstcommandirenden an Ort und Stelle, dem General von Falckenstein. Am 21. Juni machte Moltke dem

Wengen hat Recht und die öffentliche Meinung hat auch Recht. Es gibt ein Drittes, welches die anſcheinend widerſprechenden Urtheile vereinigt.

Man muß ſich Falckenſtein, darüber laſſen die Enthüllungen Wengens keinen Zweifel, vorſtellen als einen Mann von nicht beſonders hoher und entwickelter Intelligenz. Die verſchiedenen Möglichkeiten einer complicirten Situation zu überſehen, die Combination zu finden, die allen zugleich am beſten gerecht wird, die Folgen eines Manövers auf die fernere Zukunft hinaus im Voraus zu berechnen, vermochte er nicht. Die Proklamationen und Tagesbefehle, die er erlaſſen hat, zeigen daſſelbe. Die Gedanken ſind die nächſtliegenden, alltäglichen in einer holprigen, auch geradezu fehlerhaften Sprache herausgepoltert. Nicht etwa die köſtliche, naturfriſche, bewußte Verachtung von Grammatik und Orthographie, wie bei Blücher, ſondern die Fehler der beſchränkten Bildung und des Mangels an Originalität und Begabung, mit einem Wort, etwas commißmäßig.

Neben dieſer ziemlich ſubalternen intellectuellen Veranlagung und Bildung war der General von Falckenſtein begabt mit einer rückſichtsloſen Energie des Willens und einer keine Verantwortung ſcheuenden, nicht rechts, nicht links blickenden Kühnheit des Entſchluſſes. Dieſe Charaktereigenſchaften ſind ſo ſehr die Hauptſache bei der Begabung eines Generals, daß ſie die Siegerlaufbahn des Führers der Main-Armee zu erklären vermögen trotz aller Unzulänglichkeit der Intelligenz. Gerade die Geſchichte der Main-Armee iſt das glänzendſte Beiſpiel der Weltgeſchichte, was der bloße ſtrategiſche Muth vermag: jede einzelne Maßregel ein Fehler, das Ganze ein wundervoller Sieg. Die auffallendſte aller Anordnungen Falckenſteins im hannoverſchen Feldzuge iſt die Zerſplitterung ſeiner Streitkräfte unmittelbar vor der Entſcheidung (26. Juni) auffallend deshalb, weil derſelbe Mann im Main-Feldzuge gerade das Gegentheil that: erſt marſchirte er mit ſeiner ganzen Armee gegen die Baiern und ließ keinen Mann ſtehen, um ſich gegen die 50000 Süddeutſchen den Rücken zu decken. Dann, als er den Befehl dazu erhielt, kehrte er um, ließ keinen Mann gegen die ganze bairiſche Armee in ſeinen Rücken ſtehen und warf ſich mit voller Wucht auf die Armee des Prinzen Alexander.

Generale aus unſerer Geſchichte, mit denen man zum Vergleich verſucht ſein möchte, ſind York und Blücher. Mit York hat Falckenſtein gemein die rauhe Form, die doch einem gewiſſen Begehr nach Effect und Popularität nicht entgegenſteht, die Widerſpenſtigkeit nach oben, die Fürſorge für die Truppen und die Beliebtheit bei ihnen. Als Strategen aber ſind ſie ganz entgegengeſetzt. York war ein Mann von hoher Intelligenz und originalen Antrieben, aber er entbehrte durchaus der wichtigſten und bei Falckenſtein bedeutendſten Eigenſchaft, der ſtrategiſchen Kühnheit und

Falckenstein selbst die Befehle an Manteuffel und Goeben ertheilt hätte. Wengen besteht jedoch in seiner Erwiderung mit solcher Bestimmtheit auf seinen Angaben unter dem Hinzufügen, daß nach einer ihm vorliegenden Mittheilung General von Falckenstein selbst am 24. Nachmittags auch nicht einen Mann nach Thüringen dirigirt haben würde, wenn nicht die oberste Heeresleitung eingegriffen hätte, daß seine Darstellung nicht wohl mehr bezweifelt werden kann*).

Wir werden uns danach nicht dem Rückschluß entziehen können, daß der König und Moltke höchst unzufrieden mit der bisherigen Ausführung ihrer Anordnungen durch Falckenstein waren und ebendeshalb direkte Befehle an die Führer der Divisionen ergehen ließen.

Wir fahren in unserer Uebersicht fort. Nachdem dem General von Falckenstein in der geschilderten Art seine Armee fast aus den Händen genommen und die Thatsache, daß der Schwerpunkt der Dinge jetzt in Thüringen liege, nicht mehr zu verkennen war, begab sich der General selbst von Göttingen nach Eisenach (25.). Hier wurde ihm die Nachricht entgegengebracht, daß mittlerweile ein Generaladjutant, General von Alvensleben, von Berlin in Gotha angekommen sei und von Neuem einen Waffenstillstand mit den Hannoveranern abgeschlossen habe.

Die Hannoveraner hatten die Hoffnung eines directen Durchbruchs mit dem 24. aufgegeben; sie waren aber darum doch noch weit entfernt von einfacher Unterwerfung, ja auch nur von der Annahme der günstigsten Bedingungen. Der Vorschlag, den der General von Alvensleben brachte, ging dahin, den Dammersschen Bedingungen (ein Jahr lang nicht gegen Preußen zu fechten), hinzuzufügen, daß der Kronprinz von Hannover seinen Aufenthalt in Preußen nähme, also so zu sagen, als Geisel diene. Dies war, was wir hier zum ersten Mal erfahren, die „Garantie", welche Preußen am Tage vorher telegraphisch annonciert hatte. König Georg wollte dagegen nur eine achtwöchentliche Neutralität (welche gerade genügt hätte, die Armee völlig auszurüsten und kampffähig zu machen) zusagen unter einfacher Verpfändung seines königlichen Worts. Er hoffte, daß wenn die Armee sich nur noch einige Tage halte, die

*) Selbst wenn es richtig wäre, daß der Befehl zur Absendung der Truppen über Magdeburg an Falckenstein und nicht an Manteuffel direct ergangen ist, so bleibt doch die Hauptsache bestehen, daß nicht aus der Initiative Falckensteins, sondern erst auf die, nunmehr dritte Ordre aus Berlin die Bewegung ausgeführt worden ist. Wichtiger ist die Frage, ob Goeben seine Division auf Befehl oder aus eigener Initiative nach Eisenach geführt hat. Wengen hat Widerlegung seiner Behauptung aus den Acten der 13. Division verlangt; diesem Verlangen sind die Repliken der Kreuz-Zeitung (vom 10. April) und von Marées in seinen „Jahrbüchern" (April-Heft) nicht nachgekommen, sondern haben sich begnügt, im Allgemeinen ihre Behauptungen aufrecht zu erhalten.

Von noch anderer Seite*) ist die Situation ganz anders aufgefaßt. Hiernach ist die Complication dadurch entstanden, daß der Befehl, die Hannoveraner coûte qu'il coûte anzugreifen, der von Berlin an Falckenstein erging, auch direct an den General Flies ertheilt wurde, der entgegengesetzte Befehl Falckensteins aber dem „Feind an der Klinge zu bleiben" und wie darin liegt und sogar noch ausdrücklich hinzugefügt war, nicht anzugreifen, an den General Flies nicht gelangt ist.

Diese letztere Version, welche ja auf den ersten Blick das Engagiren eines scharfen Gefechts auch mit unzulänglichen Kräften sehr natürlich zu erklären scheint, ist doch thatsächlich unrichtig. Weder die Thatsache, daß der Befehl „coûte qu'il coûte anzugreifen" auch dem General Flies abschriftlich zuging, noch die andere, daß der Falckenstein'sche Befehl ihm nicht zuging, haben auf die Entwickelung des Treffens von Langensalza irgend einen Einfluß gehabt.

Der Zusammenhang war vielmehr nach den offenbar authentischen Informationen Wengens dieser. Der General Flies hat in der That nur Fühlung nehmen und den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zwingen wollen, um festzustellen, ob er, speciell etwa nach Osten, wo dann besondere Maßregeln hätten ergriffen werden müssen, abgezogen sei. So sagte er selbst dem Generalstabsofficier des General von Goeben, Hauptmann von Jena noch im Beginn des Gefechts. Er war so weit entfernt ein ernsthaftes Treffen zu wollen oder zu erwarten, daß er nicht nur keine Unterstützung erbat, sondern zwei Bataillone, die schon in Gotha auf der Eisenbahn angekommen waren, wieder umkehren ließ. Daß sich aus dem bloßen Recognoscirungs-Gefecht ein förmliches Treffen entwickelte, hatte keinen anderen Grund, als daß im entscheidenden Augenblick unter dem Einfluß der drückenden Hitze des Tages der General von Flies ohnmächtig wurde und nun zunächst Niemand da war, der die Verantwortung auf sich nahm den Befehl zum Abbruch des Gefechts zu ertheilen. Als Flies aber wieder zu sich kam, ist er dennoch nicht wieder dazu gelangt, das Gefecht weder seiner eigenen ursprünglichen Intention entsprechend, noch überhaupt in irgend einer rationellen Weise zu leiten. Nicht auf Grund einer verständigen Ueberlegung, sondern dem Drucke der hannoverschen Offensive weichend haben die Preußen endlich den Rückzug angetreten.

Wie Wengen mittheilt, hat die Absicht bestanden, wegen des Tages von Langensalza gegen den General von Flies eine kriegsgerichtliche Untersuchung einzuleiten. Die Milde des Königs hat nach den über-

*) M. Lehmann, Hist. Zeitschr Bd. 22 S. 119.

sehr deutlich — was Wengen nicht genügend hervorhebt — daß es die Hannoveraner auf Verschleppung, eine an sich ja völlig erlaubte Kriegslist, abgesehen hatten. Zu einer Constatirung dieser Thatsache aber, überhaupt zu irgend einem Aussprechen kam es garnicht, sondern nach Wengens Darstellung entstand folgende Scene. Auf die Bitte des Oberstlieutnant Rudorff um einen Extrazug zu dem angegebenen Zweck erwiderte General von Falckenstein: „Gehen sie zum General von Alvensleben, der mag Ihnen einen Extrazug geben". Als Rudorff darauf entgegnen wollte, daß jener bereits nach Berlin abgereist sei, brachte er es nur bis zu den Worten: „General von Alvensleben . . . ." Hier unterbrach ihn Falckenstein mit einem barschen: „Ich empfehle mich Ihnen" — welches er in einem noch bestimmteren Tone wiederholte, als der hannoversche Abgesandte die Worte: „Gestatten Excellenz" hervorgebracht hatte. Rudorff blieb nun nichts übrig als sich zurückzuziehen. Unten wartete auf ihn der General von Goeben, der ihm auf dem Hinweg zufällig begegnet war und ihn zu Falckensteins Quartier geleitet hatte. Goeben war geborener Hannoveraner, ein Bruder von ihm stand in der hannoverschen Armee; er hatte daher ein doppeltes Interesse Blutvergießen zu vermeiden und einen friedlichen Ausgleich zu befördern. Der Oberstlieutnant Rudorff war ihm persönlich von früher her bekannt. Als ihm dieser das Resultat seiner Unterredung mittheilte, begab sich Goeben zu dem Commandirenden, um ihm noch einmal die Lage der Dinge, die Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen und den abgeschlossenen Waffenstillstand vorzustellen. Die Unterredung der beiden Generale dauerte mindestens eine halbe Stunde und nahm einen sehr stürmischen Verlauf. Als Goeben wieder herauskam, rief er in verzweifeltem Tone aus: „Der Mann ist verrückt; ich bin Soldat, ich muß gehorchen".

Entschlossen dennoch das Aeußerste zu thun, um die Eigenmächtigkeit des Höchstkommandirenden gegenüber dem offenbaren Willen des Königs zu hemmen, vermittelte Goeben, daß Rudorff folgendes Telegramm direct an den König nach Berlin aufgab: „Oberstlieutnant Rudorff ist beauftragt, die Antwort Seiner Majestät des Königs von Hannover nach Berlin zu bringen. Er wird von General von Falckenstein zurückgewiesen. General von Falckenstein erkennt den mit dem General von Alvensleben abgeschlossenen Waffenstillstand nicht an".

Nun kehrte Rudorff schleunigst in das hannoversche Lager zurück, um die hannoversche Armee, die im Waffenstillstand zu leben glaubte, von dem bevorstehenden Angriff zu avertiren. Am anderen Morgen (26.) in aller Frühe setzten sich die Falckensteinschen Truppen in Bewegung; um 4 Uhr stieg der General mit seinem ganzen Stabe zu Pferde, um

dem preußiſch-hannoverſchen Verhältniß, mit anderen Worten die weſentlichſten der zahlreichen Beſchuldigungen, die beide Parteien gegeneinander erhoben haben, durchgehen, um kurz anzugeben, was ſich darüber nach dem ſorgfältigen Kreuzverhör aller Zeugen in dem Wengenſchen Buche als begründet oder nicht begründet herausgeſtellt hat.

Militäriſch geht die Hauptanklage der Hannoveraner dahin, daß durch Vorſpiegelung einer abgeſchloſſenen Convention ihre (am 24. Juni) im Vorrücken begriffenen Truppen zum Haltmachen bewogen, dadurch das Heranziehen weiterer Truppen möglich und ſo der Hannoverſchen Armee der Abmarſch, der ihr ſonſt nicht verwehrt werden konnte, verſperrt worden wäre. Der Herzog Ernſt von Coburg wird hierbei beſonders beſchuldigt, durch ſeine Vermittlung die Täuſchung befördert zu haben.

Dieſe Beſchuldigung iſt durchaus ungerechtfertigt; die Einzigen, die, ſoweit dabei überhaupt von einer Schuld die Rede ſein kann, die Schuld trifft, ſind die beiden hannoverſchen Officiere Oberſt Dammers und Major von Jacobi. Der Letztere war es, der die Convention unter vollſtändiger Kenntniß der Sachlage als abgeſchloſſen anſah; die Bedingung, welche Preußen hinzufügte, daß der Kronprinz von Hannover zur Sicherſtellung der Ausführung ſeinen Wohnſitz in Preußen nehme, hätte nach dem ganzen Geiſt der Abmachung den formellen Abſchluß nicht hindern können.

Die zweite militäriſche Anſchuldigung der Hannoveraner richtet ſich gegen die Nicht-Anerkennung des Alvensleben'ſchen Waffenſtillſtandes durch Falckenſtein und ein Vorrücken der Flies'ſchen Truppen am Vormittag des 26. Dieſe Anklagen der Hannoveraner ſind berechtigt. Die Art, wie Falckenſtein den Fehler des Generals Alvensleben, ihm keine amtliche Mittheilung von dem Waffenſtillſtand gemacht zu haben, gegen die Hannoveraner ausnutzen wollte, war in höchſtem Maße incorrect. Selbſt wenn Falckenſtein ſich perſönlich formell reinigen konnte, ſo wäre die Schuld doch immer auf Preußen gefallen, welches den Gegner durch Waffenſtillſtand in Sicherheit wiegte und dann die eigenen Truppen nicht zurückhielt. Dabei war Falckenſtein in telegraphiſcher Verbindung mit Berlin; in jedem Augenblick konnte er die fehlende amtliche Nachricht extrahiren. Weniger ſchuldig iſt der General Flies mit ſeinem Vorrücken am Vormittag des 26. Es war nach dem Wortlaut der Abmachung nicht völlig klar, ob der Waffenſtillſtand um 10 Uhr eo ipso zu Ende ſei oder erſt gekündigt werden müſſe. Immerhin hätte eine formelle Kündigung nichts ſchaden können. Sowohl dieſer Verſtoß aber des General von Flies wie derjenige Falckenſteins haben durchaus nicht die Tragweite, die die welfiſche Tradition ihnen geben möchte: ſie haben

die Hauptaction gegen dieſen Feind wieder nach Norden; bei Göttingen ſtand noch immer mit einigen Truppen der General von Manteuffel; ihm wurden von Kaſſel und ſogar von Eiſenach mit der Bahn ſo viel Verſtärkungen geſchickt, daß er über 15000 Mann verfügte, und ihm befohlen mit dieſen den Hannoveranern von Norden entgegenzugehen; vom Süden, von Gotha her beobachtete ſie der General von Flies mit etwa 9000 Mann; im Weſten cotoyirte ſie General von Schachtmeyer mit 4000 Mann. Es iſt, wie wenn die Rollen zwiſchen Moltke und Falckenſtein plötzlich ausgetauſcht wären. Während dieſer noch am Morgen dieſes Tages mit einem Gewaltſtreich die Sache hat zu Ende bringen wollen, von Berlin aus die Entſcheidung inhibirt und Verhandlungen geführt worden ſind, ſo kommt am Abend von hier der Befehl mit aller Gewalt vorzugehen, Falckenſtein aber läßt den erhobenen Arm ſinken und verfügt Manöver, welche nicht vor dem dritten Tag (29.) eine Entſcheidung erwarten laſſen.

Wengen beurtheilt Falckenſtein wegen dieſes Verfahrens ſehr ſtrenge. Nicht nur war er von Neuem dem Geiſte und faſt auch dem Wortlaut nach einem poſitiven Befehl gegenüber ungehorſam; er zerſplitterte auch ſeine Armee derart, daß die einzelnen Theile, namentlich Flies, einem Echec ausgeſetzt waren und hätte endlich bei einer einigermaßen energiſchen Kriegsführung ſeitens der Baiern durch das Hinausſchieben der Entſcheidung leicht zwiſchen zwei Feuer gerathen können. Moltke war durchaus im Recht, wenn er, nachdem alle Verhandlungen vergeblich geweſen waren, angeſichts des drohenden Anmarſches der Baiern, coûte qu'il coûte die Niederwerfung der Hannoveraner verlangte.

Es iſt Wengen gewiß zuzugeben, daß Moltkes Directive das principiell Richtige enthielt: wenn man die Hannoveraner durch Aufbietung aller Kraft entwaffnete, ehe die Baiern zur Stelle waren, ſo war man gegen alle Eventualitäten geſichert. Aber auch das Verfahren Falckenſtein's iſt doch, ſtrategiſch betrachtet, alſo abgeſehen von dem Disciplinar-Moment des Nicht-Eingehens auf die von oben gegebene Directive, nicht ſo durchaus verkehrt, wie Wengen es darſtellt. Daß die Verſchiebung des Angriffs auf die hannoverſche Armee bis zum Erſcheinen Manteuffels in ihrem Rücken vielleicht zu einer Capitulation ohne Kampf führte, darf man nicht in Anſchlag bringen, da eine ſolche Erwägung jedenfalls bei den Entſchließungen des grimmen Feldherrn der Main-Armee keine Rolle ſpielte. Für ihn aber darf man anführen, daß die Truppen, welche er gegen die Baiern aufſtellte, wenn ſie dieſen auch nicht dauernden Widerſtand zu leiſten vermochten, doch ſtark genug waren, ſie einigermaßen aufzuhalten, alſo die Entſcheidung gegen die Hannoveraner nicht ſofort zu

gegen eingewandt, daß Döring wohl dieſe Bedingungen vor dem Könige verleſen, zugleich aber erklärt habe, daß ſein Auftrag thatſächlich erledigt ſei, da die Falckenſtein'ſchen Truppen bereits Befehl hätten anzugreifen. Preußiſcherſeits hat man beſtritten*), daß Döring eine ſolche Aeußerung gemacht habe — formell mit Unrecht, materiell mit Recht. Nach Wengen**) hat Döring in der That etwas derartiges geſagt, aber nur die Leidenſchaft kann darin ein wirkliches Zurückziehen der Bedingungen oder einen Grund für die Ablehnung ſeitens des Königs Georg finden. Wozu wäre Döring denn gekommen? Wenn der König nun geſagt hätte, er nähme die Sommation an — ſollte Jener dann ſagen, Preußen ziehe ſie aber wieder zurück? Döring hat die angezogenen Worte, die auch in Medings Memoiren mit einem „faſt", bei Wengen mit einem „eigentlich" abgeſchwächt erſcheinen, nur geſagt, in dem Sinne, König Georg den ganzen Ernſt des Moments zu vergegenwärtigen. In der Verzweiflung über die Folgen der eigenen Verblendung iſt dann der Welfenkönig darauf verfallen, ſich ſelbſt einzureden, die Annahme der preußiſchen Bedingungen würde ja doch nichts geholfen haben, da Döring ſelbſt ſeinen Auftrag ſchon für erledigt erklärt habe. Wie weit der König aber thatſächlich grade von der Annahme der Döring'ſchen Bedingungen entfernt geweſen iſt, zeigt ſein Verhalten noch bei Abſchluß der Capitulation. Wiederholt wurde hierbei von ihm betont, daß er einen militäriſchen, alſo nicht einen politiſchen Vertrag abſchließe; er rechnete mit ſolcher Sicherheit auf den Sieg Oeſterreichs, daß ihm die Auflöſung ſeiner Armee, um ſo mehr nachdem das Treffen vom 27. ihre militäriſche Ehre geſichert hatte, als das kleinere Uebel erſchien. Denn die Armee würde mit dem Königreich wiederhergeſtellt worden ſein; ein politiſches Verſprechen aber, wie der Eintritt in den von Preußen neu zu gründenden deutſchen Bund, wäre der Ehre der ſouveränen Welfendynaſtie zu nahe getreten und hätte ſelbſt bei einem Siege Oeſterreichs von irgend welchen Folgen ſein können. Da nun Preußen ſiegte, trat die umgekehrte Folge ein: es exiſtirte kein politiſcher Vertrag, keine Verpflichtung Hannovers, aber auch keine Verpflichtung Preußens, und Hannover wurde aus der Reihe der ſelbſtändigen Staaten geſtrichen.

Nun zum General Vogel von Falckenſtein. Wengen's Urtheil über ihn iſt vernichtend, — und es iſt erſichtlich ohne urſprüngliche Voreingenommenheit, reiner Wahrheitsliebe entſprungen auf ſorgfältigſter Forſchung aufgebaut. Dennoch lehnt ſich der natürliche Inſtinct dagegen auf. Der General, der binnen zwei Wochen mit einigen 40 000 Mann

*) Denkſchrift. Im „Staatsarchiv". Bd. 12 S. 60.
**) Auch ſchon bei Lehmann a. a. O.

mit Tagesgrauen (am 27.) das Flies'sche Detachement vor Gotha zu überrennen und über den Thüringer Wald abzumarschiren. Das Unternehmen wäre nicht aussichtslos gewesen, aber die Entschlossenheit der hannoverschen Heerführung reichte zu einem solchen Schwunge nicht hin. Man ging lieber in eine Vertheidigungsstellung hinter der Unstrut bei Langensalza zurück.

Wer der Entwickelung bis hierher gefolgt ist, erkennt, daß für den nun folgenden Tag (27.) auf keiner Seite Veranlassung zu einem blutigen Treffen gegeben war. Die Preußen warteten die Ankunft der Manteuffelschen Truppen im Rücken der Hannoveraner ab, die nicht vor dem 28. Nachmittags auftreten konnten. Die Hannoveraner erwarteten die Ankunft der Baiern. Wie kam es nun, daß dennoch der General Flies mit seinem völlig isolirten Detachement die doppelt so starken Hannoveraner angriff, um naturgemäß mit schwerem Verlust zurückgeworfen zu werden?

Das preußische Generalstabswerk sagt im Text (S. 73), Flies habe (von Falckenstein) den Auftrag gehabt, „dem Feind an der Klinge zu bleiben"; weiterhin (S. 79) wird dies dahin erläutert, daß der Gefechtszweck gewesen sei, die hannoversche Armee „festzuhalten". In den „Berichtigungen" am Ende des Werkes wird dagegen bemerkt, daß der Befehl „dem Feind an der Klinge zu bleiben" bei dem General nicht eingegangen sei; er habe sich vielmehr durch Nachrichten über den Abmarsch der Hannoveraner, sowie über eine Annäherung der Baiern zum Vorgehen veranlaßt gefunden. Im ersteren Fall wollte er Fühlung behalten, eventuell die Gewehrfabrik von Sömmerda schützen; im anderen durch einen Angriff die Vereinigung mit den Baiern erschweren.

In dieser Erklärung ist zweierlei zu unterscheiden. Wenn der General Flies nur „Fühlung nehmen" wollte, so fehlt die Antwort auf die Frage, warum er denn das Fühlungnehmen zu einem rangirten Treffen ausdehnte. Wenn der General aber die Fabrik von Sömmerda schützen oder die Vereinigung der Hannoveraner mit den Baiern erschweren wollte, so müßte man sagen, daß es zur Erreichung dieser Zwecke ein sehr übel gewähltes Mittel war, sich eine Niederlage zuzuziehen.

Von anderer Seite*) ist das „Fühlungnehmen" dahin erweitert, daß der Feind gezwungen werden sollte, alle seine Kräfte zu entwickeln, damit man erfahre, ob er noch bei Langensalza stehe oder abgezogen sei und nur eine Arrieregarde zurückgelassen habe. Auch hier fehlt die Antwort auf die Frage, weshalb man so weit über das für den gesetzten Zweck Nothwendige hinausging.

*) Knorr, Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland I, 290.

Von noch anderer Seite*) ist die Situation ganz anders aufgefaßt. Hiernach ist die Complication dadurch entstanden, daß der Befehl, die Hannoveraner coûte qu'il coûte anzugreifen, der von Berlin an Falckenstein erging, auch direct an den General Flies ertheilt wurde, der entgegengesetzte Befehl Falckensteins aber dem „Feind an der Klinge zu bleiben" und wie darin liegt und sogar noch ausdrücklich hinzugefügt war, nicht anzugreifen, an den General Flies nicht gelangt ist.

Diese letztere Version, welche ja auf den ersten Blick das Engagiren eines scharfen Gefechts auch mit unzulänglichen Kräften sehr natürlich zu erklären scheint, ist doch thatsächlich unrichtig. Weder die Thatsache, daß der Befehl „coûte qu'il coûte anzugreifen" auch dem General Flies abschriftlich zuging, noch die andere, daß der Falckenstein'sche Befehl ihm nicht zuging, haben auf die Entwickelung des Treffens von Langensalza irgend einen Einfluß gehabt.

Der Zusammenhang war vielmehr nach den offenbar authentischen Informationen Wengens dieser. Der General Flies hat in der That nur Fühlung nehmen und den Feind zur Entwickelung seiner Kräfte zwingen wollen, um festzustellen, ob er, speciell etwa nach Osten, wo dann besondere Maßregeln hätten ergriffen werden müssen, abgezogen sei. So sagte er selbst dem Generalstabsofficier des General von Goeben, Hauptmann von Jena noch im Beginn des Gefechts. Er war so weit entfernt ein ernsthaftes Treffen zu wollen oder zu erwarten, daß er nicht nur keine Unterstützung erbat, sondern zwei Bataillone, die schon in Gotha auf der Eisenbahn angekommen waren, wieder umkehren ließ. Daß sich aus dem bloßen Recognoscirungs-Gefecht ein förmliches Treffen entwickelte, hatte keinen anderen Grund, als daß im entscheidenden Augenblick unter dem Einfluß der drückenden Hitze des Tages der General von Flies ohnmächtig wurde und nun zunächst Niemand da war, der die Verantwortung auf sich nahm den Befehl zum Abbruch des Gefechts zu ertheilen. Als Flies aber wieder zu sich kam, ist er dennoch nicht wieder dazu gelangt, das Gefecht weder seiner eigenen ursprünglichen Intention entsprechend, noch überhaupt in irgend einer rationellen Weise zu leiten. Nicht auf Grund einer verständigen Ueberlegung, sondern dem Drucke der hannoverschen Offensive weichend haben die Preußen endlich den Rückzug angetreten.

Wie Wengen mittheilt, hat die Absicht bestanden, wegen des Tages von Langensalza gegen den General von Flies eine kriegsgerichtliche Untersuchung einzuleiten. Die Milde des Königs hat nach den über-

*) M. Lehmann, Hist. Zeitschr Bd. 22 S. 119.

wältigenden Erfolgen der nächsten Wochen davon Abstand genommen. Auch der General von Bonin ist ja wegen seines Verhaltens bei Trautenau nicht vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

Das Unglück und die Kopflosigkeit des General von Flies gab den Hannoveranern noch einmal gegen das Geschick die Gelegenheit zu entkommen. Der eiserne Ring war durchbrochen, sie brauchten nur vorwärts zu marschiren, um noch am Abend des Schlachttages Gotha in Besitz zu nehmen, die Eisenbahn nach Eisenach zu zerstören und in der Frühe des nächsten Tages über den Thüringerwald abzuziehen. Der König verlangte es so in einem unmittelbar nach der Schlacht gehaltenen Kriegsrath, aber die Generalität erklärte die Kräfte der Armee für erschöpft. Noch in der Nacht trafen nun auf der Eisenbahn die ersten Goeben'schen Truppen bei Gotha ein; am anderen Morgen rückte auch die Division Beyer an; am Nachmittag erschien auf der anderen Seite, von Norden her der General von Manteuffel. Da blieb der eben noch siegreichen hannoverschen Armee nichts übrig als die Capitulation.

Mit dem Abschluß der Capitulation wurde nicht der Höchstkommandirende, der General von Falckenstein, sondern der General von Manteuffel beauftragt. Die einzige, freilich sehr unzulängliche Erklärung, welche man bisher für diese auffallende Uebergehung Falckensteins hatte, war, daß der eigentliche Oberbefehl nicht von ihm, sondern vom König selbst von Berlin aus geführt werde und daß der König Manteuffel als General-Adjutanten mit der Special-Mission dieser Verhandlung beauftragt habe. Wengen giebt uns jetzt die wirkliche Aufklärung. Danach ist Manteuffel nicht nur mit dem Abschluß der Capitulation, sondern auch gleichzeitig mit dem Oberbefehl über die West-Armee betraut, Falckenstein aber, gegen den die Nachricht von der Niederlage bei Langensalza die seit Tagen angesammelte Unzufriedenheit zum Ausbruch brachte, abberufen worden. Durch einen Zufall, den Wengen nicht näher aufklärt, ist die Abberufung nicht an den General von Falckenstein gelangt; gleich darauf reiste der König von Berlin ab auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen und man verlor die Verhältnisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz einigermaßen aus den Augen. So ist es Falckenstein vergönnt gewesen in den nächsten 20 Tagen noch alle seine glänzenden Siege gegen die Süddeutschen zu erfechten und die Abberufung erreichte ihn zum Erstaunen und Entsetzen aller Welt, als er eben lorbeergekrönt das Haupt der eigentlichen Preußen-Feindschaft, Frankfurt, seinem Könige zu Füßen gelegt hatte.

Ehe wir die Frage der Berechtigung der Abberufung Falckensteins und damit die der strategischen Bedeutung dieses Generals überhaupt besprechen, wollen wir auch einmal die hauptsächlichsten Streitfragen in

dem preußisch-hannoverschen Verhältniß, mit anderen Worten die wesentlichsten der zahlreichen Beschuldigungen, die beide Parteien gegeneinander erhoben haben, durchgehen, um kurz anzugeben, was sich darüber nach dem sorgfältigen Kreuzverhör aller Zeugen in dem Wengenschen Buche als begründet oder nicht begründet herausgestellt hat.

Militärisch geht die Hauptanklage der Hannoveraner dahin, daß durch Vorspiegelung einer abgeschlossenen Convention ihre (am 24. Juni) im Vorrücken begriffenen Truppen zum Haltmachen bewogen, dadurch das Heranziehen weiterer Truppen möglich und so der Hannoverschen Armee der Abmarsch, der ihr sonst nicht verwehrt werden konnte, versperrt worden wäre. Der Herzog Ernst von Coburg wird hierbei besonders beschuldigt, durch seine Vermittlung die Täuschung befördert zu haben.

Diese Beschuldigung ist durchaus ungerechtfertigt; die Einzigen, die, soweit dabei überhaupt von einer Schuld die Rede sein kann, die Schuld trifft, sind die beiden hannoverschen Officiere Oberst Dammers und Major von Jacobi. Der Letztere war es, der die Convention unter vollständiger Kenntniß der Sachlage als abgeschlossen ansah; die Bedingung, welche Preußen hinzufügte, daß der Kronprinz von Hannover zur Sicherstellung der Ausführung seinen Wohnsitz in Preußen nehme, hätte nach dem ganzen Geist der Abmachung den formellen Abschluß nicht hindern können.

Die zweite militärische Anschuldigung der Hannoveraner richtet sich gegen die Nicht-Anerkennung des Alvenslebenschen Waffenstillstandes durch Falckenstein und ein Vorrücken der Fliesschen Truppen am Vormittag des 26. Diese Anklagen der Hannoveraner sind berechtigt. Die Art, wie Falckenstein den Fehler des Generals Alvensleben, ihm keine amtliche Mittheilung von dem Waffenstillstand gemacht zu haben, gegen die Hannoveraner ausnutzen wollte, war in höchstem Maße incorrect. Selbst wenn Falckenstein sich persönlich formell reinigen konnte, so wäre die Schuld doch immer auf Preußen gefallen, welches den Gegner durch Waffenstillstand in Sicherheit wiegte und dann die eigenen Truppen nicht zurückhielt. Dabei war Falckenstein in telegraphischer Verbindung mit Berlin; in jedem Augenblick konnte er die fehlende amtliche Nachricht extrahiren. Weniger schuldig ist der General Flies mit seinem Vorrücken am Vormittag des 26. Es war nach dem Wortlaut der Abmachung nicht völlig klar, ob der Waffenstillstand um 10 Uhr eo ipso zu Ende sei oder erst gekündigt werden müsse. Immerhin hättte eine formelle Kündigung nichts schaden können. Sowohl dieser Verstoß aber des General von Flies wie derjenige Falckensteins haben durchaus nicht die Tragweite, die die welfische Tradition ihnen geben möchte: sie haben

abgesehen von einigen Patrouillen-Renkontres ganz und garkeine praktischen Folgen gehabt. Beidemal ist das Vorrücken der Preußen rechtzeitig inhibirt und die Lage der Hannoveraner dadurch nicht verschlechtert worden.

Die Hauptbeschuldigung der Preußen gegen die Hannoveraner betrifft die Verhandlungen des Obersten Dammers in Gotha. Dammers ist in der That, wie wir sahen, höchst illoyal verfahren. Aber auch hier ist zu bemerken, daß durch das Dazwischentreten des Majors von Jacobi die Vollendung der That inhibirt worden und practischer Schade für Preußen nicht daraus entsprungen ist; ganz im Gegentheil, der Zwischenfall ist zum Vortheil der Preußen ausgeschlagen. Die Erweiterung des Vorwurfs gegen Dammers dahin, daß die hannoversche Heeresleitung überhaupt in illoyaler Weise durch Verschleppung Zeit zu gewinnen suchte, ist nicht gerechtfertigt. Durch Verhandlungen eine Frist zu gewinnen, ist eine erlaubte Kriegslist: der Gegner braucht sich ja nicht darauf einzulassen, sondern kann sofortige Unterwerfung verlangen. Umgekehrt spiegelten ja die Preußen den Hannoveranern vor, daß sie eingeschlossen seien, als es noch recht weit entfernt davon war. Wäre Schneid in der hannoverschen Armeeführung gewesen, so hätten sie erst einmal einen Stoß probirt und nicht vor den zuversichtlichen Worten des Feindes und einigen unbestimmten Truppen-Erscheinungen sofort den Rückzug angetreten.

Neben diesen militärischen gegenseitigen Beschuldigungen, die also, soweit sie begründet sind, auf den praktischen Ausgang der Sache sämmtlich keinerlei Einfluß gehabt haben, ist noch ein Hauptstreitpunkt der politische: ob Preußen dem König von Hannover wirklich annehmbare Bedingungen gestellt hat und nur durch seine unüberwindliche Hartnäckigkeit zum Aeußersten getrieben worden ist, oder ob es etwa absichtlich den König von Hannover in eine unmögliche Lage gebracht hat, um ihn zu vernichten. Es ist die letzte Mission, die des Obersten von Döring, um die es sich dabei handelt. Nachdem die rein militärische Convention (freier Abzug; ein Jahr Neutralität; Kronprinz als Geisel) nicht zu Stande gekommen war, brachte Döring neue Bedingungen von Berlin, welche zwar darin strenger waren als die Alvensleben'schen, daß sie die Auflösung und Beurlaubung der Armee verlangten, zugleich aber Garantie des Besitzstandes innerhalb des zukünftigen neuen Bundes versprachen. Noch in dem Moment also, wo man preußischerseits völlig sicher war (26. Juni) die hannoversche Armee mit einem Schlage vernichten zu können, hat man dieselben Bedingungen wie vor dem Ausbruch des Krieges geboten. Es kann keinen stärkeren Beweis geben, daß die Annexion Hannovers ursprünglich nicht beabsichtigt war. Von hannoverscher Seite hat man da-

gegen eingewandt, daß Döring wohl dieſe Bedingungen vor dem Könige verleſen, zugleich aber erklärt habe, daß ſein Auftrag thatſächlich erledigt ſei, da die Falckenſtein'ſchen Truppen bereits Befehl hätten anzugreifen. Preußiſcherſeits hat man beſtritten*), daß Döring eine ſolche Aeußerung gemacht habe — formell mit Unrecht, materiell mit Recht. Nach Wengen**) hat Döring in der That etwas derartiges geſagt, aber nur die Leidenſchaft kann darin ein wirkliches Zurückziehen der Bedingungen oder einen Grund für die Ablehnung ſeitens des Königs Georg finden. Wozu wäre Döring denn gekommen? Wenn der König nun geſagt hätte, er nähme die Sommation an — ſollte Jener dann ſagen, Preußen ziehe ſie aber wieder zurück? Döring hat die angezogenen Worte, die auch in Medings Memoiren mit einem „faſt", bei Wengen mit einem „eigentlich" abgeſchwächt erſcheinen, nur geſagt, in dem Sinne, König Georg den ganzen Ernſt des Moments zu vergegenwärtigen. In der Verzweiflung über die Folgen der eigenen Verblendung iſt dann der Welfenkönig darauf verfallen, ſich ſelbſt einzureden, die Annahme der preußiſchen Bedingungen würde ja doch nichts geholfen haben, da Döring ſelbſt ſeinen Auftrag ſchon für erledigt erklärt habe. Wie weit der König aber thatſächlich grade von der Annahme der Döring'ſchen Bedingungen entfernt geweſen iſt, zeigt ſein Verhalten noch bei Abſchluß der Capitulation. Wiederholt wurde hierbei von ihm betont, daß er einen militäriſchen, alſo nicht einen politiſchen Vertrag abſchließe; er rechnete mit ſolcher Sicherheit auf den Sieg Oeſterreichs, daß ihm die Auflöſung ſeiner Armee, um ſo mehr nachdem das Treffen vom 27. ihre militäriſche Ehre geſichert hatte, als das kleinere Uebel erſchien. Denn die Armee würde mit dem Königreich wiederhergeſtellt worden ſein; ein politiſches Verſprechen aber, wie der Eintritt in den von Preußen neu zu gründenden deutſchen Bund, wäre der Ehre der ſouveränen Welfendynaſtie zu nahe getreten und hätte ſelbſt bei einem Siege Oeſterreichs von irgend welchen Folgen ſein können. Da nun Preußen ſiegte, trat die umgekehrte Folge ein: es exiſtirte kein politiſcher Vertrag, keine Verpflichtung Hannovers, aber auch keine Verpflichtung Preußens, und Hannover wurde aus der Reihe der ſelbſtändigen Staaten geſtrichen.

Nun zum General Vogel von Falckenſtein. Wengen's Urtheil über ihn iſt vernichtend, — und es iſt erſichtlich ohne urſprüngliche Voreingenommenheit, reiner Wahrheitsliebe entſprungen auf ſorgfältigſter Forſchung aufgebaut. Dennoch lehnt ſich der natürliche Inſtinct dagegen auf. Der General, der binnen zwei Wochen mit einigen 40 000 Mann

*) Denkſchrift. Im „Staatsarchiv". Bd. 12 S. 60.
**) Auch ſchon bei Lehmann a. a. O.

zwei Armeen von zusammen 100000 Mann vollständig besiegte, kann kein so völlig nichtiger Strateg gewesen sein. Friedrich dem Großen ist es gelungen, sich mit äußerster Anstrengung und unter großen Wechselfällen gegen eine ähnliche Ueberlegenheit zu behaupten. Napoleon hat 1813, 1814 und 1815 wohl einzelne Siege erfochten, ist aber endlich doch und zwar 1813 gegen eine viel geringere Uebermacht (anfänglich 440000 gegen 492000; bei Leipzig 200000 gegen 300000) erlegen. Zu diesen Wunderwerken der Kriegskunst aber muß man hinaufsteigen, um Ebenbürtiges zu finden zu den Thaten der preußischen Main-Armee im Jahre 1866. Und der Feldherr dieser Armee soll nach Wengen nichts gewesen sein als ein Mann bald von unbegreiflichem Starrsinn, bald von unberechenbaren Velleitäten? Wengen weist darauf hin, daß laut Angabe des Generalstabswerks die strategische Idee des Main-Feldzugs Falckenstein von oben, also durch Moltke vorgeschrieben war, und daß das einzige Gefecht, welches Falckenstein persönlich leitete, Hammelburg, mißleitet wurde. Man kann hinzufügen, daß die strategischen Bewegungen des Feldzuges im Einzelnen handgreifliche Fehler zeigen, daß das Abbrechen des Gefechts von Dermbach allen Grundsätzen der Strategie Hohn sprach*), (Falckenstein war an dem Tage krank), daß der Anmarsch auf Kissingen gegen die Baiern, der Anmarsch auf Aschaffenburg gegen die Süddeutschen nicht richtig geordnet waren — dennoch und dennoch wird die Kriegs- und Weltgeschichte sich niemals abhalten lassen, Falckenstein als den Feldherrn der Mainarmee zu preisen und ihn mit dem Lorbeerkranze des Siegers zu krönen.

*) Das Generalstabswerk sagt in seiner milden andeutenden Weise: „Nichts konnte in der That erwünschter sein, als schon hier [bei Dermbach] mit den versammelten Kräften der Main-Armee dem einen der beiden feindlichen Corps allein zu begegnen und zwar dem, dessen Gewicht die Bestandtheile des anderen zu einem Ganzen zusammenhielt.

Man nahm aber das, was man unmittelbar vor sich hatte, nur für eine Detachirung in der Stärke einer Division, um den Abmarsch des Gros auf Fulda zu sichern.

Eine Vereinigung der Gegner dort wollte Gen. v. Falckenstein jedenfalls verhindern und beschloß daher zwar, was ihm vom Feinde zunächst stand, anzugreifen, den Vormarsch seiner Hauptkräfte aber, in der eingeschlagenen Richtung auf Fulda nicht zu unterbrechen."

General von Goeben sagt in seiner Monographie über das Gefecht (S. 52): „ — — — drängte sich die Betrachtung auf, wie sich nothwendig Alles ganz anders gestaltet hätte, wenn nicht grade an diesem Tage die Erkrankung des Oberbefehlshabers ihn gezwungen hätte, sich auf dem kürzesten Wege in das neue Hauptquartier (Buttlar) zu begeben, anstatt nach dem Gefechtsfelde zu eilen. Denken wir uns, ganz abgesehen von allen weiter gehenden Eventualitäten, lediglich die Situation, wie sie wurde, wenn General Vogel v. Falckenstein, wie es in der Natur der Dinge lag, auch nur gegen Mittag bei Dermbach erschien, wenn er dann, wie es wohl ebenso unzweifelhaft war, der Division die Freiheit der Action wiedergab, der Division von der noch 7 Bataillone und die ganze Cavallerie nebst der reitenden Batterie disponibel waren!"

Wengen hat Recht und die öffentliche Meinung hat auch Recht. Es gibt ein Drittes, welches die anſcheinend widerſprechenden Urtheile vereinigt.

Man muß ſich Falckenſtein, darüber laſſen die Enthüllungen Wengens keinen Zweifel, vorſtellen als einen Mann von nicht beſonders hoher und entwickelter Intelligenz. Die verſchiedenen Möglichkeiten einer complicirten Situation zu überſehen, die Combination zu finden, die allen zugleich am beſten gerecht wird, die Folgen eines Manövers auf die fernere Zukunft hinaus im Voraus zu berechnen, vermochte er nicht. Die Proklamationen und Tagesbefehle, die er erlaſſen hat, zeigen daſſelbe. Die Gedanken ſind die nächſtliegenden, alltäglichen in einer holprigen, auch geradezu fehlerhaften Sprache herausgepoltert. Nicht etwa die köſtliche, naturfriſche, bewußte Verachtung von Grammatik und Orthographie, wie bei Blücher, ſondern die Fehler der beſchränkten Bildung und des Mangels an Originalität und Begabung, mit einem Wort, etwas commißmäßig.

Neben dieſer ziemlich ſubalternen intellectuellen Veranlagung und Bildung war der General von Falckenſtein begabt mit einer rückſichtsloſen Energie des Willens und einer keine Verantwortung ſcheuenden, nicht rechts, nicht links blickenden Kühnheit des Entſchluſſes. Dieſe Charaktereigenſchaften ſind ſo ſehr die Hauptſache bei der Begabung eines Generals, daß ſie die Siegerlaufbahn des Führers der Main-Armee zu erklären vermögen trotz aller Unzulänglichkeit der Intelligenz. Gerade die Geſchichte der Main-Armee iſt das glänzendſte Beiſpiel der Weltgeſchichte, was der bloße ſtrategiſche Muth vermag: jede einzelne Maßregel ein Fehler, das Ganze ein wundervoller Sieg. Die auffallendſte aller Anordnungen Falckenſteins im hannoverſchen Feldzuge iſt die Zerſplitterung ſeiner Streitkräfte unmittelbar vor der Entſcheidung (26. Juni) auffallend deshalb, weil derſelbe Mann im Main-Feldzuge gerade das Gegentheil that: erſt marſchirte er mit ſeiner ganzen Armee gegen die Baiern und ließ keinen Mann ſtehen, um ſich gegen die 50000 Süddeutſchen den Rücken zu decken. Dann, als er den Befehl dazu erhielt, kehrte er um, ließ keinen Mann gegen die ganze bairiſche Armee in ſeinen Rücken ſtehen und warf ſich mit voller Wucht auf die Armee des Prinzen Alexander.

Generale aus unſerer Geſchichte, mit denen man zum Vergleich verſucht ſein möchte, ſind York und Blücher. Mit York hat Falckenſtein gemein die rauhe Form, die doch einem gewiſſen Begehr nach Effect und Popularität nicht entgegenſteht, die Widerſpenſtigkeit nach oben, die Fürſorge für die Truppen und die Beliebtheit bei ihnen. Als Strategen aber ſind ſie ganz entgegengeſetzt. York war ein Mann von hoher Intelligenz und originalen Antrieben, aber er entbehrte durchaus der wichtigſten und bei Falckenſtein bedeutendſten Eigenſchaft, der ſtrategiſchen Kühnheit und

der Initiative. Bei aller Tapferkeit im Gefecht war York doch eine unentschlossene Natur und hat dadurch zu Gneisenaus Zorn sich und der Schlesischen Armee manche herrliche Beute entgehen lassen. Seine welthistorische That, die Convention von Tauroggen, wird dadurch groß, daß er es war, der sie sich, nachdem er gesetzt war, sie nicht zu thun, wider seine Natur entriß. Für einen Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, Grolmann wäre sie selbstverständlich gewesen. York und Falckenstein dürfen deshalb nicht zusammengestellt werden.

Auch mit Blücher aber kann Falckenstein nicht verglichen werden. Von Blücher ist einmal gesagt worden: ein dummer Kerl, aber ein Genie. Sein Genie war eine, jugendlicher Lust an der Gefahr entspringende Kühnheit und eine künstlerische Geistesanlage, er hatte Phantasie und Originalität. Das Sinnfällige beurtheilte er mit dem scharfen, listigen Blick des Naturkindes. Einen complicirten strategischen Plan aber zu entwerfen oder auch nur zu fassen, wäre er noch weniger im Stande gewesen, als Falckenstein; er würde sich, wenn ihm Jemand dergleichen vortragen wollte, garnicht die Mühe gegeben haben, zuzuhören. Anders als Falckenstein aber war er sich seiner Mängel bewußt. Mit allem Selbstvertrauen des Genies hatte er auch die Bescheidenheit des Genies. Er fühlte sich nicht kleiner dadurch, daß er sich von einem Größeren leiten ließ: gerade darin zeigte er das Maß seiner Kühnheit, daß er auch Pläne ausführte, deren Tragweite er selbst nicht zu übersehen vermochte: er vertraute auch wenn er das Spiel einmal verlor, sich immer noch helfen zu können. Blüchers Kühnheit ist eine geniale, unbewußte; Falckensteins Kühnheit eine bewußte und gewollte, durch Selbsterziehung gesteigerte, grimmige Entschlossenheit. Tradition des preußischen Officiercorps und Theorie hatten ihn gelehrt, daß Kühnheit und Beharrlichkeit die besten Bürgen des Sieges seien und nun hielt er unerschütterlich fest an dem Plane, wie sein Kopf ihn sich jedesmal bildete: den Plan eines Anderen in sich aufzunehmen und ihn auszuführen, nachdem er seinen eigenen bereits gebildet, war seine Kühnheit nicht ursprünglich, sein Geist nicht beweglich genug.

Versuchen wir nun, uns aus diesem Charakter das Verfahren des Generals in dem hannoverschen Feldzug zu erklären. Nachdem er erfahren, daß die Hannoveraner sich bei Göttingen aufgestellt, beschloß er (21.) sie hier von allen Seiten zugleich anzugreifen und zu erdrücken. Gleich darauf ging von Berlin die Nachricht ein, daß die Hannoveraner von Göttingen abmarschirt seien, und damit der Vorschlag, ihnen auf der Bahn über Magdeburg Truppen in den Weg zu werfen. Nach dem Generalstabswerk lehnte Falckenstein diesen Vorschlag ab, da „man nach den Erfahrungen, welche bisher über Benutzung der Eisenbahnen in

Hannover gemacht waren, zweifelte, ob die Detachirung noch rechtzeitig ihre Beſtimmung erreichen werde". Wengen behauptet, daß Falckenſtein einen andern, offenbar fingirten Grund, nämlich, daß ſeine Truppen ſchon zu weit gegen Göttingen concentrirt ſeien, angegeben habe. Der wahre Grund wird doch wohl annähernd der im Generalſtabswerk angeführte geweſen ſein, aber nicht ſo, daß wir dieſem Grunde objective Wahrheit zuerkennen müßten, ſondern ſo, daß man ihn als die ſubjective Empfindung Falckenſteins auffaßt. Truppen mit der Eiſenbahn über Magdeburg ſchicken! Die waren ja völlig aus der Hand gegeben! Was konnte die auf dem weiten Wege nicht Alles aufhalten! Zum Transport von Truppen an die Grenze ſind Eiſenbahnen ſehr gut, aber auf einen ſo unſicheren Factor Operationen aufzubauen, iſt von vornherein verfehlt! Das iſt eine moderne Superklugheit der Herren am grünen Tiſch, auf die ich mich nicht einlaſſe. So etwa wird Falckenſtein räſonnirt haben. In den nächſten Tagen beſtätigte ſich der Abzug der Hannoveraner und nun beſchloß Falckenſtein (23.) ihnen nicht ins Unbeſtimmte nachzulaufen, ſondern ſich ſofort ein feſtes Operationsziel, die Süddeutſchen bei Frankfurt zu ſetzen. Eben hatte er dieſen Beſchluß gefaßt, da erhielt er aus Berlin den Befehl, auf der Bahn über Kaſſel den Hannoveranern, die bei Mühlhauſen ſein ſollten, in Thüringen Truppen in den Weg zu werfen. Die nächſte Schienenverbindung nach Kaſſel war bei Münden geſperrt. Ueber die Verhältniſſe jenſeits Kaſſel war man nicht genau orientirt. Man hätte bis Kaſſel einen weiten Umweg machen, Transport-Material aus Weſtphalen requiriren, die Bahn jenſeits Kaſſel vielleicht erſt wiederherſtellen müſſen. Wer weiß, wo mittlerweile die Hannoveraner waren! Auf ſo weitausſehende Sachen wollte er, der General von Falckenſtein ſich ein für alle Mal nicht einlaſſen. Um der Berliner Forderung zum Schein zu genügen, machten einige der näheren Truppentheile zu Fuß einen Marſch in der Richtung auf Eiſenach.

Da kamen am andern Tage die directen Befehle aus Berlin an ſeine Unterführer und der General von Goeben führte ſeine Diviſion auf eigene Hand nach Eiſenach. Falckenſtein blieb nichts übrig, als ſeinen Truppen nachzureiſen. Was ihm als zu weit ausſehend und unſicher erſchienen war, war doch noch ausgeführt worden; die Hannoveraner waren geſtellt. In ſeinem Aerger, daß Berlin doch Recht behalten, wollte er ſich dadurch retabliren, daß er den grünen Tiſch auf der Stelle überbot und allen Unterhandlungen durch feſtes Zupacken ein Ende machte. Ueber den Eindruck, den ſeine Nicht-Achtung des geſchloſſenen Waffenſtillſtandes nicht nur auf die öffentliche Meinung, ſondern auch auf ſeinen eigenen Kriegsherrn machen mußte, bekümmerte er ſich nicht. Daß auch

politisch, so lange nicht Gefahr im Verzuge war, Preußen viel lieber ein Abkommen mit Hannover getroffen hätte, als sich mit ihm zu schlagen, lag von vornherein außerhalb seines Gesichtskreises.

Der Streich wurde rechtzeitig inhibirt und nun kommt das Auffälligste in dem ganzen Feldzuge: daß Falckenstein sich nicht bereit stellt, um den zurückgehaltenen Schlag, sobald die Verhandlungen abgebrochen sind, auszuführen, es auch nicht einmal sofort thut, als es ihm von Berlin befohlen wird, sondern nun zu einem Manöver greift, welches seine Truppen zersplittert und die Entscheidung um zwei bis drei Tage verzögert.

In Moltkes Gedankengang ist der Wechsel der Directive durchaus correct und consequent: Zurückhalten, so lange Hoffnung auf Verständigung ist, Zuschlagen sobald diese Hoffnung definitiv zerstört ist. Bei Falckenstein ist der Wechsel wohl nur dadurch zu erklären, daß die erste Angriffs-Idee (26. Morgens) mehr der Stimmung als der strategischen Ueberlegung entsprang. Als aber nun dieser Angriff inhibirt war, da hatte Falckenstein sich mittlerweile klar gemacht, daß die Hannoveraner möglicherweise jetzt ins Unbestimmte nach Norden ausweichen könnten und zog es deshalb vor, ihnen erst von dieser Seite ein Corps entgegen zu schicken, um den Zerrereien auf alle Fälle bald ein Ende zu machen. Eine directe Schuld an dem Gefecht bei Langensalza, hatte er, wie wir sahen, nicht.

Ist diese Skizze der Falckenstein'schen Strategie richtig, so erkennt man, daß dieselbe, abgesehen von der Aufwallung am 25./26. Juni, einer gewissen inneren Consequenz doch nicht entbehrt. Von Velleitäten, welchen Ausdruck Wengen zuweilen gebraucht, das ist von Halbwillen, Unentschlossenheit kann nicht die Rede sein. Es wird vor Allem gestrebt, ein Ziel fest im Auge zu behalten, alles davon ins Ungewisse Ablenkende zu vermeiden. Selbst die zersplitterte Aufstellung am 27. Juni entspringt zuletzt dem Bestreben, hier völlig fertig zu werden, um sich dann mit ganzer Kraft wo anders hin zu wenden, eben das Princip, dem der General nachher seine überwältigenden Erfolge am Main verdankt.

In welcher Großartigkeit erscheint nun aber erst neben und gegenüber dem Feldherrn der Main-Armee die Ueberlegenheit Moltkes! Ebenso kühn, ebenso beharrlich scheut dieser klare Kopf zugleich nicht die Berechnung der weiter aussehenden, unsicheren Combinationen, denn er weiß, daß er fähig ist, sie zu beherrschen, und leitet von Berlin aus mit ruhiger Sicherheit gleichzeitig den Einmarsch der drei Armeen in Böhmen und die Einkreisung der Hannoveraner durch die West-Armee. Es ist jedesmal eine Freude für den Forscher zu erkennen, was das Genie zu leisten vermag, aber es ist ein Entzücken, zu dieser Erkenntniß durchzudringen, wenn das Genie sich selbst lange verborgen gehalten, wenn es die eigenen

amtlichen Publicationen nicht zur Schauſtellung benutzt hat, ſondern endlich nach zwanzig Jahren die mühſame Special-Forſchung eines Privatgelehrten der Welt die Kunde bringt und die Erkenntniß vermittelt.

Unverkennbar iſt ein Moment der Falckenſtein'ſchen Oppoſition gegen die Vorſchläge und Befehle, die ihm von Berlin zugehen, das Streben, ſich nicht in ſeine Armeeführung dreinreden zu laſſen. Er faßte ſeine Stellung auf als die eines ſelbſtändigen Feldherrn, der wohl mit der politiſchen Leitung in der Hauptſtadt in Contact bleiben muß, aber die Armee nach ſeiner eigenen Idee commandirt. Daß dieſe Auffaſſung die einzig richtige ſei, iſt traditionell; ſobald etwas durchleckte von Frictionen zwiſchen dem General und Berlin, hat die öffentliche Meinung ſofort gegen den „grünen Tiſch" und für den Soldaten auf dem Kampfplatz Partei genommen. Sein Renommee eines Frondeurs half Falckenſtein im Jahre 1867 in Königsberg das Mandat zum Reichstag erwerben. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſehr dieſe Vorſtellung heute noch herrſcht, obgleich wir doch wiſſen, daß an dem verachteten grünen Tiſche kein Anderer als Moltke ſaß, erzählt Wengen in ſeinem Sendſchreiben. Er hatte zuerſt verſucht ſeine Auffaſſung in der militäriſchen Monatsſchrift „Jahrbücher für die deutſche Armee und Marine" gegen mehrfache Angriffe zu vertheidigen. Sein Manuſcript war aber abgelehnt und von der Redaction jener Monatsſchrift (Oberſtlieutenant von Marées) mit Randgloſſen verſehen, von denen eine lautet: „Es iſt ganz ungehörig, von der Ferne aus die einzelnen Operationen leiten zu wollen!" *) Marées hat dabei offenbar an die Hofkriegsraths-Strategie des vorigen Jahrhunderts gedacht, obgleich bekannt iſt, daß Moltke nicht nur 1866 den Einmarſch in Böhmen von Berlin aus geleitet, ſondern auch 1870 von Verſailles aus ſowohl an der Loire, als auch ſogar vor Belfort entſcheidend eingegriffen hat. Moltke konnte das, (Gambetta, der Aehnliches verſuchte, konnte es freilich nicht), weil der moderne Telegraph Meldungen und Befehle ebenſo ſchnell zu übermitteln im Stande iſt, wie früher Adjutanten und Ordonnanzen und vom thüringiſchen Kriegsſchauplatz im Jahre 1866, wo Alles davon abhing, welche Richtung die Hannoveraner nehmen, wo ſie zunächſt auftreten würden, hatte man viele wichtige Nachrichten ſogar früher in Berlin als in Hannover oder Eiſe-

*) Im Aprilheft ſeiner Jahrb. S. 100 hat Marées Wengen vorgeworfen hier „leichtfertiger Weiſe eine grobe Entſtellung geſchaffen" zu haben; er will nicht „ungehörig", ſondern „unmöglich" geſchrieben haben, was den Ausfall gegen den Feldmarſchall Moltke etwas abſchwächen würde. Herr von der Wengen hat uns jedoch mit der Bitte um Veröffentlichung, der wir hiermit nachkommen, die Erklärung eingeſandt, daß deutlich genug „ungehörig" geſchrieben ſei und das Manuſcript bei ihm für Jedermann zur Einſicht bereit liege.

nach. Aber ſo ſchwer iſt der Glaube an überlieferte Schlagworte auszurotten, daß dem Redacteur einer deutſchen Militär-Zeitſchrift noch heute Moltkes Methode, aus der Ferne Operationen auch zuweilen im Einzelnen zu leiten, als „durchaus ungehörig“ erſcheint. Da kann man ſich denken, mit welchem Trotz in den Mienen der ſelbſtbewußte Falckenſtein die Berliner „Einmiſchung“ von ſich geſchleudert hat.

War nun die Militär-Verwaltung im Recht, als ſie im Jahre 1870 dem General von Falckenſtein ein Commando in der Feld-Armee nicht wieder anvertraute? Eine Frage, der, ſo delicat ſie iſt, der Hiſtoriker ſich bei einer Perſönlichkeit, die einmal eine ſo bedeutende Stellung in der deutſchen Geſchichte einnimmt, wie Falckenſtein, nicht wohl entziehen kann. Das Material, das zur Beantwortung nöthig wäre, liegt ja bei Weitem nicht vollſtändig vor, aber doch ſo weit, daß man, ohne etwas Abſchließendes ſagen zu wollen, ſich doch damit beſchäftigen kann.

Ob Falckenſtein, als Chef des Generalſtabes eine Mitſchuld trägt an der ſcandalöſen Führung in der erſten Periode des däniſchen Krieges, die wir vor einiger Zeit in dieſen Blättern auf Grund des Generalſtabswerks ſkizzirten, iſt nicht bekannt geworden. Die eigenſinnige Imbecillität des Höchſtcommandirenden hatte hier jedenfalls die Haupt-, wahrſcheinlich die einzige Schuld.

Dem Thatbeſtand nach völlig klar liegt vor uns vermöge Wengens Fleiß und Scharfſinn Falckenſteins Verhalten im hannöverſchen Feldzug. Aber gerade dieſer Feldzug gibt keinen durchaus billigen Maaßſtab. Alle die von Wengen berichteten Thatſachen haben wir als einfach wahr anerkannt; auch ſeinen militäriſchen Räſonnements haben wir faſt durchweg zuſtimmen können. Dennoch darf man bei dem Schlußurtheil dieſes Autors nicht ſtehen bleiben, weil Verhältniſſe und eigene Schuld Falckenſtein grade in dieſem Feldzuge in eine ausnahmsweis ungünſtige Beleuchtung bringen. Dieſe ungünſtige Beleuchtung geht aus von dem Contraſt zu Moltke, in dem Falckenſtein fortwährend erſcheint, in den er ſich ſelber gebracht hat. Den kann er freilich nicht ertragen. Hätte Moltke ſich nicht um dieſen Feldzug bekümmert, ſo wären die Hannoveraner entkommen. Irgend ein Theoretiker hätte vielleicht hinterher einmal die Behauptung aufgeſtellt, daß man ihnen in Thüringen auf der Eiſenbahn hätte zuvorkommen müſſen, aber Niemand hätte auf Grund ſolcher theoretiſchen Betrachtung etwas von Falckenſteins ſtrategiſcher Befähigung ſubtrahirt. Man wäre dabei geblieben, daß ſolche Operation auf der Eiſenbahn doch eine höchſt zweifelhafte und damals noch völlig unerprobte Sache war und daß eine wirkliche, nothwendig zu benutzende Möglichkeit, die Hannoveraner abzuſchneiden, nicht vorlag. Erſt dadurch, daß

Moltke dieſe Operation endlich doch und mit Erfolg durchgeſetzt hat, kommt die Schranke in Falckenſteins Begabung wirklich zu Tage. Indem der General in ſeinem Starrſinn ſich nun immer weiter in ſeiner Oppoſition verrennt, werden ſeine Fehler immer größer. Nachher im Main-Feldzug, wo er ſeinen Ideen frei folgen konnte, erfocht er auch auf ſeine Weiſe glänzende Siege.

Hätte man ihm 1870 das Commando eines Armee-Corps gegeben, wo er von vornherein wußte, daß er gar keinen andere Aufgabe habe, als die Intentionen der Armee-Führung präciſe aufzufaſſen und auszuführen, ſo hätte er dieſer Aufgabe gewiß ſo gut und beſſer als mancher Andere genügt. Hätte man ihm eine Armee gegeben, mit der er ganz nach eigenem Ermeſſen operirte, ſo würde er mit allen ſeinen Fehlern auch dieſer Aufgabe — vorausgeſetzt, daß er nicht etwa wie Benedek 1866 auf ſeinen Größeren ſtieß — gewachſen geweſen ſein. Aus der erſten Stellung aber war Falckenſtein herausgewachſen und die zweite exiſtirte nicht. Die Thätigkeit der einzelnen deutſchen Armeen im franzöſiſchen Feldzuge hing ſo eng zuſammen, daß ſie ſich nothwendig der Directive des Großen Hauptquartiers unterordnen mußten. Ein General, deſſen Energie ſich in Widerſetzlichkeit gegen höhere Befehle zu äußern fähig war, hätte die unglückſeligſte Verwirrung über die deutſche Heerführung heraufbeſchwören können. Man kennt die ſpeciellen Gründe nicht, aber es wird doch wohl etwas Aehnliches geweſen ſein, weshalb der General von Steinmetz, der ſich 1866 glänzend bewährt hatte, mitten aus dem Kriege heimgeſchickt wurde. Der Entſchluß wird dem König nicht leicht geworden ſein, aber wie gefährlich die in einem früheren Kriege verdienteſten älteren Generale in einem neuen werden können, das hat Preußen 1815 erfahren: York hatte man verſtändiger Weiſe zu Hauſe gelaſſen, Bülow aber führte ein Armee-Corps und ſein ſelbſtbewußter Eigenwille trägt eine weſentliche Schuld an der Niederlage von Ligny.

Es war alſo klug und entſchloſſen gehandelt, Falckenſtein im Jahre 1870, ohne Rückſicht auf das Renomee, welches er beſaß, nicht mit ins Feld zu nehmen. 1866 wäre er gewiß im Stande geweſen, den Feldzug ungefähr in der Weiſe, wie es nachher Manteuffel that, zu Ende zu führen. Daß er mit ſolcher Schroffheit abberufen wurde, wird aber dadurch erklärlich, daß die betreffende Cabinets-Ordre, welche ihn am 19. Juli erreichte, vor ſeinen Siegen, am 11. Juli erlaſſen war, vermuthlich als man im Großen Hauptquartier eben die Nachricht von dem Gefecht bei Dermbach (4. Juli) erhalten hatte, die denn freilich geeignet war, dem General nach Allem, was er bereits im Schuldbuch hatte, den Reſt zu geben.

Zum „ethiſchen Evolutionismus".

Eine Entgegnung.

Im Märzheft dieſer Jahrbücher hat Hugo Sommer den Standpunkt meiner kürzlich erſchienenen „Ethik" einer für weitere Leſerkreiſe beſtimmten Kritik unterzogen. Weder das Urtheil des Herrn Berichterſtatters noch der ſachliche Inhalt ſeiner eigenen Ausführungen würden mich veranlaſſen ſeiner Arbeit eine Beachtung zu ſchenken. Aber Herr Sommer hat es für gut befunden ſich einer Form der literariſchen Taktik zu bedienen, die mich nöthigt auf ſeinen Angriff zu antworten. Das Recept jener Taktik iſt freilich ſo alt wie die literariſche Fehde ſelber. Es lautet: „Nimm aus den Anſichten deines Gegners was dir paßt und verſchweige was dir nicht paßt. Erſetze ſeine Ausdrücke da und dort durch andere, die deinem Zweck angemeſſener ſind. Ergänze ihn auch im Nothfall durch eigene Erfindungen, — und du kannſt der Zuſtimmung des wohlmeinenden Leſers, dem es natürlich nicht einfällt dein Bild mit dem Original zu vergleichen, ſicher ſein."

Herr Sommer eröffnet ſeinen Aufſatz mit einigen Betrachtungen über den „Lieblingsgedanken der Gegenwart", den Entwicklungsgedanken. Dieſer, „in der Form und Färbung wie er gegenwärtig die Gemüther elektriſirt", ſei auch die Seele meines Syſtems. „Man denke nur", fügt er hinzu, „an die Ueberſchwänglichkeiten der Begeiſterung und der Hoffnungen, welche die Hypotheſe Darwins erregte." Jeder Leſer, der von dem Einfluß des Darwinismus auf die moderne Ethik auch nur aus der Ferne gehört hat, wird darnach keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß meine Arbeit mitten in dem Strom jenes Utilitarismus ſchwimme, wie er, wenn auch älter als Darwin, doch durch deſſen Selectionstheorie ſein ſpecifiſch modernes Gepräge empfangen hat. Davon, daß mein Werk zu einem großen Theil der Widerlegung dieſes Utilitarismus und insbeſondere auch der neueſten Geſtalt deſſelben gewidmet iſt, erfährt der Leſer kein Wort. Wenn er aber weiterhin hört, die „öffentliche Wohlfahrt" und der „allgemeine Fortſchritt" ſeien für mich die einzigen Ziele des ſittlichen Wollens, ſo kann er natürlich in ſeiner falſchen Auffaſſung nur beſtärkt werden. Daß ich jene beiden lediglich als ſociale ſittliche Zwecke ſtatuire, unter denen als individuelle Zwecke die ſittliche Selbſtbeglückung und Selbſtvervollkommnung, und über denen als humane Zwecke die ſittlichen Lebensideale ſtehen, dies wird von dem Verfaſſer vollſtändig verſchwiegen.

Ebenſo falſch iſt es, wenn mir mein Kritiker eine Geringſchätzung des Individuallebens zuſchreibt. Geringſchätzig habe ich allenfalls von jener Individualethik geſprochen, die nur individuelle Lebenszwecke kennt, die in dem Staat und in den anderen Formen ſittlicher Gemeinſchaft bloße Veranſtaltungen zum Nutzen des Einzelnen ſieht. Der ſittlichen Perſönlichkeit aber habe ich als der ſchöpferiſchen Erzeugerin des ſittlichen Willens überall den höchſten Werth beigemeſſen. Ich habe ſie als das einzige Zweckſubject, freilich nicht als das letzte Zweckobject des Sittlichen bezeichnet, als welches ich vielmehr, ſo weit es ſich für uns als praktiſches Ziel innerhalb der Erfahrungswelt darſtellt, die Menſchheit betrachte. Wenn Herr Sommer in vermeintlichem Gegenſatze zu meinen Ausführungen ſagt: „Das Glück des Anderen zu fördern iſt dem Sittlichen ſelbſt höchſte Luſt, er will ſich und ſeine Befriedigung, wenn er es thut“, ſo iſt es gerade dieſer Gedanke der Individualethik, mit dem ich mich in vollſtändiger Uebereinſtimmung befinde*). Ich habe mich im Sinne deſſelben ebenſo gegen die Uebertreibungen des Hegel'ſchen abſoluten Hiſtorismus wie zuſtimmend zu der gleichmäßig den Werth der verſchiedenen ſittlichen Lebensgebiete zur Anerkennung bringenden Anſchauung Schleiermachers ausgeſprochen. Wenn darum Herr Sommer mir die Meinung unterſchiebt, die Gemeinſchaft ſei das einzige Zweckſubject des Sittlichen, ſo hat er dabei erſtens das Object mit dem Subject verwechſelt und zweitens an die Stelle des letzten für unſere Erfahrung erreichbaren Zwecks den einzigen Zweck untergeſchoben.

Auf einer ähnlichen Trübung einfacher und ſchwer mißzuverſtehender Gedanken beruht das Bild, welches von meiner Auffaſſung des Geſammtbewußtſeins und des Geſammtwillens entworfen wird. Ich habe nachdrücklich hervorgehoben, daß ich darunter nichts verſtehe was außerhalb der Einzelwillen ſtünde, ſondern allein die thatſächlich vorhandene Gemeinſchaft von Vorſtellungen und Willenstrieben, und daß ich als die ſchöpferiſchen Kräfte dieſer Vorſtellungen und Triebe lediglich die Einzelnen betrachte. Die große Bedeutung des Geſammtbewußtſeins erblicke ich aber darin, daß es die vergängliche Leiſtung des Einzelnen zum bleibenden Erwerb einer Geſammtheit macht. Wahrlich, ich dächte man brauchte nur auf Sprache, Sitte und religiöſe Anſchauungen hinzuweiſen, um die Realität einer geiſtigen Gemeinſchaft in dem hier angedeuteten Sinne als eine ebenſo unmittelbar gegebene, wie die des Einzelſubjectes ohne weiteres einzuräumen. Was aber macht Herr Sommer mit jenen Thatſachen? Er geht ſchweigend an ihnen vorüber, verwandelt den Geſammtwillen zuerſt in ein „metaphyſiſches“, dann einige Seiten ſpäter in ein „myſtiſches“ Weſen, und redet frohgemuth von einer „Subſtanzialiſirung“ deſſelben, obgleich gerade alles dies nachdrücklich von mir zurückgewieſen wurde.

*) „Sich ſelbſt erhalten zu allgemeinen, nicht zu bloß perſönlichen Zwecken, beglückt ſein durch allgemeine nicht durch bloß perſönliche Zwecke des eigenen Handelns, und ſeine Fähigkeiten ausbilden und vervollkommnen nicht um perſönlichen, ſondern um allgemeinen Zwecken zu dienen: dies iſt die Maxime, nach welcher wir unſere ſittliche Beurtheilung individueller Willenszwecke einrichten.“ Ethik, S. 428.

Doch ſolche Dinge können vielleicht noch als Mißverſtändniſſe gelten, wie ſie einem flüchtig leſenden und fremde Anſichten mittelſt vorgefaßter Meinungen aſſimilirenden Schriftſteller widerfahren. Es geht ſchon über dieſe Grenze hinaus, wenn Herr Sommer mir die Behauptung unterſchiebt, erſt in der Philoſophie der Aufklärung habe der ethiſche Individualismus dasjenige Gepräge erhalten, welches *mir* als das charakteriſtiſche erſcheine, und daran den Vorwurf knüpft, der gewaltige Impuls, den der Individualismus durch das Chriſtenthum empfangen, ſei mir völlig entgangen. Ich habe aber an der von ihm angeführten Stelle lediglich geſagt, in der Philoſophie der Aufklärung habe der Individualismus ſein „noch heute für die öffentliche Meinung“ charakteriſtiſches Gepräge erhalten; und nach dem Zuſammenhang konnte kein Zweifel ſein, daß ich hier die an Hobbes und Locke ſich anſchließende utilitariſtiſch-egoiſtiſche Weltauffaſſung im Auge hatte. Herrn Sommer aber ſcheint dieſe Gelegenheit günſtig, meine Anſichten vom Chriſtenthum überhaupt in ein bedenkliches Licht zu ſtellen. Er ſagt wörtlich von mir: „Das Chriſtenthum ſteht ihm als eine der *räthſelhafteſten* Erſcheinungen in der Geſchichte da. Er weiß damit nichts anzufangen. Nur die Aeußerlichkeiten, die dogmatiſchen Formulirungen der Glaubensartikel, die Einheit der kirchlichen Leitung u. a. fallen ihm in die Augen. . . . Daß aber ganz abgeſehen von dieſen äußerlichen Erſcheinungsformen dem menſchlichen Herzen hier ein Evangelium erſchloſſen wurde, eine neue Welt des Gemüths . . . . davon hat der Verfaſſer keine Ahnung.“ Auf S. 260 meiner Ethik, die Herr Sommer an dieſer Stelle anführt, ſteht wörtlich: „Daß eine Weltanſchauung, die ſo verſchiedenartigen Quellen entfloſſen war und darum ſo mannigfache Widerſprüche in ſich ſchloß, länger als ein Jahrtauſend eine zwingende Macht über die Geiſter ausgeübt hat, der auch die größten und unabhängigſten Denker ſich fügen mußten, iſt ſicherlich eine der *wunderbarſten* Erſcheinungen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes. Die Löſung dieſes Räthſels liegt wohl zu einem großen Theil *in der Macht des ethiſchen Grundgedankens der Liebe und Gnade*, welcher ſich der troſtbedürftigen Menſchheit um ſo unwiderſtehlicher aufdrängte, je mehr das wirkliche Leben einer rauhen und gewaltſamen Zeit mit ihm contraſtirte. Aber einen zweiten vielleicht nicht minder wichtigen Antheil an dieſer Verbindung widerſtreitender Elemente zu einem einheitlichen Lehrbegriff hat die Einheit der kirchlichen Leitung u. ſ. w.“ In der That, Herr Sommer ſcheint eine ſtarke Zuverſicht auf das Vertrauen ſeiner Leſer zu beſitzen. Er verwandelt zuerſt das Wort wunderbar in räthſelhaft und läßt dann meine Hervorhebung des ethiſchen Grundgedankens des Chriſtenthums ganz hinweg, um nachträglich zu behaupten, daß ich von dieſem ethiſchen Grundgedanken, den er nicht viel anders formulirt als es von mir ſelber geſchehen war, gar keine Ahnung beſitze. Nebenbei handelt es ſich an der angeführten Stelle, wie Jedermann ſieht, gar nicht um eine Würdigung der ethiſchen Bedeutung des Chriſtenthums, ſondern um eine allgemeine Erörterung des Dogmenſyſtems der katholiſchen Kirche. Welche Bedeutung ich der Religion und inſonderheit der

christlichen in ethischer Beziehung zuerkenne, ist an anderen Stellen meines Werkes genugsam angedeutet. Eine Ethik ist allerdings meines Erachtens keine Religionsphilosophie. Die Welt des sittlichen Handelns ist ein unveräußerlicher Bestandtheil der Erfahrungswelt. Als die Aufgabe einer philosophischen Ethik betrachte ich es daher — und ich befinde mich damit, so viel ich weiß, im Einklang mit weitaus den meisten Ethikern älterer und neuerer Zeit — die Motive, Zwecke und Normen des Sittlichen so zu bestimmen, wie sie entweder *in* der Erfahrung gegeben sind oder sich *von* der Erfahrung *aus* als zwingende Postulate ergeben. *An zwei* Punkten hat eine in diesem Sinne verfaßte Ethik Anlaß die religiöse Frage zu berühren: erstens bei der Erörterung des *Einflusses* der Religion auf die sittliche Entwicklung, und zweitens bei der Untersuchung der *bleibenden* Bedeutung der Religion für das sittliche Leben. Ich bin die Antwort auf diese Fragen keineswegs schuldig geblieben, aber für Herrn Sommer scheint diese Antwort nicht vorhanden zu sein, — sie paßt freilich schlecht in das Bild, das er von meinem Buche entworfen hat. Nahezu ein Drittheil desselben ist der Untersuchung des Ursprungs der sittlichen Anschauungen gewidmet, und in diesem Theil nimmt wieder die Nachweisung des *religiösen* Ursprungs fast aller Formen der Sitte und die Würdigung der Religion als des großen Erziehungsmittels zur sittlichen Cultur den größten Raum ein. Auch den *bleibenden* Werth der Religion für das sittliche Leben habe ich nachdrücklich hervorgehoben. Ich habe das religiöse Interesse als dasjenige bezeichnet, „in welchem sich auch der, dem alle höheren Interessen der geistigen Cultur versagt bleiben, fortan eins weiß mit seinen Mitmenschen“. Die Meinung, daß die Religion eine primitive durch die Wissenschaft zu verdrängende Anschauungsform sei, habe ich einen *Grundirrthum* genannt, der gerade durch die *ethische Selbstbesinnung* widerlegt werde. „Die Ethik, will sie nicht an einzelnen äußeren Erscheinungsformen des sittlichen Lebens kleben bleiben, sondern den letzten und dauernden Quellen desselben nachgehen, muß als die unvergänglichste, allen individuellen und socialen Strebungen selbst wieder die Richtung gebende Triebkraft des sittlichen Lebens den Trieb nach einem Ideal anerkennen, zu welchem die durch die sittliche Handlung geschaffene Wirklichkeit hinstrebt ohne es jemals erreichen zu können. Damit wird das Ideal zu einem *transcendenten* und doch in den sittlichen Trieben selbst überall dem menschlichen Geiste *immanenten*, in der Entwicklung des *sittlichen* Geistes seiner Erfüllung in unbegrenztem Fortschritte sich annähernden.“ Bei diesem Ergebnisse muß, wie ich meine, die wissenschaftliche Ethik stehen bleiben. Das übrige überläßt sie dem religiösen Glauben. Wie dieser das von der Ethik geforderte Ideal als religiöses Ideal gestaltet, darüber hat sie nicht mitzureden. Ist doch die Sittlichkeit an kein Glaubensbekenntniß gebunden, sondern ein Grundtrieb des menschlichen Geistes, der sich mit verschiedenen Formen des Glaubens vertragen kann.

Gleichwohl, Herr Sommer geht an dieser ganzen Erörterung der Beziehungen zwischen Religion und Sittlichkeit schweigend vorüber. Der Versuch

aber in den Thatſachen des ſittlichen und geſchichtlichen Lebens eine Entwicklung der ſittlichen Ideen nachzuweiſen, verflüchtigt ſich ihm zu dem ſonderbaren Gedanken eines bloß „formalen Proceſſes". Statt ethiſcher Normen ſoll ich verlangen, daß wir „unſer Leben dem bloßen Entwicklungsgedanken weihen, einem Gedanken rein formaler Natur, ohne Inhalt, ohne Würde!" Ich meine, ein Gedanke iſt genau ſo viel werth als man in ihn hineinlegt. Wer von der Entwicklung der ſittlichen Cultur würdelos denkt, für den iſt ſie würdelos. Für Herrn Sommer ſcheint ſie es zu ſein, für mich iſt ſie es nicht. Dieſen „würdeloſen Entwicklungsgedanken" ſoll ich nun aber zum Grund- und Eckſtein meiner Ethik gemacht haben. Auf die Frage: was ſollen wir thun? legt mir Herr Sommer die Antwort in den Mund: „wir ſollen alle unſere Lebenskräfte in den Dienſt eines Entwicklungsproceſſes ſtellen, der bislang keinen bleibenden Erfolg abgeworfen hat" und ſich vorausſichtlich in „derſelben erfolgloſen Richtung, die er von Anfang an genommen hat, ins Unendliche fortſpinnen wird". Ich habe mich vergeblich bemüht die Stellen aufzufinden, aus denen Herr Sommer ſeine mit Anführungszeichen verſehenen und dann durch eigene Zuthaten verbundenen Worte aufgeleſen haben mag, um aus ihnen einen Gedanken zu zimmern, der mit meinen eigenen Gedanken nichts mehr zu thun hat. Der einzige einigermaßen anklingende Satz findet ſich auf S. 434 meines Werkes, wo von den „*uns erreichbaren* ſittlichen Objecten" die Rede iſt und dann fortgefahren wird: „Da aber alle dieſe Objecte, ebenſo wie das menſchliche Handeln ſelbſt, ihren Urſprung im Willen haben, und da demnach das eigenſte Weſen des Sittlichen unaufhörliches nie raſtendes Streben iſt, ſo kann zugleich eine einmal erreichte ſittliche Stufe niemals als *bleibender* Zweck betrachtet werden. Die Vergangenheit hat aufgehört, und die Gegenwart wird im nächſten Augenblick aufhören ſittliches Ziel zu ſein. Der *letzte* Zweck des ſittlichen Strebens wird ſo zu einem *idealen*, in der Wirklichkeit nie erreichbaren." In der That, wenn Herr Sommer dieſe Stelle gemeint hat — und ich weiß keine andere aufzufinden — ſo bleibt von der ganzen von ihm mit Anführungszeichen verſehenen „Entwicklung, die bislang keinen bleibenden Erfolg abgeworfen hat", das Wort „bleibend" allein als ächt übrig. Aber mit welchem Recht kann er den obigen Satz, ſelbſt in der Faſſung, die er wirklich bei mir beſitzt, als Antwort anführen auf die Frage: was ſollen wir thun? Habe ich es verſäumt *Normen* aufzuſtellen, die jene Frage unzweideutig beantworten? Herr Sommer beſchuldigt mich, farbenblind zu ſein für den ſittlichen Werth des menſchlichen Lebens. Ich kann ihm den Vorwurf nicht ganz in derſelben Form zurückgeben. Er ſieht, wie wir uns ſoeben überzeugt haben, vieles was nicht da iſt; aber ich muß hinzufügen: er verſteht es doch auch gelegentlich für Dinge, die er nicht ſehen will, nicht bloß farbenblind, ſondern überhaupt blind zu ſein. Ich habe die Frage: was ſollen wir thun? in den drei Abſchnitten über die individuellen, die ſocialen und die humanen Normen ausführlich erörtert und das Reſultat meiner Betrachtungen in die ſechs Gebote zuſammengefaßt: „*Denke und handle ſo, daß dir niemals die Achtung vor*

dir ſelber verloren gehe“, „erfülle die Pflichten, die du dir und anderen gegenüber auf dich genommen“, „achte deinen Nächſten wie dich ſelbſt“, „diene der Gemeinſchaft, der du angehörſt“, „fühle dich als Werkzeug im Dienſte des ſittlichen Ideals“, „du ſollſt dich ſelbſt dahingeben für den Zweck, den du als deine ideale Aufgabe erkannt haſt“. Ich halte mich nicht für unfehlbar. Wenn Herr Sommer beſſere Normen aufzuſtellen weiß, ſo mag er ſie mittheilen. Aber er behaupte nicht, daß ich auf die Frage: was ſollen wir thun? überhaupt keine Antwort gegeben habe.

Nachdem Herr Sommer mir einen bloß „formalen Entwicklungsgedanken“ als einzigen ſittlichen Zweck aufgebürdet, wird es ihm natürlich nicht ſchwer zu behaupten, dieſer Gedanke ſei doch höchſtens im Stande „einzelne Gelehrte oder ſonſt bevorzugte Geiſter“ ſittlich anzuregen. Meine Ethik wird ihm zu einer „ariſtokratiſchen Ethik“ für die bevorzugten Klaſſen der Geſellſchaft, während ſich der gemeine Mann mit einer Art „Surrogat-Sittlichkeit“ begnügen müſſe. Worauf ſtützt Herr Sommer dieſe unerhörte Beſchuldigung, die, wenn ſie wahr wäre, für meinen ſittlichen Charakter ſchlimmer wäre als für meine Ethik? Man höre! Ich habe auf S. 421 meines Buches entwickelt, daß der Proceß des Gewiſſens ſeinen Abſchluß finde in der „Vorſtellung des ſittlichen Lebensideals“. Ich habe bemerkt, daß die Annäherung an dieſes Ideal für den Menſchen immer nur in beſchränktem Maße möglich ſei. Den ſittlichen Genius, „den der Geiſt der Geſchichte vielleicht in Jahrhunderten oder Jahrtauſenden einmal hervorbringt“, der, „unter allen Begabungen die ſeltenſte, mit Recht eine Erſcheinung Gottes auf Erden genannt werden mag“, habe ich den „idealen Charakter“ genannt und von ihm zunächſt die immer noch höchſt ſeltenen, aber doch mannigfach im Leben vorkommenden „edeln“, von dieſen endlich in abſteigender Reihenfolge die „rechtſchaffenen“ und die „anſtändigen Charaktere“ als Formen des ſittlichen Charakters unterſchieden. Von jenen edlen Charakteren aber ſagte ich: „ſie ſind der wahre Geiſtesadel, der über jenes oft fälſchlich mit dieſem Namen belegte Mittelgut, das ſich nur durch eine etwas ungewöhnliche intellectuelle Ausbildung hervorthut, thurmhoch emporragt“. Was macht nun Herr Sommer mit dieſem Satze? er nimmt ihn zunächſt ganz aus ſeinem Zuſammenhang, redet ſtatt von edeln Charakteren von „bevorzugten Geiſtern“ und ſagt dann von dieſen „ſie ſind der wahre Geiſtesadel, der über das Mittelgut der gewöhnlichen Sterblichen thurmhoch emporragt“. Mit dieſen Künſten der Elimination und Interpolation kann man freilich alles zuwege bringen, und ſo iſt denn auch Herr Sommer in der Lage auf Grund des von ihm ſelbſt mittelſt Flickwörtern, Auslaſſungen und gut vertheilten Anführungszeichen conſtruirten Beweismaterials die ſchwere Anklage zu erheben, daß ich dem gemeinen Mann überhaupt die Fähigkeit zu einer höheren Sittlichkeit abſpreche, während der von ihm angeführte Satz vor den von ihm zuwegegebrachten Weglaſſungen und ohne die Surrogate ſeiner eigenen Er-

findung ungefähr das Gegentheil von dem ſagt was ihm untergeſchoben wird. Aber damit nicht genug, nachdem Herr Sommer ſich erſt ſeines Klagerechts verſichert, redet er friſchweg von der Sittlichkeit der „oberen Zehntauſend“, und verwandelt die „gemeine Sittlichkeit“ in eine „Geringſchätzung des gemeinen Mannes“, ja er verſteht jene oberen Zehntauſend ſogar mit Anführungszeichen, wie er es ſonſt nur mit meinen eigenen Sätzen zu thun pflegt, obgleich dieſer Ausdruck in dem ganzen Buche nicht vorkommt und von einer Geringſchätzung des gemeinen Mannes wahrlich nirgends die Rede iſt. Wohl aber vom Gegentheil. Denn ich habe mehrfach und nachdrücklich hervorgehoben, daß der ſittliche Werth des individuellen Lebens nicht nach äußerer Stellung und äußeren Erfolgen, am wenigſten aber nach dem äußeren Nutzen oder der intellectuellen Bildung zu bemeſſen ſei. Wenn Herr Sommer den vierten Abſchnitt meines Buches geleſen hat — und er hat ihn geleſen, da er gelegentlich auf ihn Bezug nimmt — ſo können ihm auch die Stellen nicht entgangen ſein, die zu der Meinung, die er mir unterſchiebt, im vollen Widerſpruche ſtehen. „Je mehr die Arbeit des Künſtlers oder Gelehrten auch in der Art ihrer Ausübung der freien Gunſt des Augenblicks überlaſſen bleibt, um ſo leichter geſchieht es, daß hier mehr Willkür und Laune als wirkliche Pflichttreue die Thätigkeit regeln. Jene Zucht des Charakters, die der mechaniſche Arbeiter zu einem nicht geringen Theile ſchon der Natur ſeines Berufs verdankt, muß darum, wo ein freieres geiſtiges Schaffen die Lebensaufgabe ausmacht, oft erſt durch einen mühſamen Kampf des Willens errungen werden, — einen Kampf in dem ſo manche Exiſtenz untergeht, die, wenn ſie die ebene Bahn eines einfacheren Lebensberufs gewandelt wäre, ihr Ziel nicht verfehlt hätte. Darum ſind vor anderen Berufsarten das Handwerk und — ein Beruf der in mehr als in dieſer Beziehung dem Handwerk verwandt iſt — das Beamtenthum, das in einer mittleren oder ſelbſt niederen Lebenslage der täglichen Pflicht ebenfalls mit mechaniſcher Pünktlichkeit nachlebt, die Träger jener Berufsehre, von deren beglückender Wirkung der auf den Höhen des Lebens ſtehende Cavalier oder Künſtler keine Ahnung beſitzt“ u. ſ. w. (Ethik S. 515 f.) Und nach dieſen und ähnlichen Ausführungen behauptet Herr Sommer, meine Ethik ſei eine Moral der „oberen Zehntauſend“. Nein, dieſe Zehntauſend ſind ganz ſein Eigenthum. Ich würde bis dahin ſelbſt die Idee einer ſolchen Ethik für wohlhabende Leute für unmöglich gehalten haben. Herr Sommer kann ſtolz auf ſeine Erfindung ſein, wahrlich, ich möchte ſie ihm nicht ſtreitig machen.

Aber der Verfaſſer verſteht es nicht nur meine Sätze in ihr Gegentheil umzukehren, ſondern es kommt ihm auch gelegentlich nicht darauf an, Urtheile, die ich gegen andere Richtungen gebraucht, ſo zu wenden, als wenn ſie meine eigene Anſicht ausdrückten. Gegenüber jenen einſeitigen Naturrechtstheorien, welche den Werth der Rechtsgemeinſchaft ausſchließlich in den Schutz der phyſiſchen Lebensbedürfniſſe des Einzelnen verlegten, habe ich unter anderm bemerkt, dies ſeien „die abſurden Folgen einer Anſchauung, welche die menſchliche Geſellſchaft als eine Summe völlig iſolirter und nur durch äußere Zu-

fälligkeiten mit einander in Wechſelwirkungen tretender Individuen betrachtet, deren ſittliche Aufgabe ſich denn auch nothwendiger Weiſe darauf beſchränken muß zu leben, günſtigen Falls das Leben zu genießen und ſchließlich zu ſterben um andern Platz zu machen“. Was macht Herr Sommer mit dieſem Satze? Er benützt ihn zunächſt, um mir vorzuhalten, der Grund dieſer meiner Geringſchätzung des individuellen Daſeins liege darin, daß ich alle „Individual-Intereſſen unter den Allgemeinbegriff einer Luſt rubricire, die mir nur ſinnliches Wohlbehagen bedeute“. Alſo was ich der Ethik eines Hobbes und Bentham entgegengehalten, wird gegen mich ſelber gekehrt, im ſchneidenſten Widerſpruch mit allen meinen Ausführungen. Doch damit nicht genug, fünfzehn Seiten ſpäter, nachdem der Leſer glücklich vergeſſen haben wird, in welchem Zuſammenhang auch bei Herrn Sommer jener Ausdruck vorkommt, ſchließt er eine Erörterung über die dem modernen Volksbewußtſein drohenden Conflicte alſo: „Möge man vor allem ſich vergegenwärtigen, daß die zahlreichen Opfer, ohne welche jene Conflicte nicht zu löſen ſind, nur von opferwilligen Seelen dargebracht werden können, d. h. von ſolchen, welche ein höheres Lebensziel kennen, als der Verfaſſer dem Menſchen zugeſteht, als blos zu leben, günſtigen Falls das Leben zu genießen und ſchließlich zu ſterben um andern Platz zu machen“. Richtig, jetzt iſt Herr Sommer glücklich ſo weit, daß er das Argument, das ich ſelber als das nach meiner Meinung vernichtendſte gegen den egoiſtiſchen Utilitarismus gebraucht, ſo anführt, als wenn es meine eigene ausgeſprochene Ueberzeugung wäre.

Mit dieſem Haupteffect ſchließt mein Kritiker, und ich ſchließe auch. Wollte ich allen ſeinen Entſtellungen und Irrungen nachgehen, ich würde kein Ende finden. Es gibt keinen Satz in dieſer ganzen Arbeit, der, ſofern er ſich auf mein Buch bezieht, richtig wäre. Meine eigenen Gedanken, ſelbſt da wo Herr Sommer ſie wörtlich anführt und nicht, wie es meiſtens der Fall iſt, durch willkürliche Hinweglaſſungen und Zuthaten verfälſcht, — ſie ſind nicht mehr meine eigenen Gedanken. Denn ſie ſind aus dem Zuſammenhang geriſſen, mit beliebigen andern Sätzen und mit Erörterungen des Recenſenten ſelbſt in Verbindung gebracht und ſo entweder zu ihrem Gegentheil oder mindeſtens zu etwas ganz anderem geworden als ſie urſprünglich geweſen. Die Ethik, welche Herr Sommer bekämpft, iſt nicht meine Ethik, ſondern ein künſtlicher Popanz, den er ſich aus einigen Fetzen meines Buches, zum größten Theile aber aus eigenen Mitteln zurechtgemacht hat.

Leipzig, im März 1887. W. Wundt.

Replik auf die Entgegnung des Herrn Professor Wundt.

Individualismus oder Evolutionismus? Der Herr Gegner weicht dem Streite aus und zieht es vor, die Wirkung meines Angriffs dadurch abzuschwächen, daß er meine Competenz in Frage stellt und meine Absichten discreditirt. Er bekämpft nur meine „literarische Taktik", aber er giebt nicht das richtige Recept derselben. Es lautet nach meiner authentischen Interpretation: Erfasse die Grundgedanken aus den Ansichten deines Gegners und prüfe sie auf ihren Reingehalt, so wirst du ihm selbst und der Sache mehr nützen, als wenn du das Ganze seiner Ansichten kritiklos copirst und die Spreu nicht vom Weizen zu sichten wagst. Ich habe keinen verdünnten Auszug aus dem Buche des Verfassers geben wollen, sondern herausgegriffen, was mir als das beherrschende Grundprincip desselben erschien: den ethischen Evolutionismus. Daß dieser von meinem Standpunkte aus ein anderes Ansehen hat als in den Augen des Verfassers, ist selbstverständlich; daß letzterem dieses andere Aussehen als Entstellung erscheint, nicht ungewöhnlich; daß er mir jedoch zutraut, ich hätte seine Ansichten geflissentlich entstellt, kann ich, mehr in seinem als im eigenen Interesse, nur bedauern.

Ob ich den Verfasser in seiner ethischen Grundtendenz recht verstanden habe, hängt lediglich davon ab, ob er den im dritten Abschnitte seines Buches über „die Principien der Sittlichkeit" entwickelten ethischen Evolutionismus ernsthaft genommen wissen will, was durch die Entgegnung einigermaßen zweifelhaft wird. Will er das, so ist meine Characteristik seiner Ethik keine Entstellung, sondern eine Richtigstellung.

Der Prüfstein jeder Ethik ist und bleibt das Ideal, welche sie als höchsten Zweck des sittlichen Handelns aufstellt. Für das Ideal des ethischen Evolutionismus giebt es nach dem nicht mißzuverstehenden Ausspruche des Verfassers nur zwei indirecte Bestimmungen: „Die erste, positive besteht darin, daß die Entwickelung aller menschlichen Geisteskräfte, ihrer individuellen, socialen und humanen Bethätigungen, in der Richtung, in welcher sie sich thatsächlich von den Anfängen sittlichen Lebens an vollzogen hat, über jedes erreichte Ziel hinaus ins Unbegrenzte fortgesetzt werden soll. Die zweite, negative liegt darin, daß die Hemmungen, welche diese Entwickelung erfährt, in fortschreitendem Maaße vermindert werden sollen" (434). Diesem höchsten Zwecke fehlt die

Seele alles idealen Strebens: das Princip des Guten. Die bloße Bezugnahme auf den bisherigen Verlauf der Entwickelung bezeichnet etwas rein Thatsächliches, nichts Ideales, das über das Niveau des Thatsächlichen hinausführen könnte. Sie hebt das Gute, was etwa verborgen darin steckt, nicht hervor und heraus. Die Idee des Guten kann weder aus der Thatsache der Entwickelung noch aus der Voraussetzung deren Unbegrenztheit deducirt werden, sondern umgekehrt: Nur die Idee des Guten kann der unbegrenzten Entwickelung sittlichen Werth und sittliche Weihe geben. Das Gute ist Erlebniß, kein „objectiver Werth". Das Allerheiligste dieses Erlebnisses ist specifischer Gefühlsinhalt und deßhalb unaussprechlich. Darauf allein beruht die Schwierigkeit einer zutreffenden Formulirung des Guten und der Streit der ethischen Systeme. Im practischen Leben herrscht über den Sinn des Guten kein Streit. Jeder fühlt und erlebt in sich, was damit gemeint ist, und die Bezugnahme auf dieses Erlebniß reicht zur gegenseitigen Verständigung für den practischen Gebrauch und Verkehr aus. Die ethischen Systeme aber verfehlen ihr Ziel in dem Maaße, als sie von der im practischen Leben allgemeingültigen und allgemein wirksamen Bedeutung des Guten abweichen. Sie können kein Gutes erfinden oder machen, was besser wäre als das currente Gute des practischen Lebens. Die Ethik hat an dem Guten des Lebens ihr Fundament und ihre Grenze. Zwei Momente stecken darin, die es zwar nicht erschöpfend, aber für den wissenschaftlichen Gebrauch zureichend, characterisiren. Das erste besteht darin, daß das Gute von jedem im Gewissen als höchstes Glücksgut und als oberster Maaßstab aller Glücksempfindungen unmittelbar erlebt und anerkannt wird. Das zweite besteht in der Unbedingtheit des Guten. Die subjective Unbedingtheit erleben wir mit unmittelbarer Evidenz im Gewissen, weil der Mensch seiner Natur nach auf das Gute veranlagt ist, und das Grundwesen seiner Natur für ihn den unbedingten Maßstab seiner Werthschätzung bildet. Die objective erschließt uns der religiöse Glaube, daß das, was wir als sittlich gut in uns erleben, seinen Ursprung und sein inhaltliches Colorit aus dem Allerheiligsten des letzten Weltgrundes empfängt, daß es dem Wesen und Willen Gottes entspricht. Das Gewissen und der religiöse Glaube sind die Quellpunkte des Guten im Leben, und die Stützpunkte des Guten in der Ethik.

Beide Momente finden in dem ethischen Ideale des Evolutionismus keinen Ausdruck. Die sittliche Naturanlage des Menschen wird grundsätzlich verkannt. Die ursprünglichen Triebe des Individuums sollen rein egoistischer Art, die individuellen Glücksempfindungen sittlich werthlos sein, das Gute kein Glücksgut. Die Begriffe von Glück und Gut fallen auseinander. Ist eine größere Geringschätzung des Individuallebens denkbar? An Stelle des Guten treten die sogenannten „objectiven Werthe", Werthe von relativer, nicht von unbedingter Güte, insbesondere die allgemeinen geistigen Erzeugnisse menschlicher Gemeinschaft, wie sie in Staat, Kunst, Wissenschaft und allgemeiner Cultur in die Erscheinung treten, und als letzter Zweck das vorhin aufgeführte ethische Ideal.

Es giebt innerhalb dieser Weltansicht keinen unbedingten Maaßstab sittlicher Werthschätzung, kein Gutes, das vermöge seines unbedingten Eigenwerthes die verbindliche Kraft in sich tragen und dem sittlichen Streben den auszeichnenden Character der Weihe und Heiligkeit verleihen könnte, welcher nach bisheriger allgemeiner Schätzung das specifische Wesen des Sittlichen ausmacht. Ebenso wenig findet das evolutionistische Ideal einen objectiven Stützpunkt unbedingter Art in der Welt. Der Verf. sagt zwar, die religiöse Weltanschauung postulire den göttlichen Willen als eine letzte höchste Einheit (396). Die Religion selbst hat jedoch in seiner Auffassung nur eine subjective Bedeutung. „Sie ist nichts anderes als die concrete sinnliche Verkörperung der sittlichen Ideale" (424). Welcher Ideale? haben wir soeben gesehen. Die sinnliche Verkörperung kann dem Ideale natürlich kein Plus an Realität oder Heiligkeit hinzufügen. Ob der Leser in dieser sogenannten religiösen Auffassung eine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion zu finden vermag? Der Verf. verzeihe mir, aber ich kann es nicht. Die „ethischen Grundgedanken der Liebe und Gnade" sind so lange ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, bis man ernsthaft an die Realität eines Gottes der Liebe und Gnade glaubt, nicht aber es für die Ermittelung der Beziehungen zwischen den religiösen Vorstellungen und dem sittlichen Leben „für im Grunde gleichgültig erachtet, welche reale Bedeutung man jenen zugesteht" (42). Welchen religiösen Gehalt hat eine Religion, der man blos die Aufgabe zuweist, das unerreichbare sittliche Ideal „so zu gestalten, als wenn es ein erreichbares wäre?" (434). Indem ich dieses hervorhob, bin ich keineswegs, wie der Verf. mir vorwirft, schweigend an seiner Erörterung jener Beziehungen vorbeigegangen, sondern habe den Kernpunkt des Verhältnisses hervorgehoben. In einem kurzen Essay kann man eben den Inhalt eines umfangreichen Werkes nicht wörtlich wiedergeben, wenn auch der Verfasser keine seiner Worte und Wendungen entbehren möchte. Auf diese Klage, daß ich die Gedanken des Verf. aus dem Zusammenhange gerissen, daß ich nicht den vollen Wortlaut wiedergegeben oder die Worte verstellt habe, läuft ein großer Theil der mit unfruchtbarer Sorgfalt zusammengestellten Einwendungen desselben hinaus. Es thut mir leid, aber es läßt sich nicht ändern. Es ist schlimm, wenn die Gedanken immer nur eine ganz bestimmte Anordnung und Beleuchtung vertragen. Was die breiteren Darlegungen jenes Verhältnisses zwischen Religion und Sittlichkeit in der Entgegnung anlangt, so finde ich auch darin keine Spur christlicher Gesinnung. Nach christlicher Auffassung besteht das „religiöse Interesse" nicht darin, daß der Mensch sich fortan Eins weiß mit seinen Mitmenschen, sondern das er sich Eins weiß mit Gott. Wäre ich so empfindlich wie der Verf., so würde ich mit Entrüstung dagegen protestiren, daß ich den ethischen Grundgedanken des Christenthums nicht viel anders formulirt haben solle als er selbst. Nach meiner Formulirung und nach meiner ernsthaften Ueberzeugung gibt der religiöse Glaube dem Guten ein Heimathsrecht in der Welt, nach der evolutionistischen Auffassung soll er nur den Schein eines solchen er-

wecken. Der ethische Evolutionismus ist keine Ethik im bisherigen Sinne, er weist weder im subjectiven Geistesleben, noch im objectiven Bestande der Welt irgend eine Instanz des unbedingt Guten und Heiligen auf.

Aber das evolutionistische Ideal kann das sittlich Gute nicht ersetzen, sein Pulsschlag ist zu schwach, um eine Ethik innerviren zu können.

Die letzte allgemeingültige Antwort auf die Frage: was sollen wir thun? kann consequentermaßen nur dahin lauten, daß wir uns alle und stets in den Dienst jenes höchsten Entwickelungsideals stellen sollen, welchem nach des Verfassers Behauptung alle anderen sittlichen Motive und Zwecke bloß als Mittel dienen (431), in dem alle aufgehen sollen (434. 441. 469), mit dem alle übrigen sittlichen Zwecke aus der Welt verschwinden würden (483. 484). Ich habe die Antwort so formulirt: „Wir sollen alle unsere Lebenskräfte in den Dienst eines Entwickelungsprocesses stellen, der „bislang keinen Erfolg von bleibendem Werthe abgeworfen hat"*) und sich voraussichtlich in „derselben" erfolglosen „Richtung, die er von Anfang an genommen hat, ins Unendliche fortspinnen wird". Niemand kann in Zweifel sein, daß die Anführungen sich auf die zwei Seiten vorher wortgetreu citirte, oben nochmals wiederholte Stelle (434) beziehen, wo das Entwickelungs-Ideal als ein von den Anfängen sittlichen Lebens in derselben Richtung ins Unbegrenzte fortgehender Proceß beschrieben wird. Der Verfasser allein sieht es nicht. Er hat „sich vergeblich bemüht, diese Stelle aufzufinden". Die in der Note erwähnte Verwechselung der Worte „bleibender Zweck" und „Erfolg von bleibendem Werth", die an dem Sinne der Antwort nichts ändert, vielleicht auch meine hinzugefügte kritische Glosse, veranlassen ihn, den ganzen Gedanken zu verleugnen, dem er doch nicht entgehen kann. Hat ihn meine Kritik so bedenklich gemacht, daß er ihn nicht mehr zu vertreten wagt? Fast scheint es so, denn er bestreitet mir sogar das Recht, den Satz selbst in der Fassung, die er wirklich bei ihm besitzt, als Antwort auf jene Frage anzuführen. Nun, mein Recht gründet sich auf die zweifellose Wahrheit, daß ein ethisches Princip praktisch unbrauchbar und deßhalb werthlos ist, wenn es auf die Frage: was sollen wir thun? keine allgemeingültige Antwort geben kann. Der Verfasser bestreitet mir dasselbe, weil er sich der Einsicht nicht verschließen kann, daß sein ethisches Ideal die Antwort schuldig bleiben muß. Jedermann sieht das ein. Es sind dazu Zwischenstufen und Hilfstruppen nöthig. Ich komme bald darauf zurück. An der Klippe der praktischen Brauchbarkeit müßte der Evolutionismus scheitern, auch wenn er als Princip auf eigenen Füßen stehen könnte. Wie ganz anders steht zu dieser Frage die Gewissensethik des gemeinen Lebens, die der Verfasser durch sein evolutionistisches Ideal zu überhöhen gedenkt! Hier ist alles klar und durchsichtig. Das Bewußtsein des sittlich Guten steckt in jedem, auch dem Geringsten,

*) Diese Worte sind aus dem Gedächtniß leider nicht wortgetreu referirt. Sie beziehen sich auf den Satz: „eine erreichte sittliche Stufe kann niemals als bleibender Zweck betrachtet werden" (434).

Es giebt innerhalb dieser Weltansicht keinen unbedingten Maaßstab sittlicher Werthschätzung, kein Gutes, das vermöge seines unbedingten Eigenwerthes die verbindliche Kraft in sich tragen und dem sittlichen Streben den auszeichnenden Character der Weihe und Heiligkeit verleihen könnte, welcher nach bisheriger allgemeiner Schätzung das specifische Wesen des Sittlichen ausmacht. Ebenso wenig findet das evolutionistische Ideal einen objectiven Stützpunkt unbedingter Art in der Welt. Der Verf. sagt zwar, die religiöse Weltanschauung postulire den göttlichen Willen als eine letzte höchste Einheit (396). Die Religion selbst hat jedoch in seiner Auffassung nur eine subjective Bedeutung. „Sie ist nichts anderes als die concrete sinnliche Verkörperung der sittlichen Ideale" (424). Welcher Ideale? haben wir soeben gesehen. Die sinnliche Verkörperung kann dem Ideale natürlich kein Plus an Realität oder Heiligkeit hinzufügen. Ob der Leser in dieser sogenannten religiösen Auffassung eine Ahnung von dem Wesen der christlichen Religion zu finden vermag? Der Verf. verzeihe mir, aber ich kann es nicht. Die „ethischen Grundgedanken der Liebe und Gnade" sind so lange ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, bis man ernsthaft an die Realität eines Gottes der Liebe und Gnade glaubt, nicht aber es für die Ermittelung der Beziehungen zwischen den religiösen Vorstellungen und dem sittlichen Leben „für im Grunde gleichgültig erachtet, welche reale Bedeutung man jenen zugesteht" (42). Welchen religiösen Gehalt hat eine Religion, der man blos die Aufgabe zuweist, das unerreichbare sittliche Ideal „so zu gestalten, als wenn es ein erreichbares wäre?" (434). Indem ich dieses hervorhob, bin ich keineswegs, wie der Verf. mir vorwirft, schweigend an seiner Erörterung jener Beziehungen vorbeigegangen, sondern habe den Kernpunkt des Verhältnisses hervorgehoben. In einem kurzen Essay kann man eben den Inhalt eines umfangreichen Werkes nicht wörtlich wiedergeben, wenn auch der Verfasser keine seiner Worte und Wendungen entbehren möchte. Auf diese Klage, daß ich die Gedanken des Verf. aus dem Zusammenhange gerissen, daß ich nicht den vollen Wortlaut wiedergegeben oder die Worte verstellt habe, läuft ein großer Theil der mit unfruchtbarer Sorgfalt zusammengestellten Einwendungen desselben hinaus. Es thut mir leid, aber es läßt sich nicht ändern. Es ist schlimm, wenn die Gedanken immer nur eine ganz bestimmte Anordnung und Beleuchtung vertragen. Was die breiteren Darlegungen jenes Verhältnisses zwischen Religion und Sittlichkeit in der Entgegnung anlangt, so finde ich auch darin keine Spur christlicher Gesinnung. Nach christlicher Auffassung besteht das „religiöse Interesse" nicht darin, daß der Mensch sich fortan Eins weiß mit seinen Mitmenschen, sondern das er sich Eins weiß mit Gott. Wäre ich so empfindlich wie der Verf., so würde ich mit Entrüstung dagegen protestiren, daß ich den ethischen Grundgedanken des Christenthums nicht viel anders formulirt haben solle als er selbst. Nach meiner Formulirung und nach meiner ernsthaften Ueberzeugung gibt der religiöse Glaube dem Guten ein Heimathsrecht in der Welt, nach der evolutionistischen Auffassung soll er nur den Schein eines solchen er-

Noch durchgreifender verleugnet er dasselbe in den drei Abschnitten über die individuellen, die socialen und humanen Normen, in denen er die Frage: was sollen wir thun? nicht im evolutionistischen, sondern im individualethischen Sinne beantwortet. Er stellt hier aus der Beobachtung des praktischen Lebens eine Blumenlese der vorzüglichsten sittlichen Imperative, Zwecke und Motive zusammen, die dort ihren guten Sinn und ihre gute Bedeutung haben, weil das praktische Leben gottlob zur Zeit noch von der in den Herzen der Menschen lebendigen Gewissensethik beherrscht ist, um sie dann ohne jedes Bedenken, ganz in dem Sinne, wie er sie hier vorfindet, als Vorstufen seines ethischen Ideals in sein System einzugliedern, gleich als seien sie evolutionistische Gewächse aus eigenem Garten. Ich bin nicht blind gegen diese Normen, wie der Verfasser mir vorwirft, wohl aber gegen die Zuversicht, mit der er diese individualethische Contrebande unter der Flagge seines evolutionistischen Ideals in den Hafen seines Systems einzuschmuggeln sucht. Ich mißbillige dieses Verfahren und halte es für eine unerlaubte Degradation jener Normen, mit Ausnahme von Nr. 5, wenn der Verfasser ihnen dadurch, daß er sie als Vorstufen und bloße Mittel zur Verwirklichung seines evolutionistischen Ideals hinstellt, eine Deutung giebt, welche die gute Bedeutung und den guten Namen verfälscht, deren sie sich im praktischen Leben als lautere Erzeugnisse der dieses beherrschenden Gewissensethik allgemein und unangezweifelt erfreuen. Alle übrigen aufgeführten Normen, (Nr. 5: „Fühle dich als Werkzeug im Dienste des sittlichen Ideals" mache ich dem Verfasser nicht streitig), sind fremde Federn, mit denen er sein System unberechtigterweise herausputzt. Sie gleichen einer vorgeklebten Façade von Putzlehm, welche dem Systeme das Ansehen einer soliden Quader- und Säulenconstruction geben soll, die aber in Wirklichkeit das Gebäude nicht trägt und seinen Halt und Gehalt nicht erhöht. Ich hatte keine Veranlassung, mich in die Bewunderung dieser Façade zu vertiefen, da es mir, getreu meinem vorangeführten taktischen Grundsatze, nur darauf ankam, den Grundriß, die Güte des zum Bau verwendeten Materials, den Halt und Gehalt des Systems zu prüfen, soweit dieses auf evolutionistischer Gerechtsame steht und nicht in die Luftsäule der Individualethik hineinragt. Jene Beschönigungen habe ich dem Verfasser wohlmeinend gelassen, da ich sie für irrelevant und unschuldig hielt. Durch seine Entgegnung setzt er mich jedoch in die Nothwendigkeit, ihm dies geraubte Gut noch abzunehmen. Wunderlich genug nehmen sie sich als Vorstufen und Ornamente des evolutionistischen Ideals aus. Kann man im Ernst von einer sittlichen Selbstachtung reden, deren Wahrung das erste Gebot fordert, wenn alle ursprünglichen Triebe des Individuums rein egoistischer Art, alle Lebensaufgaben desselben in die umfassenderen Zwecke der ihnen übergeordneten Gesammtwillen eingeschlossen sein sollen, so daß nichts von einer respectabelen Innerlichkeit des Selbst übrig bleibt, das der Achtung werth wäre? Gesetzt, das Individuum hätte wirklich diese zwiespältige Natur. Wo liegt denn der Grund der sittlichen Selbstachtung? Im Individuum als solchem kann er nicht liegen, denn eine rein egoistische

Naturanlage birgt keinen Keim der Selbstachtung in sich, aber auch im Individuum als Theilkraft des Gesammtwillens ist er nicht erfindlich, da auch die Zwecke der Gesammtwillen immer nur einen relativen, nie einen unbedingten Werth haben. Sittliche Selbstachtung kann nur in einem Individuum erblühen, welches seiner Natur nach sittlich veranlagt ist, und das Bewußtsein seiner sittlichen Bestimmung als unbedingtes Gut in sich erlebt. Nur diesem Bewußtsein kann auch die Verbindlichkeit der sittlichen Gebote und die sittliche Gesinnung überhaupt entspringen, insbesondere die Treue der Pflichterfüllung, welche das zweite, und die Achtung vor dem Nächsten, welche das dritte Gebot fordert. Nur auf ihm beruht die Hingabe an das Gemeinwesen, welche das vierte Gebot fordert, denn Achtung vor dem Gemeinwesen kann man nur haben, wenn man Achtung vor der sittlichen Bestimmung der in ihm verbundenen Individuen hat, welcher das Gemeinwesen dient. Nur für solche Zwecke endlich kann man sich, wie das letzte Gebot fordert, dahingeben und aufopfern, deren unbedingten Werth man unmittelbar in sich erlebt, nicht für ein Ideal so unbestimmter Art, wie es die evolutionistische Ethik als letztes Ziel hinstellt. Alle diese zwischengeschobenen Gebote haben kein Heimathsrecht und keine Begründung innerhalb des evolutionistischen Princips, sie sind Lehnsätze aus der Gewissensethik des praktischen Lebens, auf welche der Verfasser sich nicht berufen kann, so lange er auf dem Standpunkte des ethischen Evolutionismus beharrt. Er verläßt diesen, insoweit er sich auf sie beruft. Indem er mir jene Normen als einzig richtige Antwort auf die Frage: was sollen wir thun? entgegenhält, giebt er zu, daß sein Evolutionismus nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern seine Lebenskraft nur aus eben derselben Gewissensethik entleihen kann, welcher er principiell widerstreitet.

Mit dieser Richtigstellung erledigen sich zugleich die Hauptpunkte der gegen mich erhobenen Anklage, ohne daß es noch eines näheren Eingehens bedürfte. Nur wenige Bemerkungen füge ich ergänzend bei.

Durch die Hinweisung auf die Darwinismus-Schwärmerei habe ich die Deutung keineswegs beabsichtigt, welche mir der Verfasser willkürlich unterschiebt. Dieselbe erschien mir um so unbedenklicher, als der Verfasser in der Vorrede, wo er die grundlegende Bedeutung des Entwickelungsgedankens hervorhebt, selbst auf das siegreiche Eindringen desselben in die biologischen Wissenschaften, als eines dessen Bedeutsamkeit erhöhenden Umstandes, Bezug nimmt.

Während in dem Buche des Verfassers der Gesammtwille nicht nur die nämliche Realität und Ursprünglichkeit hat als der Individualwille (387), sondern sogar als der ursprünglichere hingestellt wird, aus dem sich der Mensch erst durch eine spätere Entwickelung herausindividualisirt (389), versteht der Verfasser in seiner Entgegnung darunter nur die thatsächlich vorhandene Gemeinschaft von Vorstellungen und Willenstrieben. Er betrachtet also, wenn ich ihn jetzt recht verstehe, die Gesammtwillen jetzt nicht mehr als ursprüngliche reale Wesen wie die Individuen, denn diese allein haben ja Ver-

stellungen und Willenstriebe, sondern er betrachtet jetzt die Individuen als die allein existirenden Wesen. Ich finde diese Berichtigung überaus sachgemäß, aber ich konnte sie nicht voraussehen, sondern mußte mich an das Buch halten. Ob ich das Rechte getroffen habe, wenn ich die in meinem Aufsatze wörtlich vorgeführte Construction der Gesammtwillen eine metaphysische nannte, möge der Leser selbst entscheiden. Zur sittlichen Persönlichkeit sollen ferner die Individuen doch nach dem ganzen systematischen Aufbau erst dadurch avanciren, daß sie als Theilkräfte der Gesammtwillen betrachtet werden. Ich habe deßhalb diese um so mehr als die eigentlichen sittlichen Subjecte betrachten zu müssen geglaubt, als sie ja auch als die einzigen tragfähigen Träger der erreichbaren sittlichen Objecte sein sollen. Ich will jedoch der autheutischen Interpretation des Verfassers gegenüber gern die Segel streichen. Wird doch die Macht des Evolutionismus in demselben Maße gebrochen, als durch die Berichtigungen die Realität der Gesammtwillen durchlöchert wird und die ursprüngliche sittliche Naturanlage der Individuen wieder zu ihrem Rechte kommt.

Ueber die Grenze des Mißverständnisses hinaus soll es gehen, wenn ich das Gepräge, welches der Individualismus in der Philosophie der Aufklärung erhalten hat, als das dem Verfasser am meisten characteristisch erscheinende bezeichnete. Wozu diese rein aus der Luft gegriffene Beschuldigung! Ich habe diese Ansicht aus der eigenen Darstellung des Verfassers in dem Abschnitte „Individualismus und Universalismus“ (387 sqq.) geschöpft, wo der Verfasser beide Auffassungsweisen *ganz im Allgemeinen* einander gegenüberstellt und wo er die characteristischen Striche zur Colorirung des Individualismus eben dem Farbentopfe der Philosophie der Aufklärung entnimmt. Daß es mir auffallen mußte, daß der Verfasser grade an dieser Stelle, wo von dem Gegensatze im Allgemeinen gehandelt wird, *das Gepräge* und *die Erhöhung* unerwähnt ließ, welche der Individualismus dem Christenthume verdankt, mußte mir auffallen. Deßhalb ließ ich bei dieser Gelegenheit ein Streiflicht auf die Stellung des Verfassers zu jenem fallen. Doch ist dieser Punkt schon erledigt.

Ungenau ist allerdings, wie ich billig anerkenne, meine Behauptung, daß dem Verfasser die Individualinteressen deßhalb werthlos erschienen, weil er sie alle unter den Allgemeinbegriff einer Lust rubricire, die ihm nur sinnliches Wohlbehagen bedeute. Er hat das nicht ausdrücklich erklärt, sondern nur: „alle ursprünglichen Triebe des individuellen Willens seien rein *egoistischer Art*“ (389. 391). Das Weitere ist meine Schlußfolgerung. Wäre aber Ersteres richtig, wäre das individuelle Lustgefühl *sittlich werthlos* (418), so bliebe dem Individuum allerdings nichts übrig als „zu leben, günstigen Falls sein Leben zu genießen und schließlich zu sterben, um anderen Platz zu machen“. Dieses Citat enthält eben ein Urtheil des Verfassers über die individualistische Lebensauffassung und ist deßhalb hier mit Recht angeführt, weil es sich grade hier um einen Beleg für die Ansicht des Verfassers über den Individualismus handelte. Nicht ganz unzweideutig

ist, wie ich zugebe und bedaure, die Aufführung desselben Citates am Schlusse. Ich wollte hier hervorheben, was der Verfasser den Individuen als solchen zugesteht, und was, nach Widerlegung dessen Ansicht von der Realität der Gesammtwillen, für jene noch übrig bleibt, bedachte aber nicht, daß nach der Intention des Verfassers die Individuen doch zugleich als Theilkräfte der Gesammtwillen gelten und in tantum mit ethischem Gehalte erfüllt gedacht werden, daß er ihnen also in der Intention faktisch mehr zugesteht als das Citat besagt. Ist jedoch das Citat unpassend gewählt, so ist darum der Schlußgedanke nicht unrichtig. Besteht, wie es das evolutionistische Princip erheischt, der letzte Zweck des Sittlichen, in dem alle sittlichen Motive und Zwecke aufgehen sollen, nur in der Hervorbringung objectiver geistiger Werthe von blos relativer Bedeutung, ist das Sittliche nicht selbst höchstes und unbedingtes Glücksgut des Menschen, ist vielmehr das Glück des Einzelnen sittlich werthlos, der Einzelne eine Null (428), das Einzeldasein nur ein vergänglicher Tropfen im Meer des Lebens, deckt sich die individualistische Auffassung des endlichen Daseins mit der pessimistischen (431), so bleibt für das Individualleben genau so viel übrig als das Citat besagt.

Doch genug der persönlichen Vertheidigung gegen den persönlichen Angriff. Die Entgegnung hat zugleich ein hohes sachliches Interesse, welches für mich alle persönlichen Rücksichten weit überwiegt. Mein Angriff galt dem ethischen Evolutionismus, nicht dem Verfasser oder seinem Buche. Die Entgegnung beweist die völlige Ohnmacht des Evolutionismus. Ich habe dieses neue ethische Princip dargestellt, wie es sich meinem kritischem Blicke in dem grundlegenden Abschnitte des Buches darbot, in seiner ungeschminkten Nacktheit und Leerheit, losgelöst von allen schützenden Umhüllungen und Beschönigungen, beraubt der fremden Stützen, welche ihm untergeschoben sind, haltlos in sich selbst und belastet mit allen Consequenzen, welche sich nicht abwenden lassen. Wenngleich der Verfasser im Eingang seiner Entgegnung erklärt, daß er meinem Urtheile und meinen sachlichen Bedenken keine Beachtung schenken wolle, so scheint doch meine Characteristik des ethischen Evolutionismus nicht ohne allen Eindruck auf ihn geblieben zu sein. Er wagt keinen Schwertstreich zur Verteidigung desselben, sondern wendet sich von diesem Bilde ab, dem er keine Portraitähnlichkeit mit seiner Ethik mehr zugestehen will. Er nennt es einen „Popanz", die grundlegenden Abschnitte, aus denen ich die Skizze dieses Popanzes entnommen habe — der Leser mag urtheilen, ob sie richtig ist — „einige Fetzen seines Buches", und macht mir die bittersten Vorwürfe, daß ich ihm diesen Spiegel vorgehalten und nicht lieber andere bessere Theile seines Buches hervorgehoben habe. Er vertheidigt sich angelegentlichst gegen den Verdacht, einem so leeren und schmucklosen Principe gehuldigt, solche Consequenzen gewollt zu haben. Er streicht die evolutionistische Flagge, welche er in dem grundlegenden Abschnitte seines Buches gehißt hat, und zieht sich ganz in den Schutz der individualethischen Stützen und Bollwerke zurück, mit denen er das Princip vorsichtig umgeben hat. Er beweist damit, das ihm der ethische Evolutionismus im Grunde nicht

viel mehr bedeutet als ein systematisches Spielen, daß er mit seinem Herzen und mit seinen besten Gedanken schließlich doch auf dem Boden der Individualethik steht, auf dem allein eine Ethik [illegible] wurzeln und wachsen kann, aus dem auch der Evolutionismus seine Nahrung ziehen muß, wenn er leben will.

Um den Preis dieses Erfolges erkenne ich gern und freudig an, den Verfasser in seiner ethischen Grundtendenz mißverstanden und ihm in der Hitze des Streits für einen energischeren Evolutionisten gehalten zu haben, als er ist und sein will.

Hugo Sommer.

Politische Correspondenz.

Russische, französische Politik. — Die Umbildung des italienischen Ministeriums. — England. — Innere Politik: die weitere Aufhebung der Kulturkampfgesetze; das Uhlandjubiläum.

Berlin, Ende April 1887.

Ein Hauptgedanke, den unsere vorige Correspondenz ausführte, war der, daß man bei Betrachtung russischer Dinge sich hüten muß, den frevelhaften Sinn einer einzelnen Partei, der sogenannten Nihilisten, für eine Handlungsweise verantwortlich zu machen, welche durchaus national, altrussisch wie neurussisch ist. Namentlich wäre es ein großer Irrthum, die Nihilisten für wilder und verbrecherischer zu halten, als die Panslavisten. Wenn da überhaupt ein Unterschied zu machen ist, so finden wir die größere Ruchlosigkeit bei den Panslavisten. Diese achtungswerthe Partei, bekanntlich die regierende des heutigen Rußland, hat sich beeilt, einen grellen Beitrag zu ihrer Charakteristik zu liefern, während wir diese Charakteristik aufzeichneten. Herr Hitrowo, der russische Gesandte in Bukarest, ist ein Typus des Panslavismus. Dieser Herr hat das Hauptquartier für die Anzettelung von Verschwörungen in Bulgarien nach Bukarest verlegt. Von da aus hatte er die Verschwörungen vorbereitet, welche Anfang März in Rustschuk und Silistria ausbrachen, jedoch bekanntlich durch die Treue des größten Theils der bulgarischen Truppen mit Hülfe der Bürger unterdrückt wurden. Bei dieser Unterdrückung hatte sich Herr Mantow, der Präfekt von Rustschuk, hervorgethan. Das ward für Herrn Hitrowo zum Anlaß, eine besondere Rache zu nehmen und zugleich zum Reiz, den hervorragenden Anhängern der bulgarischen Regentschaft ein abschreckendes Beispiel zu geben. Hitrowo ließ also durch seinen Agenten Jakobson den Präfekten auffordern, mit ihm, mit Hitrowo, eine geheime Rücksprache zu nehmen. Mantow legte diese Einladung den Regenten in Sofia vor, und man beschloß dieselbe anzunehmen, um vielleicht den Schlichen Hitrowos etwas auf die Spur zu kommen. Mantow geht also nach Bukarest, wird von Jakobson bewillkommt und zu Hitrowo geführt, der aber die Unterredung auf den folgenden Tag zu verschieben wünscht. Nun bemüht sich Jakobson, den bulgarischen Präfekten in Bukarest herumzuführen, erklärt dann, ihn auf kurze Zeit verlassen zu müssen; darauf wird Mantow von zwei Meuchelmördern überfallen und mit Dolchen

derart zugerichtet, daß nur ſein rieſenhafter Körper und wohl auch die nicht ganz banditenmäßig kunſtgerechte Führung der Dolche die Heilung der Wunden ermöglicht haben ſoll. Das iſt Panſlavismus. Gleichzeitig durchlief die Nachricht von einem neuen Attentat auf den Kaiſer in Petersburg die Hauptſtädte Europas. Es wurde von dort aus ſofort behauptet, es ſei nichts derart vorgefallen. Man hat in Petersburg längſt das Syſtem angenommen, alle Zeichen der Erſchütterung Rußlands den Augen des Auslandes zu entziehen. Aber bei dem Attentat vom 13. März konnte man das Syſtem nur einige Tage aufrechthalten. So wird es weitergehen. Raſch unterdrückte Mordanſchläge, glücklich abgefaßte Verſchwörungen wird man verſchweigen. Alles Derartige aber zu verbergen, wird man nicht im Stande ſein, ſelbſt nicht ſolange das Syſtem noch aufrechtſteht. Inzwiſchen ſollen die Theilnehmer des Attentats vom 13. März gefoltert worden ſein, ohne daß man etwas herausgebracht hat. Raffinirte Quälerei einerſeits, paſſiver Heroismus andererſeits ſind die Gebiete, auf denen die ruſſiſche Standhaftigkeit ebenſo grauenvolle als erſtaunliche Leiſtungen aufweiſt. Wie bewundernswerth hat doch Turgénjeff, der Sittenmaler und Prophet, uns das Weſen des ruſſiſchen Volkes enthüllt, kurz vor dem Augenblick, wo der politiſche Organismus, der den ungleichen Beſtandtheilen dieſes Rieſenkörpers unnatürlich aufgedrungen worden, der unaufhaltſamen Auflöſung verfällt! Inzwiſchen fährt die ruſſiſche Regierung fort, die Reſte der liberalen Geſetzgebung Alexanders II. zu beſeitigen. Den ſteten Attentaten gegenüber beſeitigt man zunächſt die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen, mit der man bei dem Prozeß gegen die Mörder Alexanders II. unerwünſchte Erfahrungen gemacht hat. In dieſen ſchrecklichen Zuſtänden, deren Opfer, aber leider auch deren Träger der Kaiſer iſt, hat dieſer, dem Charakter ſeines Volkes entſprechend, die Rolle des paſſiven Heroismus ergriffen. Trotz der überall lauernden Gefahren ſcheint einſtweilen eine Kaiſerreiſe in das innere Rußland für den Sommer beabſichtigt.

Daß es in Rußland Aerzte giebt und zwar gerade die Aerzte der regierenden Partei, welche die Krankheit auf Deutſchland ableiten möchten, haben wir ſchon mehrfach bemerkt. Wir haben zugleich ausgeführt, warum jene Aerzte eines von ſchwachen Nachbarn umgebenen Reiches ſich den einzigen ſtarken Nachbar ausſuchen. Einmal iſt hier der Hochmuth einer Kaſte im Spiel, die gewohnt iſt, ſich in den Phantaſien der Welteroberung zu berauſchen. Dann aber wirkt auf blaſirte Spieler der Anreiz, die ganze Bank auf die Karte zu ſetzen. So wird denn die panſlaviſtiſche Preſſe nicht müde, unerhörte Märchen über die Nichtswürdigkeit der deutſchen Politik ihrem ruſſiſchen Leſerkreis aufzutiſchen, um ſo eine Stimmung von Tag zu Tag hervorzubringen, der eines Tags der Kaiſer nicht widerſtehen kann. Wir erwähnen von ſolchen Märchen nur, daß die deutſche Politik zur Anſtifterin des Attentates vom 13. März gemacht wird, ebenſo aber auch zur Anſtifterin der Aufſtandesverſuche in Ruſtſchuk und Siliſtria, ebenſo aber auch zur Anſtifterin der prompten Hinrichtung der Verſchwörer durch die bulgariſche Regentſchaft. Man muß annehmen, daß es

der deutschen Regierung, welche bekanntlich die völkerrechtliche Vertretung für Rußland in Bulgarien übernommen hat, einmal zu viel geworden ist des frechen Unsinns, den die panslavistischen Blätter unter der schweigenden Zulassung der russischen Regierung verbreiten. Wahrscheinlich um einer deutschen Beschwerde genug zu thun, brachte der russische Regierungsanzeiger am 21. März eine amtliche Auslassung, worin die Verläumdungen der panslavistischen Presse gegen Deutschlands Verhalten in Bulgarien äußerst sanft zurückgewiesen wurden. Darauf erhob sich aber Herr Katkoff, das Haupt der Panslavisten, den man den wahren Regenten Rußlands nennt. Am 25. März erließ er in seiner Moskauer Zeitung ein Manifest, worin er kurzweg erklärte, daß der Regierungsanzeiger für seine Auslassung vier Tage vorher den Titel einer amtlichen Mittheilung einfach usurpirt habe. Deutschland sei eine gegen Rußland durchaus feindliche Macht; die wahre Politik Rußlands, d. h. die des Kaisers, sei eine durchaus andere als die Politik, welche in den Preßorganen der Regierung erscheine.

Sonach hatte sich also Herr Katkoff zum Vormund des Kaisers proklamirt; man mußte in Rußland wie in Europa gespannt sein, ob das hingehen werde. Herr Katkoff reiste sogleich nach diesem Artikel nach Petersburg, um vom Kaiser empfangen zu werden. Ob ihm aber in dieser Audienz Lob oder Tadel, taktische Anweisungen oder verbietende Befehle zu Theil geworden, hat man nicht erfahren. Von einem öffentlichen Verweis war nicht die Rede. Nun tauchte das Gerücht auf, der Minister des Auswärtigen, Herr v. Giers, habe seine Entlassung erbeten, sei jedoch vom Kaiser zum Bleiben veranlaßt und auf eine Ehrenauszeichnung vertröstet worden, welche zum Osterfest erfolgen solle. Man sprach vom Großkreuz des Wladimirordens. Aber das Osterfest kam und nicht die geringste Auszeichnung erfolgte. Als wir in Preußen eine Zeit hatten, welche den jetzigen russischen Zuständen nicht an innerer Verderbniß, aber an Verwirrung und Rathlosigkeit der Regierung glich, da schrieb eines Tages der Kladderadatsch: „Der Kampf zwischen Herrn v. Radowitz und Herrn v. Manteuffel hat einen höchst traurigen Ausgang genommen; beide streitende Theile sind auf dem Platze geblieben.“ Nach demselben Rezept heilt man im heutigen Rußland die Schäden des Staates. Es ist ein Rezept, das immerhin jahrelang vorhalten kann, schließlich aber zum Ende mit Schrecken führt. Wenn dieses Ende uns in Preußen erspart geblieben, so trägt das Verdienst die Gesundheit des Staates und Volkes, während die Schwäche nur in der obersten Regierungssphäre war. Dennoch war der angerichtete Schaden so groß, daß er ohne ein providentielles Werkzeug nicht geheilt worden wäre. Wir müssen abwarten, ob die Vorsehung ein solches Werkzeug für das heutige Rußland in Bereitschaft hält. Keinesfalls könnte dieser Retter das jetzt herrschende System aufrecht halten, so wenig der Retter Preußens dies gethan hat.

* * *

Unter mancherlei seltsamen Schauspielen der Gegenwart ist das seltsamste Art, mit welcher die Panslavisten im Osten, die Chauvinisten im Westen

ſich gegenſeitig anſtacheln, daß der andere Theil den Anfang machen möge, Deutſchland zu bekriegen; nach gemachtem Anfang werde man mit dem eigenen Lande ſofort nachkommen. Auf beiden Seiten läßt man dieſe Anſtachelung ſich Geld koſten. Der Rubel wirkt in der franzöſiſchen Preſſe; die franzöſiſche Banknote wirkt in den Sphären der ruſſiſchen Regierung. Doch war bis jetzt der Liebe Mühe umſonſt. Niemand will den gefährlichen Anfang machen. In Petersburg wie in Paris ſcheuen die ausſchlaggebenden Perſönlichkeiten vor einem Unternehmen zurück, das ſich ihnen mit Recht als ein verwegenes Abenteuer verwegener Menſchen darſtellt. Aber die maßgebenden Perſonen ſind leider gleichwohl nicht imſtande, die beſtändigen Reizverſuche der zum Krieg treibenden Parteien zu verhindern. Ende März wußten die Blätter des Kriegsminiſters in Paris anzudeuten, ein Angeſtellter des Kriegsminiſteriums ſei überführt, der Beſtechung eines der deutſchen Botſchaft in Paris beigegebenen Offiziers zum Opfer gefallen zu ſein. Man verlangte bereits die Abberufung des deutſchen Offiziers, mußte ſich jedoch von der deutſchen Preſſe zurechtweiſen laſſen, daß zwar in Deutſchland durch vier Hochverrathsprozeſſe das Treiben franzöſiſcher Spione in Deutſchland erhärtet worden iſt, aber kein einziger Fall in Frankreich, wo von deutſcher Seite Franzoſen verleitet worden. Mit Recht hoben die deutſchen Blätter hervor, daß die Abberufung des deutſchen Offiziers, dem man vergeblich die agents provocateurs ins Haus geſchickt hatte, nur mit der Abberufung der deutſchen Botſchaft erfolgen könne. Bald ſtellte ſich denn auch heraus, daß die Schriftſtücke, welche man im franzöſiſchen Kriegsminiſterium vermißt haben wollte, nicht durch die Perſon, die man im Verdacht gehabt hatte, verſchwunden waren; daß man vielmehr in der Lage war, herumzurathen, für wen und durch wen dieſelben entwendet worden.

Kaum war die Aufreizung, die man aus dieſem Vorfall ſchöpfen wollte, zu Boden gefallen, ſo wird die am 20. April erfolgte Verhaftung eines franzöſiſchen Polizeikommiſſars unweit der deutſch-franzöſiſchen Grenze durch die deutſche Polizei in den Reichslanden gemeldet. Deutſcherſeits iſt bis jetzt ſo viel bekannt gegeben, daß der franzöſiſche Beamte den Kundſchafterdienſt in den Reichslanden geleitet und organiſirt hat. Ihn zu verhaften, ſobald er ſich auf deutſchem Boden betreten ließ, war man alſo vollkommen berechtigt und es wäre ſeltſam, wenn Frankreich ſich darüber beſchweren wollte, welches gegen das Spioniren auf ſeinem Boden ein ſo drakoniſches Geſetz erlaſſen hat, wie noch niemals ein anderer Staat. Sollte aber die franzöſiſche Behauptung beweisbar ſein, daß der Kommiſſar, der vor ſeiner Verhaftung einen Fluchtverſuch machte, erſt auf franzöſiſchem Boden eingeholt wurde, ſo unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die deutſche Regierung ſeine Freilaſſung anordnen wird. Sonach ſcheint der Vorfall ganz ungeeignet, zum Kriegsfall ausgebeutet zu werden. Wir können nicht einmal glauben, daß die Kriegspartei in Frankreich, mag nun der Herr Schnäbele ſich vor deutſchen Gerichten zu verantworten haben, oder mag er als unrechtmäßig verhaftet triumphirend nach Frankreich zurückkehren, aus dem Ereigniß verſtärkte Kraft ſchöpfen ſollte. Denn die Ruhe und Verſöhnlichkeit

der deutschen Politik wird sich auch in diesem Fall nicht verleugnen. Daß die panslavistischen Blätter in Rußland die Gelegenheit ergreifen, ihre Steinwürfe gegen Deutschland zu richten, versteht sich von selbst und würde in Deutschland keinen Eindruck machen. Aber das Gefährliche liegt darin, daß diese Prahler bereits in die Welt rufen: Deutschland sei auf Rußlands Befehl vor Frankreich zurückgewichen. Da kann es doch bald nöthig werden, zu zeigen, was die panslavistischen Befehle in Deutschland gelten.

* * *

In der vorigen Korrespondenz wurde erwähnt, daß in Italien das Ministerium Depretis-Robilant am 13. März ein Vertrauensvotum mit der allerdings geringen Majorität von 20 Stimmen erhalten hatte. Darauf wurden die Kammern vertagt, wie man glaubte, zu dem Zweck, gegen den Herbst die Deputirtenkammer aufzulösen. Aber Depretis, der unermüdliche, viel gewandte, knüpfte gleich nach der Vertagung neue Verhandlungen mit Crispi, dem Haupt der sogenannten Pentarchie an, mit demselben Crispi, der am 13. März ein förmliches Mißtrauensvotum gegen das Ministerium beantragt hatte. Zum Verständniß der italienischen Dinge erinnern wir unsere Leser an folgende Vorgänge. Nach Cavours Tode wechselten in Italien nur Ministerien der sogenannten Conforteria, das heißt der Anhänger Cavours, mit Ministerien der Linken, deren Haupt Ratazzi war. Nach Ratazzis Tod gab es nur noch Ministerien der Rechten, also nur noch Aenderungen der Personalcombination, aber nicht mehr Aenderungen der Parteistellung der Minister. Die Linke war nach Ratazzis Tode zu radikal geworden und galt nicht mehr für regierungsfähig. Dies änderte sich zum erstenmal wieder im Jahre 1876, als Depretis ein Ministerium der Linken zu bilden berufen wurde. Ihm folgte 1878 ein noch radikaleres Ministerium unter Cairoli. Cairoli erhielt sich nicht lange an der Spitze, aber nun begann die Rolle von Depretis, der sich seitdem als Mitglied aller Ministerien und als thatsächlich leitender Staatsmann ununterbrochen behauptet hat. Nach verschiedenen Kombinationen gelang es Depretis, einen Theil der Linken zur Rechten hinüberzuführen und somit selbst das Haupt des größten Theils der Rechten oder, wie man auch sagte, der transformirten Linken zu werden. Von dieser transformirten Linken sagte sich in entschiedener Weise eine Partei der radikalen Linken los, die aber noch nicht mit der sogenannten Irredenta zusammenfiel. An der Spitze dieser neuen Linken standen fünf Männer, zum Theil frühere Ministerkollegen von Depretis. Wegen der Fünfzahl nannte man sie die Pentarchen, ihre Namen waren: Cairoli, Baccarini, Zanardelli, Crispi, Nicotera. Nachdem Depretis diese Jahre hindurch seine Kollegen mehrfach gewechselt, begann unter seinen Anhängern ein Theil der ehemaligen Rechten immer schwieriger zu werden, was daraus sich erklärt, daß Depretis Sorge tragen mußte, die ziemlich starke Schaar, welche den Pentarchen folgte, nicht anwachsen zu lassen. Als nun Graf Robilant, der ein ausgezeichneter Minister des Auswärtigen war, dem aber gänzlich die Unempfindlichkeit des parlamentarischen Ministers abgeht, nach

den Vorfällen bei Massauah unverdiente und maßlose Angriffe über sich ergehen lassen mußte, führte er trotz eines parlamentarischen Sieges eine Ministerkrisis durch sein Entlassungsgesuch herbei. Der König unterhandelte mit allen Parteiführern wegen Bildung eines neuen Ministeriums, aber keiner konnte die Aufgabe übernehmen, mangels jeder Aussicht, eine Majorität zur Verfügung zu haben. So mußte der König nach vier Wochen die Entlassung des Ministeriums Depretis-Robilant ablehnen. Was nun unmittelbar folgte, haben wir bereits erwähnt. Depretis, im Gefühl einer zu schwachen und dabei wankenden Majorität, andererseits von einer Auflösung bei der Zerfahrenheit der Parteien im Lande den sichern Sieg nicht erhoffend, rief den Patriotismus des Hauptes der Pentarchie, Crispis an, und dieser ließ sich bereit finden, nebst seinem pentarchischen Kollegen Zanardelli in das Ministerium zu treten, er als Minister des Innern, Zanardelli als Justiz-Minister. Außerdem ersetzte Depretis noch den bisherigen Kriegs-Minister und den bisherigen Minister der öffentlichen Arbeiten durch zwei ausgezeichnete Fachmänner ohne scharfgeprägte Parteistellung, und übernahm selbst das Ministerium des Aeußeren, da Robilant um keinen Preis Minister bleiben wollte. Mit diesem Fischzug hat der gewandte Depretis den größten Theil der ihm bis dahin entgegenstehenden Linken eingefangen. Nur ein kleiner Theil bleibt in der Opposition unter den nunmehrigen Triarchen Cairoli, Baccarini, Nicotera. Bei dieser Verstärkung seiner Schaar kann Depretis dem weiteren Abfall eines Theiles seiner bisherigen Anhänger von der Rechten zur äußersten Rechten mit Ruhe entgegensehen. Während er früher die ihm folgende Linke gewissermaßen in eine gemäßigte Rechte transformirte, hat er nun wiederum die ihm treu bleibende Rechte in eine Linke transformirt. Denn daran zweifelt man in Italien nicht, daß die innere Politik des Ministeriums von nun an die des neuen Ministers des Innern sein wird. Was dagegen die auswärtige Politik anlangt, so zweifelt man in Italien ebensowenig, daß die Tripleallianz, deren Unterzeichnung das letzte Werk Robilants war, von Depretis unter Zustimmung seiner sämmtlichen Kollegen treu gehalten werden wird. Ohne die Gewißheit dieser Zustimmung hätte König Humbert — davon ist man in Italien wie in Deutschland überzeugt — den Eintritt Crispis und Zanardellis in das Ministerium nicht gestattet.

* * *

Auf den 8. Juni wird es ein Jahr, daß das Ministerium Gladstone bei der Homerulebill eine Niederlage erlitt. Wir erinnern uns wieder kurz des seitherigen Ganges der Dinge in England. Nicht wie bei seiner Niederlage am 8. Juni 1885 reichte Gladstone diesmal sogleich die Entlassung ein. Er hatte vielmehr den Muth, die Entscheidung des Landes anzurufen und ein Unterhaus aufzulösen, das erst vor einem halben Jahre gewählt worden. Im Lauf des Juli vollzog sich der Wahlkampf. Das Ergebniß desselben war, daß die Parlamentssitze fielen auf 317 Tories, 191 Gladstonesche Liberale, 76 unionistische Liberale, 86 Parnelliten. Nunmehr gab Gladstone seine Entlassung ein, denn um eine Majorität zu vereinigen, hätte er seinen persönlichen An-

hängern zugleich die Parnelliten und die unioniſtiſchen Liberalen zuführen müſſen. Aber auch den Tories fehlten 20 Stimmen an der Majorität. Die Königin hatte dem engliſchen Brauch gemäß zur Bildung des neuen Miniſteriums Lord Salisbury berufen. Dieſer bemühte ſich lange genug vergebens, den Whigführer, Lord Hartington, um den ſich die 76 unioniſtiſchen Liberalen ſcharten, obwohl darunter ebenſoviel Radikale als Whigs ſind, zum Eintritt in das Kabinet zu bewegen. Es war umſonſt. Lord Salisbury mußte ein reines Toryminiſterium bilden, mit welchem er natürlich abhängig blieb von der beſtändigen Unterſtützung der unioniſtiſchen Liberalen, das heißt derjenigen Liberalen, welche um jeden Preis die Union mit Irland aufrecht halten, um keinen Preis das Homerule zulaſſen wollen; unter ihnen befindet ſich bekanntlich auch Mr. Chamberlain. Lord Salisbury kündigte alsbald für Irland eine Politik der Repreſſion, aber zunächſt auf Grund der beſtehenden Geſetzgebung, und alsdann Reformgeſetze, aber erſt für das Jahr 1887 an. Es begann nun eine Reihe von Verſuchen, ein iriſches Programm aufzufinden, welches alle Liberalen und womöglich auch die Parnelliten wieder unter Gladſtones Führung vereinigen könnte. Aber alle Verſuche blieben vergeblich, als die iriſche Widerſtandspartei den thatſächlichen Krieg von neuem eröffnete. Als nach den Herbſtferien das Parlament in dieſem Jahr wieder zuſammentrat, ſah ſich Lord Salisbury doch genöthigt, ein Ausnahmegeſetz für Irland vorzulegen, dem allerdings eine Vorlage über die Reform der Uebertragung des Grundeigenthums folgte. Außerdem hat das Miniſterium eine Geſchäftsordnungsklauſel eingebracht, welche noch mehr als die Gladſtoneſche Reform der alten Geſchäftsordnung, nach welcher über eine Bill ſo lange geſprochen werden konnte, als noch Mitglieder ſprechen wollten, dem abſichtlichen Hinausziehen der Verhandlungen ein Ende zu machen geſtattet.

Um dieſe Gegenſtände bewegt ſich die innere Politik Englands, und der Kampf hat eine Heftigkeit erlangt, daß der ganze Staatsorganismus erbebt. Denn in Irland herrſcht der Bürgerkrieg. In der äußeren Politik iſt England ſo gut wie lahm gelegt. Im Parlament bekämpfen ſich die Parteien mit Waffen, zu denen es in England noch nie gekommen war. Gladſtone mit ſeinen Anhängern hat ſich völlig auf die Seite Parnells geſtellt. Er ſcheint ſich damit zwar jede Möglichkeit einer Wiederausſöhnung mit den unioniſtiſchen Liberalen verſchloſſen zu haben, in der Bevölkerung von England und Schottland aber nimmt ſeine Anhängerſchaft zu. Ein großer Teil dieſer Bevölkerung ſchreckt davor zurück, in Irland die Dinge durch das von den Tories vorgeſchlagene Ausnahmegeſetz zum Aeußerſten zu treiben. Auch iſt durch den verſchrobenen Chamberlain in den keltiſchen Theilen Englands und Schottlands die Idee einer Art von lokalem Homerule populär geworden und die Anhänger dieſer Idee erwarten von den Tories nur eine ſehr verkümmerte Ausführung derſelben. So iſt denn Gladſtones Macht ebenſo im Wachſen, als der Haß ſeiner Gegner. Unter dieſen vereinigt ſich alles, was noch etwas von Alt-England retten will; denn man begreift, daß Gladſtone nunmehr, nachdem er

ſich mit Mr. Parnell beinahe identificirt hat, die Pietät für Altengland bis auf den letzten Reſt von ſich zu werfen genöthigt iſt. Aus dieſer Lage begreift es ſich, daß Gladſtones Gegner zu jedem Mittel greifen, die moraliſche Macht des Mannes zu brechen. Der nächſte Schritt dazu iſt, Mr. Parnell als einen unmöglichen Bundesgenoſſen darzuthun. Dieſer, der ſogenannte König von Irland, hat ſtets die Rolle des legalen Vorkämpfers für Homerule durchgeführt. Nun ſucht man ihm zu beweiſen, daß die revolutionäre Partei in Irland zu ſeinem Gefolge gehört, oder vielmehr, daß er ihr Verbündeter, vielleicht ſogar ihr Werkzeug iſt. Zu dieſem Zweck veröffentlicht die Times einen facſimilirten Brief, den Parnell nach der Ermordung des Staatsſekretärs für Irland, Lord Cavendiſh, und des Unterſtaatsſekretärs Bourke in Dublin am 6. Mai 1882 an ein Mitglied der Revolutionspartei geſchrieben oder vielmehr diktirt und unterſchrieben haben ſoll. Gleich nach dem Mord hatte Parnell in einem Manifeſt an das iriſche Volk die „ſchreckliche That" verdammt. Nach dem von der Times veröffentlichten Brief ſoll er dieſes Auftreten vor einem Revolutionsmann entſchuldigt und den Mord gebilligt haben.

Man ſieht auf den erſten Blick, daß der Brief gefälſcht iſt. Der „König von Irland" müßte ein Grünling ſein, wie ihn die ganze grüne Inſel nicht aufweiſt, um einen ſolchen Brief zu diktiren. In der Aufregung kann man vielleicht einmal die Unvorſichtigkeit begehen, ſo etwas eigenhändig zu ſchreiben, aber wer wird nicht in Gegenwart des Schreibers zum Bewußtſein der Gefahr kommen? Wer wird vollends einen ſekreten Brief der Art diktiren, um ihn zu unterſchreiben? Allein die Fälſcher konnten wohl Mr. Parnells Unterſchrift erlangen, aber nicht in einem ganzen Brief ſeine Handſchrift täuſchend nachmachen. So verfielen ſie auf die einfältige Erfindung eines diktirten Briefes, bei der ſie vielleicht noch den Kniff bereit halten, einen erkauften Menſchen, der einmal Parnells Sekretär geweſen, als Schreiber vorzuführen. Nur daß nicht Mr. Parnell, ſondern die Fälſcher das Diktat gegeben haben. Wahrſcheinlich iſt es dieſer Kniff, auf welchen die Times pocht, wenn ſie täglich Mr. Parnell auffordert, er ſolle ſie doch der Fälſchung anklagen, dann werde ſie mit ihren Beweiſen hervortreten. Gladſtone und Parnell ſind aber der Anſicht, daß die Anklage überflüſſig iſt, und in der That wäre das Leben nicht auszuhalten, wenn jeder Narr oder jeder Schurke durch die abgeſchmackteſte Beſchuldigung jeden Mann zur Betreibung eines Kriminalprozeſſes zwingen könnte. Warum klagt die Times nicht ihrerſeits Mr. Parnell vor Gericht der Mitanſtiftung des Mordes oder eines ähnlichen Verbrechens an?

Man wird geſtehen müſſen, daß die politiſchen Leidenſchaften in England vielleicht noch nie ſo aufgewühlt waren, trotz aller Korruption und Gewaltthätigkeiten früherer Zeiten. Das Feſtland aber blickt nicht auf die heutigen Kämpfe Englands oder blickt gerade nur einmal hin ohne eigentliche Aufmerkſamkeit, ohne den Gang der Dinge zu verfolgen, um aus ihm wie ſonſt die Lehre und den Eindruck eines großen Staatslebens zu ſchöpfen. Das Feſtland iſt mit ſeinen eigenen Problemen beſchäftigt, die es nunmehr ebenſo, wie früher

England allein, mit den Mitteln des öffentlichen Lebens zu löſen die Fähigkeit erlangt hat. Mit Recht erſcheinen uns Feſtländern die eigenen Probleme ebenſo inhaltsvoll, ja inhaltsvoller als die engliſchen. Der Grad von ſtaatsmänniſcher Weisheit und Geſchicklichkeit aber, mit welchen die Engländer an ihre innere Aufgaben herangehen, flößt uns nicht die mindeſte Bewunderung ein. Berührt fühlen wir uns zur Zeit nur von Englands auswärtiger Politik, deren Einfluß wir auch in ihrer Lethargie noch ſpüren.

Kaum war Lord Salisbury wieder auswärtiger Miniſter, als die ruſſiſche Politik, welche durch ihre plötzliche Nachgiebigkeit in der Zulfikarfrage im Herbſt 1885 ihrem Freund Gladſtone einen Wahlſieg zu verſchaffen ſich bemühte, ſofort eine neue Schwierigkeit in der afghaniſchen Grenzfrage aufwarf, wie es hier genau vorausgeſagt worden. Diesmal handelt es ſich um ein Gebiet auf dem linken Ufer des Oxus, deſſen Unterlauf Rußland zunächſt beherrſchen will, um dann den oberen Oxus aufwärts bis an den Hindukuſch zu bringen und Afghaniſtan im Rücken zu faſſen. Die Frage iſt ſeitdem nicht von der Stelle gekommen. Die afghaniſche Grenzkommiſſion mußte ihre Arbeiten zunächſt ſiſtiren, jetzt ſcheint England auf dem Punkt zu ſtehen, die betreffende Oxuslandſchaft den Ruſſen preiszugeben, wenn dem Emir von Afghaniſtan dafür ein beliebiges Gebiet irgendwo nominell überwieſen wird. Nach andern Nachrichten ſoll freilich Rußland der Theil ſein, den man gegen den Verzicht auf den jetzigen Anſpruch an einer andern Stelle entſchädigen will. Inzwiſchen unterwühlt der ruſſiſche Rubel die Herrſchaft des Emir Abdur Rhaman in ſeinem ganzen Reich. Im Oſten ſind die Ghilzais, ein tatariſcher Stamm, gegen die ſemitiſchen Afghanen aufgewiegelt worden, im Weſten arbeitet Rußland daran, den gegen engliſche Penſion in perſiſchem Gewahrſam gehaltenen Prätendenten Ejub Khan aus der Gefangenſchaft zu befreien und gegen den Emir loszulaſſen. Der ruſſiſche Rubel kämpft überall erfolgreich mit dem engliſchen Pfund, dafür müſſen die ruſſiſchen Bauern zu Tauſenden verhungern. Vom politiſch künſtleriſchen Standpunkt angeſehen, kann das Schachſpiel anziehen, welches Rußland und England gegeneinander aufführen. Rußland hat eigentlich keine Eile, in Afghaniſtan vorzugehen, aber es verſucht, durch die Beſchleunigung ſeines dortigen Vorgehens England zur Preisgebung Bulgariens zu zwingen. England aber läßt Bulgarien nicht im Stich, weil ihm der dortige Boden zur Aufnahme des Kampfes gegen Rußland, wenn derſelbe unvermeidlich wird, weit vortheilhafter iſt als der Boden in Mittelaſien. Daher werden auch die Stimmen in England wieder lauter, welche empfehlen, Afghaniſtan einſtweilen preiszugeben. Dieſe Stimmen meinen, daß bevor Rußland zum Angriff auf Indien ſchreitet, es den Konflikt mit Centraleuropa, dem dann England beiſtehen würde, ſich zugezogen haben muß. Deshalb feuert England den Widerſtand Bulgariens an. Es war ein wirkſamer Zug von Lord Salisbury, daß er in der Perſon des von Gladſtone nach Bukareſt verwieſenen Geſandten White den beſten Diplomaten der engliſchen Orientpolitik als Botſchafter nach Conſtantinopel ſchickte. Dieſer hat es wirklich verſtanden, den infolge der engliſchen Weigerung, Bul-

garien thatsächlich zu Hülfe zu kommen, in Constantinopel ganz gesunkenen Einfluß Englands nach und nach wieder aufzurichten und sogar dem russischen Einfluß die Wage zu halten. Nach der im November vorigen Jahres so arg verunglückten Mission des General Kaulbars versuchte Rußland, der bulgarischen Regentschaft von Constantinopel aus beizukommen und die Pforte zur Absetzung derselben vorzuschicken. Daß diese Bemühungen des russischen Botschafters Nelidoff bis heute nicht von der Stelle gekommen sind, ist das Verdienst des Sir A. White. Während Rußland der Liebe Mühe und des Rubels Fülle in Constantinopel ohne rechten Erfolg verschwendet, inzwischen auch einmal droht mit Einforderung der noch immer nicht gezahlten türkischen Kriegsentschädigung, währenddem streut es in Bulgarien immer wieder den Rubel zur Anzettelung neuer Verschwörungen aus. Fürwahr ein widerlicheres Schauspiel hat nie die Politik einer Macht geboten, als diese Politik der sogenannten größten Macht der Erde, deren Bevölkerung über 100 Millionen Menschen betragen soll, gegen ein Völkchen von 3 Millionen. Man wagt nicht, die schwere Hand ohne weiteres auf dieses Völkchen zu legen, weil man sich stärkere Gegner zu erwecken fürchtet. Die englische Politik aber rechnet darauf, daß Rußland diese Gegner doch einmal herausfordern muß, und ist deshalb bemüht, die bulgarische Regentschaft in ihrem Widerstand gegen die feigen und verächtlichen Manöver der Verschwörungen und des Meuchelmords zu bestärken. Die englische Politik würde sich verrechnen, wäre nicht die Klugheit und die Standhaftigkeit des bulgarischen Volkes, eines kleinen Stammes von Bauern und Hirten, ein wahres Weltwunder.

Noch ist das Spiel nicht zu Ende und, so geschickt die Züge der Vertheidigung sind, so frech und unermüdlich die des Angriffs, Zuschauer und Theilnehmer ermüden. Irgend ein Zufall wird das Spiel beenden Allzulang, scheint es, kann derselbe nicht mehr ausbleiben.

* * *

Wenden wir uns nun zum lieben Vaterlande, so bildet noch immer den Gegenstand der allgemeinen Beschäftigung die Annahme der fünften Novelle zur Beseitigung der Kulturkampfgesetzgebung. In der vorigen Correspondenz haben wir die Annahme der Novelle durch das Herrenhaus und die am 23. März im Herrenhaus gehaltene Rede des Reichskanzlers erwähnt. Es handelt sich bei dieser Novelle u. A. um die Zulassung der Orden in Preußen mit Ausnahme der nicht durch Landes-, sondern durch Reichsgesetz ausgeschlossenen Jesuiten. Es handelt sich ferner um die Freiheit der Sakramentspendung durch alle katholischen Geistlichen, auch diejenigen, welche nicht in der römischen Kirche Preußens durch ein bestimmtes kirchliches Amt dazu befugt sind. Wir erwähnen nur diese beiden Bestimmungen, weil sie am meisten Bedenken erregt haben. Auch die andern Bestimmungen der Novelle sind einschneidend genug, wovon wir nachher noch ein Beispiel anführen werden, aber sie alle zu besprechen ist überflüssig, nachdem die Kulturkampfgesetzgebung in Trümmer gelegt ist. Wer, wenn ihn nicht etwa ein besonderer Herzensantheil

treibt, betrachtet sich alle Trümmer eines zerstörten Hauses? Fassen wir also nur den allgemeinen Charakter der Lage zwischen Rom und Deutschland ins Auge. Bei seinen im Abgeordnetenhaus für die Novelle gehaltenen Reden hat der Reichskanzler diesen Charakter deutlich genug bezeichnet. Er hat wohl auch das Wort Frieden einmal über die Zähne schlüpfen lassen, aber im wesentlichen hat er den erstrebten Zustand, wie früher so oft, wiederum als modus vivendi bezeichnet. Was aber noch weit wichtiger, ist die am 25. April gegebene Erklärung, daß die Staatsregierung keineswegs blind ist gegen die Uebel, welche aus den Rom gemachten Zugeständnissen erwachsen können oder müssen, daß aber die Staatsregierung ein größeres Gewicht auf das Zustandekommen der jetzigen Verständigung mit Rom, „dieses Friedens, dieses modus vivendi" legen zu müssen glaubt. Diese Anerkennung der erwachsenden Uebel zeichnet den ganzen Akt deutlicher, als die ausdrückliche Anwendung dieses Wortes durch den Reichskanzler schon gethan, als einen Akt der politischen Opportunität.

Derjenige Betrachter, welcher den evangelischen Standpunkt einnimmt, übrigens aber weitblickend genug ist, eine Gesammtlage würdigen zu können, wird vielleicht folgendermaßen zu urtheilen haben: Der Protestantismus wird durch den gegenwärtigen Waffenstillstand, der von römischer Seite selbst unter dem Gebot politischer Zweckmäßigkeit nur mangelhaft gehalten werden wird, zwar benachtheiligt und gefährdet, aber nicht getödtet werden. Im Laufe des Krieges kommt es vor, daß man vortheilhafte Positionen dem Feind überlassen muß, ohne daß man den Kampf deshalb für entschieden anzusehen genöthigt ist. An dem Ausgange des Kulturkampfes ist die evangelische Kirche mitschuldig; denn ihre Orthodoxie konnte ihn nicht genug verdammen. Es ist vielleicht ein Glück, daß der Protestantismus sich jetzt auf die Kräfte allein angewiesen sieht, die er zur freien Selbstthätigkeit aufrufen kann. Diese soll er organisiren, aber nicht immer den Staat mit Bitten bestürmen, die für jetzt einmal verlorene Position zu halten.

Werfen wir einen Blick auf die Stellung der Parteien. Das Centrum gab die bekannte Erklärung ab, aus welchen Gründen es dem päpstlichen Befehl gehorsame und für die Vorlage in der Herrenhausfassung stimme. Dieser Erklärung gemäß ist es in allen drei Lesungen verfahren. Es hat auch jeden Versuch unterlassen, durch Fehlen einer größeren Zahl seiner Mitglieder den Gegnern der Vorlage etwa die Majorität zu verschaffen und so das Gesetz mittelbar zu Fall zu bringen. Dieses Verfahren war sowohl klug als ehrenhaft, während die Nationalliberalen ein gefährliches Spiel spielten, indem sie das Schicksal einer Vorlage, von welcher der Kanzler sein Bleiben an der Spitze der Regierung abhängig gemacht hatte, dem Centrum überließen. Jetzt haben sie allerdings den Gewinn, ihre Gegnerschaft gegen die römische Politik nicht verleugnet zu haben. Aber sie hätten das Mittel ergreifen können, unter starker Betonung der Gefährlichkeit der Vorlage die Nothwendigkeit anzuerkennen, welcher der Kanzler gehorcht und welche auch für die nationalliberale Partei insofern besteht, als diese Partei dem großen Gang der Politik des Kanzlers

nicht an entscheidenden Punkten ihre Unterstützung zu entziehen in der Lage sein kann. Die nationalliberale Partei hat eine andere Stellung gewählt und ist der augenblicklichen Gefahr dieser Stellung entgangen. Möge sie sich dazu Glück wünschen, aber daraus keine Richtschnur für ähnliche Fälle entnehmen.

Wir kommen zu der Frage, weshalb das Centrum seinen großen Sieg für eine schmerzliche Niederlage auszugeben beflissen ist. Das Centrum hatte den Kulturkampf nur erregen können durch die günstige Handhabe, die ihm die Anzeigepflicht bot. Dieser Pflicht ließ sich der passive Widerstand bequem entgegensetzen, der zur Verwaisung der Seelsorge und durch diese zur Erbitterung des Volkes führen mußte. Nun hat der Papst die Annahme eines Gesetzes befohlen, welches die Anzeigepflicht vorschreibt, und der passive Widerstand muß aufhören. Die Anzeigepflicht und das an sie geknüpfte Einspruchsrecht, wie es nach der Novelle beschaffen ist, besitzt aber gar keine praktische Bedeutung. Insofern muß man zweifeln, ob das Geschrei über das päpstliche Zugeständniß dieser Bestimmung ein kluges Verhalten ist. Das Centrum verschafft durch dieses Geschrei dem Kanzler den Vortheil, daß der Besiegte im Licht des Siegers dasteht. Andererseits kann das Centrum nicht darauf rechnen, durch die Anzeigepflicht, welche der Staat zu keinerlei Belästigung der Bischöfe benutzen wird, ferner noch die Massen aufzuregen. Von der allgemeinen Regel, niemals befriedigt zu sein, kann das Centrum in diesem Fall auch nicht geleitet werden; denn dann könnte es sich nicht gerade an diesen Punkt von nur scheinbarer Bedeutung heften, sondern müßte die Stellungen hervorheben, die nun wirklich zu erobern sind. Es bleibt also für die Centrumstaktik nur die Erklärung, daß die Partei mit Absicht und Berechnung päpstlicher erscheinen will als der Papst, um sowohl an jetzt und künftig einflußreichen Stellen in Rom, als auch bei den Kerntruppen des Kulturkampfes, den fanatischen Kapläuen, den Ruf der wahrer Streiter Roms zu behaupten, des ewigen Roms nämlich, und nicht des durch den jeweiligen Papst repräsentirten. Man sieht, daß die Partei vor dem Gegensatz zu den universellen Bedürfnissen der päpstlichen Politik, welche ein zeitweises gutes Vernehmen mit dem deutschen Reich gebieterisch erheischen können, keineswegs zurückschreckt. Wahrscheinlich ist sie der Meinung, daß die große Auffassung der universellen Bedürfnisse in Rom ein Anachronismus ist und sich nur noch vorübergehend, ohne Nachfolge zu finden, behaupten kann. Um aber zu erkennen, wie groß der Sieg des Centrums ist, beachte man nur noch den folgenden Umstand. Aus dem Gesetz über die kirchlichen Straf- und Zuchtmittel ist das Verbot entfernt, die Katholiken wegen Erfüllung der Staatsgesetze mit Strafen zu belegen. Aus dem Gesetz über die Anstellung der Geistlichen ist der Einspruchsgrund entfernt, daß der Anzustellende die Gesetze des Staats verletzt hat, wenn er sie im Gehorsam der Kirche verletzt hat. Ist das nicht eine Freiheit der Kirche, wie sie der Romanismus nur verlangen kann? Das Staatsgesetz besteht für die kirchlichen Obrigkeiten nur, sofern sie es anzuerkennen für gut finden.

* * *

Am 26. April ist der hundertjährige Geburtstag von Ludwig Uhland festlich begangen worden; in Schwaben, der Heimath des Dichters, durch allgemeine Festveranstaltungen, an anderen Orten in geschlossenen Kreisen, aber überall mit treuer Verehrung und herzlichem Angedenken. Wie sollten wir diesen Mann nicht lieben und in Ehren halten, der ein so reiner Ausdruck des deutschen Wesens geworden, nicht aller großen, aber nur guter Eigenschaften desselben? Diese männliche Festigkeit und diese Zartheit, diese Selbsttreue und diese Bescheidenheit, dieser Adel und Schwung bei dieser Schlichtheit, diese Formvollendung bei dieser Natürlichkeit! In einer Zeit trüber Verwirrung und schmerzlicher Enttäuschung in vaterländischen Dingen, in den einzelstaatlichen wie in den allgemeinen, hat dieser Mann sich so rein und klar gehalten, daß ihn auf keiner Stelle seines Lebenspfades irgend ein Tadel trifft. Den großen Blick in den politischen Fragen hatte er nicht, weil ihn in seiner Zeit niemand hatte. Manche urtheilten in einzelnen Fragen richtiger, als er, vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit; aber die Zweckmäßigkeit ist kein sicherer Führer für schwache Steuerleute in schweren Zeiten. Keiner hatte einen so sichern Leitstern, wie Uhland, in seinem festen Glauben an Recht und Gewissen.

Wir sprachen von dem lauteren, gediegenen Charakter. Sollen wir von dem Dichter sprechen? Es sind gute Gedanken bei der jetzigen Gelegenheit über ihn laut geworden. Der Hauptreiz seiner Poesie liegt doch wohl in der Vereinigung des einfach klaren Vordergrundes mit einem Hintergrund voll geheimnißvoller Tiefe, in deren Gründen aber nur das Heilige, ewig Reine wohnt.

Wir halten inne. Wir können hier weder dem Lebensgang des Dichters folgen, noch seine Einwirkung erschöpfend beschreiben. Wohl uns, wohl dem deutschen Volke, wenn wir nie das Auge für den reinen, sanften Glanz dieser Dichtungen verlieren, wenn wir ein Herz behalten, in welches „durch das Auge die Kühle sänftigend hineinschleicht". w.

Die Kirchen-Novelle und die Fractionen.

Wir haben den definitiven Abschluß des Culturkampfes bereits in der Correspondenz des letzten Hefts anticipirt. Bei der heftigen Opposition, welche die Vorlage noch im Abgeordnetenhause gefunden hat, möchte solche Zuversicht noch nachträglich etwas zu optimistisch erscheinen und sie würde es gewesen sein, wenn sie ausschließlich auf die unveränderte Annahme des Gesetzes in der Herrenhaus-Fassung gegangen wäre. Das ist zwar eingetreten, war aber keineswegs mit so unbedingter Sicherheit vorauszusehen, noch auch von uns gemeint. Wir haben es weder erwartet, noch auch nicht erwartet; wir haben die Frage, ob im Abgeordnetenhause noch eine oder die andere Bestimmung verbessert werden würde oder könnte, gar nicht in Betracht gezogen, weil sie uns untergeordnet erschien gegenüber der Thatsache des Friedensschlusses selbst und daß dieser eintreten würde, daß man sich auf irgend eine Weise, nach etwas

mehr oder weniger Streit, etwas mehr oder weniger heftigem Zerren einigen würde, das konnte ſchon vor vier Wochen als völlig ſicher angenommen werden. Der Papſt und der Fürſt Bismarck wollten den Friedensſchluß, bei Klerikalen und Antiklerikalen war principiell Neigung zum Entgegenkommen: da konnte dem gemeinſamen Druck der beiden höchſten politiſchen Autoritäten in beiden Lagern der endliche Erfolg nicht fehlen.

Zwei Beſtimmungen ſind vor Allem noch im Abgeordnetenhauſe angefochten worden, die Freigebung des Sacramenteſpendens an die Mönche und die Errichtung von höheren Privat-Töchterſchulen an die Nonnen. Zu den Sacramenten, die die Mönche ſpenden dürfen, gehört auch die Beichte, alſo das wirkſamſte Mittel der Agitation und der Verhetzung. Die Errichtung von höheren Töchterſchulen durch Nonnen iſt eine Eroberung auf dem bisher noch feſt behaupteten Gebiet der Schule; es wird die Breſche ſein, durch welche der Katholicismus eindringend allmählich ſich dies ganze Gebiet zu erkämpfen trachten wird.

Man ſieht, wir unterſchätzen die Bedeutung der beiden ſtreitigen Zugeſtändniſſe nicht, aber ſie ſind doch mehr theoretiſcher als praktiſcher Natur. Es wird in der Hand der Regierung liegen, die Anwendung in ſehr enge Schranken zu bannen. Eine intenſive mönchiſche Propaganda kann die Regierung ſofort mit ſtrenger Ausübung ihres discretionären Rechts bezüglich der Klöſter beantworten. Macht ſich z. B. in Poſen eine polniſche Agitation durch Mönche bemerklich, ſo erklärt die Regierung dem Biſchof, daß ſie ſolches wenn auch nicht an den direkt Schuldigen, ſo doch an dem nächſten Kloſter beſtrafen und nicht nur keine weitere Niederlaſſung geſtatten, ſondern eventuell auch beſtehende wieder ſchließen werde. Das iſt eine gewaltige Waffe. Sind es gar ausländiſche Mönche, die in dieſer Art agitiren, ſo werden ſie ohne Weiteres ausgewieſen. Die Mädchenſchulen würden, wenn man wirklich keine weiteren Zugeſtändniſſe auf dem Gebiet der Schule macht, was doch noch nicht geſagt iſt, ſogar einen nicht unerheblichen Vortheil bieten. Es iſt eine Thatſache, daß heute die jungen Mädchen aus den höheren und ſelbſt den mittleren Ständen in ſehr großer Zahl über die Grenze in belgiſche und öſterreichiſche Inſtitute geſchickt werden. Das iſt unter allen Umſtänden ein ungeſunder Zuſtand und man mag die größere Zahl, die nunmehr in Nonnen-Erziehung kommen wird immerhin einigermaßen mit dem im Lande Bleiben der Anderen compenſiren.

Dies iſt der Thatbeſtand, der Stoff, in dem diesmal die eigenthümlichſten Eigenſchaften unſeres conſtitutionellen Lebens zum Ausdruck gebracht worden ſind.

Fürſt Bismarck hatte es durchgeſetzt, daß das Centrum vom Papſt den directen Befehl erhielt, für das Geſetz zu ſtimmen. Dieſe Abſtimmung war werthvoller als das Geſetz ſelbſt, ja ſie ſelbſt iſt das eigentlich Werthvolle, denn in ihr liegt der Friedensſchluß, d. h. die Anerkennung der beſtehenden Geſetze. Man mag und wird in Zukunft noch viel ſtreiten über die Auslegung; der eigentliche Culturkampf, der offene Krieg, die Prätenſion, gewiſſe Geſetze nicht als verbindlich anſehen zu wollen ſeitens des katholiſchen Klerus, iſt vorbei.

Nun wäre es ja denkbar gewesen, daß trotzdem im Abgeordnetenhause noch Veränderungen stattgefunden und auch diese vom Papst und Herrenhaus acceptirt worden wären. Aber immerhin mußte dem Fürsten Bismarck sehr viel daran liegen, Weiterungen forthin zu vermeiden und das Gesetz schnell und unverändert durchzudrücken. Mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit trat er dafür ein und ging so weit, die partielle Cabinetsfrage zu stellen.

Trotzdem stimmten bei den genannten, besonders angefochtenen Bestimmungen die Nationalliberalen einstimmig, ein sehr großer Theil der Freiconservativen und ein erheblicher Theil der Conservativen dagegen oder enthielten sich doch der Abstimmung und auch bei der Schlußabstimmung über das ganze Gesetz stimmten eine Anzahl der nächsten Freunde der Regierung dagegen oder enthielten sich.

In einem parlamentarisch regierten Staate würde ein solcher Vorgang völlig unverständlich sein; er würde nicht nur zu einer Ministerkrisis, sondern zu einer Auflösung des ganzen bestehenden Parteisystems führen. Ja mehr als das, er würde als ein politisches Verbrechen, als ein Act der Treulosigkeit und der Felonie gegen den leitenden Staatsmann erscheinen. Denn im parlamentarischen Staat gilt es als ein unverbrüchliches Gesetz, daß man, zumal wenn die Cabinetsfrage gestellt ist, gegen die Regierung nur stimmen darf, wenn man bereit ist, selber die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Ein Bruch der Parteidisciplin wird betrachtet wie Versagung des Gehorsams in der Schlacht. Denn was sollte aus der Regierung werden, wenn die individuelle Ansicht von ein oder zwei Dutzend Mitgliedern berechtigt ist, ein Ministerium zu stürzen, ohne daß die Möglichkeit der Bildung eines anderen vorliegt? Wenn dergleichen dennoch, wie namentlich jetzt in Frankreich öfter geschieht, so ist das ein sicheres Zeichen des Verfalls und der Verwilderung des Parlamentarismus.

Ganz anders ist offenbar dasselbe Vorkommniß bei uns zu beurtheilen und wird von der öffentlichen Meinung beurtheilt. Die öffentliche Meinung ist eher geneigt, es den Abgeordneten, die im Uebrigen die entschiedensten, ja enthusiastische Anhänger des Fürsten Bismarck sind, als Verdienst anzurechnen, wenn sie auch einmal gegen ihn stimmen. Diesmal hat selbst diejenige Fraction, welche nach parlamentarischem Sprachgebrauch in dem Fürsten Bismarck ihren Parteichef zu sehen hätten, die freiconservative bei jenen bestrittenen Paragraphen zum geringsten Theil für ihn gestimmt, bei der Schlußabstimmung sich zur Hälfte enthalten.

Diese Freiheit der Meinung ist unzweifelhaft einer der großen Vorzüge unserer Verfassung vor der englischen. Sie macht aber auch den Beruf eines deutschen Volksvertreters zu einem sehr viel schwierigeren als den eines englischen. Dieser folgt seinem Parteichef und damit hat er seine Pflicht erfüllt. Sehr selten tritt an ihn die Aufgabe einer selbständigen Beurtheilung und Entscheidung heran. Der deutsche Abgeordnete ist fortwährend dazu berufen. Damit ist aber die Sache nicht abgemacht, daß er sich nun nach bestem Ermessen ein eigenes Urtheil über die einzelne Angelegenheit bildet: im Hinter-

grunde lauert ſtets noch die zweite Erwägung, die der politiſchen Disciplin. Denn völlig ungebunden ſeiner ſubjectiven Auffaſſung zu folgen iſt auch bei uns nicht erlaubt. Wer eine beſtehende Regierung zu unterſtützen gewillt iſt, darf dieſen allgemeinen Grundſatz auch in der Beurtheilung des Einzelnen nie völlig vergeſſen. So entſtehen denn von Zeit zu Zeit immer wieder Conflicte von Pflichten, die nicht leicht zu entſcheiden ſind und ſchon manchem braven Mann ſchwere Gewiſſenskämpfe gekoſtet haben. Grade an dieſer Kirchennovelle mag man ſich einmal die beiden Reihen von Erwägungen vergegenwärtigen, die ſich dabei gegenüberſtehen und zwiſchen denen eine allgemeingültige Entſcheidung nicht zu treffen iſt.

1) Grundſätzlich iſt die freiconſervative Fraction antiklerikal. Sie hat alſo keinen Grund einem Geſetz, welches dem Ultramontanismus weſentliche Zugeſtändniſſe macht, zuzuſtimmen.

Auf der anderen Seite iſt es wünſchenswerth mit den Trümmern der alten Mai-Geſetze aufzuräumen, um für den zukünftigen Kampf beſſere taktiſche Bedingungen zu ſchaffen. Auf einige Conceſſionen mehr oder weniger kann es dabei nicht ſo ſehr ankommen.

2) Der Reichskanzler (ſo darf man ihn in höherem politiſchen Sinne auch hier bezeichnen, obgleich er im gegebenen Fall als preußiſcher Miniſterpräſident handelte) hat erklärt, daß er das allerhöchſte Gewicht auf die Annahme des Geſetzes lege, daß ſein Anſehn in Europa und ſeine politiſche Ehre für die Durchführung des Friedenswerkes engagirt ſei. Darf man ihn nach einer ſolchen Erklärung im Stich laſſen? Würde er nicht bei der Curie in Verdacht kommen, den Frieden nicht ernſtlich zu wollen, wenn ſeine nächſten politiſchen Freunde gegen ihn ſtimmen?

Auf der anderen Seite: wird nicht dadurch grade das Verdienſt des Kanzlers in den Augen der Curie um ſo größer, wenn ſie ſieht, wie ſchwer es ihm geworden iſt, ſeinen Willen durchzuſetzen? Schützen wir uns damit nicht vor weiteren zukünftigen Conceſſionen, wenn wir ſchon hier den äußerſten Widerſtand leiſten? Der Kanzler muß in Rom behaupten können, daß gewiſſe Dinge auch er bei ſeinen beſten Freunden nicht durchzuſetzen vermöge.

3) Dem Reichskanzler wird die Führung der Geſchäfte erleichtert, wenn er auf eine große Fraction rechnen kann, deren Unterſtützung er unbedingt ſicher iſt.

Auf der anderen Seite: eine ſolche unbedingte Unterſtützung könnte doch auch den Kanzler verleiten in Zukunft aus opportuniſtiſchen Rückſichten gar zu leicht über die unſerm Herzen theuerſten ewigen Intereſſen der geiſtigen Freiheit hinwegzugehen.

4) Stimmt die Fraction gegen das Geſetz, ſo wird dadurch in der öffentlichen Meinung der Eindruck einer ſchweren Niederlage, unerträglicher Conceſſionen ſehr verſtärkt. Stimmt ſie dafür, ſo behält vielleicht der entgegengeſetzte Eindruck, den die verzweifelte Stimmung, die lauten Klagen der Ultramontanen hervorrufen, daß ſie die Verlierenden, der Staat im Weſentlichen der Gewinnende ſei, die Oberhand.

Auf der anderen Seite: die Fraction hat als besonderes Charakteristikum den Anti-Klerikalismus. Stimmt sie trotzdem aus höheren taktischen Rücksichten für die Kirchennovelle, so kann sie diesen Charakter schwer aufrecht erhalten. Ueber Motive wird nicht abgestimmt, hat der Kanzler einmal gesagt. Motive kommen deshalb auch in der öffentlichen Meinung für den Charakter einer Partei sehr wenig in Betracht. Was haftet, ist die Thatsache: diese Fraction hat für die Wiederzulassung der Mönche und Schulnonnen gestimmt.

Der natürliche Niederschlag all' dieser widersprechenden Erwägungen war die zersplitterte Abstimmung, welche doch die Situation ganz correct zum Ausdruck brachte: die Fraction ist dem Kanzler so weit entgegengekommen, daß man sah, er habe sich ernstlich um ihre Stimmen bemüht und sie gedenke ihn auch weiter zu unterstützen; zugleich aber haben gegen den streitigen Paragraphen so viele Mitglieder gestimmt und haben sich zum Schluß so viele der Stimme enthalten, daß über das rein opportunistische Motiv der Abstimmung kein Zweifel sein kann und der antiklerikale Charakter der Partei gewahrt ist.

Sehr viel leichter war die Stellungnahme für die Nationalliberalen. Dadurch, daß sie dem Kanzler weniger nah stehn, fielen alle die Rücksichten der politischen Disciplin bei ihnen aus: sie stimmten dagegen und Niemand erwartete es anders von ihnen. Im Unterschied von unserem verehrten Mitarbeiter, dem Verfasser der ω Correspondenz sind wir der Ansicht, daß sie damit das einzig Richtige gethan haben. Man könnte den Verdacht erheben, die Partei habe das Auskunftsmittel schwacher Seelen ergriffen und sich mit Wohlgefühl überstimmen lassen und gewiß hätte die Sache anders gestanden, wenn in der Hand der Nationalliberalen die Entscheidung gelegen hätte. Da das aber nicht der Fall war, so mußte die höchste Rücksicht die auf die Wahrung des Parteicharakters sein. Denn das bringt das constitutionelle Leben im Unterschied vom parlamentarischen einmal mit sich, daß alle Fractionen ohne Ausnahme darauf bedacht sein müssen, sich neben dem leitenden Staatsmann einen gewissen Grad von Selbständigkeit zu wahren. Nur die höchste Noth darf sie zwingen, auf diese Selbständigkeit für Augenblicke zu verzichten. D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Wichmann-Str. 21.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die neueste Eisenbahngesetzgebung in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Alfred v. d. Leyen.

Am 4. Februar 1887 ist für das Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika ein Bundesgesetz betreffend die Regelung des Verkehrs, d. h. des Eisenbahnverkehrs erlassen, welches für das Land den Abschluß einer sich über mehr als ein Jahrzehnt erstreckenden Reformbewegung auf dem Eisenbahngebiete bedeutet. Diese Bewegung und ihre Ursachen, die großen Mißstände, an welchen das amerikanische Eisenbahnwesen krankt, habe ich in einem vor sieben Jahren an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatze: „Die Eisenbahngütertarife und die Privatbahnen in den Vereinigten Staaten von Amerika“*) zu schildern versucht. Die Mißstände haben seitdem ununterbrochen fortgedauert, ja sie haben sich mit der ganz außerordentlichen Vermehrung der Eisenstraßen — Ende 1879 zählten die Vereinigten Staaten deren rund 136 000 km, Ende 1886 220 000 km — auf immer weitere Gebiete erstreckt. In den Jahren 1883 und 1884 ist das Land von einer neuen, heftigen, der des Jahres 1876 ebenbürtigen Eisenbahnkrisis heimgesucht worden, durch welche der Verkehr wiederum hart betroffen wurde, welche große Vermögen vernichtet hat. Das Streben nach einer Beseitigung solcher Schäden hat gleichfalls nicht nachgelassen. Frühere Vorschläge hiezu sind neu geprüft, hie und da neue Vorschläge gemacht. Auch der Erwerb und Betrieb der Eisenbahnen durch den Staat, sei es den Bundesstaat, sei es die Einzelstaaten, ist nicht unerwogen geblieben. Diesem aber stellen sich einstweilen noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. So lange die Vereinigten Staaten die Aufgabe nicht gelöst haben, fachlich gebildete, von dem Wechsel des Regierungssystems unabhängige Staatsbeamte an die Spitze der Staatsverwaltung zu stellen,

*) Preußische Jahrbücher Bd. XLV (1880) S. 132 ff.

so lange im Gegentheil über diejenigen Zweige der Staatsverwaltung, in welchen Beamte thätig sind, mit Recht die bittersten Klagen geführt werden, ist es ein Ding der Unmöglichkeit zum Staatsbahnsystem überzugehen. Die Lösung der Beamtenreformfrage aber steht, aller guten Anfänge ungeachtet, noch in weitem Felde. Einem solchen grundsätzlichen Bedenken begegnete nicht ein weniger nachdrückliches Einschreiten der Staatsgewalt gegenüber den Eisenbahnen, das Einschreiten vermittelst einer gesetzlich festgestellten und geregelten Staatsaufsicht. Die ersten Anfänge einer solchen habe ich in dem vorgedachten Aufsatze, ihre weitere Entwicklung an anderer Stelle*) dargestellt. Die Schwierigkeit derselben lag in einer Verbindung der Aufsicht von Staats wegen — über die Eisenbahnen und den Verkehr innerhalb der Einzelstaaten — mit einer solchen von Bundesstaats wegen — über den zwischen den Einzelstaaten sich bewegenden Verkehr. In beiden Beziehungen sind seit 1880 unverkennbare Fortschritte gemacht. Die Zahl der Einzelstaaten, welche von dem Grundsatze der vollständigen Eisenbahnfreiheit zu dem der staatlichen Beaufsichtigung der Bahnen übergingen, hat sich vermehrt; das wichtigste Ereigniß in dieser Beziehung, war vielleicht das im Jahre 1883 nach unsäglichen Bemühungen glücklich zustandegebrachte Eisenbahnaufsichtsgesetz für den leitenden Staat New-York. Das ergänzende Bundesstaatsgesetz hat der Kongreß erst in seiner letzten Sitzung während des Winters 1886/87 glücklich in den Hafen gebracht; dasselbe ist in allen seinen Theilen Anfang April dieses Jahres in Kraft getreten.

Die Entstehung dieses Gesetzes, sein Inhalt, seine Bedeutung sowohl im Allgemeinen, als insbesondere für die Heilung der Mängel des Eisenbahnwesens der Vereinigten Staaten bilden den Gegenstand der nachfolgenden Erörterung. Vornehmlich die letztere Frage wird seit einigen Monaten in der Tages- und Fachpresse der Vereinigten Staaten nach allen Seiten behandelt. Unsere heimischen Zeitungen bringen über das Gesetz nur spärliche Notizen. Eine vollständige Uebersetzung desselben ist in dem, im Mai herausgegebenen Hefte des Archivs für Eisenbahnwesen (S. 338 ff.) abgedruckt.

I.

Ueber die Sünden der amerikanischen Eisenbahnen wird in einem neuerlichen amtlichen Berichte**), dem Ergebnisse einer mit voller Sach-

*) v. d. Leyen, die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirthschaftlichen und politischen Beziehungen (Leipzig 1885) S. 120—176: Die staatliche Aufsicht über die Eisenbahnen.

**) Report of the Senate Select Committee on Interstate Commerce. Washington. 1886. S. 180. 181. Dieser Bericht, dessen Entstehung im nachfolgenden dargelegt werden wird, ist eine der wichtigsten Quellen der nachstehenden Erörterung.

lichkeit und Unparteilichkeit geführten Untersuchung, folgendes Register aufgestellt: 1. Die Lokaltarife sind unvernünftig hoch im Vergleich mit den durchgehenden Tarifen. 2. Beide Arten von Tarifen sind unvernünftig hoch für Plätze, an welchen ein Wettbetrieb nicht stattfindet. 3. Die Tarife sind bemessen ohne alle Rücksicht auf die Selbstkosten und im wesentlichen darnach, was das Gut tragen kann. 4. Es werden unaufhörlich ungerechtfertigte Unterschiede in der Frachtbemessung zwischen verschiedenen Personen für die gleichen Leistungen unter gleichen Umständen gemacht. 5. Es werden ungerechte Unterscheidungen zwischen Gütern und Geschäften derselben Gattung und zwischen verschiedenen Mengen derselben Gattung gemacht. 6. Es werden unvernünftige Unterscheidungen gemacht zwischen Orten, die sich in ähnlicher Lage befinden. 7. Die herrschende Eisenbahnpolitik hat ein System heimlicher Sondertarife, Frachtnachlässe, Rückvergütungen und sonstiger Vergünstigungen ausgebildet, durch welches Monopole großgezogen, begünstigte Verfrachter bereichert und der freie Wettbewerb in vielen solchen Handelszweigen beeinträchtigt wird, für welche die Frachtsätze einen wichtigen Theil des Werths der Güter bilden. 8. Eine derartige Begünstigung und Heimlichthuerei bringt eine Ungewißheit in das ehrliche Geschäft, welche die Entwicklung unseres Handels und unserer Gewerbe in hohem Grade hintanhält. 9. Das heimliche Werfen der Frachten und die unausgesetzten plötzlichen Schwankungen verderben alle Geschäfte außer den rein spekulativen, sie verursachen häufig große Ungerechtigkeit und schwere Verluste. 10. In Ermanglung einer einheitlichen nationalen Gesetzgebung stehen den Eisenbahnen verschiedene Mittel und Wege offen, ihrer Verantwortlichkeit als Frachtführer sich zu entledigen. Insbesondere ist dies möglich bei Beförderungen über mehr als eine Bahn oder von einem Staate zum anderen, auch ist es für die Verfrachter mit großen Schwierigkeiten verknüpft, Ersatz für Verlust oder Beschädigung von Gütern zu erlangen. 11. Die Eisenbahnen binden sich nicht an ihre eigenen Verträge und sie verlangen willkührlich für angebliche Mehrleistungen bedeutende Beträge über die vereinbarten Frachtsätze hinaus. 12. Die Eisenbahnen lehnen oft die Verantwortlichkeit für Handlungen unehrlicher Agenten ab, welche in ihrem Auftrage thätig sind. 13. Das gemeine Recht gewährt kein Mittel gegen solche Schädigungen. In Streitfällen ist daher der Verfrachter genöthigt, sich der Entscheidung des Eisenbahndirektors oder des Verbandsvorsitzenden zu unterwerfen, oder er läuft Gefahr weitere Verluste durch noch größere Frachtungleichheiten zu leiden. 14. Die verschiedenen Güterklassifikationen in den verschiedenen Landestheilen, ja häufig auf derselben Bahn für Transporte in verschiedenen Richtungen sind eine ergiebige Quelle für Miß-

verständnisse, und ein häufiger Anlaß zu Frachtüberhebungen. 15. Durch Gewährung freier Fahrt wird eine Klasse privilegirter Personen geschaffen; durch Ausdehnung dieses Mißbrauchs werden die Kosten des Personendienstes bedeutend erhöht. 16. Das Aktien- und Obligationenkapital der Eisenbahnen übersteigt bei weitem ihre Anlagekosten oder ihren zeitigen Werth. Es werden daher unvernünftig hohe Frachten erhoben, um Dividenden für verwässertes Aktienkapital und Zinsen für zu Unrecht ausgegebene Obligationen zu zahlen. 17. Die Eisenbahngesellschaften sind in unzulässiger Weise bei Geschäften betheiligt, welche mit der Beförderung nichts zu thun haben; unbillige Vortheile werden geschäftlichen Unternehmungen gewährt, an welchen Eisenbahnbeamte betheiligt sind. 18. Die Verwaltung der Eisenbahnen ist übermäßig theuer und verschwenderisch. Die unnöthige Ausgabe bedeutender Summen ausschließlich zur Unterhaltung eines kostspieligen Heeres von Agenten, deren ganze Thätigkeit darin besteht, den Konkurrenzbahnen unabläßig die Transporte abzujagen, belastet den Güter- und Personenverkehr mit einer völlig überflüssigen Auflage.

Dieses, wie bemerkt, einer amtlichen Quelle, nicht etwa einer beliebigen Parteischrift entnommene Sündenregister beweist aufs Neue, daß die Wurzel alles Uebels, der Mittelpunkt aller Beschwerden in der verkehrten Tarifpolitik der amerikanischen Eisenbahnen liegt. Der oberste Grundsatz ihrer Tarifpolitik ist die Heimlichkeit der Frachtsätze, während die Eisenbahnen anderer zivilisirter Länder an der Regel festhalten, daß ihr thatsächliches Monopol auch die unbedingte Oeffentlichkeit aller Preise bedingt, und daß die veröffentlichten Tarife für Jedermann gleichmäßig Anwendung finden müssen. In Preußen wird dies beispielsweise schon anerkannt in dem grundlegenden Gesetze vom 3. November 1838, dessen § 26 lautet: „Die Eisenbahngesellschaft muß 1., den angenommenen Tarif beim Beginn des Transportbetriebes und die späteren Aenderungen sofort bei deren Eintritt, im Falle der Erhöhung aber sechs Wochen vor Anwendung derselben, der Regierung anzeigen und öffentlich bekannt machen und 2., für die angesetzten Preise alle zur Fortschaffung aufgegebenen Waaren, ohne Unterschied der Interessenten befördern." Aehnliche Bestimmungen gelten in den übrigen europäischen Staaten, England nicht ausgenommen. Abweichungen bestehen allenfalls in der Art und Weise, wie die Veröffentlichung zu bewirken ist, auch läßt sich nicht leugnen, daß, besonders in den Ländern des Privatbahnsystems, nicht immer mit Sicherheit auf eine Beachtung der Vorschriften über die Veröffentlichung und gleichmäßige Anwendung der Tarife zu rechnen ist. In den Vereinigten Staaten dagegen schreibt kein Gesetz, keine Behörde den Eisenbahnen die

Veröffentlichung ihrer Tarife vor, und wenn diese gleichwohl hie und da erfolgt, so ist das ein freies Belieben der Bahnen. Sie können jederzeit damit wieder aufhören, gewähren aber auch nicht die geringste Bürgschaft dafür, daß nach den veröffentlichten Tarifen für Jedermann gefahren wird. — Dieser Umstand, diese Freiheit der Eisenbahnen, ihre Tarife geheim zu halten, zieht alle anderen im Eisenbahnwesen vorhandenen Uebelstände nach sich, wie das auch der vorgedachte Bericht offen und freimüthig ausspricht. So lange daher in dieser Beziehung nicht Wandel geschaffen wird, können diese Beschwerden über die Eisenbahnen, deren Berechtigung kaum noch Jemand bestreitet, nicht aufhören.

Indessen, eine gute Seite soll nach der herrschenden Ansicht doch auch die Tariffreiheit haben. Sie hat angeblich bewirkt, daß die „Gütertarife der Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten niedriger sind, als irgendwo in der ganzen Welt"*). Wäre diese Behauptung zutreffend, so würde eine solche Thatsache allerdings ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegenüber den vorgeschilderten Unzuträglichkeiten bilden. In wenigen Ländern spielen die Beförderungskosten eine so gewichtige Rolle für die Erschließung der Hülfsquellen des Landes, für die Förderung von Handel, Verkehr, Gewerbe und Landwirthschaft, wie in den weiten Gebieten der Vereinigten Staaten. Wenn also wirklich die Eisenbahnpolitik diese Kosten auf einen so ungewöhnlich niedrigen Stand herabgedrückt hätte, so hätten sich die Eisenbahnen in der That ein hohes Verdienst um die Wohlfahrt des Landes erworben. Geht man nun freilich dieser Behauptung auf den Grund und prüft, in welcher Weise die Angaben über die Höhe der Gütertarife ermittelt sind, so kann man die Richtigkeit derselben nur in beschränktem Umfange zugeben. Wenn in einem bestimmten Gebiete die gleiche Menge Güter, einerlei wieviel gleichzeitig aufgegeben und in welcher Art und Weise sie befördert werden, den gleichen Satz auf die gleiche Entfernung zu bezahlen hat, so bedarf es keiner weitläufigen Rechnung, um den Einheitstariffatz zu finden, und der Vergleich desselben mit dem anderer Länder ist leicht anzustellen. Diese Voraussetzung trifft aber natürlich für die Vereinigten Staaten von Amerika nicht zu. Nicht nur ist in den verschiedenen Gebieten des Landes die Höhe der Frachtsätze verschieden — in den östlichen Staaten sind dieselben erheblich niedriger, als in den westlichen, — sondern die Frachtsätze sind auch für den Verkehr auf kleineren Strecken oft bedeutend höher, als für den großen, durchgehenden Verkehr.

*) Dieser Satz findet sich in einem streng wissenschaftlichen, ernsten und im Ganzen vortrefflichen, wenn auch nicht von Unrichtigkeiten freien Buche des Professor Hadley in Yale College (New-Haven): Railroad Transportation. Its history and its laws. New-York 1885. S. 104.

Das Tarifsystem der amerikanischen Eisenbahnen ist zudem ein ausgesprochenes Werthklassifikationssystem, in welchem nicht nur die verschiedenen Frachtgegenstände verschiedene Preise bezahlen, sondern auch die Frachten nach der Menge der gleichzeitig aufgegebenen Güter (Stückgut, Wagenladungsgut), nach der Art der Beförderung verschieden bemessen sind. Um, aller dieser Verschiedenheiten ungeachtet, gleichwohl einen Maßstab für die Höhe der Gütertarife zu gewinnen, hat man sich daher in eigenthümlicher Weise geholfen. Man hat einen Durchschnittsfrachtsatz dadurch ermittelt, daß man die Gesammteinnahmen aus dem Güterverkehr aller Eisenbahnen der Vereinigten Staaten mit der Anzahl der gefahrenen Gütermeilen theilte. Die so gewonnene Durchschnittszahl ist nun aber nicht sowohl der Frachtsatz, als vielmehr die Durchschnittseinnahme von jeder Tonne Gut. Sieht man nun auch ganz davon ab, daß die Zahlen sowohl für die Einnahmen als die gefahrenen Gütermeilen durch unzuverlässige statistische Ermittelungen gefunden, also ganz gewiß nur annähernd richtig sind, so gewähren dieselben für die Höhe der Tarife, zu welchen das Gut gefahren ist, gar keinen Anhalt. Um sich hierüber ein Urtheil zu bilden, giebt es in Ermanglung obiger Voraussetzung nur ein Mittel, man muß die Tarife einer Bahn für die einzelnen Gegenstände selbst einsehen, und, sofern nicht Tarifeinheitssätze — Sätze für die Tonne und Meile — von den Bahnen veröffentlicht werden (in Preußen ist eine solche Veröffentlichung und alljährliche Mittheilung an den Landtag gesetzlich vorgeschrieben, in Amerika findet sich dieselbe nur ganz vereinzelt), diese Einheitssätze durch Theilung der Tarifsätze mit den Entfernungen zu ermitteln suchen. Bei dem durchweg unvollständigen und unzuverlässigen Tarifmaterial der amerikanischen Bahnen ist das allerdings eine mühsame Arbeit. Ich habe für eine der wichtigeren nordwestlichen Bahnen der Vereinigten Staaten, deren Tarifmaterial mir bei meiner Anwesenheit an Ort und Stelle auf unmittelbare Anordnung der leitenden Personen zur Verfügung gestellt wurde, eine solche Arbeit unternommen, und, um wenigstens einen ungefähren Anhaltspunkt für die absolute und verhältnißmäßige Höhe dieser Sätze zu gewinnen, dieselben mit den Einheitssätzen der preußischen Staatsbahnen zusammengestellt und verglichen*). Nach unseren Begriffen sind diese amerikanischen Tarife geradezu unerschwinglich hoch. Obgleich ich selbst alle möglichen Vorbehalte für etwaige Schlüsse aus dieser Gegenüberstellung gemacht habe, hat man in Amerika diese Ver-

*) Vergl. „Die Lokaltarife der Eisenbahnen des amerikanischen Nordwestens“ und „Getreidefrachten der amerikanischen Eisenbahnen“ in v. d. Leyen, Die nordamerikanischen Eisenbahnen. S. 237 ff. und S. 317 ff.

gleichung doch übel vermerkt, nur von einer Seite, deren Urtheil für mich allerdings von besonders hohem Werth war, ist mir zugegeben worden, daß der von mir gewählte Weg der einzig mögliche sei, um eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von der Höhe nordamerikanischer, im Vergleich mit preußischen Tarifen zu gewinnen. Wenn ich nur diese amerikanischen Tarife verglich, so hatte dies seinen sehr einfachen Grund darin, daß mir andere nicht zugänglich waren. Ich habe dabei ausdrücklich die Gründe erörtert, welche die Höhe jener Tarife für das Gebiet, in welchem sie gelten, auch in meinen Augen vollständig rechtfertigen, und habe auch meinen Lesern das Vorhandensein überaus niedriger Tarife, der Getreidetarife der westöstlichen Hauptbahnen, nicht verheimlicht, Tarife, durch welche zugestandener Maßen selbst unter so günstigen, wie den auf jenem Gebiete vorliegenden, Verhältnissen, die Selbstkosten kaum gedeckt werden, und auch bei uns schwerlich gedeckt werden würden. Der Behauptung der Amerikaner, ihre Gütertarife seien die niedrigsten der Welt, wollte ich nur die andere gegenüberstellen, daß es in den Vereinigten Staaten zwar Gegenden giebt mit außerordentlich billigen Tarifen, jedoch auch Gegenden mit außergewöhnlich hohen Tarifen, beides im Vergleich mit den Tarifen der preußischen Staatsbahnen. Will man den Einfluß der Eisenbahnen auf den Verkehr richtig beurtheilen, so bildet der in amerikanischer Weise gefundene Durchschnittseinnahmesatz für ein ganzes Land für ein solches Urtheil eben keine brauchbare Grundlage. Den Landwirthen im Nordwesten der Vereinigten Staaten kann es ganz gleichgültig sein, zu welchen Sätzen das Getreide im Osten gefahren wird, so lange sie die vier- bis sechsfachen Frachten zu zahlen haben. Die billigen Tarife gelten in den Gegenden, in welchen der Verkehr ein besonders dichter ist und für die Beförderung der Massengüter. Die Einnahmen aus diesen Transporten sind also gering, und haben natürlich einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Ermäßigung des Durchschnittseinnahmesatzes; umgekehrt wird in den dünnbevölkerten Gebieten der hohen Tarife nur wenig gefahren und die hohen Einnahmen aus geringen Transporten sind ohne wesentliche Bedeutung für den Durchschnittssatz.

Die Behauptung, die amerikanischen Gütertarife seien die billigsten der Welt, ist also meiner Meinung nach nicht bewiesen, und auf dem von den Amerikanern eingeschlagenen Wege überhaupt nicht zu beweisen.

II.

Hat sich in den letzten Jahren die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände verallgemeinert, so blieb doch vielfach die Abneigung dagegen bestehen, eine Besserung mit Hülfe der staatlichen

Gesetzgebung zu versuchen. Dieses Mittel widerspricht dem amerikanischen Grundsatze des: Help yourself. Es bedurfte daher langer Erfahrungen, bis die Einsicht reifte, daß gegen die Schäden des Eisenbahnwesens mit der bloßen Selbsthülfe nichts, oder nur wenig auszurichten sei. Auf eine Beseitigung der Mängel durch die Konkurrenz der Eisenbahnen rechnet man freilich in den Vereinigten Staaten schon längst nicht mehr. Nur ganz vereinzelt verspricht man sich von diesem Mittel noch Erfolg, neuerdings in einem nicht uninteressanten Buche von James Hudson: The Railways and the Republic. (New-York 1886). Im Allgemeinen aber hat man allseitig zu schlimme Erfahrungen mit der Konkurrenz gemacht, um von dieser noch etwas zu erwarten. In einer am 6. Januar 1887 im Senate der Vereinigten Staaten gehaltenen Rede giebt der Senator O. H. Platt (von Connecticut) den herrschenden Anschauungen über die Konkurrenz mit folgenden scharfen Worten, Ausdruck: „Ich habe wohl den Lehrsatz gehört: Konkurrenz ist die Seele des Handels. Ich habe auch viel reden hören, von dem sog. Gesetze des natürlichen, des gesellschaftlichen, des wissenschaftlichen Lebens, dem Gesetze des Wettbetriebes und des Ueberlebens des Stärksten. In dem Sinne, in welchem man sich auf diese Gesetze beruft, leugne und verwerfe ich beide. Es giebt einen Wettbewerb, der nicht gesetzlich, nicht rechtlich, nicht anständig ist. Es giebt eine Ausartung des Wettbewerbs, welche einfach zu Krieg und Kampf wird, ein Krieg, welcher eingeleitet und geführt wird nach dem alten Grundsatz, daß in der Liebe und im Kriege Alles erlaubt ist. Wenn unter Wettbewerb und Ueberleben des Stärksten eine Vernichtung des Schwächeren im Wettbewerb verstanden wird, so ist dies unchristlich und unrepublikanisch. Wäre diese Art von Wettbewerb gestattet, sie würde uns in die Barbarei zurückversetzen. Es würde der alte heidnische, der alte despotische Gedanke sein: Macht geht vor Recht; die Menschen werden regiert durch den Arm der Starken, nicht durch das Sittengesetz. Der Grundsatz findet seinen Ausdruck in der gemeinen Redensart: „Jedermann für sich selbst und der Teufel hole den letzten". Und solch' ein Wettbewerb soll verlangt werden durch Grundsätze der Staatspolitik! Je eher eine Regierung solchem Wettbewerb ein Ende macht, desto eher wird für die Menschheit der Weg frei und offen sein zu ihrem letzten und höchsten Zielen, desto mehr werden die Regierungen sich der Glückseligkeit der Völker nähern." In ähnlichen Worten hat sich neuerdings auch Charles Francis Adams über die Konkurrenz ausgesprochen.

Eine Besserung der herrschenden Zustände versprach man sich dagegen von der seit etwa 10 Jahren versuchten Einrichtung von Verkehrsverbän-

den. Verträge zwischen Eisenbahnen, die in Wettbewerb mit einander stehen, über die Theilung des Verkehrs, nennt das Volk in den Vereinigten Staaten Pools. Der Ausdruck ist dem Hazardspiel entlehnt, in welchem Pool soviel bedeutet, als „Einsatz". Wer denselben erfunden hat, ist mir nicht bekannt. Sicherlich aber hat diese Bezeichnung viel dazu beigetragen, die öffentliche Meinung gegen solche Verbände von Anfang an einzunehmen. Man suchte hinter denselben etwas, was sie nicht waren, jedenfalls nicht sein wollten, geheime Verträge früherer Gegner zur gemeinschaftlichen Ausbeutung des Publikums; man befürchtete von ihnen eine Monopolisirung des Eisenbahnverkehrs weiter Gebiete und sah in den Pools vielfach die Monopole allerschlimmster Art. Die zahlreichen Monopolbekämpfungsvereine setzten daher auf ihr Programm auch die Forderung einer Beseitigung der Pools.

Des ungeachtet haben sich die Pools stetig vermehrt, weiter ausgedehnt und gekräftigt; und schlimme Erfahrungen mit denselben sind eigentlich nirgendwo bekannt geworden. Ein besonderes Verdienst um die Verbreitung dieser Verbände, wie wir sie nennen, hat ein deutscher Landsmann, der eine hervorragende Stellung in der amerikanischen Eisenbahnwelt einnimmt, Albert Fink, der Vorsitzende des größten, von ihm selbst organisirten Verkehrsverbandes, der sog. Trunk Line Pool, d. h. des Verbandes der großen und mächtigsten Eisenbahnen, welche den Verkehr zwischen den atlantischen Häfen und den großen Seeen vermitteln. Die Anfänge seiner Thätigkeit habe ich in dem Eingangs dieses angezogenen Aufsatzes geschildert; mit seinen Schöpfungen habe ich mich ferner an anderer Stelle*) eingehender beschäftigt. Fink ist es gelungen, geordnete und regelmäßige Zustände auf einem der verworrensten Verkehrsgebiete herzustellen, und wiederholt längere Zeit hindurch aufrecht zu erhalten. Nirgendwo herrschte eine solche Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit der Tarife, eine solche maßlose Preisschleuderung, ein so ungesundes Rebattenwesen, als in diesen Landestheilen, welche von fünf der mächtigsten und reichsten, einander ziemlich ebenbürtigen Eisenbahngesellschaften durchzogen sind. Fink hat es erreicht, daß diese Gesellschaften sich nicht mehr bekämpfen, sondern Verständigung mit einander suchen; er hat die Wege geebnet, auf welchen Verständigungen herbeigeführt, Meinungsverschiedenheiten ausgeglichen werden können. Die Folge davon war eine größere Stetigkeit aller Tarife, eine öffentliche Bekanntmachung derselben, eine Verminderung der Rebatten, an deren Gewährung keine der Bahnen

*) Vergl. den Aufsatz: Eisenbahnkriege und Eisenbahnverbände in meinem oben angeführten Buche.

mehr erhebliches Interesse hatte. Dabei sind die Tarife nicht wesentlich heraufgesetzt worden, es sind nur die Kriegstarife, welche nach allgemeinem Zugeständniß die Selbstkosten nicht mehr deckten, nach kurzem Bestehen stets wieder beseitigt. Für einzelne Gegenstände, u. A. den sehr wichtigen Stapelartikel Getreide, sind aber, wie oben bereits bemerkt, heute noch die Frachten so billig, wie wir sie in Deutschland kaum irgendwo finden. Endlich aber hat Fink durch genaue Ueberwachung des Verkehrs, durch regelmäßige Aufzeichnung seiner Bewegungen — deren Ergebnisse von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden — eine tiefe und richtige Einsicht in denselben und damit die Grundlagen für eine verständige Tarifpolitik gewonnen.

Andere Pools sind nach dem Muster der Fink'schen gebildet, und es zeigte sich das Bestreben, ihm auch in der Verwaltung derselben nachzueifern. Die schwache Seite der Verbände war die, daß die Abmachungen derselben durch die Gerichte nicht anerkannt werden. Fink erstrebte daher eine Anerkennung seiner Schöpfungen durch das Gesetz; er erhoffte davon weitere Verbreitung und Festigung derselben, und glaubte, daß sich auf diesem Wege eine befriedigende Lösung der mannichfachen Schwierigkeiten finden werde.

Seine praktischen Erfahrungen und seine von vollster Sachkenntniß getragenen Aeußerungen haben aber die Abneigung gegen die Pools nicht zu beseitigen vermocht. Gerade umgekehrt hat die Gesetzgebung dieselben dem allgemeinen Vorurtheil geradezu geopfert.

III.

Da also das Mittel der freien Konkurrenz und der freiwilligen Verständigung versagten, so blieb nur übrig, gegen die Eisenbahnen im Wege der Gesetzgebung vorzugehen. Von diesem Mittel aber konnten einstweilen nur die Einzelstaaten Gebrauch machen. Bis in die Mitte der sechziger Jahre hatten diese hauptsächlich Eisenbahngesetze erlassen zwecks thunlichster Förderung des Eisenbahnbaues. Einige hatten außerdem Gesetze über die Besteuerung der Bahnen gegeben, andere denselben gewiße Vorsichtsmaßregeln Unfällen gegenüber zur Pflicht gemacht. Eine Vorstellung, daß die Eisenbahnen einmal die ihnen verliehene Machtfülle mißbrauchen könnten, war unbekannt bis zum Ausbruch der sog. Grangerbewegung. Nach Beendigung des Bürgerkrieges war der Eisenbahnbau im Westen bedeutend vorgeschritten. Einer der wichtigsten Beförderungsgegenstände für die dortigen Bahnen bildete der Weizen. Bei der starken Ausdehnung des Weizenbaues aber gingen die Preise plötzlich herunter, die Eisenbahnen zeigten sich nicht geneigt, auch ihrerseits die Frachten

zu ermäßigen, im Gegentheil, sie erhoben, vor Allem auf kleinen Strecken und da wo sie den Verkehr allein beherrschten, möglichst hohe Frachten, und fuhren gleichzeitig unter dem Druck der Konkurrenz auf längeren Strecken zu viel billigeren Tarifen. Alsbald richtete sich der ganze Zorn der Landwirthe gegen dieses Verfahren. Es wurden Gesetze zum Schutze des Publikums gegen die Bahnen, zur Regelung der Gütertarife immer stürmischer gefordert und auch in einzelnen Staaten erlassen, Gesetze, welche zum Theil über das Ziel hinaus gingen, indem sie, wie in Wisconsin, so niedrige Frachten anordneten, daß die Eisenbahnen aufhörten, etwas zu verdienen, und der Eisenbahnbau gänzlich ins Stocken gerieth. Das Eisenbahngesetz dieses Staates, Potter Law genannt, mußte schon nach 2 Jahren in wesentlichen Punkten geändert werden. Aehnlich ging es mit den sog. Granger-Gesetzen in den Staaten Illinois und Iowa. Das allzuscharfe und zu unvermittelte Vorgehen der Gesetzgebung und die Aufreizung der öffentlichen Meinung durch die Eisenbahnen in entgegengesetzter Richtung hatte die weitere unliebsame Folge, daß in einigen Staaten die Gerichte sich weigerten, diese Gesetze als giltig anzuerkennen, weil sie einen Eingriff in wohlerworbene Privatrechte darstellten*). Die Folge dieser Staatsgesetzgebung war eine länger dauernde Rechtsunsicherheit. Erst allmählich verstanden sich die Eisenbahnen dazu, der öffentlichen Meinung durch Abstellung grober Mißbräuche gewisse Zugeständnisse zu machen, und es entwickelte sich ein leidliches Verhältniß derselben zu dem Publikum. Dieser Granger-Bewegung verdanken ihre Entstehung die Eisenbahngesetze der Staaten Illinois, Iowa, Wisconsin, Michigan, Minnesota und Missouri. In denselben wurden auch besondere Behörden — Railroad Commissions — zur Ueberwachung der Ausführung der Gesetze eingesetzt.

Andersartig sind die Eisenbahngesetze einiger der östlichen Staaten, nach dem Muster von Massachusetts. Auch dort wurden Eisenbahnämter errichtet, deren Aufgabe aber im wesentlichen nur darin bestand, Mißbräuche der Eisenbahnen, Beschwerden gegen dieselben zu untersuchen und durch Veröffentlichung der Ergebnisse, sowie von Vorschlägen zur Beseitigung der hervorgetretenen Mißstände die Eisenbahnen zur gutwilligen Abstellung der Beschwerden zu bestimmen. — In wieder anderen Staaten tragen die Eisenbahngesetze und die Eisenbahnbehörden einen gemischten Charakter; in einzelnen sind zwar Eisenbahngesetze, aber zur Ausführung

*) Aehnlich in England im Jahre 1886. Der dem Parlamente von Mr. Mundella vorgelegte Gesetzentwurf, in welchem u. A. den Eisenbahnen die Aufstellung einer neuen Güterklassifikation und neuer Maximaltarife aufgegeben war, wurde von diesen verdächtigt wegen seines „confiscatory character".

derselben keine besonderen Behörden. Die letztere obliegt ausschließlich den ordentlichen Gerichten und Verwaltungsbehörden.

Eine vollständige und zuverlässige Uebersicht über den Stand der Eisenbahngesetzgebung der Einzelstaaten im Jahre 1885 verdanken wir erst der Untersuchung, welche der Senat zur Vorbereitung eines Bundeseisenbahngesetzes durch einen besonderen Ausschuß im Jahre 1885 veranstaltet hat*). Von dem Ausschusse wurden die sämmtlichen Gesetze nebst Berichten der Eisenbahnämter eingefordert, einzelne der Railway Commissioners vernommen, andere haben schriftliche Aeußerungen eingereicht. In dem Berichte (S. 64—137) werden die Ergebnisse zusammengestellt, und der wesentliche Inhalt der einzelnen Gesetze mitgetheilt und unter Umständen kritisch erläutert. Hiernach besitzen von den 39 Staaten und 7 Territorien der Union (außer Alaska) 10 Staaten und 6 Territorien gar keine oder so gut wie gar keine Eisenbahngesetze. Es sind dies die Staaten Arkansas, Delaware, Florida, Indiana, Louisiana, Maryland, Pennsylvania, New-Jersey, Tennessee und Westvirginia und die Territorien Arizona, Idaho, New-Mexico, Washington, Wyoming und Utah. Von den übrigen 30 Staaten und Territorien haben fünf (Nevada, North Carolina, Oregon, Texas und Montana) Gesetze, aber keine Eisenbahnämter, 25 Gesetze und Eisenbahnämter. Die letzteren sind — das Jahr der Gesetzgebung ist in Klammern den einzelnen Staaten beigefügt — folgende: New Hampshire (1844), Connecticut (1853), Vermont (1855), Maine (1858), Ohio (1867), Massachusetts (1869), Illinois (1871), Michigan (1873), Wisconsin und Minnesota (1874), Missouri (1875), California und Virginia (1876), Iowa und South-Carolina (1878), Georgia (1879), Kentucky (1880), Alabama (1881), New-York (1882), Kansas (1883), Mississippi (1884), Nebraska, Colorado und Dacota (1885). In den Jahren 1880—85 sind also allein in acht Staaten neue Eisenbahnämter geschaffen, unzweifelhaft in Folge der steigenden, durch die Krisis der Jahre 1883 und 1884 noch verschärften Erbitterung des Publikums gegen die Eisenbahnen.

Der Inhalt der Staatsgesetze, dessen Einzelheiten aus dem Senatsberichte ersehen werden mögen, ist ein ungemein buntscheckiger, obgleich vielfach ein Gesetz von dem andern in wichtigen Bestimmungen abgeschrieben worden ist. Ein bis zu einem gewissen Grade günstiger Erfolg dieser Gesetze läßt sich gleichwohl nicht verkennen. Die Behörden haben wiederholt einen lobenswerthen Eifer entwickelt und sich auch von dem Einfluß der Eisenbahnen unabhängig zu halten verstanden. Es ist gelungen, mancherlei Mißbräuche ans Licht zu ziehen, und den Widerstand

*) S. unten S. 528.

der Eisenbahnen gegen Beseitigung derselben langsam zu brechen. Die Eisenbahnen haben sich an die Kontrolle der Behörden und der öffentlichen Meinung gewöhnt, und Maßnahmen vermieden, welche sie unter dem Druck derselben auf die Dauer nicht hätten aufrecht erhalten können. Besonders überraschend war der günstige Einfluß des New-Yorker Eisenbahnamtes selbst so mächtigen Privatbahnen gegenüber, wie sie in diesem Staate vorhanden sind.

In einem sehr wesentlichen Punkte aber war durch die staatliche Gesetzgebung nichts erreicht. Dieselbe hatte nur Geltung bis zu den Grenzen des Einzelstaates, für welchen die Gesetze erlassen waren. Da sich die Netze fast aller größerer Eisenbahnen über das Gebiet zweier oder mehrerer Staaten ausdehnten, so galt für die verschiedenen Strecken derselben verschiedenes Recht. Was auf der einen Strecke erlaubt war, war u. U. auf der andern verboten. Daraus entwickelte sich eine bedauerliche Unklarheit und Unsicherheit, um so mehr, als auch die Rechtsprechung nicht nur in den Einzelstaaten, sondern auch bei den Gerichtshöfen desselben Staates eine schwankende war. Ein weiterer Uebelstand verblieb der, daß die einzelstaatlichen Gesetze sich nur auf den Verkehr bezogen, welcher sich innerhalb der Staatsgrenzen bewegte. Sobald ein durchgehender Transport sei es auf einer, sei es auf mehreren anstoßenden Bahnen das Gebiet zweier oder mehrerer Staaten berührte, war er der Zuständigkeit der einzelstaatlichen Gesetzgebung entzogen. Ob letzteres der Fall, war allerdings bis in die jüngste Zeit rechtlich nicht unbestritten. Erst neuerdings kam die Frage zur Entscheidung des Oberbundesgerichts, welches in einem Urtheil vom 25. Oktober 1886 dahin erkannte, daß der Gerichtshof eines Einzelstaates über die Beförderungsbedingungen für einen das Gebiet mehrerer Staaten berührenden Transport zu erkennen nicht befugt sei. Der Entscheidung lag folgender Fall zu Grunde: Die Wabash St.-Louis and Pacific-Eisenbahn hatte an demselben Tage Frachtgüter derselben Art für *einen* Verfrachter auf der Strecke Peoria (Illinois) nach New-York zu dem Preise von 15 Cents für 100 Pfund, für einen *anderen* Verfrachter von Gilman (Illinois) nach New-York zu dem Preise von 25 Cents für 100 Pfund befördert. Nach den Gesetzen des Staates Illinois sind sog. ungerechte Unterscheidungen (unjust discriminations) bei der Frachtberechnung verboten. Da hier ein Fall ungerechter Unterscheidung unzweifelhaft vorlag, so hatte der höchste Gerichtshof für Illinois die genannte Bahn einer solchen für schuldig erklärt. Dieses Urtheil wurde vom Oberbundesgericht *vernichtet*, weil hier ein *zwischenstaatlicher Transport* vorliege, auf welcher die Gesetze eines Einzelstaates keine Anwendung finden.

Hiernach war eine nachhaltige und wirksame Hülfe nur möglich durch ein Ineinandergreifen der einzelstaatlichen und der bundesstaatlichen Gesetze. Die Verfassung der Vereinigten Staaten enthält glücklicher Weise eine Bestimmung, welche der Bundesgewalt die Zuständigkeit zu einem solchen Eingreifen überweist. In Artikel I, Abschnitt 8 § 3 der Verfassung heißt es: „The Congress shall have power to regulate commerce with foreign nations and among the several States and with the Indian tribes", und weiter: „to make all laws which shall be necessary and proper for carrying into execution the foregoing powers." Diese Bestimmung ist von je her so ausgelegt, daß dem Kongreß das Gesetzgebungsrecht für den Verkehr zwischen den Einzelstaaten zustehe. Auf Grund dieser Befugniß hat der Kongreß nicht nur wiederholt Gesetze über den Verkehr auf Flüssen und Kanälen sowie über den Seeschifffahrtsverkehr erlassen, sondern in zwei Fällen auch vereinzelte Bestimmungen hinsichtlich des zwischenstaatlichen Eisenbahnverkehrs getroffen. In einem Bundesgesetze vom 15. Juli 1866 werden die in einem Einzelstaate konzessionirten Eisenbahnen ermächtigt, gegen Entgelt Reisende und Frachtgüter von einem Staate zum andern zu fahren und sich mit den Eisenbahnstrecken in anderen Staaten zu durchgehenden Linien zu vereinigen. Durch ein Gesetz vom 1. Oktober 1873 werden fernere Bestimmungen über die Beförderung von Vieh zwischen den Einzelstaaten, sei es auf der Eisenbahn, sei es zu Schiff, getroffen.

Eine allgemeine Regelung des zwischenstaatlichen Eisenbahnverkehrs durch ein Bundesgesetz wurde seit länger als funfzehn Jahren erstrebt. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist bekanntlich verfassungsmäßig nicht berechtigt, derartige Gesetzentwürfe dem Kongreß vorzulegen. Die Anregung zu denselben mußte also aus einem der beiden Häuser hervorgehen. Seit dem Jahre 1878 ist im Repräsentantenhause der texanische Abgeordnete John H. Reagan ein unermüdlicher Vorkämpfer auf diesem Gebiete der Gesetzgebung. Ein von ihm 1878 im Repräsentantenhause eingebrachter Gesetzentwurf wurde sogar in diesem angenommen, erhielt indessen nicht die Zustimmung des Senats. Reagan wiederholte diese Versuche in den folgenden Jahren theils allein, theils in Gemeinschaft mit anderen Mitgliedern des Unterhauses, fand auch bei Senatoren Unterstützung seiner Bestrebungen, erreichte indessen keinen besseren Erfolg. Die immer wieder eingebrachten Gesetzentwürfe wurden wohl in Ausschüssen vorberathen, auch in einem der beiden Häuser des Kongresses einmal angenommen, ein übereinstimmender Beschluß beider Häuser war nicht zu erzielen.

Die Eisenbahnen hatten sich solchen Bestrebungen gegenüber zuerst gänzlich ablehnend verhalten und das Ihrige dazu beigetragen, um das Zustandekommen eines Gesetzes zu vereiteln. Erst ganz allmählich änderte sich ihre Stellung. Einerseits brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß sie hier einem öffentlichen Verlangen von solcher Entschiedenheit und Nachhaltigkeit gegenüberstanden, daß etwas zur Befriedigung desselben geschehen mußte. Andrerseits gewannen sie einem Bundesgesetze doch auch andere, für sie vortheilhafte Seiten ab. Der wesentliche Inhalt der verschiedenen Gesetzentwürfe betraf zwei Punkte: Einmal die Regelung der Eisenbahntarife, d. h. Beseitigung der Ungleichmäßigkeiten, des abnormen Verhältnisses der Tarife für kurze zu denen für weite Strecken, des Rebattenunwesens; kurz Oeffentlichkeit und Stetigkeit der Tarife. Sodann die Einsetzung einer Bundeseisenbahnbehörde, über deren Befugnisse die Ansichten allerdings weit auseinander gingen. Die letztere war den Eisenbahnen nicht erwünscht. Sie konnte, wenn sie mit wirksamen Rechten ausgestattet war, unter Umständen sehr unbequem werden. Die Tarifzustände waren aber auch für die Eisenbahnen wenig erfreulich. Unter den nie aufhörenden Tarifkriegen litten ihre Einnahmen. Die Kriege selbst arteten immer mehr aus zu unsinnigen Klopffechtereien, sei es der Präsidenten der Eisenbahngesellschaften, sei es untergeordneter Personen, welche sich, ohne daß die Verwaltung es wußte, aus reiner Bosheit, weil Einer dem Andern die Transporte nicht gönnte, die Frachten abjagten. Einige der mächtigsten Eisenbahnen scheinen zu Gunsten eines Bundesgesetzes schließlich durch die Tarifkriege der Jahre 1884 und 1885 umgestimmt zu sein. Der New-York-Central- and Hudson-Riverbahn war für ihre einträglichste Linie, die von New-York den Hudson entlang nach Norden und von Albany nach Buffalo führende Stammbahn eine Konkurrenzbahn auf dem gegenüberliegenden Ufer des Hudson, die West-Shore and Buffalo Eisenbahn, gebaut, welche sofort nach ihrer Vollendung im Spätherbst 1883 mit einem allgemeinen Werfen der Personen- und Gütertarife begann. Anfangs ließ die ältere Bahn dies vornehm unbeachtet, bald aber hatte dies Vorgehen eine solche Schmälerung der Einnahmen ihres Hauptbesitzers, des bekannten Eisenbahnkönigs William Vanderbilt zur Folge, daß er nothgedrungen nachfolgen mußte und nunmehr sogar das ganze mühsam errichtete und zusammengehaltene Gebäude des Trunk Line Pool ins Wanken gerieth. Der Vorsitzende desselben, Albert Fink, wurde der Sache überdrüssig; er zog sich mit längerem Urlaub vom Schauplatze zurück und die Hauptbahnen sahen sich einem neuen Chaos gegenüber. Nur mit großen Schwierigkeiten gelang die Wiederherstellung der Ordnung nach Verschmelzung der beiden vorgedachten Konkurrenz-

bahnen. Das zweite Ereigniß war der wilde Tarifkrieg zwischen den Ueberlandbahnen im Personen- und Güterverkehr. Die fortschreitende Verdichtung dieses großartigen Netzes, der Eintritt neuer Linien in dasselbe hatte zur Folge, daß die zwischen den ursprünglichen Hauptbetheiligten im Jahre 1883 getroffene Vereinbarung über die Theilung der Transporte — die Transcontinental Railroad Association — sich nicht aufrecht erhalten ließ, Personen und Güter mehr und mehr zu Schleuderpreisen befördert wurden, und die Einnahmen von Monat zu Monat tiefer sanken.

Solche Zustände konnten durch ein Tarifgesetz vielleicht geändert werden. Ein gesetzlicher Zwang zur Herbeiführung geordneter Tarifzustände schränkte zwar die eigene Freiheit ein, verhinderte aber auch den Mitbewerber an dem Vornehmen schädigender Maßregeln.

Bei dieser Sachlage fand ein neuer Vorstoß des Senators Cullom im Senate günstige Aufnahme. Am 17. März 1885 wurde vom Senate ein von ihm gestellter Antrag dahin gehend angenommen:

„Es ist ein Ausschuß von fünf Senatoren einzusetzen, behufs Untersuchung und Bericht über die Regelung des Verkehrs auf den Eisenbahnen und Wasserstraßen in Verbindung oder in Wettbewerb mit den gedachten Eisenbahnen für den Güter- und Personenverkehr zwischen den Einzelstaaten. Der Ausschuß hat die Befugniß, während der Vertagung des Kongresses zu sitzen, Zeugen zu vernehmen und Alles zu thun, was erforderlich ist, um den Gegenstand gründlich zu prüfen; er hat dem Senate am oder vor dem zweiten Montage des nächsten Dezember Bericht zu erstatten. Der Ausschuß kann einen Schriftführer und Stenographen zuziehen. Die Ausgaben der Untersuchung sind zu bestreiten aus den für derartige Untersuchungen und Ermittelungen dem Senate zur Verfügung stehenden Geldmitteln."

Die Untersuchung wurde während des übrigen Theils der Jahre 1885 in der üblichen Weise durch Einforderung von schriftlichen Aeußerungen und Vernehmungen zahlreicher Personen als Zeugen und Sachverständige vorgenommen, der Bericht am 18. Januar 1886 dem Senate vorgelegt*). Derselbe besteht aus drei Theilen, dem Bericht selbst (216 Seiten), den schriftlichen Erklärungen der befragten Personen und Körperschaften (247 Seiten) und den stenographischen Verhandlungen über die mündlichen Vernehmungen der Zeugen und Sachverständigen (1456 Seiten). In dem Berichte ist eine Fülle des interessantesten und z. Th. früher kaum zugänglichen Materials zur Beurtheilung der Eisenbahnzu-

*) Den Titel des Berichts vergl. oben Anm. **) auf S. 514.

stände in den Vereinigten Staaten enthalten. Derselbe war begleitet von einem neuen Gesetzentwurf (A Bill to regulate Commerce), welcher nach dem Berichterstatter Cullom Bill bezeichnet wird. Nach zweimaliger Lesung ging der Gesetzentwurf an einen Ausschuß, welcher ihn in einzelnen Punkten änderte, und dem Senate am 14. April 1886 wieder vorlegte. Dieser nahm den Entwurf am 12. Mai 1886 an und gab ihn an das Repräsentantenhaus weiter. Der Ausschuß des letzteren befürwortete indessen die Annahme eines von der Cullom Bill wesentlich abweichenden, von dem Abg. Reagan vorgeschlagenen Entwurfs, dessen Annahme am 22. Mai 1886 erfolgte. Nunmehr lagen zwar abweichende aber doch Beschlüsse beider Häuser vor, und die Entwürfe konnten endlich an den, aus Mitgliedern beider Häuser des Kongresses bestehenden Vermittlungsausschuß (Conference Committee) überwiesen werden. Als der letztere im August 1886 seine Berathungen bis zum Wiederzusammentritt des Kongresses im Dezember vertagte, glaubte man vielfach, daß jetzt auch dieser Versuch zur Lösung der wichtigen Frage im Sande verlaufen, eine Vereinigung der beiden, von einander abweichenden Entwürfe nicht gelingen werde.

Der Entwurf des Senates stellte die wesentlichsten Grundsätze für Aufstellung der Tarife im zwischenstaatlichen Verkehr fest und ordnete die Einsetzung einer Bundesbehörde (Interstate Commerce Commission) an zur Aufsicht über den zwischenstaatlichen Verkehr. Eine derartige Behörde war in dem Entwurf des Repräsentantenhauses nicht vorgesehen. Derselbe beschäftigte sich ausschließlich mit den Eisenbahntarifen. Seine Bestimmungen glichen in einigen Beziehungen denen des Senatsentwurfes, wichen aber, abgesehen von andern weniger wesentlichen Punkten, hauptsächlich darin von demselben ab, daß die Pools untersagt wurden. Der Bericht des Senatsausschusses hatte sich ausdrücklich zu Gunsten der Pools erklärt und der Senatsentwurf nur bestimmt, daß über die Bedeutung und die Wirkungen solcher Verträge eine Untersuchung durch die neue Bundeseisenbahnbehörde angestellt werden solle.

Indessen gleichwohl gelang die Verständigung unter Zustimmung der beiden Hauptantragsteller Cullom und Reagan. Der letztere ließ seinen Widerspruch gegen die Bundesbehörde fallen, welche also nach dem Senatsentwurf bestehen blieb, Cullom dagegen gab die Pools preis, welche verboten wurden. Außerdem wurde der Entwurf noch in anderen weniger erheblichen Punkten geändert und redaktionell ausgefeilt. Mit einem Berichte vom 15. Dezember 1886 gelangte er an den Senat zurück, welcher ihn, nach längerer Verhandlung, am 14. Januar 1887 mit 43 gegen 15 Stimmen annahm. Das Repräsentantenhaus faßte mit einer Mehr-

heit von 219 gegen 41 Stimmen schon am 21. Januar einen gleichlautenden Beschluß und der Präsident der Vereinigten Staaten vollzog das Gesetz am 4. Februar, und ernannte am 22. März 1887 die Mitglieder des Bundesamtes*).

IV.

Der Inhalt des Gesetzes wird am besten verständlich, wenn man die beiden Bestandtheile desselben besonders betrachtet. Amerikanische Gesetze zeichnen sich nach meinen Beobachtungen durch logischen Aufbau überhaupt nicht aus. Einen solchen wird man also umsoweniger von dem vorliegenden Gesetz erwarten, welches durch so viele Hände gegangen und schließlich aus zwei abweichenden Entwürfen nothgedrungen zusammengeschweißt ist. Abgesehen von dem einleitenden und den beiden Schlußparagraphen — in welchen die Beschränkung des Gesetzes auf den zwischenstaatlichen Verkehr und der Zeitpunkt seines Inkrafttretens festgestellt und die zur Ausführung desselben im nächsten Jahr nöthigen Geldmittel ($ 100 000) angewiesen werden — sind diese beiden Bestandtheile eine Art von Eisenbahntarifgesetz und ein Gesetz betreffend die Einsetzung eines Bundesverkehrsamts (wohl richtiger Bundeseisenbahnamts).

*) Ueber die Persönlichkeiten der Mitglieder finde ich die ersten Nachrichten in der New-Yorker angesehenen Eisenbahnwochenschrift: The Railroad Gazette vom 25. März d. J. S. 198 und 205. Die Mitglieder sind 1., Thomas M. Cooley, geb. 1824 in Attica (N.-Y.), studirte die Rechtswissenschaft, war von 1864 bis 1885 Mitglied des Oberbundesgerichts, seitdem Receiver (Massenverwalter) eines der größten Eisenbahnnetze der Vereinigten Staaten, der Wabash St. Louis and Pacific-Bahnen. Er ist Verfasser mehrerer bedeutender juristischer Schriften, auch einer der Verfasser eines ganz vorzüglichen Berichtes über die Frachtverhältnisse der sogenannten westöstlichen Trunk Lines (vgl. hierüber mein Buch: Die nordamerikanischen Eisenbahnen S. 303 ff.). 2., William R. Morrison aus Illinois, gleichfalls Jurist, wiederholt Mitglied des Kongresses, z. Z. 62 Jahr alt. 3., Augustus Schoonmaker, 59 Jahr alt, Rechtsanwalt, eine Zeit lang Richter, Mitglied des Senats seines Heimathsstaates und seit 1883 eines der Mitglieder des von Präsident Cleveland eingesetzten Ausschusses zur Berathung über die Reform des Staatsverwaltungsdienstes. 4., Aldace F. Walter aus Rutland (Vt.), 47 Jahre alt, Jurist, aber mehrfach in Eisenbahnangelegenheiten beschäftigt gewesen. 5., Walter L. Bragg, 1838 geb. in Alabama, studirte an der Harvard University in Cambridge bei Boston, und war der Führer der Demokraten in seinem Heimathsstaate. Von 1881 bis 1885 war er der Vorsitzende des Eisenbahnamts in Alabama. — Die Wahlen werden als außerordentlich glückliche bezeichnet. „Das Amt", so heißt es in der Railroad Gazette, „ist nicht zusammengesetzt aus heruntergekommenen Politikern, oder Eisenbahnmännern dritter Klasse, wie oft prophezeit wurde. Es ist vielmehr eine Körperschaft von Männern hoher, ja hervorragender Stellung. Jeder derselben bringt ein Opfer mit Annahme des Amts, und die Eisenbahnen sowie das Land haben alle Ursache, volles Vertrauen in sie zu setzen. Sie sind ausersehen zu einer in unserer Geschichte einzig dastehenden Aufgabe, einer Aufgabe, verwickelt und schwierig ihrer Natur nach und sehr ungewiß in ihrem Erfolge. Wir sind gewiß, daß sie beim Antritt ihres Amtes von den herzlichen Wünschen aller unserer wohlgesinnten Mitbürger begleitet werden."

Die tarifarischen Bestimmungen befinden sich in den §§ 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 22., und außerdem in den §§ 8 bis 10. Ihr wesentlicher Inhalt geht dahin: Alle Eisenbahntarife (selbstverständlich immer nur im zwischenstaatlichen Verkehr) müssen gerecht und vernünftig (just and reasonable) sein. (§ 1.) Die Tarife sind daher ordnungsmäßig zu veröffentlichen, — sogar die Größe der Buchstaben, mit welchen sie zu drucken sind, wird vorgeschrieben — soweit sie Erhöhungen in Zukunft mit sich bringen, muß die Veröffentlichung 10 Tage vor dem Inkrafttreten der Tarife erfolgen. Für Ermäßigungen ist eine solche Frist nicht vorgesehen. (§ 6.) Die Folge dieser beiden Grundsätze ist das Verbot der Anwendung nicht veröffentlichter (geheimer) Frachtsätze, durch welche einzelne Versender begünstigt oder geschädigt werden. (§§ 2. 3. Abs. 1., 6. Abs. 4.) Außerordentliche Frachtermäßigungen für öffentliche Zwecke, Abonnementsbillets, Rückfahrbillets und dergl. bleiben jedoch erlaubt. (§ 22.) In einem besonderen Paragraphen (§ 4) wird untersagt, auf derselben Linie für eine kürzere Strecke einen höheren Frachtsatz zu berechnen, als für die entferntere Endstation. Hinsichtlich des Verhältnisses der Eisenbahnen unter einander setzen die §§ 3 (Abs. 2) 7 und 5 fest, daß in der Regel für die Beförderung auf Anschlußbahnen in zweckmäßiger Weise Sorge zu tragen ist, daß es untersagt ist, Vereinbarungen zu treffen, durch welche ein zwischenstaatlicher Transport an den Grenzen der Einzelstaaten unterbrochen, dadurch zu einem binnenstaatlichen gemacht und den Bestimmungen des Gesetzes entzogen wird. Es folgt das mehrerwähnte Verbot der Pools, und zwar bildet jeder Tag, an welchem dieselben gleichwohl fortbestehen bleiben, eine besondere Uebertretung.

Hinsichtlich der Uebertretungen dieser Bestimmungen, mögen dieselben in Handlungen oder Unterlassungen bestehen, gilt, daß einmal der durch dieselbe hervorgerufene Schaden zu vergüten ist (§ 8), sodann aber für jeden einzelnen Fall gegen die zuwiderhandelnden Personen eine Geldbuße bis zu $ 5000 festgesetzt werden kann. (§ 10.) Die Klagen gegen die Eisenbahn sind entweder bei dem Bundeseisenbahnamt oder bei den ordentlichen Gerichten zu erheben, so zwar, daß der eine Weg den anderen ausschließt.

Die übrigen Bestimmungen des Gesetzes (§§ 11 bis 21) betreffen die Einsetzung und Organisation eines Bundesverkehrs(eisenbahn)amts (Interstate Commerce Commission), dessen Befugnisse, das Verfahren von derselben. Das Amt hat seinen Sitz in Washington. Es besteht aus fünf Personen, welche auf die Dauer von je sechs Jahren vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt werden und ein Gehalt von je $ 7500 beziehen. Nicht mehr als drei Mitglieder des Amtes dürfen

der gleichen politischen Partei angehören, dieselben dürfen keinerlei Nebenamt bekleiden, es ist ihnen insbesondere auch verboten, Aktien oder Obligationen von Eisenbahnen zu besitzen, oder mit den Eisenbahnen in irgend welchen geschäftlichen Beziehungen zu stehen. Das Amt hat eine Geschäftsordnung zu erlassen sowie Bestimmungen für das Verfahren in den vor ihm geführten Verhandlungen zu treffen. Es ist ihm ein Schriftführer beigegeben, auch kann dasselbe sonstige, zur Erledigung der Geschäfte nöthige Beamten anstellen.

Dieses Amt hat nun einerseits die Pflicht, über die diesem Gesetz unterworfenen Eisenbahnen Aufsicht auszuüben, andererseits das Recht, Beschwerden des Publikums über die Eisenbahnen entgegenzunehmen, zu prüfen und abzustellen, sowie auch selbständig auf Beseitigung der ihm bekannt werdenden Mißstände im Eisenbahnverkehr hinzuwirken. Zu diesem Zwecke haben die Eisenbahnen dem Amte alljährlich Bericht über ihre finanzielle Lage zu erstatten, ihm alle ihre Tarife einzureichen, die mit anderen Bahnen abgeschlossenen Verträge vorzulegen. Das Amt kann die Formen feststellen, in welchen diese Berichte zu erstatten sind. Dasselbe hat auf Grundlage dieser Mittheilungen der Eisenbahnen alljährlich bis zum 1. Dezember dem Staatssekretär des Innern über diese, sowie über seine sonstige Thätigkeit einen Bericht zu erstatten, welcher dem Kongreß vorgelegt wird.

Wenn Beschwerden gegen eine Eisenbahn vor dem Amte erhoben werden, so ist dasselbe mit allen nöthigen Befugnissen ausgestattet, um eine gründliche Untersuchung derselben veranstalten zu können. Es hat das Recht, die Bücher und die Urkunden der Eisenbahn einzusehen, Augenschein einzunehmen, Zeugen und Sachverständige zu hören, zu diesen Zwecken sich auch, wenn nöthig, der Mithülfe der Gerichte zu bedienen. Derartige Untersuchungen sind stets schriftlich zu führen, den Betheiligten auch Mittheilung von dem Ergebniß zu machen. Erweist sich die Beschwerde als begründet, so wird die Eisenbahn zur Abstellung aufgefordert, und, falls sie dieser Aufforderung nachkommt, ist die Sache erledigt. Weigert sich die Eisenbahn, so wird die Angelegenheit von den ordentlichen Bundesgerichten im abgekürzten Verfahren weiter verfolgt, und die Gerichte haben nach erneuter Prüfung auf Grundlage der vom Amte angestellten Untersuchung, die nöthigen Zwangsmaßregeln zur Ausführung der Anordnungen des Amts zu ergreifen.

V.

Dies der wesentliche Inhalt des neuen Gesetzes. Als nach dem Verlauf der Berathungen des Kongresses feststand, daß dasselbe dieses Mal

zustandekommen werde, hat sich die öffentliche Kritik in Amerika wieder auf das eingehendste mit demselben beschäftigt. Das Gesetz wird übereinstimmend als eines der wichtigsten bezeichnet, die jemals in den Vereinigten Staaten erlassen sind. Worin aber die Wichtigkeit besteht, und ob das Gesetz ein nützliches oder schädliches sein wird, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Zahlreichen Eisenbahnen, welche sich, wie bemerkt, früher mit der Bundeseisenbahngesetzgebung grundsätzlich ausgesöhnt hatten, ist es doch, nachdem sie nunmehr die greifbaren Paragraphen eines Gesetzes, mit denen sie zu rechnen hatten, vor sich sahen, wieder etwas unheimlich zu Muthe geworden. Die entgegengesetzten Stimmungen lassen sich wohl dahin kennzeichnen, daß man in den westlichen Landestheilen über das Gesetz im wesentlichen günstig urtheilt, von demselben eine Beseitigung der Mißstände, an denen das Eisenbahnwesen krankt, erwartet. Im Osten dagegen befürchtet man eine Schädigung des Eisenbahnverkehrs, einen Ruin der Finanzen der Eisenbahnen, ja einen Zusammenbruch des gesammten jetzigen Eisenbahnwesens zum Schaden des verkehrtreibenden Publikums und aller der zahlreichen Personen, welche finanziell als Aktionäre und Gläubiger an den Eisenbahnen betheiligt sind.

Merkwürdiger Weise sind es zwei Bestimmungen, welche vor Allem Anstoß erregen, die §§ 4 und 5, kurz bezeichnet als „Short haul Clause“ und „Antipooling Clause“.

Der § 4 lautet in Uebersetzung: „Es ist gesetzwidrig, wenn ein den Bestimmungen dieses Gesetzes unterworfener gemeiner Frachtführer für die Beförderung von Reisenden oder von Frachtgütern gleicher Art unter wesentlich gleichen Umständen und Bedingungen für eine kürzere Strecke einen höheren Gesammtfrachtsatz berechnet oder empfängt, als für eine längere Strecke auf derselben Linie, in derselben Richtung und vorausgesetzt, daß die kürzere Strecke einen Theil der längeren Strecke bildet.“ Es heißt dann weiter, daß in besonderen Fällen das Bundeseisenbahnamt Ausnahmen von dieser Regel gestatten dürfe. — Der Zweck dieser Bestimmung ist die Beseitigung eines der bösartigsten Differenzialtarife, welcher nicht nur in Amerika, sondern ich möchte sagen auf der ganzen Welt seit Entstehung der Eisenbahnen zu den lebhaftesten Klagen geführt hat. Es wird als eine besondere Härte empfunden, daß der Frachtsatz für eine kürzere Strecke derselben Linie höher gehalten ist, als für die längere Strecke. Eine derartige Bemessung der Frachtsätze ist beispielsweise für die preußischen Bahnen schon seit langen Jahren untersagt. Gelegentlich der Tarifreform des Jahres 1877 hat auch der deutsche Bundesrath in einem besonderen Beschluß die Voraussetzung ausgesprochen, daß die Bundesregierung bei der damaligen Umgestaltung der

Frachttarife davon ausgehen würden, daß, soweit nicht besondere Umstände eine Ausnahme rechtfertigen, auf derselben Verkehrsroute nach einer vorliegenden Station an Gesammtfracht nicht mehr erhoben werden darf, als nach einem über dieselbe hinaus liegenden entfernteren Bestimmungsort. — Die Folge dieser Grundsätze ist, daß, wo aus besonderen Rücksichten auf größere Entfernungen und zwischen besonderen Plätzen ermäßigte Ausnahmetarife eingeführt werden, der Gesammtsatz derselben in der Regel auf die vorliegenden Stationen so lange rückwärts übertragen wird, bis der regelmäßige Tarif billiger wird. Hält man auch an dieser Regel fest, so sind doch Ausnahmen von derselben nicht immer zu vermeiden. Es können Fälle eintreten, in welchen eine vorliegende Station gar kein Interesse daran hat, dieselben ermäßigten Frachtsätze, wie eine weiter gelegene zu erhalten; beispielsweise, wenn ein bestimmter Gegenstand überhaupt nur zwischen den beiden entfernteren Stationen gefahren wird, ferner bei Ausfuhrtarifen, Durchfuhrtarifen und dergleichen. In derartigen Fällen wird denn auch in Preußen, selbstverständlich nach genauester Prüfung des Sachverhalts, ohne Bedenken von der Regel abgewichen.

Die Fassung, welche der § 4 in dem amerikanischen Gesetze erhalten hat, ist meiner Meinung nach gleichfalls eine derartige, daß für die Ausnahme von der Regel der weiteste Spielraum gelassen wird; überdies aber ist ja das Bundesamt auch ausdrücklich zur Gestattung von Ausnahmen ermächtigt. Der Senator Cullom hat in einer Rede im Senate bereits viele, augenscheinlich übertriebene Bedenken gegen den § 4 widerlegt. In einer kurzen, scharfsinnigen Denkschrift vom 12. Februar d. J. hat auch Albert Fink durch bloße Auslegung des Wortlauts des § 4 in Verbindung mit dem § 1 des Gesetzes — daß die Tarife gerecht und vernünftig sein müssen — den überzeugenden Nachweis erbracht, daß trotz des § 4 die Feststellung höherer Frachten für eine kürzere als für eine längere Strecke da gestattet bleibe, wo diese Frachtsätze gleichwohl als gerecht und vernünftig zu erachten sind. Die Worte „unter sonst gleichen Umständen" müssen außerdem im weitesten Sinne aufgefaßt werden, und das Recht des Bundesamtes geht nach Finks Auslegung dahin, auch unter sonst nicht gleichen Umständen Ausnahmen zulassen zu dürfen.

Schließt sich das Bundesamt dieser Auslegung an, so kann der § 4 nur die Folge haben, daß schädliche und überflüssige Differenzialtarife beseitigt werden; die von anderer Seite befürchtete Folge wird aber schwerlich eintreten, daß nämlich sämmtliche Eisenbahnen in die Nothwendigkeit versetzt werden, entweder ihre Tarife für kurze Strecken, nach den für die

langen Strecken geltenden so tief herabzusetzen, daß nunmehr der ganze Verdienst aus dem Lokalverkehr eingebüßt wird, oder aber die für die längeren Entfernungen bestehenden niedrigen Frachtsätze auf Grundlage der höheren Frachten für kurze Strecken so zu erhöhen, daß der Verkehr die erhöhten Frachten nicht mehr tragen kann, also entweder auf andere Wege übergeht, oder ganz aufhört.

Von wesentlich erheblicherer Bedeutung scheint mir das Verbot der Pools. Die inneren Gründe, welche zu diesem Verbote geführt haben sind bereits erörtert. Gerade diese Bestimmung ist in einer glänzenden Rede, welche am 6. und 7. Januar 1887 Senator O. H. Platt von Connecticut gehalten hat, mit den meiner Auffassung nach zutreffendsten, kaum widerlegbaren Gründen angefochten worden — indessen ohne Erfolg. Das durch den Vermittlungsausschuß hergestellte Kompromiß ist gehalten worden. Eine wenigstens scheinbare, äußerliche Auflösung der Pools für den zwischenstaatlichen Verkehr erscheint also unumgänglich, und ist auch für den großen Trunk Line Pool und die mit demselben zusammen arbeitende Central Traffic Association bereits erfolgt. Ein sehr angesehenes politisch-wirthschaftliches Blatt, die Nation, hält es für möglich, daß die für den zwischenstaatlichen Verkehr bestehenden Pools sich in staatliche Pools umwandeln. Eine solche Maßnahme wäre aber doch wohl eine Umgehung des Gesetzes, welche durch den § 7 desselben getroffen wird. Fink und andere Fachmänner haben mit Recht hervorgehoben, daß der eine Hauptzweck der Pools, die Oeffentlichkeit der Tarife, auch durch den nunmehr eingeführten Zwang zur Veröffentlichung der Tarife erreicht worden. Indessen, das ist doch nur eine Seite. Auch in vielen anderen Beziehungen haben die Tarifverbände einen vortheilhaften Einfluß ausgeübt, dessen Beseitigung durch das Gesetz zu bedauern sein würde. Eine künstliche Wiedererweckung der früheren wilden Konkurrenz würde entweder neue verheerende Tarifkriege, oder — zur Vermeidung derselben — Verschmelzungen der Eisenbahnen zu größeren einheitlichen Netzen und damit eine höchst unerwünschte Vermehrung der Monopole und Kräftigung des Eisenbahnkönigthums zur Folge haben. Denn Verschmelzungen sind durch den § 5 nicht verboten.

Den übrigen Bestimmungen des Gesetzes gegenüber verhält man sich in den Vereinigten Staaten anscheinend ziemlich kühl. Die Eisenbahnen glauben sich mit denselben schon einrichten zu können. Mit diesen Bestimmungen sollen ja auch für die Vereinigten Staaten Zustände geschaffen werden, welche in den civilisirten europäischen Ländern längst geltendes Recht sind. Es beweist eine gänzliche Unkenntniß des Gesetzes, wenn man, wie kürzlich ein bekanntes ostpreußisches Blatt, Europa, oder

gar Preußen empfiehlt, sich an *diesem Gesetze* ein Muster für seine Eisenbahnpolitik zu nehmen. (!)

Umgekehrt wird man mit gutem Rechte sagen können, daß für die Vereinigten Staaten die Annahme dieser aus dem europäischen Rechte entnommenen Bestimmungen einen wesentlichen Fortschritt bedeutet. Eine andere Frage ist aber die, ob Aussicht vorhanden ist, daß der Zweck des Gesetzes auch erreicht wird? Diese Frage möchte ich nicht ohne weiteres bejahen. Das Gesetz erstrebt unbedingte Oeffentlichkeit der Eisenbahntarife, aber *nur* der für den *zwischenstaatlichen* Verkehr geltenden. Diese Beschränkung wurde bedingt durch das geltende Verfassungsrecht. Der Kongreß würde seine Zuständigkeit überschritten und in die verfassungsmäßige Befugniß der Einzelstaaten eingegriffen haben, wenn er auch den *binnenstaatlichen* Verkehr hätte treffen, für diesen denselben materiellen Rechtszustand hätte herbeiführen wollen. In dieser Beziehung besteht, wie gelegentlich bemerkt werden mag, ein gewichtiger Unterschied zwischen der Verfassung des Deutschen Reiches und der der Vereinigten Staaten. Die das Eisenbahnwesen betreffenden Artikel der ersteren kennen keinen Unterschied zwischen dem binnen- und dem zwischenstaatlichen Verkehr, die Aufsicht des Reichseisenbahnamts erstreckt sich also ebensowohl auf die Lokal- als auf die durchgehenden Tarife und die Möglichkeit eines Zwiespalts zwischen der bundes- und der einzelstaatlichen Gesetzgebung ist für Deutschland *nicht* vorhanden.

Würde es aber auch nur gelingen, die unbedingte Oeffentlichkeit der Eisenbahntarife für den zwischenstaatlichen Verkehr zu erreichen, so wäre das ein Fortschritt von großer Tragweite. Nach den Erfahrungen anderer Länder, welche man hier wohl zu Rathe ziehen darf, ist es mir jedoch zweifelhaft, ob ein solcher Erfolg mit diesem Gesetze erreicht wird. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die jetzigen thatsächlichen Zustände. Die Vereinigten Staaten besitzen (Ende 1886) ein Netz von rund 220,000 km Eisenbahnen, welche von etwa 1500 bis 1600 verschiedenen Aktiengesellschaften betrieben werden. Die Bedingungen, unter welchen diese Eisenbahnen entstanden sind, weichen in den wesentlichsten Punkten von einander ab. Nur ein Theil derselben ist zu Verbänden vereinigt, die Mehrzahl hat nicht nur keine Fühlung untereinander, sondern widerstrebt einer solchen. Von einem gemeinsamen Tarifsystem, geschweige denn von übereinstimmenden Tarifsätzen ist keine Rede. Den übrigen Eisenbahnen, dem Publikum werden die Tarife absichtlich geheim gehalten, weil sich die Eisenbahnen nicht in ihre Karten sehen lassen wollen, heimliche Begünstigungen einzelner Versender, gegenseitiges Abjagen von Transporten sind in allgemeiner Uebung. Kann man in der That auch

nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, daß ein solcher Zustand innerhalb 60 Tagen (dies war der Zeitraum zwischen der Verkündigung und dem Inkrafttreten des Gesetzes) sich, wenn auch nur für einen Theil des Verkehrs änderte? Ja, wird es nur möglich sein, die rein mechanischen Rechen-, Schreib- und Druckarbeiten zur Umgestaltung und Veröffentlichung der Tarife in 60 Tagen fertig zu stellen? Selbst den besten Willen der Eisenbahnen vorausgesetzt, scheint mir alles dies unmöglich. Und diesen besten Willen kann man nur bei einem Theil der Eisenbahnen voraussetzen. Der große Trunk Line Pool hat ja sofort seine Maßnahmen getroffen, um sich dem Gesetze zu fügen, und ist, wie die Zeitungen melden, mit den Vorbereitungen, mit einer völligen Neugestaltung seiner Tarife auch rechtzeitig fertig geworden. Andere Eisenbahnen und ihre Leiter haben sich wesentlich mit den aus §§ 4 und 5 des Gesetzes hervorgehenden Streitfragen beschäftigt, und das Uebrige beim Alten gelassen.

Und, so frage ich weiter, sollte es einem neuen Amte von fünf Mitgliedern gelingen, auch nur die gutwilligen Eisenbahnen wirksam zu überwachen, geschweige denn die widerspenstigen zur Beachtung des Gesetzes zu zwingen? Man erwäge, welche Aufgaben des Amtes sofort harren: Es muß zunächst eine Geschäftsordnung entwerfen, dann die Unzahl der ihm einzureichenden Tarife daraufhin prüfen, ob sie just and reasonable sind und den sonstigen Bestimmungen des Gesetzes entsprechen; es muß sich die Ueberzeugung verschaffen — wie es dies machen soll, ist mir ganz unklar —, ob alle Eisenbahnen auch alle ihre Tarife für den zwischenstaatlichen Verkehr veröffentlichen, ob sie dieselben ihm vorgelegt haben; es hat darauf zu achten, daß von nun an alle Tariferhöhungen rechtzeitig bekannt gemacht werden. Eine weitere Aufgabe ist die Prüfung der Verhältnisse der seiner Aufsicht unterworfenen Bahnen bis auf Herz und Nieren, der Entwurf von Formularen für die Rechnungen, für die Geschäftsberichte und — die Entgegennahme von Beschwerden, deren jede einzelne mit Gewissenhaftigkeit im schriftlichen Verfahren untersucht werden muß. Will man diese Arbeiten auch nur für ein kleines Gebiet mit geordneten Verhältnissen einigermaßen gründlich erledigen, so übersteigt ihre Bewältigung die Kräfte von fünf Männern. Wie anders für das Gebiet der Vereinigten Staaten! Ich fürchte, dieses amerikanische Bundesamt wird von dem Umfange und der Last der hereinbrechenden Geschäfte in kürzester Frist erdrückt werden; es wird nothgedrungen zu einer ganz flüchtigen und oberflächlichen Arbeitsmethode übergehen müssen, und sich darauf beschränken, hie und da einen schreienden Mißstand zu beseitigen, und man wird ihm daraus nicht einmal einen Vorwurf machen können.

Solche Bedenken gegen eine wirksame Durchführung des neuen Gesetzes scheinen mir von viel größerer Bedeutung als die aus den §§ 4 und 5 hergeleiteten. Ein weiteres grundsätzliches Bedenken richtet sich gegen die Regelung der Eisenbahnzustände eines Landes durch bloße Staatsaufsicht. Auch über diese Lösung der Eisenbahnfrage liegen reiche Erfahrungen vor. Daß die Staatsaufsicht über die Eisenbahnen in England, dessen Eisenbahnverhältnisse denen der Vereinigten Staaten am ehesten gleichen, fast ohne allen Erfolg geblieben ist, trotz der Aufsichtsbehörde des Gesetzes vom 21. Juli 1873, ist durch die Untersuchung der Jahre 1881/82 erwiesen, und gerade jetzt steht man im Begriff die Organisation dieser Behörde zu ändern, ihre Befugnisse zu erweitern und ein strengeres Tarifrecht herzustellen. Ob dieser Versuch nur soweit gelingt, daß der von der Regierung vor kurzem dem Oberhause vorgelegte Gesetzentwurf ohne erhebliche Aenderungen die Zustimmung beider Häuser des Parlaments erlangt, möchte ich nicht verbürgen. Und dann kommt erst die Ausführung des Gesetzes! — In Frankreich ist die Staatsaufsicht über die noch dazu vom Staate in einer, keinem anderen Lande auch nur annähernd ähnlichen Weise finanziell unterstützten Eisenbahnen mit großen Kosten bis ins Einzelne organisirt — und doch haben die Klagen über die Eisenbahnen, darunter in erster Linie ihre Tarife, niemals aufgehört. — Die Organisation der Eisenbahnaufsicht in Italien ist noch zu jung, als daß man über den Erfolg derselben urtheilen könnte; in Rußland hat der Staat, ebenfalls trotz reichlichster Unterstützung der Eisenbahnen, mit seiner bloßen Aufsicht das immer stärkere Zunehmen einer geradezu heillosen Verwirrung auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens nicht zu verhindern vermocht. In Belgien, den Niederlanden wird die Aufsicht dadurch erleichtert, daß neben den Privatbahnen auch Staatsbahnen vorhanden sind, die Schweiz sieht sich ungeachtet ihrer sorgfältigsten, auf alle Zweige des Eisenbahnwesens sich erstreckenden Gesetzgebung doch neuerdings gezwungen, zu der Staatsbahnpolitik überzugehen, weil mit der Aufsicht gesunde Zustände nicht zu schaffen sind. — In Deutschland und in Oesterreich-Ungarn ist einer der Gründe des Uebergangs zum Staatsbahnsystem der gewesen, daß es, trotz des Vorhandenseins von Staatsbahnen neben den Privatbahnen, trotz des besten Willens der Aufsichtsbehörden nicht gelingen wollte, die mancherlei Mißstände im Eisenbahnwesen dauernd und wirksam zu beseitigen.

Wird man da in Amerika von einer Bundesbehörde zur Beaufsichtigung des zwischenstaatlichen Verkehrs bessere Erfolge erwarten dürfen? Noch dazu von einer Behörde, welche nicht einmal die Befugniß besitzt, ihre Anordnungen auch selbst zwangsweise ausführen zu lassen, vielmehr

auf den guten Willen der Eisenbahnen und die Hülfe der Gerichte angewiesen ist? Allein durch diesen Umstand wird nicht nur das Verfahren gegen widerwillige Eisenbahnen verlangsamt und unsicher, sondern auch das Ansehen der Behörde gemindert. Ist es doch nicht ausgeschlossen, daß die Gerichte anders entscheiden, als das Bundesamt, zumal dieselben neuen Beweis erheben können.

Es ist kaum anzunehmen, daß diese Schwächen des neuen Gesetzes seinen Freunden und seinen Gegnern entgangen sein sollten. Gleichwohl möchte ich nicht so weit gehen, nun zu glauben, daß etwa die Eisenbahnen dem Gesetze deswegen keinen nachhaltigeren Widerstand entgegengesetzt haben, weil sie dessen Mängel richtig erkannten, weil sie einsahen, daß dieses Bundesamt nichts gegen sie ausrichten werde, und andererseits von dem bloßen Vorhandensein eines Gesetzes über den zwischenstaatlichen Verkehr eine beruhigende Wirkung auf die gegen sie erregte öffentliche Meinung erhofften. Durch das überraschend schnelle Vorgehen des Kongresses nach so langjährigem Zaudern sind augenscheinlich auch die Gegner überrumpelt worden.

Die Urheber und Freunde des Gesetzes vom 4. Februar 1887 finden in demselben aber — ungeachtet seiner Schwächen — wenigstens den Keim zu einem Fortschritt. Das Gesetz ist in ihren Augen nicht bloß der Endpunkt einer langjährigen Krisis, sondern gleichzeitig der Wendepunkt zum Bessern. Der erste Schritt zur Ausführung desselben, die Zusammensetzung des Bundesamts, deutet an, daß die Regierung die Sache sehr ernst nimmt; und es wird sich ja bald zeigen, ob das Bundesamt seiner Aufgabe einigermaßen gewachsen, und nicht bloß, wie ich befürchte, eine Scheinbehörde ist. Man wird dann allerdings bald zu einer Vergrößerung dieses Amtes schreiten müssen. Eine weitere Ausbildung des jetzt geschaffenen Zustandes ließe sich in der Richtung etwa denken, daß die binnenstaatlichen Eisenbahngesetze nach dem Muster des Bundesgesetzes umgestaltet und eine materielle Gleichheit zwischen den bundes- und den einzelstaatlichen Rechten angebahnt würde; daß ferner die einzelstaatlichen Eisenbahnaufsichtsämter mit dem Bundesamte, vielleicht allmählich als Organe desselben zusammenarbeiteten, gegenseitig ihre Erfahrungen austauschten und sich auch den Eisenbahnen gegenüber die nöthige Achtung verschafften. In den Vereinigten Staaten werden verständig und maßvoll auftretende Eisenbahnaufsichtsbehörden an der öffentlichen Meinung eine bessere Stütze finden, als beispielsweise in England, wie es denn überhaupt auch sonst an Anzeichen nicht fehlt, daß in wirthschaftlichen Fragen, vor Allem im Eisenbahnwesen das Streben nach wirklicher Besserung nicht auf der Oberfläche haftet, sondern tiefer in alle

Volksschichten eindringt. Zu solchem Anzeichen rechne ich beispielsweise das Bedürfniß, sich über alle Seiten des Eisenbahnwesens durch wissenschaftliche Studien gründlich zu unterrichten. Schon an zwei Universitäten — dem Yale College in New-Haven und dem Columbia College in New-York — werden von jungen tüchtigen Professoren, die ihre Studien auch in Deutschland gemacht haben, Vorlesungen über Eisenbahnwesen gehalten; die Baltimore- and Ohio-Eisenbahn hat eine eigene Eisenbahnschule für die Ausbildung ihrer niederen und höheren Beamten errichtet; neue, gut geleitete, volkswirthschaftliche Zeitschriften werden herausgegeben, die deutsche Literatur findet in denselben gründliche Beachtung und — was besonders hoch anzuschlagen ist — auch die deutschen Einrichtungen werden, so sehr sie auch von den in Amerika möglichen abweichen, voll gewürdigt und vielleicht besser verstanden, als in irgend einem anderen fremden Lande. Ein Beweis hiefür ist ein Bericht, welchen der bekannte Führer der Eisenbahnreformpartei in New-York, Simon Sterne, vor kurzem an den Senat über eine Reise erstattet hat, die er zum Studium der westeuropäischen Eisenbahnzustände im vergangenen Jahre im Auftrage der Regierung gemacht hat. Man wird nicht oft einem so klaren und sachgemäßen Urtheil eines Ausländers über unsere Eisenbahneinrichtungen begegnen, denen beiläufig Sterne die unbedingteste Anerkennung zollt. Ein anderer Beweis aber — und in dieser Aeußerung findet sich vielleicht der Weg angedeutet, welchen, aller entgegenstehender Hindernisse ungeachtet später einmal die Eisenbahnpolitik der Vereinigten Staaten einschlagen wird — ein anderer, und vielleicht noch überzeugender Beweis ist eine Aeußerung über das Staatsbahnsystem in dem vielerwähnten Berichte des Senatsausschusses zur Untersuchung des zwischenstaatlichen Verkehrs. In diesem heißt es (S. 53): „Der praktische Staatsbahnbetrieb ist in den Vereinigten Staaten unbekannt. Er ist fremden Ursprungs und fremd für den Geist unserer Einrichtungen. Es mag aber sein, daß die Zeit kommt, in welcher das Volk der Vereinigten Staaten genöthigt sein wird, ernstlich zu prüfen, ob es nicht rathsam ist, die Eisenbahnen des Landes vollständig durch die Bundesregierung zu verwalten, wie dies beim Postbetrieb schon jetzt der Fall ist, und für den Telegraphenbetrieb nach einer vielverbreiteten Ansicht der Fall sein sollte. Dies möchte Manchen der beste Weg scheinen, um die höchste Vollkommenheit und die größte Leistungsfähigkeit des Eisenbahnsystems in seiner Gesammtheit sicher zu stellen: der beste Weg, um dasselbe in seinen Wirkungen zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten und jene Einheitlichkeit und

Stetigkeit der Tarife herbeizuführen, welche das dringendste Bedürfniß für Handel und Verkehr sind."

Charlottenburg, April 1887.

Nachschrift. In den seit Abschluß dieser Arbeit vergangenen Wochen hat das Bundeseisenbahnamt seine Geschäfte mit anerkennenswerthem Eifer begonnen, und seine Thätigkeit wird von dem ganzen Lande mit gespannter Aufmerksamkeit überwacht. Eine seiner ersten Maßnahmen wirft ein bezeichnendes Licht auf das Gesetz. Die zahlreichen, den ganzen Süden des Landes durchziehenden Eisenbahnen erklärten alsbald in einer gemeinsamen Eingabe, es sei für sie ein Ding der Unmöglichkeit, ihre Tarife bis zum Inkrafttreten des Gesetzes den Bestimmungen desselben anzupassen. Das Amt mußte sich von der Richtigkeit dieser Behauptung wohl oder übel überzeugen, und wußte sich nicht anders zu helfen, als daß es diese Bestimmungen für alle betheiligten Bahnen zunächst auf drei Monate suspendirte. Dieselbe Entscheidung wurde kurz darauf für die Ueberlandbahnen und eine Anzahl anderer, nicht im Süden belegener Bahnen getroffen. Nun haben die Mitglieder des Amts eine Reise in den Süden angetreten, um zu untersuchen, in welcher Weise sich dessen Tarifverhältnisse nach dem Gesetze gestalten lassen, ohne daß der Verkehr geschädigt wird. — Gleichzeitig regnet ein Sturm von Anfragen und Beschwerden nieder; eine große Entrüstung tragen alle die Personen zur Schau, welchen in Folge des Gesetzes ihre Freifahrtscheine und andere Begünstigungen entzogen sind; schon jetzt wird die Revision, ja die Aufhebung des Gesetzes befürwortet. Außerdem begegnet man der Behauptung in Broschüren und Zeitungsartikeln, daß das Gesetz verfassungswidrig sei. Da in den Vereinigten Staaten die Gerichte unzweifelhaft befugt sind, die Verfassungsmäßigkeit eines Gesetzes zu prüfen, so erwartet man eine Durchlöcherung der Bestimmungen des Interstate Commerce Law durch die Rechtsprechung. In dieser Richtung werden lebhafte Angriffe, insbesondere auch mit Rücksicht auf das in dem Gesetz vorgeschriebene Verfahren vor dem Amte und den Gerichten erhoben in einer mir kürzlich zugegangenen Schrift eines New-Yorker Anwalts: John R. Dos Passos „The Interstate Commerce Act, an Analysis of its Provisions" (New-York & London 1887). Wie weit diese Angriffe berechtigt sind, vermag ich nicht zu übersehen.

Diese ersten Erfahrungen scheinen mir wohl geeignet, meine Bedenken gegen die praktische Durchführbarkeit des Gesetzes zu bestätigen.

Den 15. Mai 1887.

Die ästhetische Naturanschauung Goethe's in ihren Vorbedingungen und in ihren Wandlungen.

Von

Dr. Alfred Biese.

I.

Es hat im Entwicklungsgange der Menschheit kein Jahrhundert gegeben, in dem so viel Thränen der Rührung geflossen, so viel Küsse der Freundschaft getauscht sind, wie das achtzehnte. Trägt es auch den stolzen Namen des Zeitalters des kriegsgewaltigen Friedrich und der Maria Theresia, des Zeitalters Kant's und Lessing's, Rousseau's und Voltaire's, des Zeitalters der Aufklärung, ja der Revolution — es ist doch das empfindsamste, rührseligste in seiner ganzen Geschmacksrichtung und Empfindungsweise, das je in den Strom der Geschichte hinabgesunken ist. Wohl kann man Hellenismus, Kaiserzeit und Renaissance sentimental nennen, wohl sind in diesen Epochen Keime und Spuren der idyllisch-elegischen Stimmung genug, aber dieselben bezeichnen doch nur Vorstufen einer Richtung, die zu Unnatur und Weichlichkeit in dem Zeitalter der schönen Seelen, der empfindungsvollen Herzen, der Mondscheinpoesie und Freundschaftsschwärmerei ausarten sollte. Es war daher naturgemäß, daß die Reaction, welche sich allmählich anbahnen mußte — sollte die Welt nicht in Thränen vergehen —, zunächst eine schroffe, extreme Form annahm und zugleich daß sie ihren Ursprung nicht verleugnen konnte: Rousseau blieb, trotzdem er ein so eifriger Prophet des Naturevangeliums war, immerdar ein Sohn seiner sentimentalen, sich selbst bespiegelnden und vergötternden Zeit; erst Goethe rang nach schweren inneren Kämpfen sich voll und ganz heraus aus dem unseligen Banne, der über der Welt lag. Aber auch von diesem Genius kann man nur ein klares Bild entwerfen, wenn man es von dem Hintergrunde der voraufgegangenen Epoche sich abheben läßt; denn auch er ist geworden, auch er hat die mannigfachsten Phasen durchlaufen müssen, ehe der gährende Most sich klärte,

ehe der strebende Geist sich zu reinem, universellen Menschenthum emporhob. Und fürwahr, das Licht ist um so heller, je dunkler der Schatten, der es umgiebt. Mag man sich Goethe nahen, von welcher Seite man will, mag man ihn als Lyriker oder Epiker, mag man ihn nur in seinem dichterischen Verhältnisse zur Natur betrachten, er ragt auf wie ein Bergesriese, neben dem die übrigen Gipfel, von der Höhe gesehen, in Nebel verschwinden; aber desselben eigentliche Größe ermißt nur der, welcher ihn von diesen selbst aus betrachtet.

Die Art und Weise, wie eine Zeit sich ästhetisch zur Natur stellt, sie aufzufassen und zu schildern vermag, ist immer ein interessantes Moment zur Kenntniß der gesammten kulturhistorischen Physiognomie*). Das Naturgefühl des 18. Jahrhunderts hat — wie die ganze, an Gegensätzen reiche Zeitrichtung — mannigfache Wandlungen durchlaufen, mannigfache Formen angenommen, die allerdings im Wesentlichen denselben Stempel, den der Empfindsamkeit tragen. Ihnen näher nachzugehen, ist nicht ohne Wichtigkeit zur Erkenntniß der Goethe'schen Naturanschauung in ihren einzelnen Entwicklungsphasen.

Der bestimmende Einfluß ging von England aus. James Thomson ist der Vater der deskriptiven Naturpoesie. Ihn charakterisirt eine Stelle eines Briefes an seinen Freund Paterson: „Einsamkeit und Natur werden immer mehr meine Leidenschaft, und jetzt eben kommt die schöne Frühlingszeit; der Himmel ist eben beschäftigt, der Erde ein grünes Gewand zu geben; schon hört man die Stimmen der Nachtigall in unserem Gärtchen; ich habe meinen Landsitz sehr erweitert, das Gärtchen ist durch ein Stück Feld doppelt so groß geworden; hier promenire ich alle Tage, oft auch Nachts"; am Schlusse bezeichnet er das Leben des corycischen Gärtners bei Vergil als das Ideal des wahren Glücks. In dieser Stimmung schuf er seine „Jahreszeiten"; doch die Schilderung ist wenig mehr als eine Beschreibung des monotonen Nebeneinander, ohne den nothwendigen, immanenten Bezug zum Geistigen, welcher der todten Landschaft doch erst die rechte Seele leiht; moralisirende Didaktik und herzliche Verehrung des Schöpfers können für diesen Mangel nicht entschädigen; ebenso wenig bei Brockes, dem ehrsamen Hamburger Rathsherrn und getreuen Uebersetzer und Nachbildner des Britten, in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott". Die Absicht ist gewiß herzlich gut; erklärt er doch selbst, er habe die Natur zum Stoffe gewählt, nicht bloß weil ihre Schönheit ihn rührte, sondern speziell weil sie „Objekte bietet,

*) Ausführlich habe ich die Geschichte des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit in einem Werke dargestellt, das hoffentlich noch in diesem Herbste erscheint.

woraus die Menschen nebst einer erlaubten Belustigung zugleich erbaut werden möchten". Bei der Anlage des Ganzen — in 138 achtzeiligen Strophen wird das Feuer, in 79 die Luft, 78 das Wasser ꝛc. abgehandelt — muß natürlich viel Geschmackloses und Wunderliches unterlaufen, daneben ist aber doch auch hier und da etwas von Stimmung zu spüren; einmal sogar faßt ihn eine Art mystischen Naturtaumels*), ja selbst der Reiz des Romantischen d. h. des Schauerlich-Schönen dämmert ihm auf**), indem er der Berge rauhe Höhe ungeheuer schön nennt. Zu dem Einfluß Thomson's und der englischen Moralisten und Nachtwandler, wie Richardson und Young, kam derjenige der leichten tändelnden Schäferpoesie der Franzosen. Alles dies trieb das Naturgefühl in eine elegisch-idyllische, durchweg sentimentale Richtung. —

Die „Alpen" von Haller erschienen 1729. Sie lenkten das Interesse Europa's auf die Schweizer Natur, speziell aber auf die Gediegenheit und Schlichtheit der Bewohner, ohne dem Reiz der Romantik, der überwältigenden Größe der Alpenlandschaft irgendwie Ausdruck geben zu können; das rein Landschaftliche tritt ganz selten ohne Beimischung der Didaktik hervor; anschaulich packend ist Weniges; der Nützlichkeitsstandpunkt macht sich selbst bei der sonst noch besten Schilderung des St. Gotthard geltend: „Der Himmel hat dies Land noch mehr (als Lybien!) geliebet, Wo nichts, was nöthig, fehlt und nur, was nützet, blüht: Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände. Wenn Titan's erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet, Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt, So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet, Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt". . .

Das idyllische Moment ist das maßgebende in diesem ersten Alpengedicht, nicht das Romantische; und dieser Zug zu der friedlichen ländlichen Flur, sei es ein erträumtes Elysium oder eine Bauernhütte, ist der ganzen Zeit gemeinsam. Hagedorn preist „die Landlust", den stillen Frieden in der Natur in „Empfindung des Frühlings", Gleim singt ein „Lob des Landlebens": „Gottlob, daß ich dem Weltgetümmel Entflohn und unter freiem Himmel Nun wieder ganz mein eigen bin" und rühmt den „Landmann": „Wie selig ist, wer ohne Sorgen Sein väterliches Erbe pflügt! Die Sonne lächelt jeden Morgen Den Rasen an, auf dem er liegt" u. s. f. Vor allem athmet „der Frühling" von Kleist diese sehnsüchtige Stimmung des Städters, der mit vollem Behagen, mit stillem Genießen das Leben in Wald und Flur belauscht; und trotz der geringen

*) Vergl. Julian Schmidt, Litteraturgesch. I, 145.
**) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe S. 183 Anm.

Bewegung in dem ganzen langen Gedichte ist der Nerv desselben doch sinnige, herzliche, idyllische Naturbetrachtung, wie auch in „Irin", u. a. —

Ein weiteres Moment dieser Naturanschauung ist das Religiöse; so rühmt wieder Vater Gleim „Gottes Güte": „Für wen schuf deine Güte, Herr, diese Welt so schön?" .. und besonders der biedere Gellert: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte" .. oder: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht .. Anbetend überlege .. Dich predigt Sonnenschein und Sturm, Dich preist der Sand am Meere." — Mit dem Idyllischen verknüpft ferner sich das Elegische; Kleist ward durch sein verfehltes Leben dahin geführt, und so entquollen echter, aber düsterer Empfindung „Sehnsucht nach Ruhe" und jener Schmerzensruf: „Ja, Welt, du bist des wahren Lebens Grab .. Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein!" —

Die Gedichte der anderen Anakreontiker sind wesentlich heiter und leichter gestimmt; daß überhaupt aber diese deskriptive Naturdichtung trotz ihrer Mängel fruchtbar gewirkt und das Interesse für die Natur, das seit den Minnesängern fast gänzlich geschwunden war, außerordentlich belebt hat, das kann man selbst durch das Getändel eines Johann Peter Uz hindurch spüren. Welche Rolle Natur und idyllisches Schäferleben bei ihm spielen, offenbaren schon allein folgende Ueberschriften: „Der Frühling, Der Morgen, Morgenlied der Schäfer, Die Muse bei den Hirten, Der Weise auf dem Lande, Weinlese, Der Abend, Der May, Die Sommerlaube, Die Rose, Der Sommer und der Wein, Der Winter, Die Nacht, Empfindungen an einem Frühlingsmorgen, Sehnsucht nach dem Frühling" u. s. f. Doch ist wirklich Vieles frisch und herzig bei dem Vielgeschmähten, besonders in seinen Frühlingsliedern: „Seht den holden Frühling blühn! Soll er ungenossen fliehn? Fühlt ihr keine Frühlingstriebe? Freunde, weg mit Ernst und Leid! In der frohen Blumenzeit herrsche Bacchus und die Liebe!" oder: „O Wald, o Schatten grüner Gänge, Geliebte Flur voll Frühlingspracht! Mich hat vom städtischen Gedränge Mein günstig Glück zu euch gebracht!" oder: „O welche frische Luft haucht vom bebüschten Hügel! Welch angenehmer West durchzieht Mit rauschendem bethauten Flügel Dieß holde Thal, wo alles grünt und blüht!" oder: „Du (Gott) hast mit Schönheit, die entzückt, Das Antlitz der Natur geschmückt! O aller Schönheit reiche Quelle .., Die reinste Liebe schwelle Mein ganzes Herz zu dir empor!" Gewiß ist sein Anschauungskreis eng, mit Wiederholungen in Fülle, und einförmig, so daß Kleist witzig an Gleim schrieb*): „Uzens Oden gefallen mir immer besser, je mehr ich sie lese; sie haben, ein paar ausgenommen, weiter

*) Kleist, sämmtliche Werke herausgegeben von Wilh. Koerte, I, Berlin 1803, S. 65.

keine Fehler, als daß zu viel Lorbeerwälder darin grünen; hauen Sie sie doch ein wenig aus. Den Majoran rupfen Sie doch auch weg, er ist besser in eine schöne Wurst als in ein schön Gedicht" — aber ein ehrliches warmes Empfinden läßt sich nicht verkennen. Der bedeutendste Vertreter dieser idyllischen Richtung ist Johann Georg Jacobi. — Sein Biograph*) läßt uns tief hineinschauen in das Leben der damaligen Zeit, wie es ein hochgebildeter, aber drum auch recht empfindsamer Mann führte. So erzählt derselbe (S. 131) von dem behaglichen Freiburger Heim desselben: „In dem Garten, der in einem gedehnten Raume am Hause gelegen war und der auf verschiedenen Terrassen wohl alles zusammenfaßte, was die Flora und Pomona darbieten konnte, waren eigene Lieblingsplätze für den Dichter zugerüstet. So fand sich auf einer Anhöhe unter einer Karolinischen Pappel ein durch Kunst zusammengesetzter Fels von Tuffstein, in welchem ein Sitz mit Moos bedeckt für ihn angebracht ward. In die Höhlungen des Felsen wurden Lorbeerbäume und Myrthensträuche eingepflanzt, die ihre Aeste von oben herab auf sein Haupt senkten. Auch verbreiteten der weiße und gelbe Jasmin ihre wohlriechenden Düfte. . . Wenn J. einige Gänge durch den Garten in vollem Sonnenschein gemacht hatte, pflegte er auf diesem Felsensitze der Ruhe. Dort hatte er zur linken Hand eine bemooste Ara, d. i. einen kleinen von kunstlos auf einander gelegten Felsenstücken gebildeten Altar... Auf diese Ara legte der Dichter sein Buch, schaute über ein sichtbares Segment des fernen Rheines nach den Vogesischen Gebirgen, überließ sich seinen Phantasien ungestört. . . Man nannte den Ort den Poetenwinkel." Seine Dichtungen bieten — trotz des Spielens mit antiken Figuren wie Doris, Chloe, Aurora ꝛc. — doch auch gar Manches, was daran mahnt, daß er in die Goethe'sche Zeit hineinragt. Liebenswürdigkeit und eine geradezu zärtliche Liebe zur Natur lassen sich ihm nicht absprechen. Er gehört zu denen, deren Herz, wie er von Gleim sagt (III, 10) an den Schicksalen alles dessen, was athmet, selbst eines Veilchens, warmen Antheil nimmt und die in der ganzen Schöpfung Gespielen sich aufsuchen, um sich zu ihnen zu gesellen, mit ihnen zu fühlen. An Goethe's „Mailied" klingt es ganz leise an, wenn sein Morgenlied beginnt: „Sieh, wie der Hain erwacht, Wie von umglänzten Höhen Bei leisem Windeswehen In frische, Bethaute Büsche Die Morgen-Wonne lacht! . . Hier, wo die Blume lebt, Wo sich die Bäche kräuseln, Vernimm der Liebe Säuseln, Das milde durch die Gefilde Wie Frühlings-Athem schwebt!" oder: „Wie Feld und Au So blinkend im Thau! Wie Perlen-

*) J. G. Jacobi's sämmtliche Werke, Achter Band, Zürich 1822.

ſchwer Die Pflanzen umher! Wie durch den Hain Die Lüfte ſo rein! Wie laut im hellen Sonnenſtrahl Die ſüßen Vöglein allzumal!" . . „Die Linde auf dem Kirchhofe" redet er mit den ſchönen Zeilen an: „Die du ſo bang den Abendgruß Auf mich herunter weheſt, Zur Wolke ſchwebſt und mit dem Fuß Auf Todtenhügeln ſteheſt, O Linde, manche Thräne hat den Boden hier benetzet, Und Menſchenjammer, blaß und matt, Auf ihn ſein Kreuz geſetzet". In dem Gedichte „An die Natur" giebt er der Sympathie Ausdruck, die zwiſchen ihr und ſeiner Seele beſteht: „Blätter fallen, Nebel ſteigen, Und zum Winterſchlafe neigen Sich die Bäume ſchon auf welker Flur: Ehe Flocken ſie umhüllen, Rede du mit mir im Stillen, Einmal noch, befreundete Natur! . . Du biſt Wiederſchein und Wiederklang Der geheimſten unſerer Triebe, Mahlſt und töneſt Hoffnung, Liebe, Freud' und Schmerz und Klag- und Troſtgeſang". —

Was aber allen dieſen Dichtern fehlt — trotz ihres aufrichtigen und innigen Naturgefühls —, das iſt Kraft und Leidenſchaft, kernige Individualität und Originalität; man könnte die Lieder dieſer Gruppe durcheinander wirbeln, und wer würde die Phyſiognomie des Einzelnen herauserkennen wollen? Doch einen Poeten kennt man ſicher immer heraus und zwar nicht bloß, weil er die reimloſe Idylle zu ſeiner Domäne ſich erwählte, das iſt — Salomon Geßner. Das Programm ſeiner Naturanſchauung — als der ſpezifiſch elegiſch-idylliſch-ſentimental-ſüßlichen — findet ſich in dem Vorwort (Schr. III. Theil, Zürich 1770) „An den Leſer": „Dieſe Idyllen ſind die Früchte einiger meiner vergnügteſten Stunden; denn es iſt eine der angenehmſten Verfaſſungen, in die uns die Einbildungskraft und ein ſtilles Gemüth ſetzen können, wenn wir uns mittelſt derſelben aus unſeren Sitten weg in ein goldenes Welt-Alter ſetzen. Alle Gemälde von ſtiller Ruhe und ſanftem ungeſtörten Glück müſſen Leuten von edler Denkart gefallen; und um ſo viel mehr gefallen uns Scenen, die der Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, weil ſie oft mit unſeren ſeligſten Stunden, die wir gelebt, Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Oft reiß' ich mich aus der Stadt los und fliehe in einſame Gegenden; dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüth allem dem Ekel und den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt haben; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich wie ein Hirt im goldenen Welt-Alter und reicher als ein König." Ein andermal jubelt er: „O wie ſchön biſt du, Natur! In deiner kleinſten Verzierung wie ſchön! o ſanfte Entzückungen ſprudeln aus jeder Quelle, düften aus jeder Blume dem Empfänglichen zu, ertönen und liſpeln ihm aus jedem Gebüſche" (S. 148). Die Idyllen ſelbſt

sind, wie Julian Schmidt (I, 257) sagt, „Porcellanarbeit*), wie die französischen Schäfer in Puder und Reifrock auf dem Kamin, überall eine Flucht aus der Wirklichkeit in das eingebildete Ideal des Rococo". —

Mitten in diese Zeit der idyllischen Schäferpoesie fällt wie eine Bombe, die nach allen Seiten hin streut, die schriftstellerische Thätigkeit Rousseau's. Auch in seiner Naturanschauung ist er von eminentem Einfluß auf Goethe gewesen.

Rousseau ist ein Kraftgenie durch und durch; die Subjektivität in höchster Potenz verbindet sich mit der Ueberzeugungsgluth eines Propheten und mit dem begeisterten Zug zum Idealen. So unliebenswürdig und bedenklich sein Charakter, so versöhnend wirkt der schwärmerische, leidenschaftliche Sinn für die Natur. Wie liebt er seine engere Heimath, den Genfer See! Wie war es schon dem Knaben eine Wonne, die Stadt hinter sich zu lassen und hinauszuschwärmen ins Weite; so geschah es, daß er an einem Sonntag des Jahres 1728 auch hinauswanderte und völlig Zeit und sich vergaß: „Vor mir waren Gefilde, Bäume, Blumen; dieser schöne See, diese Hügelgelände, diese Hochgebirge entfalteten sich majestätisch vor meinen Augen. Ich weidete mich an dem schönen Schauspiel, da die Sonne zur Rüste ging. Endlich bemerkte ich es; aber zu spät, die Thore der Stadt waren geschlossen" (Oeuvres XII, 358). Und an Malesherbes schreibt er in dem schönen 3. Briefe, nicht seine Jugend sei seine wonnevolle Erinnerung, sondern: „es ist meine Zurückgezogenheit, es sind meine einsamen Spaziergänge, es sind jene schnell vorübereilenden, aber kostbaren Tage, welche ich ganz allein zubrachte; einsam mit mir, mit meiner guten schlichten Therese, mit meinem geliebten Hunde, meiner alten Katze, mit den Thieren des Waldes, mit der Natur und deren unfaßbarem Schöpfer. Wenn ich vor Sonnenaufgang aufstand, das Erwachen des Tages zu sehen, da war es mein erster Wunsch, daß nicht Briefe, nicht Besuche mir den süßen Reiz stören möchten. Ich eilte schnell in den Wald hinein. Wie jauchzte ich auf! Ich suchte mir irgend einen wilden Ort, wo nichts mir die Hand des Menschen zeigte, wo kein Dritter trennend zwischen mich und die Natur trat. Das Gold des Ginsters, der Purpur der Sonnenstrahlen erfüllte mein Herz und Auge mit gerührtem Entzücken; die Majestät der Bäume, die mich mit ihrem Schatten bedeckten, die Zartheit der Sträucher, welche sich unter meinen

*) Geßner war mehr Maler, als Dichter; zieht man die weichliche Manier und den antiken Apparat eines Longus ab, so verräth Einzelnes ein scharfes, gut beobachtendes Auge; die Ausgabe mit den Radirungen ist selten; ich sah sie bei Theodor Storm — der sie Erich Schmidt verdankte — und fand das liebevolle Eingehen und Versenken in die landschaftlichen Reize viel schöner in der Zeichnung als in der Dichtung, die eben vom Künstlichen überwuchert ist.

Schritten bewegten, hielten meinen Geist in unausgesetzter Spannung und Bewunderung." Eine solche Naturstimmung, solch Mitleben mit der einsamen Natur finden wir nur bei Werther wieder. — Doch das Schönste, was in dieser Hinsicht Rousseau geschrieben, ist die fünfte der Rêveries d'un Solitaire. Auf der Petersinsel im Bieler See, wohin er sich von Motiers-Travers geflüchtet, verlebt er zwei köstliche Monate, berauscht sich an der herrlichen Einsamkeit, an der Stille, „die nur von dem Schrei der Adler, dem Zwitschern einiger Vögel und dem Donner der von den Bergen in den See sich stürzenden Wildbäche unterbrochen wird". Seine einzige Beschäftigung ist Botanisiren und Träumen. Im Boote lang ausgestreckt läßt er sich von den Wellen wiegen, stundenlang, im Sinnen versunken, die Augen zum Himmel gerichtet — oft erreicht er nur mit Mühe vor Nacht die Insel wieder. Oder er schaut abends dem Aufund-niederfluthen der Wogen zu — là le bruit des vagues et l'agitation de l'eau fixant mes sens et chassant de mon âme toute autre agitation, la plongeaient dans une rêverie délicieuse; le flux et le reflux de cette eau, son bruit contenu, mais renflé par intervalles frappant sans relâche mon oreille et mes yeux, suppléaient aux mouvemens internes que la rêverie éteignait en moi et suffisaient pour me faire sentir avec plaisir mon existence, sans prendre la peine de penser. Das Hin- und Herfluthen ist ihm ein Spiegelbild der irdischen Dinge — il n'y a rien là de solide à quoi le coeur se puisse attacher, à peine est-il dans nos plus vives jouissances un instant où le coeur puisse véritablement nous dire: „Je voudrais que cet instant durât toujours". — Wer dächte nicht hier an Faust: O Augenblick, verweile doch, du bist so schön! — Und am Schluß bekennt er, solche Augenblicke habe er oft empfunden — eine Existenz ohne Wunsch und Furcht, in der Seele keine Leere —, wenn er auf dem schönen Strome sich treiben ließ oder am Rande des Ufers saß oder am rauschenden Bach. Welch Glück ihm die Botanik gewährte, erzählt er rührend in der 7. Rêverie. — Voll jugendlicher Frische sind die eingestreuten Naturschilderungen auch in den Confessions; eine Lust ist ihm das Wandern über Berg und Thal, doch in die süßeste Aufregung versetzt ihn immer der Genfer See (IV, S. 110*); selbst des Nachts streift er umher, wie bei Lyon (IV, S. 451); das idyllische Landleben bringt ihn in die glücklichste Stimmung, in den Charmettes bei Chambery, wo er mit Mme. Warens 1736 lebte (VI, 144 ff.) oder in der Hermitage mit seiner Therese (IX). Doch was als Höchstes nach seiner Anschauung an Naturschönem es giebt, das führt er

*) Ich citire nach der Ausgabe: Les Confessions de J. J. Rousseau suivies des rêveries du promeneur solitaire 4 Bde. Genf 1782—1790.

am Ende des 4. Buches aus mit dem Epoche machenden Bekenntnis: „Ich liebe es, nach meinem Behagen zu marschiren und anzuhalten nach Belieben, zu Fuß durch eine schöne Landschaft bei schönem Wetter zu wandern, ein angenehmes Ziel vor Augen. Im Uebrigen weiß man schon, was ich unter einer schönen Landschaft verstehe. Dazu gehören Ströme, Felsen, Föhren, schwarze Wälder, Gebirge, schwierige Bergwege ab und auf, Abgründe zu beiden Seiten, die mir tüchtig Furcht machen." Ebenda erzählt er, welche Wonne ihn durchrieselt habe bei einem Wasserfturz bei Chailles: „Fest gegen die Brustwehr gelehnt, stand ich Stunden lang und steckte die Nase hinüber, einen Blick dann und wann erhaschend von dem Schaum und dem blauen Wasser, dessen Gebrüll ich zwischen dem Gekreisch der Raben und Raubvögel, die von Fels zu Fels und von Strauch zu Strauch flogen, hundert Toisen unter mir hörte". — Auch hierfür läßt sich im Werther eine Parallelstelle finden. — Doch vor allem zeigt dies Bekenntniß, wie in Rousseau zuerst das Gefühl für das Romantische erwachte; es war etwas unerhört Neues, wenn St. Preux (I, 18) schreibt, daß die Einöden dem Lande den höchsten Reiz verliehen, und IV, 11: „Die Natur scheint den Augen der Menschen ihre wahren Schönheiten verbergen zu wollen, weil sie für dieselben so wenig Verstand besitzen und sie verunstalten, sie flieht die große Heerstraße, auf Bergeshöhen, im Waldesdickicht, auf einsamen Inseln entfaltet sie ihre bezauberndsten Reize." Auf solcher Naturanschauung beruhen die herrlichen Schilderungen in der Neuen Heloise I. Br. 23, 26 IV. Br. 6, und vor allem die von Meillerie (IV, 19), die auch Goethe auf seiner Schweizer Reise vorschwebte und ihm Thränen entlockte. — Nicht bloß die französische Welt lernte durch Rousseau, daß es schöner sei, den Morgen in seiner thauigen Frische zu genießen, als in den engen Mauern ihn verschlafen, daß es draußen in Flur und Feld, am Bach und am Meer herzerquickender wäre als in den parfümirten Boudoirs, daß es im freien Wald, im ungekünstelten Park sich besser wandle, als zwischen geschorenen Hecken und geradlinigen Rasenstreifen, daß es sich wonnig träumen lasse, den Himmel und die Wolken über sich, die Gräser unter sich, flimmernde Lichter und singende Vögel und rauschende Wellen neben sich, daß die Natur allein dem Bedrängten und Verfolgten eine Trösterin, eine Balsam spendende Freundin sei, und vor allem daß je unberührter, freier und großartiger sie sei, desto erhebender ihr Anblick, daß sie in der blendenden Gletscherschöne, in der wilden Gebirgseinsamkeit den gewaltigsten Eindruck biete. Auch die deutsche Litteratur, welche für das Idyllische genügende Vorbedingungen entgegenbrachte, ward durch Rousseau's Naturliebe befruchtet — doch vor allem die Phantasie Goethe's. —

Es war gerade um die Mitte des 18. Jahrhunderts — im Juli 1750 —, daß auch ein deutscher Dichter, und zwar der gefeierteste seiner Zeit, die Alpen sah; aber es mußte doch noch ein Größerer denn dieser kommen, um auch in deutscher Zunge die Romantik der Gebirgswelt zu preisen. Jener war Klopstock, dieser Goethe. Wohl zählte Klopstock die Tage in Zürich zu den angenehmsten in seinem ganzen Leben, wohl ranken Naturbegeisterung, Jugendlust, Liebe und Freundschaft zusammen in der Ode „der Zürcher See" — mit seiner stolzen Eingangsstrophe: Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht, Das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt — aber Hirzel erzählt: „Klopstock schien von der Schönheit unserer Gegend weniger gerührt als von der Schönheit unserer Mädchen", und Klopstock selbst berichtet: „Ich muß noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde, (das ihn mehr als die Gegend fesselte) auch sehr viele Küsse gegeben habe". —

Was Klopstock groß macht und seiner Sprache einen so vollen, hohen Ton giebt, ist sein Enthusiasmus; im Verlauf des Riesenwerkes des „Messias" muß er ihn künstlich erwärmen, aber seine Oden sind durchdrungen von Begeisterung — auch für die Natur. Ein Dithyrambus ist „die Frühlingsfeier" oder: „O Anblick der Glanzmacht, Sternenheere! Wie erhebt ihr! Wie entzückst du, Anschauung Der herrlichen Welt! Gott Schöpfer! Wie erhaben bist du!" Inniger als sonst die Mondscheinpoesie der Zeit ist die Ode „die frühen Gräber": „Willkommen, o silberner Mond, Schöner stiller Gefährte der Nacht! Eile nicht, bleib, Gedankenfreund". Mit warmer Empfindung rühmt er die herrlichen Buchenwälder Seelands, den landschaftlichen Zauber von „Fredensburg", ebenso die Umgebung von „Stintenburg". Doch menschlich am nächsten tritt uns Klopstock in Briefen, die über ihn sein begeisterter Lobredner Cramer geschrieben; sie sind kulturhistorisch sehr interessant, da sie uns nicht nur zeigen, wie sich Klopstock's Wesen im Kopfe eines hochgebildeten Zeitgenossen spiegelte, sondern auch wie dasselbe typisch für diese Epoche genannt werden kann, in der Empfindsamkeit und Naturschwärmerei*).

*) Ein allerliebst signifikantes Zeugniß ist ein Briefchen, das Gustchen Stolberg an Klopstock schreibt, Uetersen 25. April 1776: „Im Garten. Ja im Garten, liebster Klopstock! ich ging eben herum, es war so schön, die Vögelchen sangen, die Veilchen und Blumen dufteten mir entgegen, und da dachte ich denn mit Rührung an alles was ich liebe, sehr liebe, und da kam ich denn sehr bald zu meinem guten lieben Klopstock, der gewiß keine Freundin hat, die es mehr ist, als ich es bin, obgleich es Ihm vielleicht viele mehr sagen. . . Dank Dank für Ihren lieben allerliebsten kleinen Brief, wie es mir lieb war, sag ich Ihnen nicht — kann's nicht", Klopstock's Briefe herausgegeben von Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 270.

Da heißt es*): „Sein Buch sind nicht menschliche Bücher, sondern die Natur und Gesellschaft! .. Er soll malen, und die Natur. So muß er sie denn kennen. Darum liebt er sie so. Darum wandelt er am Bache und weint. Darum geht er aus im Lenze auf den Blüthengefilden, und sein Auge fließt von Thränen über. Ihn erfüllt die ganze Schöpfung mit Wehmuth und Wonne. Er irrt umher wie ein Träumender vom Gebirge ins Thal. Wo er einen Bach sieht, verfolgt er seinen Lauf, wo ein umkränzter Hügel sich erhebt, muß er ihn erklimmen. Ein Fluß .. ach könnte er mit ihm in den Ocean stürmen! Ein Felsen .. o säh' er von seinen zackichten Spitzen in die umliegenden Fluren hinab! Ein Falke schwebt über ihm . . . ach hätte er seine Flügel und schwebte so viel näher an den Sternen! Stundenlang steht er bey einem Blümchen still, betrachtet ein Moos, wirft sich ins Gras nieder, umkränzt seinen Hut mit Kornblumen. Er geht aus im Mondenschein und besucht die Gräber. Da denkt er sich Tod und Unsterblichkeit. Es ist nichts bey ihm ohne Beziehung. Alles Bild, jedes sichtbare Ding wird von einem unsichtbaren Gefährten begleitet, er fühlt alles um sich, so warm, so ganz, so nahe." Ein andermal: „Klopstock's Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt beim Mahle der Natur. Die freudigste Zeit des Jahres für Klopstock war, wenn der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom." Dem „Eislauf" huldigte er mit Leidenschaft. —

Das idyllische Moment wird mit gesteigerter Innerlichkeit und wachsender Herzlichkeit besonders von dem sogenannten Göttinger Dichterbund gepflegt; wie ein frischer Quelltrunk muthen uns die Lieder des wackern Claudius an, sowohl seine echt volksthümlichen Bauernlieder „Da kömmt die liebe Sonne wieder" oder „Das schöne große Taggestirn vollendet seinen Lauf" oder das keusche „Wiegenlied, bei Mondschein zu singen". Alles Reflektirte ist ihm zuwider: „Einfältiger Naturgenuß Ohn Alfanz drum und dran, Ist lieblich wie ein Liebeskuß Von einem frommen Mann". Eine Perle deutscher Lyrik ist aber das innige „Abendlied": „Der Mond ist aufgegangen, Die goldnen Sternlein prangen Am Himmel hell und klar, Der Wald steht schwarz und schweiget, Und aus den Wiesen steiget Der weiße Nebel wunderbar."

Idyllisch ist das „Dörfchen" von Bürger, sind die vielen Mai- und Frühlings- und Landlieder von Hölty, idyllisch ist die landschaftliche Detailmalerei bei Voß; die kräftigsten Töne schlägt in dieser Dichtergruppe

*) Klopstock, In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa, Hamburg 1777, S. 43.

Fritz Stolberg an. Ihn erfüllt heiliges Naturgefühl: „Süße, heilige Natur, Laß mich gehn auf deiner Spur, Leite mich an deiner Hand, Wie ein Kind am Gängelband", aber die Klopstock'sche Begeisterung hebt auch seine Naturanschauung. Meer und Gebirge spielen bis dahin kaum eine Rolle in der deutschen Dichtung; er aber singt „An das Meer": „Du heiliges und weites Meer, Wie ist dein Anblick mir so hehr" . ., er macht den „Felsenstrom" zum Sinnbild unwiderstehlichen Freiheitsdranges; er preist sein hehres Harzgebirge: „Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskerland!" —

Auch bei Herder spricht sich in manchen Liedern ein warmes Naturgefühl aus: „An die Lerche", „Regenbogen", „Am Meer bei Neapel", „Skt. Johannis-Nacht": „Unendlich, ach Unerschöpflich bist du schön, Mutter Natur!" Herder ward der Pfadfinder für den jungen Goethe, er erschloß ihm den unermeßlichen Schatz der Volkspoesie, die Psalmendichtung, Ossian und Shakespeare; aber auch er stand unter dem Banne der Empfindsamkeit seiner Zeit, wie der Briefwechsel mit seiner Braut Caroline Flachsland*) bezeugt; auch hierin merkt man, wie Rousseau auf ihn eingewirkt hat. Er schreibt (S. 59): „Die liebsten Stunden sind für mich, da ich ganz ohne Gesellschaft einen sehr angenehmen Wald, der dicht an Bückeburg liegt, durchstreife oder im Schatten meines Gartens an einem Wall liege oder endlich — denn seit 3 Tagen haben wir vortrefflichen und gestern den schönsten Mondschein von der Welt — diese Stunde der schönschlummernden Nacht mit allem Gesange der Nachtigall genieße" ein andermal: „Ich zähle keine süßeren Stunden als die der grünen Einsamkeit . . ich lebe so romantisch einsam und in Wäldern und Kirche, wie es nur Dichter, Verliebte und Philosophen leben können", und sie bekennt: „Es ist alles in und um mich Freude; eine jede Blume, Pflanze oder was es sein mag in der Natur, kommt mir schön vor, seit ich dich kenne, mein Süßester" (S. 38) oder: „Ich ging früh in mein Kämmerchen, der Mond war eben ganz von Wolken verdunkelt, und die Nacht war mit dem Fröschegequack so melancholisch, daß ich lange nicht vom Fenster weg konnte; meine ganze Seele war in Wolken und Dunkel, ich dachte an Dich, Süßer, Lieber, und der Gedanke, der Seufzer verfolgte mich bis zum Weinen**). —

In eine solche Zeit der empfindsamen Seelen, der Mondscheinpoeten oder seraphischen Himmelsstürmer und Naturenthusiasten — wie Klopstock

*) Aus Herder's Nachlaß, herausgegeben von Düntzer und Ferd. Gottfr. v. Herder, 3. Band, Frankfurt a. M. 1857.

**) Das Weinen spielt eine große Rolle. So erzählt sie S. 63: „Gleim und Wieland waren

war —, der idyllisch-elegischen Schäferpoesie — wie die Anakreontiker sie vertraten und die Göttinger vertieften und verinnerlichten — aber auch in die Zeit Rousseau's, der die Natur d. h. die Natürlichkeit nicht bloß im Gegensatze zur Kultur auf das Postament hob, sondern auch die Natur als Inbegriff der Erscheinungswelt wie eine Göttin in Andacht ehrte und wie eine Freundin liebte, trat der junge Goethe; und fürwahr die Einwirkung der hervorgehobenen Momente ist auch bei ihm unverkennbar, aber wie veredelte er dieselben, wie reinigte er sie von den trügerischen Schlacken hohlen Scheins und konventioneller Mache, wie erhob er sie zu freiem, natürlichem Menschenthum! Was ihn eben zum größten Lyriker der Welt machte, das war die geniale Fähigkeit, für alles, was sein so reizbar empfängliches und so tiefgründiges Herz in Schwingung versetzte, den wunderbar treffenden Ausdruck, die allein entsprechende Form zu finden. Was er innerlich erlebte, wandelte sich in ein Gedicht; was er außen sah, wandelte sich in ein Bild. Anschauung und Dichten fallen bei ihm zusammen. Künstlich versetzten sich die meisten seiner Vorgänger in die Empfindung hinein, operirten mit dem ganzen Apparat des griechischen Olymps, mit Nymphen, Oreaden, mit Chloen, Phyllis, Damon, mit Aurora und Echo und Zephyr oder gar mit dem schwereren Geschütz der nordisch-germanischen Götter- und Halbgötter; wesentlich wiederholen sich monoton, mehr oder weniger lebendig und innig, dieselben Gedanken an die Natur, an den Mond, an den Mai, an das Landleben u. s. w., selten geben wirkliche Herzenserlebnisse die rechte lyrische Stimmungsfarbe; gering ist die Zahl von sympathetischen Gleichnissen und Metaphern, welche Innenwelt und Naturleben in Beziehung setzen resp. innerlich verschmelzen — denn die Liebesempfindung, welche hierin allezeit die erste Künstlerin

---

hier. Merck, Leuchsenring und ich schlangen uns in einer Ecke des Fensters um den alten guten sanften muntern ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft. O süße Thräne meines Lebens! im Arme der Freundschaft geweint! o süße Thräne der Freundschaft, wie göttlich seid ihr!" — Herder (113): „Lassen Sie mich in Ihren Schoß und kleinen unschuldigen Busen weinen, meine gute Freundin! Sie haben mich leider! glaub ich auch noch nicht einmal weinen gesehen, und das thue ich so oft, und in den süßesten Stunden!" — „Meine weinende Seele, Ihre schöne Seele, Ihre empfindungsvolle Seele, Ihr empfindungsvolles Auge" sind sehr häufig. „Empfindsam" gilt als Epitheton ornans: „Merck hat an Lila etwas gemacht. . Lila ist die Frl. v. Ziegler, ein außerordentlich empfindsames Mädchen. Merck ist ganz begeistert von ihr" (91), S. 181: „Das Mädchen ist das empfindungsvollste, edelste, schönste Herz, als ich je ein Mädchen gesehen." 182: „O die schöne Seele! Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten . ." Daß Caroline „selige Morgenstunden" bei den Oden Klopstock's an Cidli verlebt (154), nimmt nicht wunder „es ist ein Himmelreich in ihnen . . es ist ein Blick in Elysium". Auch Werther's Lotte seufzt nur „Klopstock", und damit ist alles Empfindsame gesagt. —

Ruder hin (Taſſo); der Verzweiflung Tigerklaue u. ſ. f., doch beſonders zahlreich ſind die Perſonificationen reſp. Beſeelungen der Naturanſchauungen*). Es iſt immer höchſt charakteriſtiſch für den Dichter, wie weit er es vermag, der Natur eine Seele zu leihen, ſich ſelbſt in ſie hineinzuverſetzen — denn die todte Natur wird nur lebendig durch das Geiſtige, was man ihr leiht, durch das warme Leben, was von dem empfindenden Menſchen auf die empfindungsloſe überſtrömt. Goethe ſagt ſelbſt in ſeinen Sprüchen: Der Menſch begreift nie, wie anthropomorphiſch er iſt. Und vor allem iſt es der Lyriker, an deſſen Herzen die lebloſe erwarmt wie der Stein am Herzen Pygmalions — „da lebte mir der Baum, die Roſe, Mir ſang der Quellen Silberfall; Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe Von meines Lebens Wiederhall". — Goethe's Lyrik iſt reich an ſtimmungsvollen, echt poetiſchen Naturbeſeelungen. So wird die Sonne perſonificirt: Da blickte die glühende Sonne zum ſchroffen Gipfel empor — Und die Sonne lockt mit Feuerliebe — Die Sonne ſtolz am Himmel thront — Labt ſich die liebe Sonne nicht, der Mond ſich nicht im Meer — Euch (Trauben) brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umſäuſelt des holden Himmels Fruchtende Fülle; oder der Morgen: Der Morgen kam, es ſcheuchten ſeine Tritte Den leiſen Schlaf — Wie im Morgenglanze du rings mich anglühſt, Frühling, Geliebter! — Und über dem Wald kündet der Morgen ſich an; oder der Mond: Breiteſt über mein Gefild, lindernd, deinen Blick; Der Abend wiegte ſchon die Erde, Und an den Bergen hing die Nacht — Der Mond von ſeinem Wolkenhügel ſchien ſchläfrig aus dem Duft hervor; Die hohen Sterne ihr helles Auge zu ihm nieder wenden —; der Fels: Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf, Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen; ähnlich iſt: Sobald ihn (den Samen) der Erde ſtille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt (Metamorph. d. Pfl.); der Bach: Du eilſt mit frohem leichten Sinn hinunter — Seht den Felſenquell, Freudehell, Wie ein Sternenblick, doch ihn hält kein Schattenthal, keine Blumen . . nach der Ebne drängt ſein Lauf, Schlangenwandelnd, Dann ſtäubt er lieblich In Wolkenwellen . . ſchäumt unmuthig zum Abgrunde; der Sturm: Aber aus der Dumpfen grauen Ferne kündet leiſe wandelnd ſich der Sturm an, Drückt die Vögel nieder aufs Gewäſſer: vor ſeinem ſtarren Wüthen Streckt der Schiffer klug die Segel nieder; die Blumen: Da wanken Glöckchen So weiß wie Schnee, Primeln ſtolziren ſo naſeweis, Schalkhafte Veilchen, Verſteckt mit Fleiß . . — Wie lacht die Flur! Es bringen Blüthen Aus

*) Eingehend habe ich über „die äſthetiſche Naturbeſeelung in antiker und moderner Poeſie" gehandelt in der Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte, herausgegeben von Max Koch, Jahrgang I, Heft 2 ff. 1887.

Grabe! Wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hinundherwiegt" u. s. f.

Von zusammengesetzten Substantiven hebe ich nur heraus: Im Blüthendampfe die volle Welt; im Nebelgerinsel; Purpurgewölk; Liebesblick der Sonne; Mondendämmerung; Goldwolken; Wolkendunst; Morgenglanz; Nebelthal; Schattenthal; Naturgeheimniß; Morgennebelung; Blüthenherz; Lebensfluthen; Thatensturm. — Es liegt in der Natur des Liedes, daß Gleichnisse nicht eben häufig sind mit ausgesponnenen Sätzen mit „gleichwie" oder „wie"; doch auch hierfür bietet er manches schöne Beispiel aus der Natur. Ich greife wieder aus den allbekannten Liedern heraus: O Lieb, o Lieb, So golden schön wie Morgenwolken auf jenen Höhn; So war ich gewohnt, dich zu sehen, Wie man die Sterne ersieht, wie man den Mond sich beschaut, Sich an ihnen erfreut und innen im ruhigen Busen nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt; Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb' ich Küsse; Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu dir; Wandeln wird er wie mit Blumenfüßen; Ihr (Charitinnen) seid rein wie das Herz der Wasser, wie das Mark der Erde; Zart Gedicht, ein Regenbogen, Wird nur auf dunklen Grund gezogen. Dem Gleichnisse nahe stehen Wendungen wie: Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen Vor jenen wandeln, Ein ewiger Strom: Uns hebt die Welle, Verschlingt die Welle, und wir versinken; oder in der Stella III: Du fühlst nicht, was Himmelsthau dem Dürstenden ist, der aus der öden sandigen Welt in deinen Busen zurückkehrt; V heißt es: Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen; im Werther II 15. Nov.: Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblicke, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet und alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht; im Faust: Eure Reden sind unerquicklich wie der Nebelwind, der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt; Der Wasserfturz, das Felsenriff durchbrausend .., der spiegelt: ab das menschliche Bestreben: Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Häufiger sind Metaphern, prägnant zusammengedrängte Vergleiche wie: ein Meer des Wahns, ein Meer von Wohlgerüchen, des Kampfes Welle, der Strom des Genies, der Vergangenheit Sonnenstrahl, o laß den reinen Hauch der Liebe dir die Gluth des Busens leise wehend kühlen (Iphigenie), . . er scheide nur! allein . . welche eine Dämmerung fällt nun vor mir . . sonst trug uns der Strom auf leichten Wellen ohne

Ein Prophet der Volkspartei.

Von

A. Hausrath.

Es wird uns berichtet von einem Propheten, der nur weissagte, was Gott ihn geheißen und der dennoch das Fehlschlagen seiner Weissagung erlebte, weil Gott seinen Rathschluß geändert hatte, und als er mit Gott haderte, der ihn zum Lügner gemacht, und ihm dazu seinen Lieblingsbaum hatte verdorren lassen, sagte der Herr zu ihm: „Dir ist's leid um den Wunderbaum, der in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb: und mir sollte nicht leid sein um Ninive, solch' großer Stadt, in welcher mehr als zwölf Myriaden Menschen sind, die nicht wissen rechts und links, ungezählt das viele Vieh?" So kann auch ein rechtschaffener Prophet sich irren, denn, sagte Fürst Bismarck jüngst im Reichstag: „unser Herrgott läßt sich nicht in die Karten sehen".

Aber es gibt auch nichtsnutzige Propheten, jene nie aussterbende Rasse, von denen schon Micha von Moresa zur Zeit des Königs Jotham sagte: „sie predigen, es solle wohl gehen, wenn man ihnen zu fressen gebe; wo man ihnen aber nichts in das Maul gibt, da predigen sie, es müsse ein Krieg kommen."

Von den Irrgängen der Reaction verbittert, mochte mancher wackere Mann in den fünfziger Jahren mit Gervinus weissagen, die Zukunft Deutschlands gehöre der Republik, wenn er auch nicht gerade darauf schwor, daß dieselbe in den neunziger Jahren des Jahrhunderts anbrechen werde und vollends den Kopf schüttelte, wenn der Prophet wissen wollte, die Hauptstadt dieses künftigen republikanischen Deutschlands werde weder Berlin noch Frankfurt, sondern die Seestadt Hamburg sein. „Irren ist menschlich", sagt das lateinische Sprüchlein, „schändlich ist nur, im Irrthum zu verharren". Diese causa turpis aber ist es, welche gewissen Propheten, die dieses Geschäft unverdrossen und schwunghaft seit vierzig Jahren betreiben, allerdings zur Last liegt.

jedem Zweig — So liebt die Lerche Gesang und Luft Und Morgenblumen den Himmelsduft u. s. f. u. s. f.

Doch das sind ja nur Bruchstücke!

Suchen wir uns nun aus dem Ganzen und Vollen ein anschauliches Bild von Goethe's Naturanschauung zu machen, indem wir den einzelnen Phasen seiner geistigen Entwicklung nachgehen und die Wandlungen aufweisen, welche dieser gemäß auch sein dichterisches Verhältnis zur Natur darbietet.

Kiel.

(Schluß folgt.)

Dichter ein Seher sei, gab Herwegh von da ab fast nur noch poetische Prophezeiungen aus, die zuweilen nichts Besseres sind als gereimte Kannegießereien. Auch als ihn die Heirath mit einer reichen Berliner Jüdin der materiellen Noth enthob, blieb seine Verbitterung die gleiche.

Der erste Theil der Lieder eines Lebendigen, in denen er „den ganzen Frühling seines Zornes" niederlegte, hatte noch viel Schönes enthalten. Sein tapferes Reiterlied:

„Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm
Und reiten in's Verderben,

die schwermüthigen Strophen:

„Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten Straßen auf und nieder.
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch — nun träumt man wieder."

Oder die sehnsuchtsvollen Verse: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" — sie alle haben Stimmung und Wohlklang und wenn es das Wesen der Lyrik ist, einen harmonischen Wiederhall seelischer Stimmungen zu erwecken, so haben einige Lieder Herwegh's vollen Anspruch auf Dauer, wenn auch im Ganzen in der Sammlung tönende Rhetorik vorherrscht. Um jener wirklich schönen Verse willen gehörte er mehr noch als wegen des politischen Radicalismus, seiner gereimten Tiraden, unter die Lieblinge der deutschen Jugend. Da warfen seine kopflosen politischen Unternehmungen im Jahre 1848 einen unauslöschlichen Makel auf seine Ehre, so daß forthin der Fluch der Lächerlichkeit an seinem Namen haftete. Der Mann, der gesungen hatte: „Auf, in den Feind wie Wetterschlag! Oh Reiterlust, am frühen Tag zu sterben, zu sterben" — entfloh aus dem Gefechte von Dossenbach unter so compromittirenden Umständen, daß er Zeit seines Lebens Zielscheibe der politischen Satire blieb. Hecker hatte am 17. April 1848 zu Constanz ein Pronunciamento erlassen und war in dem Gefechte bei Kandern von den Hessen geschlagen worden. Sigel hatte Freiburg besetzt, mußte aber vor den Badenern die Stadt räumen. Herwegh, der mit 800 Mann, darunter zahlreichen Italienern, Franzosen, Polen, Schweizern und Ungarn den Rhein überschritten hatte, wollte darauf hin, ohne sein Waffenglück zu versuchen, umkehren, der frühere Tübinger Stiftler stieß aber bei Dossenbach unvermuthet auf seine Landsleute, die Würtemberger. Alsbald löste sich seine Schaar trotz ihrer Ueberzahl auf und ließ sich zur Hälfte gefangen nehmen, während Herwegh selbst nur mit Hülfe seiner couragirten Gattin entkam.

„Unter seinem Spritzenleder
Forcht er sich vor'm Donnerwetter;

Hie und da wird eine einzelne verunglückte Prophezeiung dieser Prophetenschule an's Licht gezogen und erweckt dann verdienten Spott; dieser Spott würde aber noch ganz anders auf die mit dem Oele demokratischer Weissagung gesalbten Häupter niederfallen, wenn es allen, wie ihrem Sänger Georg Herwegh gefallen hätte, ihre gesammelten prophetischen Sprüche im Druck erscheinen zu lassen, so daß der geneigte Leser Jahr für Jahr controlliren kann, wie „unentwegt" der Prophet fort und fort das Gegentheil von dem verkündete, was nachher eintraf.

Herwegh's Vorgeschichte ist bekannt. Zögling des Tübinger Stifts ist er aus demselben unter Umständen ausgewiesen worden, die für ihn keineswegs die ehrenvollsten waren und als er sich in seiner Vaterstadt Stuttgart, David Strauß mit den Worten näherte: „Herr Doctor, nun haben wir beide die Ehre nicht mehr im Stifte zu sein", erwiederte dieser trocken: „Ja, es kommt nur darauf an, wie man das Komma setzt".

Aus Stuttgart mußte er wegen eines Ehrenhandels mit einem Offizier nach der Schweiz entweichen, wo er in Follen einen Protector fand und Mitarbeiter der radicalen „Volkshalle" wurde. Als deutscher Flüchtling und „Absalom" gab er dann 1841 seine „Gedichte eines Lebendigen" heraus, die durch die Gluth und den Wohlklang ihrer Sprache einen so großen Enthusiasmus erregten, daß selbst Friedrich Wilhelm IV. ihn in Audienz empfing, als er im Jahre 1842 Berlin besuchte. Nur die schwäbischen Landsleute, die ihn persönlich kannten und schon vor dem Heckerputsche ahnten, welch weiter Weg vom Freiheitssänger zum Freiheitshelden sei, blieben kühl bei dem Erfolge des relegirten Stiftlers und der Aesthetiker Vischer dankte öffentlich seinem Freunde Mörike, daß er sie gelehrt habe zu unterscheiden, was Poesie sei und was Rhetorik. Auch offenbarte sich die persönliche Haltlosigkeit des begabten Mannes sofort, indem er dem Könige von Königsberg aus einen taktlosen Brief schrieb und als seine Eitelkeit es sich nicht versagen konnte, denselben drucken zu lassen, wurde er aus Preußen ausgewiesen. Der König hatte ihm in der Audienz wohlmeinend gesagt: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damascus". Herwegh rächte sich nun mit dem platten Epigramm:

„Auf dem Wege von Damasco
Machte Saulus einst Fiasco:
Doch das ihn bekehrt, das Licht,
Ein Berliner war es nicht."

Dieses Ereignis veranlaßte die entscheidende Wendung in Herwegh's dichterischer Thätigkeit. Seine Muse zog die Jakobinermütze nun erst recht über die Ohren und in grober Mißdeutung des Wortes, daß der

wahrt hatte. Von einem Manne so edler Gefühle hatte man in der That etwas mehr Dankbarkeit erwartet.

Aber auch im Uebrigen verhält sich sein Leben zu seinem Dichten ungefähr wie sein Reiterlied zu seinen Reiterthaten bei Dossenbach. Wer aus den entrüsteten Gesängen an den „Mann der Arbeit", an die Armen und Hungernden, aus dem aufwieglerischen Rundgedicht im Stile Beranger's:

„Marsch, Lise, weiter zum Spitale
Dort kommt das Volk zur Welt",

auf einen spartanischen Republikaner mit schwieligen Händen und struppigem Barte schließen wollte, der würde seine Worte wiederum zu ernst nehmen.

„Unter vornehmen und dabei socialistisch gesinnten Russen", erzählt Frau Wille, „hatte er in Paris Luxus und raffinirte Geistes- und Lebensgenüsse kennen gelernt. Die ersten glänzenden Erfolge seiner Dichtungen hatten ihn emporgeschnellt. ... Er war ein durchaus liebenswürdiger Gesellschafter, etwas blasirt, von Feinheit der Formen. Seine Stimme hatte einen weichen, sanften Klang. ... Seiner Natur nach hätte er eher dazu gepaßt, ein Marquis aus der Zeit der Regentschaft zu sein, als ein Mann aus jener Zeit des Umsturzes, welche er als Frankreichs Ruhm verehrte. ... Gern lag er in orientalischer Ruhe nicht selten Stunden lang auf dem Sopha im Zimmer und grübelte den Problemen nach, die ihn beschäftigten. Wenn er gestört wurde, fügte er sich mit der Gleichgültigkeit des Gelangweilten und schlenderte hinterher, weßhalb Wille ihm einmal sagte, er sei wie ein eingeschlafener Fuß". Ein Atta Troll gleich Venedey, „Gesinnung tragend in der zott'gen Hochbrust", ist eine wahre Erquickung neben dieser Atmosphäre von Petroleum und Pomade, die Herwegh umgibt. Und dieser notorische Faullenzer wagte die Arbeitsbienen aufzufordern:

Seht die Drohnen um euch her!
Habt Ihr keinen Stachel mehr?
Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne Deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn Dein starker Arm es will.
Deiner Dränger Schaar erblaßt,
Wenn Du, müde Deiner Last,
An die Erde lehnst den Pflug,
Wenn Du rufst: Es ist genug!

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gesellschaft, die damals die Befreiung Europa's betrieb, sich von Zeit zu Zeit selbst in die Haare

Heiß fiel es dem Herwegh bei,
Daß der Hinweg beſſer ſei.

„Ach Madamchen", that er ſagen,
„Aus iſt's mit der Republik!
„Soll ich Narr mein Leben wagen?
„Nein für jetzt nur ſchnell zurück!"

Und Madam hieß ihn verkriechen
Sich in ihren treuen Schooß,
Denn er konnt' kein Pulver riechen,
Und es ging erſchrecklich los."

So gelangte er glücklich nach der Schweiz, wo er Hecker bereits verfand und bald auch Struve eintraf, der erſt verhaftet, dann aber von dem Beamten wieder frei gelaſſen worden war.

Hecker entzog ſich dem Spott durch Auswanderung nach Amerika, Struve fuhr fort zu wühlen, Herwegh war zu lächerlich geworden, um noch ernſthaft genommen zu werden. Als Struve's neuer Putſch im September bei Staufen ein gleiches Ende nahm wie der vom Frühling, ſang Gottfried Nadler, der Pfälzer Satiriker:

Frau von Struwwel's Hut und Mantel
Fanden ſie in einem Kandel
Und ein Söldling war ſo frech,
Riß das ſchöne Futter weg;
Denn der große Herwegh könnte,
Das bild't ſich der Eſel ein,
Unſer Herwegh könnt am Ende
Eingenäht dazwiſchen ſein.

Herwegh's Laufbahn als öffentlicher Charakter war damit beſchloſſen; doch gelang es ihm auch durch das, was man von ſeinem Privatleben hörte, Gegenſtand des öffentlichen Intereſſes zu bleiben.

Die Hamburgerin Frau Eliza Wille-Sloman, die im Jahre 1852 ihn auf ihrem Gute Mariafeld bei Zürich häufig empfing, hat darüber Folgendes berichtet. Vgl. Deutſche Rundſchau 1887, 5. S. 263ff.: „Herwegh war damals allein in Zürich. Es hieß, daß eine tragiſche Leidenſchaft ihn beherrſche. Seine Freunde zweifelten nicht, daß Alles ſich mit der Zeit wieder ausgleichen werde; denn ſeine Frau war ihm mit grenzenloſer Liebe ergeben. Als wir Herwegh kennen lernten, lebte ſie von ihm getrennt mit ihren Kindern in Italien".

Das alſo war der Dank dafür, daß ſie ihn durch ihr Vermögen den Sorgen des Lebens entriſſen, daß ſie ihm den Schmutz ſeines Pariſer Flüchtlingslebens abgewaſchen und ihn durch ihre Geiſtesgegenwart und ihren Muth vor dem Spinnhauſe Kinkel's oder der Kugel Dortu's be-

fixen Ideen. Im zweiten Theile der Lieder eines Lebendigen sind mindestens ein Dutzend Stellen, die den „rothen Adler", „den ordentlich rothen und schwarzen Adler", die „neuen Sterne" und andere Glasknöpfe des Sultans besingen, ganz als ob in seinem eigenen Knopfloch ein nie gestilltes Sehnen ihn immer wieder an diese entsetzliche Einrichtung erinnert hätte. Nimmt man den Neid hinzu, mit dem der große Volksmann stets wieder auf die „Pensionen" von Geibel und Freiligrath zurückkommt, so scheint es fast, daß auch bei ihm in solchen Dingen der Haß auf verschmähter Liebe beruhte.

Alles nationale Unglück kommt natürlich von den purpurtragenden Fürsten. Deutschlands Völker und Stämme würden ein einig Volk von Brüdern sein, wenn nicht die Tyrannen in goldenen Kronen die Hälfte der Kämpfer bestächen, indem sie dieselben zu Hofräthen und „Rittern" machen, während sie die, die sich nicht bestechen lassen, in den Kerker werfen. Daß gelegentlich auch ein Mal ein Drittel der Nation hinter der Kirchenfahne herlaufen könnte, statt hinter seiner Trikolore, daß ein Parlament seine Macht höher stellen könnte als das Interesse des Vaterlandes, das hat dem Propheten niemals geschwant, doch daraus machen wir ihm keinen Vorwurf. Vielmehr würden wir es für ein vaticinium post eventum halten, falls eine solche Weissagung in seinem Buche sich fände, die sogar bei größeren Propheten fehlt.

Als er im Jahre 1849 die Putsche in Baden organisirte, erwartete er natürlich von diesen Erhebungen, die im besten Falle einer südwestdeutschen Republik unter dem Protectorate Frankreichs zum Dasein verhelfen konnten, die Umgestaltung der Welt, die Gründung „der vereinigten Staaten von Europa".

„Die Völker erwachen und läuten Sturm —
Erwache, mein Blum, erwache!
Vom Kölner Dom zum Stefansthurm
Wird brausen die Rache, die Rache.
Die alten Cohorten am Tiberstrom
Stehn auf beim Klang der Trompeten:
Die Glocken schweigen. Du ewiges Rom
Vergiß Dein Singen und Beten.
Die Glocken schweigen, die Pfaffen schrei'n
In ihren zertrümmerten Hallen;
Den Heiligen wird der goldene Schein
Vom zitternden Haupte fallen.
Die Henker falten, vor Schrecken bleich,
Die blutigen Hände zusammen;
Und aus dem stürzenden Oesterreich
Hoch lodern werden die Flammen.

gerieth. Nach schnödem Federkrieg forderte Herwegh den Baron von Herzen, aber ein von Mazzini präsidirtes Ehrengericht erklärte Herwegh für satisfactionsunfähig. Darauf hin wollten Simon und andere namhafte Flüchtlinge Herwegh in Verruf thun. Aber, wie in einem früheren Fall mit Heine, vertrat auch dieses Mal Wille die Sache des Poeten gegen die Philister, die den Dichter der Feigheit beschuldigt hatten, „weil er, mit feinen Nerven ausgestattet, einem Waffengang mit mehr Schrecken entgegensah, als jeder gewöhnliche Landsknecht".

„Sehet, ihr Römer, den Mann, den ihr euch zum Pontifex erwählt habt!", möchte man da mit Hildebrand der Volkspartei zurufen. Sie, in deren Augen Pietät und Verehrung für das weiße Haar ihres Kaisers, Achtung für die Verdienste eines in Arbeit verzehrten Kanzlerlebens, Respect vor der Tapferkeit preußischer Generäle nichts als hündische Servilität und Schweifwedelei charakterloser Streber war, fand es ganz in der Ordnung, einen solchen Müßiggänger und notorischen Feigling als Anwalt der Volkssache und als Zierde des Vaterlandes zu preisen. Auch jetzt blieb er ein „geschätzter Mitarbeiter" der Frankfurter Zeitung, des Stuttgarter Beobachters, des Kladderadatsch und durfte alle Vertreter der nationalen Sache mit seinem Spotte verfolgen, so weit es das Preßgesetz nur irgend zuließ.

Es mag ja sein, daß Zeitungen es nicht allzu streng nehmen dürfen mit den sonstigen Qualitäten eines gewandten Mitarbeiters, wenn nur die Weisheit, die dieser Prophet zu Markt brachte, nicht so über alle Maßen abgeschmackt gewesen wäre! Man hält es heute für lustige Jagdgeschichten, was von einer schwäbischen Volksversammlung erzählt wird, auf der ein großer Volksmann den Antrag gestellt habe, es solle jedem Schulmeister der Titel Hofrath verliehen werden und zur Herstellung der Gleichheit jeder Deutsche einen Orden erhalten, während ein einfaches Bäuerlein meinte, das Volk habe lang genug der Regierung Steuern gezahlt, die Regierung könnte dafür von nun an dem Volke Steuern zahlen. Aber was ist es denn Anderes als diese Weisheit in Verse gebracht, wenn Herwegh im höchsten Pathos singt:

„Nur ein Ritter ohne Tadel,
Nur ein Priester soll noch sein!
Für die ganze Welt den Adel!
Für die Menschheit Brot und Wein!
Keine Steuern, keine Zölle
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!"

Das Ritterthum, das ein Orden verleiht, ist überhaupt eine seiner

das Nichtsthun des Bundes abzulagern, nachdem er noch eben in Schweizer Blättern Deutschlands Vorsatz, etwas zu thun, verhöhnt hatte.

Deutschland bewegt sich
In gesetzlichen Schranken.
Deutschland frägt sich
Ob's endlich soll?
Deutschland schlägt sich,
Schlägt sich wie toll!
Deutschland legt sich
Zu Protokoll!

Oder noch etwas roher:

Deutschland, sie sagen, Du hängst den Kopf —
Mir geht an's Herz das Gestichel —
Du seist ein thatenloser Tropf,
So sagen die Leute, o Michel!

Das ist denn forthin die dialektische Bewegung seiner politisirenden Poesie: Hohn über das Nichtsthun seiner Nation und dreifacher Hohn, sobald es den Anschein hat, als ob etwas geschehen solle.

Den italienischen Stiefel nimmt
Und wird gestiefelter Kater
Herr Victor, — so was thäte bestimmt
Kein deutscher Landesvater.
Du große Denkernation,
Oh trockne die Augen, die feuchten;
Dir bleibt die höhere Mission
Die Bühne zu — erleuchten.

Kaum aber wird nach italienischem Muster der Nationalverein gegründet, so spottet er:

Fürchterlicher Ernst — von Gotha
Wird es jetzt — nur nicht geschossen.

Das deutsche Parlament, das einst die Sehnsucht seiner Jugend gewesen, ist jetzt Gegenstand seines Hohns, noch ehe es zu Stande gekommen.

Nationalvereinsgermane,
Freiligräthlich vor der Seele
Steht mir schon die Karawane
Frankfurt pilgernder Kameele.
Und der wohlbekannte Mufti
An der Spitze der Bewegung,
Und die wohlbekannten Schufti,
Alle voll von edler Regung.
Und der wohlbekannte Rheinfluß,
Der so sanft die Reden wässert,
Und der wohlbekannte Einfluß,
Deutschlands, der sich nicht verbessert.

So ſicher iſt er, alle Tyrannen Europa's nun unter dem Meſſer zu haben, daß er nur fürchtet, die Welt könnte vorher noch untergehen, ehe er ſeine Rache genommen.

Als dieſe großen Erwartungen an dem Gefechte von Doſſenbach geſcheitert waren, ſchwieg ſeine politiſche Muſe für längere Zeit. Der Held dichtete wieder Liebeslieder, doch nicht an die tapfere Frau, die ihn glücklich über die Grenze geſchmuggelt hatte, ſondern im Dienſte der „großen Leidenſchaft", die ihn ergriffen und ihm die „liebloſe Liebe" in der Ehe verhaßt machte. Erſt die Demüthigung, die Preußen im Jahre 1856 in der Neuenburger Frage erlitt, belebte ſeinen politiſchen Genius wieder. In dem Chorus roher Stimmen, die ſein Vaterland verhöhnten, durfte natürlich die ſeine nicht fehlen, und er ſang:

Und eines Morgens um die Drei
Probirten ſie die Meuterei,
Des andern Tags jedoche
War ſchon ein Graf im Loche.

Neben Friedrich Wilhelm IV. kommt namentlich Napoleon III. das Verdienſt zu, den Geiſt der Weiſſagung in dem Propheten wieder erweckt zu haben, und ſo verhöhnt er denn Bonaparte im März 1859, der einen Krieg habe anfangen wollen, aber weder Gaul noch Eſel auftreiben könne, unter der Ueberſchrift: Bonaparte couche. Er hatte Unglück mit dieſer Prophetie, denn am 19. April bereits richtete Buol an Cavour die Aufforderung zur Abrüſtung, die den Krieg unvermeidlich machte. Unter ſolchen Umſtänden war der deutſche Patriot in der glücklichen Lage, für die Alpenjäger des Oberſten Rüſtow die Garibaldi-Hymne in's Deutſche überſetzen zu dürfen und er erröthete nicht in derſelben den Sieg der Welſchen bei Legnano über ſeinen Schwabenkaiſer zu verherrlichen und die Ausziehenden ſingen zu laſſen:

Der Stock ſoll, der deutſche, Italien nicht zähmen,
In's Joch ſoll kein Sohn ſich der Römer bequemen.
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

Für die deutſchen Truppen dagegen hat er ganz andere Hymnen auf Lager:

Das ſind meiner Baiern Kehlen,
Immer durſtig, immer ſtark!
Keine ſolche Dünnbierſeelen
Aus der klugen Uckermark,

heißt es in einem Liede vom Juni 1859 da es den Anſchein gewinnt, als wolle der deutſche Bund Oeſterreich beiſpringen. Als daraus nichts wird, iſt dann wieder der Klabderadatſch gut genug, um dort den Spott über

gegangen aus dem knabenhaften Vergnügen des Preußen, der gern noch mehr Leute haben möchte als Vetter Louis und Vetter Joseph.

Er braucht's nicht wider Dänemark,
Er braucht's nicht wider Kassel —
Für solchen Quark, spricht Herr Bismarck
Genügt ein stark Geraffel.
Er braucht es ja! — von Wacht- zu Wacht-
Paraden hinzustrolchen
Und dann in stiller Mitternacht
Hausknechte zu erdolchen.

Die deutsche Frage läßt den Preußen ja völlig kalt, dazu rüstet er sich nicht:

Ich bin nicht Euer Demiurg
Deutschland aus nichts zu stampfen;
Die ganze Wolkenkukuksburg,
Ihr Vögel, wird verdampfen,
Auch hat von Barbarossa nie
Geträumt mir, daß ich wüßte;
Man hatte nicht der Poesie
Gelegt mich an die Brüste.

Als nun das Ministerium die Militärreorganisation dennoch durchführt, begleitet Herwegh die Maßnahmen des Königs mit Weissagungen auf den Untergang Pharao's im rothen Meere:

In dem rothen Meer ertrank
Pharao, so Roß wie Reiter.
Juda lachte fast sich krank,
Die Geschichte ist sehr heiter.

Erfüllt haben sich diese Weissagungen so wenig wie die früheren, aber sie führten die Confiscation der „Neuen Gedichte" herbei, so daß „Mirjam, die die Pauke schlug", nicht so lächerlich werden konnte, wie sie verdient hätte. Wie klar und hell sah doch der Seher Bismarck's Zukunft vor sich:

Oh Du Mann von Blut und Eisen —
Die Gewehre gehn nicht los,
Aber Du, Du gehst auf Reisen.
Gehest über den Kanal;
Um, mit Noth dem Sturm entronnen,
Selber in der Freiheit Strahl,
Dem verhaßten, Dich zu sonnen.
Gehest über den Kanal,
Wo ein Volk zu Gottes Ehre
Seinen Herrn gelöpft einmal —
Miserere! Miserere!

Dagegen, was „der Preuße" nie thun wird, das vollbringt der kommende Schwabenkaiser, der demokratische mit dem rothen Barte.

Wie nun aber die erstarkende Bewegung in der That in Hannover einen Erfolg erzielt und einen der widerwärtigsten Welfen, den neugebackenen Grafen Borries wegfegt, ist alsbald der Mann der Volkspartei mit dem Entrüstungsrufe bei der Hand:

Zwanzig Millionen deutscher Philister
Nehmen es auf mit einem Minister!

Der Züchtigung von Borries folgte 1862 die Reinigung des Augiasstalls in Kassel und wiederum sehen wir den Propheten der Volkspartei auf der Seite des kleinen Despoten. Man drohe in Berlin „den Schimmel von Bronzell" mobil zu machen, spottet er, und entzückt über das patzige Auftreten des Kasseler Kurfürsten gegen Preußen bringt er die Geschichte des Conflikts in folgende Romanze:

Er sprach zu ihm: „Ja Kuchen!
Lieb Williſen, mein Sohn!
Grüß mir die Staatseunuchen,
Den Jagow, Heydt und Roon!
Allein nach Euern Noten,
Ihr Juten, tanz ich nicht."
Er sprach's und zeigt den Boten
Sehr höflich — das Gesicht.
Der Bote kommt geflogen
Zurück, und, denkt Euch nur,
Der Preuße hat gezogen
Voll Todesmuth — die Uhr.
Der Preuße greift — zur Feder
Und drohte fürchterlich:
„Zwei Tage Frist! Entweder
Gibst Du nach oder — Ich!"

Die Prophezeihung war kaum gedruckt, als am 26. Mai 1862 der Kurfürst zu Kreuz kroch und vier Jahre später war Hessen-Kassel eine preußische Provinz. Im selben Jahre weissagte der Prophet unter dem Motto: „Der Tag wird kommen!" den Siegern von Asperamonte, Victor Emmanuel und dem General Pallavicini, den Judasstrick für ihren Verrath an Garibaldi und der Tag kam, an dem Garibaldi in Victor Emmanuels Dienste trat und Pallavicini zum Chef seines Generalstabs ernannte. So war er in Italien nicht glücklicher mit seinen Prophetieen als in der Heimath.

Auf der Höhe der Weissagung ist der Prophet aber erst mit der preußischen Conflictszeit angekommen. Seine Gesänge lesen sich wie die Singstimme zu der Orchesterbegleitung des Stuttgarter Beobachters. Die Heeresreorganisation ist natürlich nur die reine Soldatenspielerei, hervor-

üblich geweſen war. Bei aller Verachtung des preußiſchen „Korporalismus“ und der Roon'ſchen „Gamaſchen“, hatte man nun aber in dem Däniſchen Krieg mit den preußiſchen Hinterladern ſchon bedenkliche Erfahrungen gemacht. Doch wußten Herwegh's Freunde in Stuttgart Rath. Am 24. Juni 1866 ſchrieb der dortige „Beobachter“: „Was wir heute bringen, iſt der beſte Rath, den wir je gegeben. Man ſagt, die Preußen haben die beſſern Waffen. Setzt ihnen die beſſern Fahnen entgegen, und ſie ſind übertroffen und geſchlagen.“

Als es nun aber trotz der ſchwarz-roth-goldenen Fahnen im Kriege ſchief geht, weiß die Volkspartei ſofort eine neue Auskunft. Jetzt iſt der ſichere Sieg: die Volksmiliz. „Die Miliz“, ſchreibt der Beobachter am 29. Juni 1866, „iſt immer gerüſtet, denn jeder hat ſeine Büchſe, Flinte oder Muskete im Hauſe, und erſcheinen Ueberfälle, wie ſie ſeit dem 14. Juni (in Böhmen) da und dort vorgekommen ſind, in einem Milizlande einfach unmöglich“.

Solche politiſche Weisheit ſeiner ſchwäbiſchen Parteigenoſſen begleitet Herwegh mit den Verſen:

Waffen, Waffen, Waffen,
In des Volkes Fauſt,
Daß es allen Pfaffen,
Allen Junkern grauſt.

Den Ausgang des Kampfes aber ſtellt der Prophet ſich im Juni 1866 folgendermaßen vor. In Oeſterreichs Schale wirft die Gerechtigkeit die Kugel Robert Blum's, als ſie aber ſinken will, fällt in Preußens Schale die Kugel Dortu's. Darum wird der Kampf lang und unentſchieden hin und her ſchwanken.

„Doch wenn müde bis zum Tod
Beide ſich beſtritten —
Ueber ſie auf mein Gebot
Ruft mir dann den Dritten!
Denn ich will in Nacht und Graus
Ihr Geſchlecht begraben —“
Sprach es, und zum Leichenſchmaus
Rauſchen Odin's Raben.

Der Dritte iſt natürlich das Volksheer, das die Mittelſtaaten aufſtellen werden. Doch ſollen dieſe zeitweiligen Vertreter der Nemeſis nicht glauben, daß ſie als Sieger das Volk wieder betrügen dürfen wie 1815.

„Wenn ihr glaubt, daß wiederum
Wir aus euern Händen
Junker uns und Pfaffenthum
Ruhig laſſen ſpenden,

Frisch, alter Barbarossa, frisch!
Dein Bart ist längst gewachsen
Schon mehr als dreimal um den Tisch;
Nimm Hessen, Baiern, Sachsen,
Steck Tunis, Algier, Tripolis
In Deine Kaisertaschen!
Du bist kein Roon und ganz gewiß,
Du brauchst nicht viel Gamaschen.

Der Schleswig-Holstein'sche Krieg kann unter solchen Umständen auch zu nichts führen und wird von dem gottbegnadeten Seher unter dem Titel besungen: „Wilhelm der Raßler oder Viel Lärm um nichts." Selbst im April 1866, als die Kriegswolke bereits am Himmel steht, stellt er den Abrüstungsantrag:

Die Scheuern leer, die Steuern schwer,
Die Ernten schlecht gerathen —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten.

Da sieht er endlich im Jahre des Heils 1866 einen Lichtschein am deutschen Horizont. Es hatte das Große sich ereignet, daß sein persönlicher und politischer Freund Richard Wagner eine Pension von dem König von Baiern erhalten hatte und er, der einst auf Geibel und Freiligrath in gleichem Falle, das schnöde „Duett der Pensionirten" dichtete, ist nunmehr überzeugt, in München werde Deutschlands Sonne aufgehn.

Er hofft, daß dem jungen Alexander an der Isar mit der Zeit „Macedonien zu enge" werden wird und als derselbe seine Wallfahrt zu dem Schweizergrütli antritt, begleitet ihn der Dichter mit dem ermunternden Zuruf:

„Sei des Baierngeists Entfeßler!
Weg den Jesuitenhut!
Weg, wie mit dem Hut von Geßler!"

Im Mai 1866, nachdem er die Soldaten aufgefordert hat, doch auch einmal zu streiken, weissagt er, daß nun endlich das deutsche Volk seine Sache selbst in die Hand nehmen werde. Er sieht das deutsche Schiff schon flott durch die Erhebung der Nation und Preußen wird, wie gewöhnlich, „den Wind machen".

Nur ein Volk in Waffen
Spricht ein gültig Wort,
Kann ein Deutschland schaffen
Ohne Brudermord.

Bismarck hatte freilich Württemberg völlige Neutralität angeboten; wenn die Volkspartei diese Friedenshand zurückstößt und trotzdem über Brudermord schreit, so ist das eine Praxis, die bis dahin doch nur im Vatican

„Sei kein Hippopotamus,
Freund, und lern' verſtehen:
Eine gute Fahne muß
Sich vor Allem drehen.
Salbe mit dem Oele ſie
Sämmtlicher Parteien,
Daß beim Drehen ſie ſich nie
Unterſteht zu ſchreien.
Suche deine Meinung klug
Möglichſt zu verhüllen;
Erſt beim Triumphatorzug
Gilt es laut zu brüllen.
Brülle, brülle, brülle dann,
Laß den Sieger leben!
Viele Stellen hat der Mann
Viele zu vergeben."

Daß er ſich mit ſeinen verfehlten Prophezeihungen gründlich blamirt habe, dieſe Erkenntniß tagte weder ihm noch ſeiner Partei. Wenn Alles anders gekommen war, als ſie unfehlbar verkündet, ſo war das nicht ein Beweis ihrer geringen politiſchen Einſicht, ſondern ein Zeichen des verkehrten Laufs der Welt. Nicht die Volkspartei war blind, ſondern es war der blinde Zufall, der Bismarck Recht gab.

„Warte, warte jedenfalls,
Wenn das Glück die Metze,
Werfen wird an ſeinen Hals
Sich und ihre Schätze."

Da demnach Fortuna eine Dirne iſt, kann es dem Propheten nur zur Ehre gereichen, wenn er über ihre Abſichten nicht Beſcheid wußte. Etwas lernen aus dieſer Lection, wäre eines ſolchen Cato wenig würdig. Er iſt ein Fixſtern und ſieht mit dem Hohne des Poeten

. . . wie um die Sonne kreiſen die Planeten
Herunter bis zum Schwäbiſchen Mercur.

„Unentwegt" fährt er fort, jeden Schritt, den die Nation vorwärts thut auf der Bahn der Einheit, mit ſeinem unſaubern Spotte zu übergießen. Er ſelbſt nennt das ſeine „Leier, die alte".

Ehe ſie diente von Königsgrätz
Zu ſingen und zu ſagen,
Lieber wollt' ich dem Braun und Metz
Um die Köpfe ſie ſchlagen.

Nur, wenn irgend ein Aergerniß die Freude ſeiner Landsleute an ihrem deutſchen Staate trübt, nur dann ruft er ein helles Bravo. Als der Bayernkönig Emmanuel Geibel wegen ſeiner Huldigung an König Wilhelm ſeiner Penſion beraubt, da ſchlägt der Sänger in die Saiten und läßt König Ludwig ſprechen:

Dann, Herr Pfordten und Herr Beuſt
Und ihr Herrn Triarier,
Dann belehren Euch die Fäuſt'
Unſrer Proletarier."

Genau das war das Programm der ſchwäbiſchen Volkspartei, die durch das Volksheer der Mittelſtaaten den deutſchen Großmächten ihr Halt zurufen wollte, ſobald ſich beide gründlich würden verblutet haben. An ein friedliches Abkommen mit Preußen zu denken würde ihr dagegen als Vaterlandsverrath erſchienen ſein. Der Vorſchlag Bismarck's, ſchrieb am 14. April 1866 der Stuttgarter Beobachter, ein Parlament zu berufen, ſei von ganz Deutſchland mit Lachen aufgenommen worden, und habe zunächſt nur auf das Zwerchfell der Nation gewirkt. Erwartete man doch ein ganz anderes Deutſchland als das, das der preußiſche Junker zu bieten hat:

So ein Deutſchland, wo im Rath
Volksſtimm geehrt iſt;
So ein Deutſchland, wo zur Wehr
Jeder Arm bewehrt iſt.

Der ganze Himmel hing ihm und ſeiner Partei wieder voll Geigen, denn was konnte ihnen Beſſeres widerfahren, als daß Preußen und Oeſterreich ſich gegenſeitig die Hälſe brachen. Wie in Baden ein großdeutſch liberales Miniſterium bereits eingeſetzt war, ſo ſchienen nun auch in Württemberg und Bayern die Tage der Demokratie gekommen. Alſo auch hier wieder hatte der Prophet mit außerordentlicher Vollſtändigkeit das Gegentheil von dem geweiſſagt, was nachher eingetroffen iſt. Wer aber glauben würde, daß ſeine Muſe ſich daraufhin doch etwas auf den Mund geſchlagen fühlte und für einige Zeit ſtill geweſen wäre, der würde den Charakter dieſer Dame völlig verkennen. Ganz als ob er ihnen ihr Schickſal vorher geſagt hätte, ſingt Herwegh nun auf die Könige der Mittelſtaaten, die er noch eben zu Verwaltern der Maſſe bei dem Bankerutt von Preußen-Oeſterreich eingeſetzt hatte, ein Spottlied: Les rois s'en vont und ſtatt der „Fahnen" kommen jetzt die Hinterlader nachträglich zu Ehren:

Die Cylinder, die Herr Krupp
Backen läßt in Eſſen,
Die verfluchte Preußenſupp'
Niemand will ſie freſſen.

Uebrigens kommt er auch auf die Fahnenfrage zurück und beantwortet nunmehr des Beobachters oben erwähnten „beſten Rath" mit einem Gedichte „Guter Rath".

geſchloſſenes Bündniß brechen, und wenn ſie ſich rückhaltslos mit Oeſterreich über das Weitere der Kriegsführung verſtändigen", d. h. natürlich unter Beuſt's Vermittlung mit Frankreich gemeinſame Sache machen. In fünf Nummern beſprach der Beobachter dieſe Schrift und empfahl ſie zur Verbreitung in weiteſten Kreiſen. „Der Soldat Arcolay hat uns klar, bündig und unumſtößlich bewieſen", ſchrieb das patriotiſche Blatt, „daß Preußen, ſelbſt wenn es wollte, uns nicht ſchützen könnte gegen Frankreich". Selbſt noch am 20. Juli 1870, als der casus foederis gegeben war, verlangte das Organ der Demokraten Neutralität des Königreichs Württemberg. Herwegh aber beſang dieſe tapfere Haltung der Seinen:

Des kleinen Volkes lachen
Mag Cäſar immerhin;
Doch ſchwerer iſt's den Schwachen
Zu beugen ihren Sinn.
Wir geben und wir gaben
Zu lang ſchon Blut und Geld,
Als wären nur die Raben
Zu füttern auf dem Feld.
Wir gaben Roß und Reiter
Hinweg von unſerm Pflug —
Uns dünkt, es ſind der Streiter
Im Herrendienſt genug.

So war er auch jetzt wieder bereit, ſich unter dem Spritzenleder zu verkriechen und angeſichts des furchtbar grollenden Kriegsdonners kam ſeine wahre Natur zum Durchbruch.

Vielleicht hängt es damit zuſammen, daß vom Frühling bis zum Herbſt des großen Jahres 1870 ſeine Muſe ſchweigt, vielleicht heißt es auch: Excidit e codice folium unum. Möglich, daß ſeine damaligen Orakel mit den nachher eingetretenen Ereigniſſen in ſo lächerlichem Widerſpruche ſtanden, daß die Herausgeber nicht für gut fanden, ihren Propheten durch den Wiederabdruck zu compromittiren. Jedenfalls war er im Herbſte, als die Frage der Einverleibung von Elſaß und Lothringen auftauchte, wieder ſoweit der Alte, daß er die Siege ſeines Volkes zu verhöhnen und die Rechte Frankreichs auf das linke Ufer des Oberrheins zu verfechten vermochte. Noch im Jahre 1862 hatte er geſpottet, daß Deutſchland zwar von Elſaß-Lothringen träume, aber Frankreich könne deshalb ruhig ſchlafen

. . . . . Die Zeit kommt,
Wenn einſt Grimm's Wörterbuch ſo weit kommt.

Jetzt, da die Zeit gekommen iſt, lauten die Glocken ganz anders und er erzählt uns:

Bei Wörth die erſten Prügel ſchon
Erhalten hatte Mac Mahon;

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan,
Mach' anderswo dich feister,
Gelockt hat auf die falsche Bahn
Dich Lübeck's Bürgermeister.

Da nun aber der König von Preußen sofort in die Lücke tritt, gibt er Geibel den wohlfeilen Spott auf den Weg:

Ach ein baierisches Guldenstück
Ist kein preußischer Thaler;
Darum folge nur Cäsars Glück,
Nationalliberaler.

Ebenso, als im März 1870 Graf Bismarck den vorwitzigen Antrag Laskers auf Aufnahme Badens in den Norddeutschen Bund schroff zurückwies, bricht er in den schadenfrohen Zuruf aus:

Vivat Euer Bundeskanzler,
Der Euch abgekanzelt hat!
Brächt' ihm gern ein Hoch bei Kranzler,
Hätt' ich nicht Berlin so satt.
Seine Rede les' ich lachend:
Dieser Streich war gut geführt!
Eine Ohrfeig gab es krachend,
Die man bis nach Baden spürt.
Selbst der Schweizer — Bettelpreuße
Bluntschli, Euer Matador,
Kratzte sich, als hätt' er Läuse,
Hinter seinem Staatsmannsohr.

Trotz der Erfahrungen von 1866 ist er noch immer der Ueberzeugung, daß die stets vermehrten Hinterlader nur dem innern Düppel gelten:

Sie sind sehr gut, daß wir im Innern
Uns nicht etwa zu laut erinnern,
Wer unter Preußens Kugeln fiel.
Achthunderttausend Mann sind viel.

Mit ähnlichen Versen unterstützt er den Abrüstungsantrag der Fortschrittspartei unmittelbar vor Ausbruch des französischen Krieges, indem er in einem eigenen Gedicht „an die schwäbischen Freunde" von Ostern 1870 die blödsinnige Politik des schwäbischen Beobachters belobt. Dieser Brunnen der Weisheit hatte sich von dem berühmten Strategen Arcolay — (literarischer Pferdename eines Herrn Streubel, sächsischen Lieutenants a. D.) — belehren lassen, daß der Anschluß Süddeutschlands an Preußen, auch wenn er ohne unmittelbaren Krieg ausführbar wäre, die militärische Stellung Süddeutschlands, weit entfernt sie zu verbessern, gerade erst recht zu einer bodenlosen und verzweiflungsvollen machen müsse. „Eine gute Vertheidigung Süddeutschlands gegen Frankreich ist nur dann denkbar", schrieb dieser Stratege, „wenn die südwestlichen Staaten ihr mit Preußen

Frankreichs gekrönter Poſſenreißer
Wird nach Paris zurückgebracht;
Euch holt man einen Heldenkaiſer
Aus mittelalterlicher Nacht.
Es wird die Fuchtel mit der Knute
Die heilige Allianz erneun:
Europa kann am Uebermuthe
Siegreicher Junker ſich erfreun.

Der Poſſenreißer ſtarb bekanntlich im Exil und was die Fuchtel betrifft, ſo wäre nur zu wünſchen, man hätte das Prügel-Verdienen eben ſo leicht abſchaffen können wie das Prügeln. Der Staat mußte in dieſer Beziehung der Privatthätigkeit das Erforderliche anheimgeben. Verſe wie der:

„Wärſt du der lumpigſte General
Man würde belohnen dich zeuſiſch“,

hätten in Frankreich nach einem ſiegreichen Kriege vielleicht wirklich zu einer Allianz der Fuchtel mit des Sängers Rücken geführt. In Baden-Baden freilich, wo er ſich nunmehr niedergelaſſen hatte, war er davor ſicher. Erregt es doch geradezu Ekel, wie der alte Ausreißer von Doſſenbach ſich in deutſchen Zeitungen in Spott ergehen darf über die ſiegreiche Armee „ſtramm gedrillt zu Heldenthaten“, über den Kanzler, der mit ſeinem „Schatz der Nibelungen“ aus Frankreich heimkehrt und über die „Schlachtengötzen“, die deutſchen Feldherrn.

„Immer länger, immer breiter
Wird das deutſche Vaterland“,

höhnt der Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung bei der Rückeroberung von Elſaß und Lothringen und das Blatt darf ein ſolches Gedicht dem deutſchen Publicum bieten und andere drucken es nach.

Ein Mann, der den platten Gaſſenhauer ſingen kann:

Mit Euerer deutſchen Einheit
Habt Ihr Euch blamiret ſo ſehr
Und die Freiheit zu Grunde gerichtet —
Was will der Bismarck noch mehr —

bleibt ein geſchätztes Mitglied der deutſchen Volkspartei, ein geſchätzter Mitarbeiter deutſcher Journale und Witzblätter und nur an ihm lag es, auch ein geſchätztes Mitglied ihrer Fraction im deutſchen Reichstage zu werden. Zum Glück war er dazu zu faul und zog es vor, in zukömmlicher Zurückgezogenheit in Baden-Baden zu leben, wo er der „lieben Französchen“ nicht ganz zu entbehren brauchte und auch forthin alle Vorkommniſſe der Heimath ſofort poetiſch für die Tagespreſſe bearbeiten konnte. Bei dem Stuttgarter Beobachter und der Frankfurter Zeitung wußte wenigſtens jeder, welche Nahrung er hier finden werde. Charak-

Geſchlagen war am Sauerbach
Die Schlacht, und Berthold Auerbach,
Die Seelengröße der Geſchütze
Bewundernd und die Preußenmütze
Mit ſeinem Aſtronomenchor
Drang ſtammverwandt nach Straßburg vor.
Verſunken ſaß ich in Gedanken;
Mir war, als hört ich lautes Zanken;
Altdeutſchland rief: Nun kann ich holen,
Was mir die Wälſchen einſt geſtohlen!
Gemach ihr Celten, ſchrien die Finnen,
Ihr ſtahlt es uns, trollt euch von hinnen.
Was habt ihr Finnen hier zu ſchaffen?
Das Land war unſer, ſchrien die Affen."
Wir waren vor den Affen hier
Brummt Fiſch und Saurier gethier."

Das volle Jahrtauſend, daß Deutſchland das Elſaß beſeſſen und die deutſche Abſtammung und Sprache der Bewohner ſoll alſo nichts gelten, weil dem ältern Rechte immer ein noch älteres — das der Kelten und Affen — gegenüberſteht! Der Gedanke, daß das Blut ſeiner Landsleute vergeblich gefloſſen, wenn man deutſches Land ruhig dem beſiegten Räuber zurückerſtatte, kommt dieſem Volksmanne überhaupt nicht in den Sinn. Zu ihm ſpricht die Sonne, die nie größeren Heldenmuth beſchienen als den auf den Höhen von Spichern und den Feldern von Mars la Tour, ſie ſpricht zu ihm:

In meiner Sonnenſeele leid
Thut mir's, daß ihr ſo thöricht ſeid,
Die plumpen Götzen anzubeten,
Die Eiſen- und die Blutpropheten.
O dürft ich Eueren Planeten
Mir annexiren vor der Zeit,
Dem Mordgebrüll, den Siegesmärſchen
Ein Ende machen und dem närr'ſchen
Weltherrſchaftsdünkel in Berlin.
Das ich von je nicht gern beſchien.

Zuletzt verhüllt ſie ſich ſogar zornerfüllt, — denn

— „ich glaub', ein Kreuz
Ward von den frommen Söhnen Teut's
Am Münſter juſt entzwei geſchoſſen."

Etwas ſo Entſetzliches konnte Herwegh's Sonne natürlich nicht mit anſehn, obwohl er einſt geſungen: „reißt die Kreuze aus der Erden, alle ſollen Schwerter werden, Gott im Himmel wird verzeihn." — Prophezei wird aber auch jetzt wieder mit vollen Backen und mit immer gleichem Erfolg:

Neutralitätsprojecte bei dem Kriege mit Frankreich und Verbrüderung mit Welfen und Ultramontanen, Vorschläge, die deutsche Armee durch eine Volksmiliz zu ersetzen und statt Bismarck ein Ministerium der Volkspartei zu installiren, Allianz mit der Liga der französischen Friedensfreunde und die Lächerlichkeit der officiellen Begrüßung zwischen Karl Mayer und Don Castelar.

Vivat hoch, so eben habe
Vivat g'schrien siebe Schwabe
Grüß Euch Gott, Herr Castelar!

Begeisterung für die Rechte Kaspar Hausers und des Prinzen von Battenberg, schließlich gar noch Verherrlichung des Frankfurter Bundestags und der alten Bundesarmee. Was sie früher verflucht hatte, segnete sie jetzt mit einer wahrhaft bileamitischen Verkehrung ihrer ursprünglichen Absichten und von allen ihren früheren Prophezeihungen war auch nicht eine in Erfüllung gegangen, nicht eine! Haarscharf bewies das Hauptorgan der Volkspartei, der Stuttgarter Beobachter am 1. Februar 1866, daß das kleine Schleswig-Holstein nach Versicherung der competentesten Fachmänner viel befähigter sei, die Frage eines Nordostseekanals und einer deutschen Flotte zu lösen als das große Preußen, dessen Mangel an schöpferischer Kraft in allen maritimen Dingen hinreichend constatirt sei. Tag für Tag predigte dasselbe Blatt, daß ein Deutschland ohne Oesterreich beim ersten Anstoß wie ein Kartenhaus zusammenfallen müsse und daß darum Bayern und Württemberg auf die Neutralität angewiesen seien. Wer hätte nicht noch die unfehlbare Weissagung in den Ohren, daß Frankfurt nach seiner Annexion ein preußisches Dorf werden müsse. Ebenso hatten die Weisen der Volkspartei die Gotthardsbahn als eine Gefahr für Deutschland bekämpft, die Getreidezölle als Anfang einer großen Hungersnoth betrachtet und den Ruin Hamburgs und Bremens nach ihrem Eintritt in den Zollverein sonnenklar bewiesen. Alles war seit Jahrzehnten anders gegangen als die Volkspartei geweissagt hatte*), und dennoch hatte die Partei immer Gläubige gefunden, die das Urtheil von Richter, Sonnemann, Mayer und Payer höher stellten als das von Bismarck und Moltke. Weder Thatsachen noch Logik schienen den geringsten Einfluß zu haben auf die Gesinnungstüchtigkeit der Wähler von Frankfurt, Mannheim und des Schwabenlandes. Wie katholische Majoritäten zusammengebracht werden, nun das wissen wir aus den Scherzen der Herrn Kapläne, daß Septennat siebenjährige Dienstzeit bedeute, daß ein Freiherr ein Mann sei, der keine Steuern zahle, daß die Katholiken im Falle einer

*) Vgl. den trefflichen Wahlaufruf vom Februar „Der Beobachter und sein Generalstab", dem wir diese Stellen entnehmen. Stuttgart 1887.

gerieth. Nach schnödem Federkrieg forderte Herwegh den Baron von Herzen, aber ein von Mazzini präsidirtes Ehrengericht erklärte Herwegh für satisfactionsunfähig. Darauf hin wollten Simon und andere namhafte Flüchtlinge Herwegh in Verruf thun. Aber, wie in einem früheren Fall mit Heine, vertrat auch dieses Mal Wille die Sache des Poeten gegen die Philister, die den Dichter der Feigheit beschuldigt hatten, „weil er, mit feinen Nerven ausgestattet, einem Waffengang mit mehr Schrecken entgegensah, als jeder gewöhnliche Landsknecht".

„Sehet, ihr Römer, den Mann, den ihr euch zum Pontifex erwählt habt!", möchte man da mit Hildebrand der Volkspartei zurufen. Sie, in deren Augen Pietät und Verehrung für das weiße Haar ihres Kaisers, Achtung für die Verdienste eines in Arbeit verzehrten Kanzlerlebens, Respect vor der Tapferkeit preußischer Generäle nichts als hündische Servilität und Schweifwedelei charakterloser Streber war, fand es ganz in der Ordnung, einen solchen Müßiggänger und notorischen Feigling als Anwalt der Volkssache und als Zierde des Vaterlandes zu preisen. Auch jetzt blieb er ein „geschätzter Mitarbeiter" der Frankfurter Zeitung, des Stuttgarter Beobachters, des Kladderadatsch und durfte alle Vertreter der nationalen Sache mit seinem Spotte verfolgen, so weit es das Preßgesetz nur irgend zuließ.

Es mag ja sein, daß Zeitungen es nicht allzu streng nehmen dürfen mit den sonstigen Qualitäten eines gewandten Mitarbeiters, wenn nur die Weisheit, die dieser Prophet zu Markt brachte, nicht so über alle Maßen abgeschmackt gewesen wäre! Man hält es heute für lustige Jagdgeschichten, was von einer schwäbischen Volksversammlung erzählt wird, auf der ein großer Volksmann den Antrag gestellt habe, es solle jedem Schulmeister der Titel Hofrath verliehen werden und zur Herstellung der Gleichheit jeder Deutsche einen Orden erhalten, während ein einfaches Bäuerlein meinte, das Volk habe lang genug der Regierung Steuern gezahlt, die Regierung könnte dafür von nun an dem Volke Steuern zahlen. Aber was ist es denn Anderes als diese Weisheit in Verse gebracht, wenn Herwegh im höchsten Pathos singt:

„Nur ein Ritter ohne Tadel,
Nur ein Priester soll noch sein!
Für die ganze Welt den Adel!
Für die Menschheit Brot und Wein!
Keine Steuern, keine Zölle
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!"

Das Ritterthum, das ein Orden verleiht, ist überhaupt eine seiner

Neutralitätsprojecte bei dem Kriege mit Frankreich und Verbrüderung mit Welfen und Ultramontanen, Vorschläge, die deutsche Armee durch eine Volksmiliz zu ersetzen und statt Bismarck ein Ministerium der Volkspartei zu installiren, Allianz mit der Liga der französischen Friedensfreunde und die Lächerlichkeit der officiellen Begrüßung zwischen Karl Mayer und Don Castelar.

Vivat hoch, so eben habe
Vivat g'schrien siebe Schwabe
Grüß Euch Gott, Herr Castelar!

Begeisterung für die Rechte Kaspar Hausers und des Prinzen von Battenberg, schließlich gar noch Verherrlichung des Frankfurter Bundestags und der alten Bundesarmee. Was sie früher verflucht hatte, segnete sie jetzt mit einer wahrhaft bileamitischen Verkehrung ihrer ursprünglichen Absichten und von allen ihren früheren Prophezeihungen war auch nicht eine in Erfüllung gegangen, nicht eine! Haarscharf bewies das Hauptorgan der Volkspartei, der Stuttgarter Beobachter am 1. Februar 1866, daß das kleine Schleswig-Holstein nach Versicherung der competentesten Fachmänner viel befähigter sei, die Frage eines Nordostseekanals und einer deutschen Flotte zu lösen als das große Preußen, dessen Mangel an schöpferischer Kraft in allen maritimen Dingen hinreichend constatirt sei. Tag für Tag predigte dasselbe Blatt, daß ein Deutschland ohne Oesterreich beim ersten Anstoß wie ein Kartenhaus zusammenfallen müsse und daß darum Bayern und Württemberg auf die Neutralität angewiesen seien. Wer hätte nicht noch die unfehlbare Weissagung in den Ohren, daß Frankfurt nach seiner Annexion ein preußisches Dorf werden müsse. Ebenso hatten die Welfen der Volkspartei die Gotthardsbahn als eine Gefahr für Deutschland bekämpft, die Getreidezölle als Anfang einer großen Hungersnoth betrachtet und den Ruin Hamburgs und Bremens nach ihrem Eintritt in den Zollverein sonnenklar bewiesen. Alles war seit Jahrzehnten anders gegangen als die Volkspartei geweissagt hatte*), und dennoch hatte die Partei immer Gläubige gefunden, die das Urtheil von Richter, Sonnemann, Mayer und Payer höher stellten als das von Bismarck und Moltke. Weder Thatsachen noch Logik schienen den geringsten Einfluß zu haben auf die Gesinnungstüchtigkeit der Wähler von Frankfurt, Mannheim und des Schwabenlandes. Wie katholische Majoritäten zusammengebracht werden, nun das wissen wir aus den Scherzen der Herrn Kapläne, daß Septennat siebenjährige Dienstzeit bedeute, daß ein Freiherr ein Mann sei, der keine Steuern zahle, daß die Katholiken im Falle einer

*) Vgl. den trefflichen Wahlaufruf vom Februar „Der Beobachter und sein Generalstab", dem wir diese Stellen entnehmen. Stuttgart 1887.

französischen Invasion nichts Schlimmes zu gewärtigen hätten, wenn sie nur eine weiße Fahne herausstecken — und auch die stigmatisirte Jungfrau in Breisach, die von nichts lebende Buchen'er Seherin in der Heidelberger Irrenklinik, die Mutter Gottes von Marpingen und andere nette Veranstaltungen, die den Beruf der Herrn Kapläne zur ausschließlichen Jugenderziehung bekunden, sind uns ja noch frisch in Erinnerung. Dort kennen wir Hirten und Heerden und dabei ist nichts weiter zu verwundern, als daß man bei Einführung des allgemeinen Stimmrechts an diesen Thatbestand nicht gedacht hat.

Aber eine ewig denkwürdige Erscheinung bleibt es, daß eine Bevölkerung, die sich stets so viel klüger als alle anderen Leute gedünkt hat wie die Frankfurter, Mannheimer und Wüttemberger sich Jahrzehnte lang durch einen solchen politischen Aberwitz imponiren ließ und in demselben ihre vollste Befriedigung fand.

Im Ganzen ist es doch wohl nur knabenhafte Lust am Opponiren, Lärmen und Räsonniren gewesen und so erklärt es sich, daß die ernste Kriegserwartung des Frühjahrs 1887 diesen Possen ein so rasches Ende bereitete. Die Wähler des Herrn Sonnemann und Payer waren der Grenze eben etwas näher als die Weißbierrepublikaner, die sich auch jetzt wieder die alten Scherze erlauben durften ohne Gefahr für Haus und Hof. Man erzählt von einem Mannheimer Demokraten, dem im Sommer 1849 bei der Verwirklichung seiner Ideale so angst und bang wurde, daß er in den Stoßseufzer ausbrach: „Wenn nur die verfluchten Preußen schon da wären!“ Eine ähnliche Stimmung hat bei den Wahlen 1887 die große Fahnenflucht der tapfern Neunundvierziger veranlaßt und so ist für dieses Mal die „Volkspartei“ von der parlamentarischen Bildfläche verschwunden. Ob sie bei befestigtem Frieden wiederkehren wird, wer weiß es? Wer will sagen, was in Deutschland möglich ist!

St. Nicolaus in Reval.

Ein Bild aus dem kirchlichen Leben des XV. Jahrhunderts.

Von

Theodor Schiemann.

Im Jahr 1465 wurden zu Vorſtehern der St. Nicolaus-Kirche in Reval Herr Evert Smit und Marcus Loes gekoren. Sie begannen ihr Regiment mit Anſchaffung eines neuen Kirchenbuches, um in daſſelbe die Einnahmen und Ausgaben der Kirche einzutragen und ſetzten an die Spitze des Buches den Spruch: „Initium sapientiae timor Domini, primum quaerite regnum Dei“; zu deutſch: Der Weisheit Anfang iſt die Furcht des Herrn, trachtet zuerſt nach dem Reiche Gottes.

Im Jahre 1476 übergaben ſie Amt und Amtsbuch Herrn Johann Rotert und Herrn Marcus von der Molen, und als 1488 Roterts Nachfolger, Herr Johann Boismann zum Vorſteher des neuen Siechenhauſes bei der Süſternpforte gewählt wurde, trat an ſeine Stelle Hans Rotgher: „Gott vom Himmel“, ſchreibt dieſer in das Buch von St. Nicolaus, — „Gott vom Himmel und ſeine benedeite Mutter Maria und alle Gottes Heiligen und unſer Patron St. Nicolaus mögen uns helfen, daß wir der Kirchen ſo vorſtehen, daß es zu unſer Beider Seelen Seeligkeit ſei! Amen.“

Und ſo geht Amt und Buch weiter von Hand zu Hand, die alten Vorſteher ſinken in's Grab und in St. Nicolaus wird der Leichenſtein gelüftet, unter dem ihre Gebeine ruhen ſollen. Neue Männer treten an ihre Stelle, bis auch ſie dahingehen und nur in dem alten Kirchenbuche die Erinnerung an ihr Streben und an ihr Wirken ſich rettet. Die Reformation mit ihrer geiſtigen Erhebung und ihrem Feuereifer geht darüber hin, der ruſſiſche Krieg tobt durch's Land und die Glocken von St. Nicolaus ſtimmen mit ein, wenn es gilt die Bürger zur Vertheidigung der Wälle oder zum Dankfeſt für errungenen Sig zu rufen. Es iſt derſelbe Ton wie früher, aber er ſchlägt an das Ohr eines anders gearteten Ge-

Wie nun aber die erstarkende Bewegung in der That in Hannover einen Erfolg erzielt und einen der widerwärtigsten Welfen, den neugebackenen Grafen Borries wegfegt, ist alsbald der Mann der Volkspartei mit dem Entrüstungsrufe bei der Hand:

Zwanzig Millionen deutscher Philister
Nehmen es auf mit einem Minister!

Der Züchtigung von Borries folgte 1862 die Reinigung des Augiasstalls in Kassel und wiederum sehen wir den Propheten der Volkspartei auf der Seite des kleinen Despoten. Man drohe in Berlin „den Schimmel von Bronzell" mobil zu machen, spottet er, und entzückt über das patzige Auftreten des Kasseler Kurfürsten gegen Preußen bringt er die Geschichte des Conflikts in folgende Romanze:

Er sprach zu ihm: „Ja Kuchen!
Lieb Willisen, mein Sohn!
Grüß mir die Staatseunuchen,
Den Jagow, Heydt und Roon!
Allein nach Euern Noten,
Ihr Juten, tanz ich nicht."
Er sprach's und zeigt den Boten
Sehr höflich — das Gesicht.
Der Bote kommt geflogen
Zurück, und, denkt Euch nur,
Der Preuße hat gezogen
Voll Todesmuth — die Uhr.
Der Preuße greift — zur Feder
Und drohte fürchterlich:
„Zwei Tage Frist! Entweder
Gibst Du nach oder — Ich!"

Die Prophezeihung war kaum gedruckt, als am 26. Mai 1862 der Kurfürst zu Kreuz kroch und vier Jahre später war Hessen-Kassel eine preußische Provinz. Im selben Jahre weissagte der Prophet unter dem Motto: „Der Tag wird kommen!" den Siegern von Asperamonte, Victor Emmanuel und dem General Pallavicini, den Judasstrick für ihren Verrath an Garibaldi und der Tag kam, an dem Garibaldi in Victor Emmanuels Dienste trat und Pallavicini zum Chef seines Generalstabs ernannte. So war er in Italien nicht glücklicher mit seinen Prophetieen als in der Heimath.

Auf der Höhe der Weissagung ist der Prophet aber erst mit der preußischen Conflictszeit angekommen. Seine Gesänge lesen sich wie die Singstimme zu der Orchesterbegleitung des Stuttgarter Beobachters. Die Heeresreorganisation ist natürlich nur die reine Soldatenspielerei, hervor-

alles neu. Und nun steht das Werk und heute, am Palmsonntage soll der Organist zum ersten Mal vor Rath und Gemeinde die neue Orgel spielen. Die Kirche ist festlich geschmückt. Im frischen Farbenschmuck, lasurblau, roth, schwarz, gelb, grün und weiß, leuchten Wände und Pfeiler, die Meister Gehrt, der Maler, ebenso wie die Orgel neu übermalt und, wo nöthig, mit kostbarer Vergoldung verziert hat. Der Küster mit seinen Gesellen und Brigitte, unserer lieben Frauen Magd, sind eifrig thätig gewesen der Kirche ihren besten Schmuck anzulegen. Auf allen Altären brennen die Lichter. Die Heiligen haben ihr bestes Gewand angethan. Unter dem Thurm in der neuen erst kürzlich vollendeten Kapelle, deren von einer Säule getragenes Gewölbe vier kostbare Rosen zieren, welche von Dorpater Meistern geschnitzt sind, steht der von der Antoniusbrüderschaft gestiftete Altar des hl. Antonius, wohl sonder Zweifel mit dem Bildniß oder mit Darstellungen aus der Lebensgeschichte dieses Heiligen geschmückt. In der Barbara Kapelle steht ein Abbild der Mutter Gottes in rothem Goldgewande mit Hermelin verbrämt, am Kleide 16 Silberknöpfe, ein Korallen-Paternoster wallt von ihrem Halse hernieder und reiche Spangen zieren ihre Arme. Ein Bettelmönch im gelbseidenen Rock steht an der Thür, um die Opfergaben entgegen zu nehmen und sie den Gläubigen durch seine Fürbitte zu vergelten.

In der Kirche selbst Lichterglanz und Orgelton und Weihrauchduft. Die Priester stehen in ihrem Festornat umgeben von Ministranten und Knaben in weißem Chorgewande. Nun läuten die Glocken und in feierlichem Zuge in ständischer Gliederung kommt die Gemeinde, auch sie festlich gekleidet St. Nicolaus und seiner Kirche zu Ehren. Voran der Rath, nächst ihm die Kindergilde und die Schwarzen-Häupter, danach die Gewerke und hinter ihnen Frauen und Kinder und alle diejenigen, die sich keinen besonderen Sitz bei St. Nicolaus zu erwerben gewußt haben.

Am hohen Altar steht das mit reichem Schnitzwerk versehene Gestühl des Rathes. Es war dies die ansehnlichste Stelle in der Kirche und auf diesem Altar stand der berühmte noch heute erhaltene Altarschrein, die Tafel zum hohen Altar mit dem Tabernakel, den 68 in Holz geschnitzten Heiligenbildern, den doppelten Flügelthüren und dem Hauptbilde, welches die Legenden von St. Nicolaus und St. Victor darstellt. Mit besonderem Stolz mochten Rath und Gemeinde auf den hohen Altar und seinen Bilderschmuck blicken. Im Jahre 1482 als die ganze Kirche neu fundamentirt und gedeckt, die Sacristei höher gebaut und mit Ziegeln gedeckt und das Sakramentshaus erbaut und neu ausgemalt worden war, hatte man auch Sorge getragen diesen köstlichsten Schmuck der Kirche zu beschaffen. Leider wird uns der Name des Meisters nicht überliefert. Die

ſchlichte Notiz des Nicolai-Kirchenbuches ſagt nur „wi leten de tafele tom hogen altare maken unde van Lubeck holen, kostete to samen ume trent 1250 mrk.“ d. h. wir ließen die Tafel zum hohen Altar machen und von Lübeck holen, koſtete zuſammen ungefähr 1250 Mrk. Da nun der Preis eines Steinhauſes um jene Zeit auf 500 Mrk. geſchätzt wird, ergiebt ſich wie hoch der Kunſtwerth der Tafel zum hohen Altar angeſchlagen wurde. Und allerdings auch heute noch ſtehen wir voll Bewunderung vor dem Bilde und ſeinem Schnitzwerk. Wenn letzteres aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Antwerpen ſtammt, ſo haben wir keinen Grund anzunehmen, daß der Maler nicht Lübecker geweſen ſei. Geht doch das Altarbild im heiligen Geiſt das derſelben Zeit und derſelben Malerſchule angehört auf einen lübecker Meiſter, Bernt Notken zurück. Daß aber die geſchnitzten Heiligenbilder damals aus Antwerpen bezogen wurden iſt bei mehr als einem Anlaß im Nicolai-Kirchenbuche ausdrücklich bezeugt.

Nächſt dem hohen Altar mochte unſerer lieben Frauen Altar vor dem Chore die meiſte Verehrung genießen. Auf dem von einer ſilbernen vergoldeten Leiſte umgebenen Altare ſtand das Bild der Mutter Gottes, oder, wie man damals ſagte, unſerer lieben Frauen, in ihrem Arm der Heiland. Beide in reichem Feſtgewande von Gold und bunten Stoffen, wie das farbenfrohe Geſchlecht jener Tage ſie liebte. Zwei Fahnen, die eine mit 17, die andere mit 28 vergoldeten Steinen waren bei dieſem Altare aufgerichtet und nebenan ſtanden die Stühle der hochangeſehenen Brauergilde, dabei das Grab unſeres Herrn, eine Nachahmung des hl. Grabes in Jeruſalem, wie man ihr noch heute vielfach in katholiſchen Kirchen begegnet. Auf dem hl. Kreuzesaltar vor dem kleinen Thor ſtanden die Bilder unſerer Lieben Frauen, St. Johannis und der hl. Katharina, auf dem Peter Pauls-Altar die Darſtellungen der Apoſtel dieſes Namens, auf St. Nicolaus-Altar deſſen Standbild, an dem für die Münzergeſellen gebetet wurde. Es folgen der Altar der Schmiede, der Schuſter u. ſ. w. Patrone der letzteren waren St. Criſpinus und Criſpinianus, an deren Namenstage die Glocken zu Ehren der Schuſterinnung läuteten und die Orgel für ſie ſpielte. Das gleiche geſchah am St. Reinoldustage (7. Jan.) für die Steinwerter, wie denn jede der zahlreichen Innungen und Körperſchaften den Tag ihres Patrons mit kirchlichen Feierlichkeiten beging. Auf jedem dieſer Altäre brannten 4 Wachslichter von je 5 Pfund nur vor dem hohen Altare, wo das heilige Sacrament ſtand, brannten 20 ſechspfündige Lichter.

Bei der myſtiſchen Verehrung, mit welcher der katholiſche Cultus das Sacrament des Altars umgiebt, iſt es begreiflich, daß auch äußer-

lich das denkbarste geschah, um der Meßhandlung ein Gepränge zu geben, welches gewaltig auf Herz und Sinnen der Gläubigen wirkte. Wir sahen schon, daß zur Bewahrung des Sacramentes ein besonderes Sacramentshäuschen, wahrscheinlich beim hohen Altar errichtet war. Die große Monstranz hatte Hans Riesenberg der Goldschmied im Jahre 1474 in Reval verfertigt, eine Prachtarbeit, welche 38½ Mrk. lötigen Silbers schwer war und deren kunstvolle Glasseitenwände ein lübecker Meister, der zu diesem Behuf die Seereise nach Reval unternahm, eingesetzt hatte. In späteren Jahren ließen die Vorsteher von St. Nicolaus (1503) zu dieser Monstranz in Brügge einen Koffer mit Eisenbeschlag und mit 2 Schlössern machen. Der Sturm verschlug aber das Schiff, welches ihn trug nach Kalmar „van Kalmar quam dat woder na Lubeck; van Lubek na Reval, von Reval na Darpte, item van Darpte wedder to Reval". Vor dem hl. Sacramentestand endlich noch ein von 20 Lichtern erhelltes Becken, von dem wir nicht recht wissen welchem Zwecke es diente. Wahrscheinlich ist es ein Taufbecken, denn die zur Aufnahme des Weihwassers bestimmten Becken hießen „sprengel" und waren an verschiedenen Stellen der Kirche, 6 an der Zahl, angebracht. Sie waren aus dem Sandstein der Fischermey und St. Brigittens gehauen und scheinen von nicht unbeträchtlicher Größe gewesen zu sein. Nimmt man noch den Schmuck an silbernen Kränzen, Fahnen, Wappen und an kunstvoll gemeißelten Leichensteinen hinzu, so hat man annähernd eine Vorstellung von der blendenden Pracht, welche die Kirche bei Festlichkeiten, wie sie mit der erwähnten Einweihung der Orgel verbunden waren, entfaltete.

Uebrigens ist an der Ausschmückung der Kirche gerade in den Jahren 1490 bis 1520 ungemein rüstig und verständnißvoll weiter gearbeitet worden. Ich hebe hier nur noch das hauptsächlichste hervor.

Anno 1502, heißt es in unserer Aufzeichnung, verdangen wir das kleine Orgelwerk zu machen Herrn Peter, dem Mönche von den schwarzen Brüdern und er sollte das machen für 130 Mrk. und eine schwarze Kappe und ein schwarzes Gewand, hierzu 10 Ellen die kosten 15 Mrk. Item er hob an des Mittwochs nach Bonifacii, und arbeitete darüber mit drei Schnitzern und einem Lostreiber, der ihm das Blei schlug und war bei der Arbeit bis Mittwochs vor Weihnachten und wir thaten ihn in Kost mit unserm Kirchherrn, H. Arnt Hunningkhusen und sie waren im Ganzen mit ihm 147 Wochen. Ich gab ihm für jede Woche für die Kost unser Bett, unser Laken und unser Bier, für jede Woche ½ Mrk., das macht 73½ Mrk. Dazu erhielt des Kirchherrn Magd für ihr Ungemach 2 Mrk. und 5 Sh.

Dann, Herr Pfordten und Herr Beust
Und ihr Herrn Triarier,
Dann belehren Euch die Fäust'
Unsrer Proletarier."

Genau das war das Programm der schwäbischen Volkspartei, die durch das Volksheer der Mittelstaaten den deutschen Großmächten ihr Halt zurufen wollte, sobald sich beide gründlich würden verblutet haben. An ein friedliches Abkommen mit Preußen zu denken würde ihr dagegen als Vaterlandsverrath erschienen sein. Der Vorschlag Bismarck's, schrieb am 14. April 1866 der Stuttgarter Beobachter, ein Parlament zu berufen, sei von ganz Deutschland mit Lachen aufgenommen worden, und habe zunächst nur auf das Zwerchfell der Nation gewirkt. Erwartete man doch ein ganz anderes Deutschland als das, das der preußische Junker zu bieten hat:

So ein Deutschland, wo im Rath
Volksstimm geehrt ist;
So ein Deutschland, wo zur Wehr
Jeder Arm bewehrt ist.

Der ganze Himmel hing ihm und seiner Partei wieder voll Geigen, denn was konnte ihnen Besseres widerfahren, als daß Preußen und Oesterreich sich gegenseitig die Hälse brachen. Wie in Baden ein großdeutsch liberales Ministerium bereits eingesetzt war, so schienen nun auch in Württemberg und Bayern die Tage der Demokratie gekommen. Also auch hier wieder hatte der Prophet mit außerordentlicher Vollständigkeit das Gegentheil von dem geweissagt, was nachher eingetroffen ist. Wer aber glauben würde, daß seine Muse sich daraufhin doch etwas auf den Mund geschlagen fühlte und für einige Zeit still gewesen wäre, der würde den Charakter dieser Dame völlig verkennen. Ganz als ob er ihnen ihr Schicksal vorher gesagt hätte, singt Herwegh nun auf die Könige der Mittelstaaten, die er noch eben zu Verwaltern der Masse bei dem Bankerutt von Preußen-Oesterreich eingesetzt hatte, ein Spottlied: Les rois s'en vont und statt der „Fahnen" kommen jetzt die Hinterlader nachträglich zu Ehren:

Die Cylinder, die Herr Krupp
Backen läßt in Essen,
Die verfluchte Preußensupp'
Niemand will sie fressen.

Uebrigens kommt er auch auf die Fahnenfrage zurück und beantwortet nunmehr des Beobachters oben erwähnten „besten Rath" mit einem Gedichte „Guter Rath".

genommen. Man begnügte sich anfänglich damit ihn mit Brettern zu decken, sah aber bald, daß das Fundament an der Nordseite einer Reparatur bedürftig war, die dann auch in Angriff genommen wurde. 1510 arbeiten 6 Meister, 40 Arbeitsleute und 4 Weiber am Thurm, die letzteren mengen den Kalk. Das Fundament zur Beicapelle hin wird neu gesetzt und der Thurm oben gepflastert, das Gewölbe unter dem Thurm ausgebessert. Schon 1511 war man so weit, daß die Glocken höher gehängt werden konnten, woran 5 Meister und 40 Arbeitsleute 4 Wochen lang zu thun hatten. Dann schritt man 1514 und 1515 daran den Thurm mit Kupfer zu decken. Das Kupfer wurde in Platten aus Schweden und Lübeck geholt und in Reval geschmiedet. Die Ausgabe betrug 792 Mrk. l. Schon vorher hatte der Thurm einen Kranz erhalten, den Meister Andreas Mor und sein Kumpan künstlich aus Stein hieben und der 1512, 14 Tage nach Ostern, um den Thurm gesetzt wurde. Auch das eine Ausgabe von 288 Mrk. Endlich wurden im Jahre 1518 das große Kirchendach, welches ursprünglich mit Fliesen, seit 1488 mit Ziegeln gedeckt war, umgedeckt und die Apsiden gebessert.

Außer dem erwähnten Bilde auf dem hohen Altar lassen sich an der Hand unseres Kirchenbuches noch die folgenden nachweisen.

Vor dem Chor eine Tafel, die unsere liebe Frau mit dem Tabernakel darstellte. Gemalt 1489 von Meister Johann Wollsak für 530 Mrk. nach dem Muster von St. Nicolaus Tafel und Tabernakel. Aus demselben Jahre stammt die seellichte Tafel, ein offenbar geringwerthiges Bild für das nur 3 Ferd. gezahlt wurden, ein anderes Bild, dessen Gegenstand wir nicht kennen, stand unter dem Thurm in dem großen Fenster, kostete 6 Ferd.

Ein zweites in Glas gemaltes Bild wurde 1504 am Fenster unter dem Thurm angebracht (für $2^1/_2$ Mrk. weniger 3 Sh.). Ein kleines Bild war am Sprengel unter dem Thurm angebracht, 1519 Glasmalerei „am bowensten" Fenster. Endlich müssen Bilder am Pfeiler neben der Kanzel gehangen haben. Ein merkwürdiger Nachtrag in unserem Buche weiß darüber das Folgende zu berichten: Anno 1601 den 10. Junius ist alhier zu Reval ein Engelscher Gesandter gewesen, der lag mit Hinrik Boysmann zu Haus. Derselbe begehrte von unserer Kirche zu St. Nicolaus 2 Bilder so unserem Pastoren rücklings auf der Kantzel am Pfeiler hängen. Darüber hat er mit unserem gnädigsten Fürsten Herzog Karl geredet und dieser ihm gewillfahret, so daß durch den Bürgermeister H. Moritz Bretholt, den Pastor H. Lambertus Kemerlingk und dem Vorstander Engel thor Borch ihm die Bilder durch den Küster in seine Herberge gesandt wurden. Dafür schickte er der Kirche einen kleinen silbernen

Kelch ohne Patene, weiß, unvergoldet und hat unter dem Fuße 2 doppelte W getragen. Derselbe ist von unserem Pastor zu fordern, dem er eingehändigt wurde. Dem Küster aber verehrte der Engländer als Trinkgeld 2 ungarische Gulden.

Da der Engländer wohl ohne Zweifel ebensosehr ein Kenner wie ein Knauser gewesen ist, kann man annehmen, daß jene Bilder künstlerischen Werth gehabt haben. Was sie darstellten, wird nicht überliefert, doch darf man aus dem Umstande, daß sie neben der Kanzel hingen und sich in protestantische Zeit gerettet hatten wohl schließen, daß es entweder Bilder der Apostel waren oder allgemeine Darstellungen aus der hl. Geschichte, denen nicht ein speciell katholisch ritueller Charakter anhaftete. Damit sind aber auch unsere Nachrichten über den Bilderschmuck der Nicolaikirche erschöpft. Da die Anschaffung des noch heute erhaltenen Todtentanzes nicht erwähnt wird, müssen wir dieselbe vor das Jahr 1465 setzen, was einen nicht unwichtigen chronologischen Anhalt gewährt. Man wäre deshalb geneigt anzunehmen, daß der revaler Todtentanz gleichzeitig mit dem etwa 1463 gemalten Lübecker Todtentanz entstanden ist, dem er bekanntlich auch in Auffassung und Detail entspricht.

Nächst den Bildern und Heiligenstatuen (docken) bestand der Hauptreichthum des Kircheninventars in Gewändern, die theils für die Heiligenbilder bestimmt waren, theils zum kirchlichen Schmuck der Priester oder zur Zierde der Altäre dienten. Kappen, Meßgewänder (kasel) gab es in allen Farben und Stoffen, meist mit reicher Goldstickerei, deren jedes seine besondere Bestimmung hatte, zu gewissen Festen getragen wurde und nur bei Bedienung eines bestimmten Altars gebraucht werden durfte. So wurden zur Fastenzeit roth-weiße Meßgewänder gebraucht, wenn das requiem gesungen wurde, legte der Priester ein schwarzsammet Kasel an, ein anderes Meßgewand war für das Apostelfest (Juli 15.) bestimmt. Wir finden im Inventar von 1489 rothgeblümte Sammet-Kappen, Apostel-, Sonntags- und Kantorskappen, Meßgewänder gelb mit Wappen auf dem Rücken, blauseidene, rothseidene mit grün eingesprengt, roth Dammast mit vergoldeten Blumen und so fort in fast endloser Reihe.

Das Inventar von unserer lieben Frauen Altar ist im Jahre 1488 das folgende: Eine silberne Krone, vergoldet, mit Steinen besetzt, unten mit einem Kupferbande. Für den Jesus 5 Kronen mit Knöpfen und Spangen, 2 große vergoldete Haubengeschmeide, ein vergoldetes Geschmeide mit Bändern und mit 6 silbernen Knöpfen. Der beste Rock mit 17 vergoldeten Knöpfen und anderem vergoldeten Geschmeide, wiegt 9 Mrk. lothig. Am anderen Rock 29 vergoldete Knöpfe und 12 vergoldete Schalen, ein vergoldetes

Scepter, das unsere liebe Frau in der Hand hält. Ein rother Bortenbeschlag mit dem Ringe und dem Vorblatt mit 18 Spangen und allen Buchstaben in dem ave Maria aus Silber vergoldet. Ein silberner Antoniuskranz, darauf steht unser Herr am Kreuze und auf der anderen Seite unser lieben Frauen Bild mit dem Kinde. Eine silberne Kette. Ein rothgoldenes Stück mit 16 silbernen Knöpfen und 17 Spangen, beides vergoldet und mit Hermelin verbrämt. Ein braun und halbschwarzes Seidengewand mit Spangen, dazu 7 Knöpfe von Silber: Das ist des Kindes Rock. Ein rothgoldenes Gewand von Dammast, ein buntseidenes Gewand und ein Paar silberne Cipollen.

Das beste Korallen-Paternoster mit dem Geschmeide, das daransitzt, ist $5^1/_2$ Ellen lang und wiegt 31 Loth. Ein anderes Korallen-Paternoster ist 10 Ellen und $1^1/_2$ Quarter lang.

Ein Bernstein-Paternoster $11^1/_4$ Elle, ein Agat-P. $8^1/_4$.

2 Paar vergoldete Brezen (Brochen) mit Steinen besetzt. Eine große vergoldete Borte, eine Leiste mit silbernen und vergoldeten Spangen, 2 Wimpeln, das eine mit 17, das andere mit 18 vergoldeten Steinen.

Das ist das Inventar eines Altars, der nicht einmal der reichste war. Dazu kommen aber noch die Kelche, Patenen, Kreuze, Altardecken, Leuchter und was sonst zum Bedarf des Altars gehörte.

In Betreff der Kirchenfahnen findet sich eine interessante Notiz zum Jahre 1500. Damals wurden die besten Fahnen neu gemacht und zu diesem Behuf fanden folgende Anschaffungen statt: $4^1/_2$ Ellen roth Dammast, $4^1/_2$ Ellen grün Dammast und weißer Dammast, ohne daß angegeben wird wie viel, denn, bemerkt Marcus von der Molen, der diese Eintragung machte, „dat witte damast reke ich nicht, dat geld kregen wi van unser olden vrowe“, Seide und Borten und 2 Dutzend silberne Glocken, in Summa die nicht unbeträchtliche Ausgabe von 51 Mrk. weniger 1 Sh.

Es ließe sich noch Vieles aufzählen, doch ich verzichte darauf, um nicht zu ermüden. Wichtiger ist uns die Frage nach den kirchlichen Einnahmen und der Organisation der Kirchenverwaltung.

Das Vermögen der Kirche bestand außer dem reichen Inventar in baarem Gelde, Anno 1465 sind es 14,938 Mrk., das ist über 400000 R.M. in unserem Gelde, das meist auf städtischen Immobilien in Hypothek lag, und zu 5 bis 6 Procent verzinst wurde, und zweitens in Häusern, die auf dem Wege der Schenkung oder durch Kauf in den Besitz der Kirche gelangt waren. Im Jahre 1489 waren es 5 Häuser, von denen jedoch bis 1519 drei zum Durchschnittspreise von 500 Mrk. verkauft wurden. Zwei in der Quappenstraße gelegene Häuser blieben dagegen im Besitz

der Kirche. Zu diesen Gebäuden kam das hinter der Kirche gelegene Haus des „Kirchherrn“ und das Haus des Küsters hinzu, sowie der Kirchhof, ein wie wir sehen werden sehr werthvoller Besitz. Für Erhaltung der Kirche steuerte außerdem die Nicolai-Kirchengemeinde, das Kirchspiel, auf dem Wege von Collecten bei, welche theils regelmäßig, theils in besonderem Anlaß von den Kirchenvorstehern veranstaltet wurden. Auch standen in der Kirche zahlreiche Sammelkästen „die Blöcke“, welche einmal im Jahr geöffnet wurden. Die größere Menge der einfließenden Kirchengelder ging jedoch auf die Gebühren zurück, die für bestimmte kirchliche Handlungen zu entrichten waren. Da kommen vor Allem die Beerdigungen in Betracht. Man beerdigte entweder in der Kirche oder auf dem Kirchhofe. Es galt jedoch für vornehmer sich in der Kirche bestatten zu lassen und nur kleine Leute, welche zu arm waren um die höheren Gebühren zu zahlen fanden auf dem Kirchhofe ihre letzte Ruhestätte. Die Beerdigung eines Erwachsenen in der Kirche kostete 3 Mrk., die eines Kindes 1 Mrk., wollte man jedoch in der Kirche einen Leichenstein legen, so mußten dafür weitere 10 Mrk. gegeben werden. Alle Glocken läuten zu lassen kostete 3 Mrk. Nun war es aber üblich, daß bei Beerdigung ansehnlicher Leute der Kirche ein Extra-Geschenk gemacht wurde, ein kostbares Leichentuch, Meßgewänder und dergleichen. Ebenso gehörte der Kirche was an Silber und Geschmeide, vor den Altären und vor den Heiligenbildern dargebracht wurde, während das „lebendige Opfer“ an Pferden, Ochsen, Kühen, Schweinen und Hühnern dem Kirchherren zufiel. Die einzelnen Altäre hatten ihr besonderes auf fromme Stiftungen zurückgehendes und stets hypothekarisch angelegtes Vermögen, von welchem die Seelenmessen, Fürbitten und sonstigen geistlichen Handlungen, deren regelmäßige Ausführung die Stiftung verlangte, bestritten wurden. Meist wurde testamentarisch bestimmt, wer den betreffenden Altar „zu belesen“ habe. Fast regelmäßig sind es Mönche aus den Klöstern der Stadt, sehr häufig Mitglieder der Familien, auf welche die Stiftung zurückgeht. Die aus solchen Quellen fließenden Einnahmen waren daher nicht von Jahr zu Jahr dieselben, es findet vielmehr ein starkes Schwanken derselben statt, so z. B. in der Zeit von 1465—1482 zwischen 102 Mrk. 1 Sh. als Minimum (im Jahre 1479) und 654 Mrk. 15 Sh. als Maximum (im Jahr 1482).

Zu außergewöhnlichen Ausgaben wurden die Mittel auf außergewöhnlichem Wege beschaft, sei es durch Verkauf von Häusern, durch Kündigung von Hypotheken oder durch Collecten. Zu allen drei Mitteln wurde z. B. gegriffen als die große Orgel gebaut wurde. Endlich zog die Kirche eine nicht unbeträchtliche Einnahme aus dem Verzapfen von Wein. Da sie von der Accise frei war, konnte sie einen größeren Gewinn

ziehen als die Händler. Ich finde in den Kirchenrechnungen folgende Sorten Wein erwähnt: rothen Alcant, Rumeni (ein griechischer Wein aus Napoli di Romania), Gasconger, Bastert und Rheinwein. Wo die Kirche den Wein ausschenkte ist nicht überliefert, doch wird man wohl annehmen dürfen, daß es durch die Kirchenvorsteher geschah und daß nur größere Quantitäten abgegeben wurden.

Die gesammte Verwaltung der Kirche lag in Händen der vom Rath und dem gemeinen Kasten eingesetzten 2 Vorsteher, die stets Rathsherrn sein mußten. Ihre Amtsdauer war nicht bestimmt. Sie legten den Kastenherren Rechenschaft ab. Mittwoch in der Pfingstwoche fand regelmäßig ein dreimaliger Umzug um den Kirchhof mit dem heil. Kreuze statt und an diesen Tagen mußten die Vormünder „beloven alle dat Volk" was wohl so zu verstehen ist, daß sie versprechen mußten treu ihres Amtes zu walten, vielleicht auch öffentlich Rechenschaft ablegten.

Die geistliche Oberaufsicht stand dagegen dem Bischof von Reval und Dorpat zu, doch scheint er nur in außergewöhnlichen Fällen eingegriffen zu haben. Da stets damit nicht unbeträchtliche Kosten verbunden waren, sahen die Kirchenvorsteher diese Besuche nicht gern und man hört noch heute dem Ton, in welchem die Eintragungen derselben abgefaßt waren an, wie ungern sie zahlten. In der Zeit, von der wir reden, hat der Bischof die St. Nicolai-Kirche nur 5 Mal mit seinem Besuch beehrt. Das Kirchenbuch berichtet darüber wie folgt: Anno 1492 in die cathedra Petri do lete wi wygen de nige kapellen von unsern h. bischof Symon von der Borch, kostede mit twen altar 45 Mrk. De geven uns de knokenhower wedder vor er altar. Item de raeth gaff uns ok wedder vor dat middelste altar to wigende, in all 15 Mrk. Aldus kostede dat der kerken mit einem breve is 15 Mrk. und ein Rhinsch gulden is 17½ Mrk. Noch dem bissehop lete wi plegen eyne maltit up der weddemen, kostede in all 8 Mrk. 2 Sh.

Weniger erfreulich war die Veranlaßung zu einem Besuch des Bischofs im Jahre 1495. Der Küstersjunge war mit dem Kaplan an einandergekommen und hatte letzterem mit den Kirchenschlüsseln die Platte blutig geschlagen. Da der Frevel in der Kirche stattfand mußte sie „recolligirt" werden. Die betreffende Aufzeichnung lautet: wi vormunders mossten dem bisschop h. Nicolaus Rodendorp geven vor sin (des Küsterjungen) slagent, 25 Rhinshe gulden, den diners 6 Rh. gulden und dem bisschop her to geschenket eyn Leydesch laken, steit (kostet) 30 Mrk. De kapellan und de kostersjung hadden nicht to betalende, besunder de kerke mosste de unkost stan.

Item dit gelt kregen wi von der Krouwelschen, de starf do sulves

und unser her bisscop gaff sunte Nicolaus wedder 10 Rinsche gulden.

Bischof Nicolaus Rodendorp ist dann noch 2 Mal in St. Nicolaus gewesen. „1501 des Donnerstags und Freitags vor Letare hielt er in unsrer Kirche „dat Zentz“ (die Synode) ab und blieb 2 Tage und fragte unsere Vormünder, wie wir das mit unserem Kirchherrn gehalten hätten, ob er auch jemand versäumt hätte in der Beichte, im Sacramente und in der Oelung und anderer Quackelei die gemacht wird. Was will unser Bischof durch solches Fragen erreichen, die Kirchherren thun gleichwohl was sie wollen, das nützt nichts, die Kinder wollen ihren Willen haben. So mußte die Kirche ihn pflegen diese zwei Tage. Des ersten Tages hatte er alle seine Diener und Beamten dazu alle unsere Vicare in der Kirche, des anderen Tages hatte unser Bischof vier Domherren und zwei Diener und zwei Jungen und zwei Schreiber. Diese Verpflegung (plegedacie) kostete im Ganzen 12 Mrk. R.“

Endlich hielt Rodendorp im Jahre 1505 am Donnerstag in der Pfingstwoche eine zweite Synode ab und firmelte die Kinder und wir mußten ihn pflegen, das kostete 6 Mrk. 6 Sh. R. Was es aber mehr kostetete an Bier und Kraut gab unser Kirchherr dazu. Dasselbe geschah 1511.

In Hansens „Kirchen und Klöster“ ist uns der Speisezettel mitgetheilt worden, der 1501 bei Bewirthung Rodendorps von dem Rathskoch zusammengestellt war. Das Diner wurde in der Sakristei servirt und es scheint dabei hoch hergegangen zu sein. 3 Gänge von je 3 Schüsseln wurden aufgetragen und Wein und Bier nicht gespart. An letzterem gingen in den beiden Tagen, da der Bischof tractirt wurde, 2 Tonnen auf, an Wein jedoch nur 7 Stof. Uebrigens hat Hansen aus dem Rathsdankelbuch noch 2 bischöfliche Besuche festgestellt, die im Kirchenbuch nicht erwähnt werden: 1501 am Dienstage nach der heil. Dreifaltigkeit und 1510 am Donnerstag in der Pfingstwoche. Selbst wenn wir annehmen, daß noch weitere Besuche des Bischofs stattgefunden haben, von denen wir nicht wissen, war seine Anwesenheit doch stets ein außergewöhnliches Ereigniß und in dem kirchlichen Alltagsleben spielte er keine eingreifende Rolle. Für gewöhnlich lag den Kirchenherrn ob, die geistliche Pflege ihrer Gemeinde zu besorgen. St. Nicolaus wurde von 2 Kirchherren bedient, einem Deutschen und einem Undeutschen, wobei letzterem die Seelsorge für die aus Dienstmägden und Knechten bestehende estnische Gemeinde von St. Nicolaus oblag. Die Ertheilung des hochwürdigen Sacramentes des Altars, Beichte, letzte Oelung, Beerdigung, Taufe und [illegible]ung sowie die Leitung des täglichen Gottesdienstes, das waren ihre

regelmäßigen seelsorgerischen Pflichten, zu denen dann noch eine Reihe von Bethätigungen trat, die einen minder amtlichen Charakter trugen.

Man liebte jeder Handlung des bürgerlichen Lebens, die eine größere Tragweite hatte, die kirchliche Sanction zu ertheilen. Fand eine Verlobung statt, so traten Eltern oder Vormünder in der Sacristei zusammen, um die Mitgift gütlich zu vereinbaren, bei Streitigkeiten über Vermögenssachen suchte man durch Vermittelung auch der kirchlichen Autoritäten einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, Hader und Zwist in den Familien durch geistlichen Zuspruch, wenn nöthig unter Hinzuziehung von Rathsgliedern zu schlichten. Es gab kaum eine Handlung des bürgerlichen Lebens, die nicht auch in den Kreis des geistlichen Lebens hineingriff.

Die Wohnung des Kirchherrn lag, wie wir sahen, gleich hinter der Kirche und ist wohl mit dem jetzigen Pastoratsgebäude identisch. Nur daß mancherlei Bequemlichkeiten fehlten, die uns heute unentbehrlich scheinen. So finden wir zum Jahre 1488 die Notiz „vor den dreck de by des kerkherrn muren lach, de hadde dar wol legen longer denn 20 jar, hervor 9 ferd. Item vor den dreck ut tohowende is — 12. sh.“ Und ähnliche Notizen wiederholen sich noch mehrmals. Erst im Jahre 1495 wurde „ein proffath“ gebaut. Die Reparatur des Kirchenhauses und der Küsterei hatten die Vorsteher zu besorgen. Ausgaben für Fenster, Thüren, Klinken, Haken, Rinnen, für einen Holzschauer und dergleichen stoßen uns unter den Eintragungen fast jedes einzelnen Jahres auf. So wurde im Jahre 1504 des Kirchherrn Stube ganz neu gemacht und wohnlich hergerichtet, was eine Ausgabe von 56 Mrk. verursachte.

Ueber die regelmäßige Besoldung der beiden Prediger fehlen die Angaben, die Haupteinnahmen derselben scheinen jedoch nicht aus der Bedienung der Kirche, sondern aus Leistungen Privater geflossen zu sein, welche einzelne kirchliche Handlungen, besonders Fürbitten und Messen besonders honorirten. Auch mag der Ertrag des „lebendigen Opfers“ kein geringer gewesen zu sein. Nächst den Kirchherren war der wichtigste Kirchenbediente der Organist oder Orgelist, der an regelmäßigem Honorar 24 Mrk. bezog und wie die Kirchherrn eine Amtswohnung „des orgelmakers hus“ bewohnte, deren Instandhaltung Sache der Kirchenvorsteher war. Er spielte beide Orgeln und zwar des Sonntags nach der Vesper das Laudamus, jeden Sonnabend vor großen Festen tota pulcra und salve regina, dasselbe an unser lieben Frauen-Abend und alle Sonnabend zwischen Pfingsten und Ostern. Jeden Mittwoch wurde unser lieben Frauen Messe gespielt, an den Festen der betreffenden heiligen sanct Annen und sanct Johannis Messe, Leistungen die besonders mit je 3 Mrk.

französischen Invasion nichts Schlimmes zu gewärtigen hätten, wenn sie nur eine weiße Fahne herausstecken — und auch die stigmatisirte Jungfrau in Breisach, die von nichts lebende Buchen'er Seherin in der Heidelberger Irrenklinik, die Mutter Gottes von Marpingen und andere nette Veranstaltungen, die den Beruf der Herrn Kapläne zur ausschließlichen Jugenderziehung bekunden, sind uns ja noch frisch in Erinnerung. Dort kennen wir Hirten und Heerden und dabei ist nichts weiter zu verwundern, als daß man bei Einführung des allgemeinen Stimmrechts an diesen Thatbestand nicht gedacht hat.

Aber eine ewig denkwürdige Erscheinung bleibt es, daß eine Bevölkerung, die sich stets so viel klüger als alle anderen Leute gedünkt hat wie die Frankfurter, Mannheimer und Wüttemberger sich Jahrzehnte lang durch einen solchen politischen Aberwitz imponiren ließ und in demselben ihre vollste Befriedigung fand.

Im Ganzen ist es doch wohl nur knabenhafte Lust am Opponiren, Lärmen und Räsonniren gewesen und so erklärt es sich, daß die ernste Kriegserwartung des Frühjahrs 1887 diesen Possen ein so rasches Ende bereitete. Die Wähler des Herrn Sonnemann und Payer waren der Grenze eben etwas näher als die Weißbierrepublikaner, die sich auch jetzt wieder die alten Scherze erlauben durften ohne Gefahr für Haus und Hof. Man erzählt von einem Mannheimer Demokraten, dem im Sommer 1849 bei der Verwirklichung seiner Ideale so angst und bang wurde, daß er in den Stoßseufzer ausbrach: „Wenn nur die verfluchten Preußen schon da wären!" Eine ähnliche Stimmung hat bei den Wahlen 1887 die große Fahnenflucht der tapfern Neunundvierziger veranlaßt und so ist für dieses Mal die „Volkspartei" von der parlamentarischen Bildfläche verschwunden. Ob sie bei befestigtem Frieden wiederkehren wird, wer weiß es? Wer will sagen, was in Deutschland möglich ist!

St. Nicolaus in Reval.

Ein Bild aus dem kirchlichen Leben des XV. Jahrhunderts.

Von

Theodor Schiemann.

Im Jahr 1465 wurden zu Vorstehern der St. Nicolaus-Kirche in Reval Herr Evert Smit und Marcus Loes gekoren. Sie begannen ihr Regiment mit Anschaffung eines neuen Kirchenbuches, um in dasselbe die Einnahmen und Ausgaben der Kirche einzutragen und setzten an die Spitze des Buches den Spruch: „Initium sapientiae timor Domini, primum quaerite regnum Dei“; zu deutsch: Der Weisheit Anfang ist die Furcht des Herrn, trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes.

Im Jahre 1476 übergaben sie Amt und Amtsbuch Herrn Johann Rotert und Herrn Marcus von der Molen, und als 1488 Roterts Nachfolger, Herr Johann Boismann zum Vorsteher des neuen Siechenhauses bei der Süsternpforte gewählt wurde, trat an seine Stelle Hans Rotgher: „Gott vom Himmel“, schreibt dieser in das Buch von St. Nicolaus, — „Gott vom Himmel und seine benedeite Mutter Maria und alle Gottes Heiligen und unser Patron St. Nicolaus mögen uns helfen, daß wir der Kirchen so vorstehen, daß es zu unser Beider Seelen Seeligkeit sei! Amen.“

Und so geht Amt und Buch weiter von Hand zu Hand, die alten Vorsteher sinken in's Grab und in St. Nicolaus wird der Leichenstein gelüftet, unter dem ihre Gebeine ruhen sollen. Neue Männer treten an ihre Stelle, bis auch sie dahingehen und nur in dem alten Kirchenbuche die Erinnerung an ihr Streben und an ihr Wirken sich rettet. Die Reformation mit ihrer geistigen Erhebung und ihrem Feuereifer geht darüber hin, der russische Krieg tobt durch's Land und die Glocken von St. Nicolaus stimmen mit ein, wenn es gilt die Bürger zur Vertheidigung der Wälle oder zum Dankfest für errungenen Sig zu rufen. Es ist derselbe Ton wie früher, aber er schlägt an das Ohr eines anders gearteten Ge-

ſchlechts und wenn heute wir nach 300 Jahren uns von den Glocken zu St. Nicolaus rufen laſſen, wie anders ſind erſt wir geartet, wie anders unſere Aufgaben, unſere Freuden und unſere Sorgen. Und wenn einſt durch die Lüfte das Grabgeläute nicht des Einzelnen, ſondern des Landes zittert, — und wer kann ſagen, wann das Ende naht und ob wir nicht diejenigen ſind, welche es erleben — welchem Volk werden dann dieſe Glocken tönen, die uns das Herz bewegen durch die Erinnerung, welche an ihnen haftet?

Nicht ohne Bewegung blättern wir darum in den Seiten jenes ehrwürdigen Buches, das uns in anſpruchsloſer Form vom geiſtigen Leben des letzten katholiſchen Jahrhunderts und der erſten Jahre der livländiſchen Reformation redet. Schlicht und ohne jeden Anſpruch auf darſtellende Kunſt, ſchließt ſich Eintragung an Eintragung und erſt die Geſammtheit der Notizen ergiebt ein Bild, das uns jene verklungenen Tage wieder lebendig macht. Das kirchliche Leben mit ſeinen Licht- und Schattenſeiten hat ſtets im Mittelpunkte der geiſtigen Intereſſen des Landes geſtanden, der Reichthum und die Blüthe der Kirchen iſt uns ein Maßſtab zugleich für Wohlfahrt und Kunſtſinn der Generation, auf welche ſie zurückgehen, ganz wie andererſeits der Verfall der Kirchen das ſichere Symptom des Niederganges des geſammten communalen und politiſchen Lebens iſt. Zu keiner Zeit aber haben die Kirchen Revals in ſo reichem Schmuck geprangt, wie zu Ausgang des XV. Jahrhunderts und zu Anfang des XVI., als in den Tagen Walther von Plettenbergs das alte Livland ſich zu einer ſpäter nicht mehr erreichten Blüthe emporſchwang.

Verſuchen wir, uns ein Bild des kirchlichen Lebens der Zeit in ſeinen äußeren und inneren Formen an der Hand des Buches von St. Nicolaus zu entwerfen.

Der Palmſonntag des Jahres 1490 war für die Gemeinde ein ganz beſonders feſtlicher Tag. Ein großes Werk war glücklich zu Ende geführt worden. Schon lange hatte die Gemeinde ſich darüber zu beſchweren gehabt, daß das alte Orgelwerk nicht mehr reichen wollte. Nach ſorgfältigem Ueberſchlag der Mittel waren die Kirchenvorſteher im Jahre 1489 Freitag vor St. Antonius Tage mit einem jungen Meiſter aus Wismar, Hermann Stüve, eins geworden, daß er ihnen eine neue Orgel errichten ſolle für 800 Mrk., einen ſchön gefütterten Rock und freie Koſt für ihn und ſeine 6 Geſellen; Holz, Eiſenwerk, Leder, Balken und was ſonſt nöthig iſt, will man ihm liefern; die Geſellen aber ſoll er ſelbſt bezahlen. Darauf hat dann Meiſter Hermann ein Jahr lang wacker gearbeitet. Nur Pfeifen und Balken ſind vom alten Werk, das einſt aus den Händen Meiſter Albrechts hervorging, geblieben, ſonſt iſt

alles neu. Und nun steht das Werk und heute, am Palmsonntage soll der Organist zum ersten Mal vor Rath und Gemeinde die neue Orgel spielen. Die Kirche ist festlich geschmückt. Im frischen Farbenschmuck, lasurblau, roth, schwarz, gelb, grün und weiß, leuchten Wände und Pfeiler, die Meister Gehrt, der Maler, ebenso wie die Orgel neu übermalt und, wo nöthig, mit kostbarer Vergoldung verziert hat. Der Küster mit seinen Gesellen und Brigitte, unserer lieben Frauen Magd, sind eifrig thätig gewesen der Kirche ihren besten Schmuck anzulegen. Auf allen Altären brennen die Lichter. Die Heiligen haben ihr bestes Gewand angethan. Unter dem Thurm in der neuen erst kürzlich vollendeten Kapelle, deren von einer Säule getragenes Gewölbe vier kostbare Rosen zieren, welche von Dorpater Meistern geschnitzt sind, steht der von der Antoniusbrüderschaft gestiftete Altar des hl. Antonius, wohl sonder Zweifel mit dem Bildniß oder mit Darstellungen aus der Lebensgeschichte dieses Heiligen geschmückt. In der Barbara Kapelle steht ein Abbild der Mutter Gottes in rothem Goldgewande mit Hermelin verbrämt, am Kleide 16 Silberknöpfe, ein Korallen-Paternoster wallt von ihrem Halse hernieder und reiche Spangen zieren ihre Arme. Ein Bettelmönch im gelbseidenen Rock steht an der Thür, um die Opfergaben entgegen zu nehmen und sie den Gläubigen durch seine Fürbitte zu vergelten.

In der Kirche selbst Lichterglanz und Orgelton und Weihrauchduft. Die Priester stehen in ihrem Festornat umgeben von Ministranten und Knaben in weißem Chorgewande. Nun läuten die Glocken und in feierlichem Zuge in ständischer Gliederung kommt die Gemeinde, auch sie festlich gekleidet St. Nicolaus und seiner Kirche zu Ehren. Voran der Rath, nächst ihm die Kindergilde und die Schwarzen-Häupter, danach die Gewerke und hinter ihnen Frauen und Kinder und alle diejenigen, die sich keinen besonderen Sitz bei St. Nicolaus zu erwerben gewußt haben.

Am hohen Altar steht das mit reichem Schnitzwerk versehene Gestühl des Rathes. Es war dies die ansehnlichste Stelle in der Kirche und auf diesem Altar stand der berühmte noch heute erhaltene Altarschrein, die Tafel zum hohen Altar mit dem Tabernakel, den 68 in Holz geschnitzten Heiligenbildern, den doppelten Flügelthüren und dem Hauptbilde, welches die Legenden von St. Nicolaus und St. Victor darstellt. Mit besonderem Stolz mochten Rath und Gemeinde auf den hohen Altar und seinen Bilderschmuck blicken. Im Jahre 1482 als die ganze Kirche neu fundamentirt und gedeckt, die Sacristei höher gebaut und mit Ziegeln gedeckt und das Sakramentshaus erbaut und neu ausgemalt worden war, hatte man auch Sorge getragen diesen köstlichsten Schmuck der Kirche zu beschaffen. Leider wird uns der Name des Meisters nicht überliefert. Die

ſchlichte Notiz des Nicolai-Kirchenbuches ſagt nur „wi leten de tafele tom hogen altare maken unde van Lubeck holen, kostete to samen ume trent 1250 mrk.“ d. h. wir ließen die Tafel zum hohen Altar machen und von Lübeck holen, koſtete zuſammen ungefähr 1250 Mrk. Da nun der Preis eines Steinhauſes um jene Zeit auf 500 Mrk. geſchätzt wird, ergiebt ſich wie hoch der Kunſtwerth der Tafel zum hohen Altar angeſchlagen wurde. Und allerdings auch heute noch ſtehen wir voll Bewunderung vor dem Bilde und ſeinem Schnitzwerk. Wenn letzteres aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Antwerpen ſtammt, ſo haben wir keinen Grund anzunehmen, daß der Maler nicht Lübecker geweſen ſei. Geht doch das Altarbild im heiligen Geiſt das derſelben Zeit und derſelben Malerſchule angehört auf einen lübecker Meiſter, Bernt Notken zurück. Daß aber die geſchnitzten Heiligenbilder damals aus Antwerpen bezogen wurden iſt bei mehr als einem Anlaß im Nicolai-Kirchenbuche ausdrücklich bezeugt.

Nächſt dem hohen Altar mochte unſerer lieben Frauen Altar vor dem Chore die meiſte Verehrung genießen. Auf dem von einer ſilbernen vergoldeten Leiſte umgebenen Altare ſtand das Bild der Mutter Gottes, oder, wie man damals ſagte, unſerer lieben Frauen, in ihrem Arm der Heiland. Beide in reichem Feſtgewande von Gold und bunten Stoffen, wie das farbenfrohe Geſchlecht jener Tage ſie liebte. Zwei Fahnen, die eine mit 17, die andere mit 28 vergoldeten Steinen waren bei dieſem Altare aufgerichtet und nebenan ſtanden die Stühle der hochangeſehenen Brauergilde, dabei das Grab unſeres Herrn, eine Nachahmung des hl. Grabes in Jeruſalem, wie man ihr noch heute vielfach in katholiſchen Kirchen begegnet. Auf dem hl. Kreuzesaltar vor dem kleinen Thor ſtanden die Bilder unſerer Lieben Frauen, St. Johannis und der hl. Katharina, auf dem Peter Pauls-Altar die Darſtellungen der Apoſtel dieſes Namens, auf St. Nicolaus-Altar deſſen Standbild, an dem für die Münzergeſellen gebetet wurde. Es folgen der Altar der Schmiede, der Schuſter u. ſ. w. Patrone der letzteren waren St. Crispinus und Crispinianus, an deren Namenstage die Glocken zu Ehren der Schuſterinnung läuteten und die Orgel für ſie ſpielte. Das gleiche geſchah am St. Reinoldustage (7. Jan.) für die Steinwerter, wie denn jede der zahlreichen Innungen und Körperſchaften den Tag ihres Patrons mit kirchlichen Feierlichkeiten beging. Auf jedem dieſer Altäre brannten 4 Wachslichter von je 5 Pfund nur vor dem hohen Altare, wo das heilige Sacrament ſtand, brannten 20 ſechspfündige Lichter.

Bei der myſtiſchen Verehrung, mit welcher der katholiſche Cultus das Sacrament des Altars umgiebt, iſt es begreiflich, daß auch äußer-

lich das denkbarste geschah, um der Meßhandlung ein Gepränge zu geben, welches gewaltig auf Herz und Sinnen der Gläubigen wirkte. Wir sahen schon, daß zur Bewahrung des Sacramentes ein besonderes Sacramentshäuschen, wahrscheinlich beim hohen Altar errichtet war. Die große Monstranz hatte Hans Riesenberg der Goldschmied im Jahre 1474 in Reval verfertigt, eine Prachtarbeit, welche 38½ Mrk. lötigen Silbers schwer war und deren kunstvolle Glasseitenwände ein lübecker Meister, der zu diesem Behuf die Seereise nach Reval unternahm, eingesetzt hatte. In späteren Jahren ließen die Vorsteher von St. Nicolaus (1503) zu dieser Monstranz in Brügge einen Koffer mit Eisenbeschlag und mit 2 Schlössern machen. Der Sturm verschlug aber das Schiff, welches ihn trug nach Kalmar „van Kalmar quam dat weder na Lubeck; van Lubek na Reval, von Reval na Darpte, item van Darpte wedder to Reval". Vor dem hl. Sacramentestand endlich noch ein von 20 Lichtern erhelltes Becken, von dem wir nicht recht wissen welchem Zwecke es diente. Wahrscheinlich ist es ein Taufbecken, denn die zur Aufnahme des Weihwassers bestimmten Becken hießen „sprengel" und waren an verschiedenen Stellen der Kirche, 6 an der Zahl, angebracht. Sie waren aus dem Sandstein der Fischermey und St. Brigittens gehauen und scheinen von nicht unbeträchtlicher Größe gewesen zu sein. Nimmt man noch den Schmuck an silbernen Kränzen, Fahnen, Wappen und an kunstvoll gemeißelten Leichensteinen hinzu, so hat man annähernd eine Vorstellung von der blendenden Pracht, welche die Kirche bei Festlichkeiten, wie sie mit der erwähnten Einweihung der Orgel verbunden waren, entfaltete.

Uebrigens ist an der Ausschmückung der Kirche gerade in den Jahren 1490 bis 1520 ungemein rüstig und verständnißvoll weiter gearbeitet worden. Ich hebe hier nur noch das hauptsächlichste hervor.

Anno 1502, heißt es in unserer Aufzeichnung, verdangen wir das kleine Orgelwerk zu machen Herrn Peter, dem Mönche von den schwarzen Brüdern und er sollte das machen für 130 Mrk. und eine schwarze Kappe und ein schwarzes Gewand, hierzu 10 Ellen die kosten 15 Mrk. Item er hob an des Mittwochs nach Bonifacii, und arbeitete darüber mit drei Schnitzern und einem Lostreiber, der ihm das Blei schlug und war bei der Arbeit bis Mittwochs vor Weihnachten und wir thaten ihn in Kost mit unserm Kirchherrn, H. Arnt Hunningkhusen und sie waren im Ganzen mit ihm 147 Wochen. Ich gab ihm für jede Woche für die Kost unser Bett, unser Laken und unser Bier, für jede Woche ½ Mrk., das macht 73½ Mrk. Dazu erhielt des Kirchherrn Magd für ihr Ungemach 2 Mrk. und 5 Sh.

Sie tranken aber Bier in allem 31 Tonnen und die kosten ohne Accise und Anfuhr 45½ Mrk. 6 Sh.

Es folgen die Ausgaben für Blei, Leder und Holz, in Summa 389 Mrk. 12 Ferd. R. Auch diese Orgel war in Farben und Vergoldung. Sie stand in der Nische rechts vom Altar und kann schon in Folge des geringen Raumes, den sie einnahm, nicht mit dem großen Werk verglichen werden. Bei welchen Gelegenheiten die kleine Orgel gespielt wurde, läßt sich nicht erkennen. Zur Ausmalung dieser Orgel wurden folgende Farben verwendet: Mittelblau, Bleigelb, Spangrün und Zinnober.

Leider ist auch nicht mehr festzustellen, wo die Kirchenuhr ihren Stand hatte. Jedenfalls nicht im Thurm. Das überaus künstliche Werk muß so gestanden haben, daß man es gut sehen konnte. Aus welcher Zeit diese Uhr stammt, habe ich nicht ergründen können, aber 1465 wird sie bereits erwähnt. Als man 1519 an die Umarbeitung schritt wurde Meister Blasius bezahlt für das laufende Werk, „das zu der Maria, zu St. Hieronymus und zu dem Tode kommt". Gleichzeitig figurirt in derselben Rechnung der Bildhauer und Maler, Meister Michael Sitow — auch der alte Meister Michael genannt — der zwei Bilder schneidet und die Maria vergoldet und außerdem ein Bild schneidet und vermalt „dat de tungen utstrecket". Auch wissen wir, daß er ein Brett unter dem Uhrwerk „vermalte", offenbar war dies jedoch kein Kunstwerk, da er dafür nur mit 6 Ferd. honorirt wurde.

Suchen wir uns nach diesen Angaben zu vergegenwärtigen wie das Uhrwerk von St. Nicolaus ausgesehen hat, so bestand dasselbe mindestens aus 6 Figuren, die wahrscheinlich wenn die Uhr schlug, aus dem Werk hervortraten. Eine ganz vergoldete Maria, ein hl. Hieronymus, der Tod und eine Figur welche die Zunge ausstreckt, sind ausdrücklich erwähnt. Man wird annehmen dürfen, daß die beiden nicht beschriebenen Figuren von untergeordneter Bedeutung waren. Doch kann man nicht umhin, ein besonders künstliches System für diese Uhr anzunehmen, da Meister Blasius für die Reparatur des Werkes 77 Mrk. 1 Sh. erhielt, während Michel Sitow für seine Schnitzereien und Malerarbeiten im Ganzen nur 17 Mrk. 6 Ferd. beanspruchte. Sein Antheil an der Arbeit ist demnach jedenfalls der bei Weitem geringere gewesen. 1518 hatte die Uhr bereits einen neuen Overkuder (Gehäuse) erhalten, den ebenfalls Meister Blasius für 30 Mrk. verfertigt hatte. Wir wissen endlich noch, daß der Weiser (Zeiger) der Uhr vergoldet war. Seier oder Zeiger ist der Name des ganzen Werkes.

Seit 1496 wurde eine gründliche Reparatur des Thurmes in Angriff

bis Ostern für jede Leiche 12 Sh. und für eine Kinderleiche es sei Winter oder Sommer 6 Sh.

Noch liegt in unserem Kirchenbuche ein reiches Detail, das wohl verdiente systematisch erschöpft zu werden. Schon diese kurze Skizze zeigt wie ergiebig der Stoff ist. Doch wir brechen ab, um noch einmal zu einer allgemeinen Betrachtung zurückzukehren. Das kirchliche Leben des Mittelalters mit seinem Glanz und Prunk und mit der Macht seiner äußeren Formen, die den Alltagsmenschen, wohin immer er sich wenden mochte, umgaben und ihn wie in einem Netz umsponnen hielten, hatte neben all dem Außenwerk zweifellos auch für den inneren Menschen eine erhebende Seite. Nur lag die Gefahr vor, daß auch das innere Leben in dem Außenwerk verloren ging, der Inhalt durch die Form, die sich beherrschend vordrängte, fast möchte man sagen verflüchtigt wurde. Es wurde, wie einer unserer Dichter sagt, „der Schein mehr Wesen als die Wirklichkeit" und so trat jene gewaltige Rückkehr zur Wirklichkeit ein, die als Reformation unsere Kirche begründet hat. In dem ersten Eifer ihres Vorgehens wollte sie die Form gar zerbrechen, und auch in Reval hat, wie die öden Mauern von St. Olai zeugen, der Sturm die Kunstschätze der Kirchen zu nicht geringem Theil vernichtet. Aber wir denken heute anders als jene Eiferer. Uns stört die Form, welche den katholischen Geist trug, nicht den protestantischen Sinn und wir können uns in unseren Kirchen auch an dem bunten Schmuck freuen der Jahrhunderte lang die Brücke war, von der aus fromme Seelen sich zur Anbetung des Heiligen emporschwangen. Und treten wir in St. Nicolaus ein, so werden auch die Schatten derer um uns lebendig, welche dies Gotteshaus erbaut, erhalten und geschmückt haben. Liegt doch ein Stück ihres Seelenlebens in dem alten Schmuck und wenn auch längst die Gebeine zu Asche geworden sind, die unter jenen ehrwürdigen Leichensteinen ruhen, wenn die Namen verklangen und das Gedächtniß ihrer Thaten schwand, wir wissen doch ein Theil von ihnen lebt fort in uns und wie bei ihnen schlägt auch uns das Herz am höchsten, wenn es gilt die Heiligthümer zu wahren der baltischen Heimath.

Kelch ohne Patene, weiß, unvergoldet und hat unter dem Fuße 2 doppelte W getragen. Derselbe ist von unserem Pastor zu fordern, dem er eingehändigt wurde. Dem Küster aber verehrte der Engländer als Trinkgeld 2 ungarische Gulden.

Da der Engländer wohl ohne Zweifel ebensosehr ein Kenner wie ein Knauser gewesen ist, kann man annehmen, daß jene Bilder künstlerischen Werth gehabt haben. Was sie darstellten, wird nicht überliefert, doch darf man aus dem Umstande, daß sie neben der Kanzel hingen und sich in protestantische Zeit gerettet hatten wohl schließen, daß es entweder Bilder der Apostel waren oder allgemeine Darstellungen aus der hl. Geschichte, denen nicht ein speciell katholisch ritueller Charakter anhaftete. Damit sind aber auch unsere Nachrichten über den Bilderschmuck der Nicolaikirche erschöpft. Da die Anschaffung des noch heute erhaltenen Todtentanzes nicht erwähnt wird, müssen wir dieselbe vor das Jahr 1465 setzen, was einen nicht unwichtigen chronologischen Anhalt gewährt. Man wäre deshalb geneigt anzunehmen, daß der revaler Todtentanz gleichzeitig mit dem etwa 1463 gemalten Lübecker Todtentanz entstanden ist, dem er bekanntlich auch in Auffassung und Detail entspricht.

Nächst den Bildern und Heiligenstatuen (docken) bestand der Hauptreichthum des Kircheninventars in Gewändern, die theils für die Heiligenbilder bestimmt waren, theils zum kirchlichen Schmuck der Priester oder zur Zierde der Altäre dienten. Kappen, Meßgewänder (kasel) gab es in allen Farben und Stoffen, meist mit reicher Goldstickerei, deren jedes seine besondere Bestimmung hatte, zu gewissen Festen getragen wurde und nur bei Bedienung eines bestimmten Altars gebraucht werden durfte. So wurden zur Fastenzeit roth-weiße Meßgewänder gebraucht, wenn das requiem gesungen wurde, legte der Priester ein schwarzsammet Kasel an, ein anderes Meßgewand war für das Apostelfest (Juli 15.) bestimmt. Wir finden im Inventar von 1489 rothgeblümte Sammet-Kappen, Apostel-, Sonntags- und Kantorskappen, Meßgewänder gelb mit Wappen auf dem Rücken, blauseidene, rothseidene mit grün eingesprengt, roth Dammast mit vergoldeten Blumen und so fort in fast endloser Reihe.

Das Inventar von unserer lieben Frauen Altar ist im Jahre 1488 das folgende: Eine silberne Krone, vergoldet, mit Steinen besetzt, unten mit einem Kupferbande. Für den Jesus 5 Kronen mit Knöpfen und Spangen, 2 große vergoldete Haubengeschmeide, ein vergoldetes Geschmeide mit Bändern und mit 6 silbernen Knöpfen. Der beste Rock mit 17 vergoldeten Knöpfen und anderem vergoldeten Geschmeide, wiegt 9 Mrk. lothig. Am anderen Rock 29 vergoldete Knöpfe und 12 vergoldete Schalen, ein vergoldetes

vielleicht weniger wegen seiner in kaum einem Menschenalter geförderten zahlreichen gründlichen Werke, sondern weil er auch hier ganz er selbst gewesen ist: der schlichte, treue, völlig selbstlose, von allem Prunk und Schein ganz freie Mensch.

Ich habe nie einen so grundehrlichen Mann gekannt und habe doch mehr als dreißig Jahre hindurch mit ihm enge zusammengestanden, in guten und bösen Tagen. Als ich ihn zufällig kennen lernte, den erst dreiundzwanzigjährigen, in guter Königsberger Schule herangebildeten Gelehrten, welcher in Göttingen und Leipzig sich zur akademischen Laufbahn vorbereitete, war er schon ganz reif: er wußte genau sein Ziel, hatte sich die wesentliche Aufgabe seines Lebens, die geschichtliche Ergründung des Deutschen Rechts, klar vorgezeichnet, arbeitete schon damals mit sicherer Methode und strengster Gewissenhaftigkeit an ihrer Lösung. Die neuerdings so häufig von Unkundigen aufgestellte Behauptung, es müsse nothwendig der künftige Lehrer unserer Wissenschaft durch die gerichtliche Praxis oder doch wenigstens durch das Referendariat hindurchgehen, erweist sich auch hier ungegründet. Es giebt keinen alleinrichtigen Weg zur akademischen Laufbahn: Stobbe ist niemals auch nur Referendar gewesen, nichtsdestoweniger ein sehr „praktischer" Kopf, als Lehrer wie als Schriftsteller, im Spruchkolleg und als vielbefragter Consulent.

In klarer Erkenntniß seiner besonderen Anlagen hatte er sein Ziel nicht dahingesteckt, die obersten Principien des Rechts zu erforschen, sondern unser noch so vielfach lückenhaftes positives Wissen zu bereichern. Ganze Quellengebiete, insbesondere die Stadtrechte und die jüngeren Landrechte, waren noch nahezu unaufgeschlossen, über den Sachsenspiegel und dessen Ausläufer war man, trotz Eichhorn's bahnbrechendem Vorgang, nur ausnahmsweise hinausgekommen. Die spätere Fortbildung des Deutschen Rechts, unter dem Einfluß höherer Kultur, des Anwachsens von Handel und Gewerbe, des Ausgleichs der mittelalterlichen Ständeunterschiede, wie sie vornehmlich in den Städten sich vollzog, die immer durchgreifendere Umgestaltung der Stammes- und Territorialrechte, welche mit dem Beginne strafferer monarchischer Centralisation und Staatsverwaltung in den größeren und kleineren Landesherrschaften das vierzehnte bis achtzehnte Jahrhundert kennzeichnen, all dies war, trotz einiger wenigen, aber doch auf ein enges Gebiet beschränkter grundlegender Forschungen, noch kaum untersucht. Hier hat Stobbe seine ganze Kraft eingesetzt: seit der ersten größeren Schrift, welche schon den besonnenen Forscher zeigt und namentlich für das arg vernachläßigte deutsche Forderungsrecht ganz neue Gesichtspunkte eröffnet („Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts" 1855), bis zu seinem großen, einflußreichen, fünfbändigen Handbuch des deutschen

der Kirche. Zu diesen Gebäuden kam das hinter der Kirche gelegene Haus des „Kirchherrn“ und das Haus des Küsters hinzu, sowie der Kirchhof, ein wie wir sehen werden sehr werthvoller Besitz. Für Erhaltung der Kirche steuerte außerdem die Nicolai-Kirchengemeinde, das Kirchspiel, auf dem Wege von Collecten bei, welche theils regelmäßig, theils in besonderem Anlaß von den Kirchenvorstehern veranstaltet wurden. Auch standen in der Kirche zahlreiche Sammelkästen „die Blöcke“, welche einmal im Jahr geöffnet wurden. Die größere Menge der einfließenden Kirchengelder ging jedoch auf die Gebühren zurück, die für bestimmte kirchliche Handlungen zu entrichten waren. Da kommen vor Allem die Beerdigungen in Betracht. Man beerdigte entweder in der Kirche oder auf dem Kirchhofe. Es galt jedoch für vornehmer sich in der Kirche bestatten zu lassen und nur kleine Leute, welche zu arm waren um die höheren Gebühren zu zahlen fanden auf dem Kirchhofe ihre letzte Ruhestätte. Die Beerdigung eines Erwachsenen in der Kirche kostete 3 Mrk., die eines Kindes 1 Mrk., wollte man jedoch in der Kirche einen Leichenstein legen, so mußten dafür weitere 10 Mrk. gegeben werden. Alle Glocken läuten zu lassen kostete 3 Mrk. Nun war es aber üblich, daß bei Beerdigung ansehnlicher Leute der Kirche ein Extra-Geschenk gemacht wurde, ein kostbares Leichentuch, Meßgewänder und dergleichen. Ebenso gehörte der Kirche was an Silber und Geschmeide, vor den Altären und vor den Heiligenbildern dargebracht wurde, während das „lebendige Opfer“ an Pferden, Ochsen, Kühen, Schweinen und Hühnern dem Kirchherren zufiel. Die einzelnen Altäre hatten ihr besonderes auf fromme Stiftungen zurückgehendes und stets hypothekarisch angelegtes Vermögen, von welchem die Seelenmessen, Fürbitten und sonstigen geistlichen Handlungen, deren regelmäßige Ausführung die Stiftung verlangte, bestritten wurden. Meist wurde testamentarisch bestimmt, wer den betreffenden Altar „zu belesen“ habe. Fast regelmäßig sind es Mönche aus den Klöstern der Stadt, sehr häufig Mitglieder der Familien, auf welche die Stiftung zurückgeht. Die aus solchen Quellen fließenden Einnahmen waren daher nicht von Jahr zu Jahr dieselben, es findet vielmehr ein starkes Schwanken derselben statt, so z. B. in der Zeit von 1465—1482 zwischen 102 Mrk. 1 Sh. als Minimum (im Jahre 1479) und 654 Mrk. 15 Sh. als Maximum (im Jahr 1482).

Zu außergewöhnlichen Ausgaben wurden die Mittel auf außergewöhnlichem Wege beschaft, sei es durch Verkauf von Häusern, durch Kündigung von Hypotheken oder durch Collecten. Zu allen drei Mitteln wurde z. B. gegriffen als die große Orgel gebaut wurde. Endlich zog die Kirche eine nicht unbeträchtliche Einnahme aus dem Verzapfen von Wein. Da sie von der Accise frei war, konnte sie einen größeren Gewinn

daß erst hinter seiner Arbeit die höhere Aufgabe der Rechtswissenschaft beginne. Richtig ist daran nur, daß er stets mit dem besten, sorgfältig gesammelten und gesichteten Material arbeitete und daß er eine große Vollständigkeit erstrebte. Aber an klarer, sicherer Durchdringung seines massenhaften Stoffes hat es ihm niemals gefehlt und nicht selten hat er mit der nüchternen bescheidenen Arbeit auf die Dauer viel mehr genützt, als die himmelstürmende „Konstruktion", welche häufig genug, wie der sicheren Unterlage, so der unbestechlichen Selbstkritik entbehrt.

Handelte es sich aber um bloßen falschen Aufputz mittelmäßiger Köpfe, so war auch er unerbittlich. Sein klarer, ich möchte sagen ostpreußischer Verstand, vor Allem in Albrecht's strenger Schule geschärft, wandte sich mit einer Art sittlichen Widerwillens ab von jeder Phrase, jeder gespreizten Unklarheit, jedem Scheinwesen — er meinte mitunter: das sei zu schön, um wahr zu sein. Mir selbst ist es stets eine besondere Freude gewesen, wenn ich mich mit ihm in voller Uebereinstimmung wußte und nur zu oft, noch in den jüngsten Wochen, dachte ich immer wieder beim Schreiben daran, wie würde Stobbe es aufnehmen? wird er zustimmen oder nicht?

Solch ein auch nur vorgestellter ernster Richter ist ein unschätzbares Kleinod.

So ist er der noch jungen Wissenschaft unseres nationalen Rechts ein treuer Pfleger und besonnener Hüter gewesen. Er hat ihr nicht gerade neue Richtungen gewiesen, aber, wie kaum ein Anderer unter den Zeitgenossen, sie mit liebevoller Hingebung ausgebaut.

Er hat wenig innere Entwickelung durchgemacht. Er war in gewissem Sinne stets reif, seine Grundanschauungen sind die wesentlich gleichen geblieben seit dem Beginne seines Mannesalters.

Auch sein Lebenslauf ist der einfache eines deutschen Gelehrten gewesen, nur hat ihm das Glück stets zur Seite gestanden. Bereits ein Jahr nach seiner Habilitation, ein Fünfundzwanzigjähriger, ist er ordentlicher Professor in seiner Vaterstadt Königsberg. Dann hat er 13 Jahre hindurch in Breslau gelehrt, endlich 15 Jahre, als v. Gerber's Nachfolger, den einflußreichen Leipziger Lehrstuhl für deutsches und Handels-Recht, Staats- und Kirchenrecht mit stets gleichem Erfolge bekleidet, geliebt und verehrt von seinen zahllosen Schülern, seinen Kollegen ein ehrlicher Freund und unermüdlicher Berather.

Stets bereit, für die Sache des nationalen Rechtsstaates, welchem er mit ganzem Herzen ergeben war, mit bester Kraft einzutreten, hat er doch nur während seiner Breslauer Lehrzeit an dem öffentlichen Leben, insbesondere als Stadtverordneter, unmittelbaren Antheil genommen und

Metallminen. Einer Ausbeutung derselben standen bis vor kurzem die verwickelten Besitzverhältnisse entgegen. Abgesehen von einigen Engländern hat die ersten größeren Minenkonzessionen der rheinische Großindustrielle Hasenclever auf Anrathen des Missionsinspektors Fabri gekauft. Von ihm wurde ein Besitzantheil dem Ingenieur Scheidtweiler abgetreten. Als Lüderitz ins Land kam, versuchte auch er Minenrechte zu erkaufen, unterließ aber die Zahlung der ausbedungenen Summen. Zur selben Zeit etwa wurde der Elberfelder Großkaufmann von Lilienthal auf die Metallschätze jener Landstriche aufmerksam gemacht. In seinem Auftrag begab sich der vielgereiste Dr. Pechuel-Lösche dahin, um die Beschaffenheit des Landes zu prüfen. Auf seinen günstigen Bericht hin kaufte Lilienthal durch Kleinschmidt und Lindner alle freien Minengerechtigkeiten. Der rheinische Kaufmann, welcher die Absicht hegte eine ernstliche baldige Ausbeutung des Metallreichthums zu veranlassen, kam nun durch sein Vorgehen in Gegensatz zu der Berliner Kolonialgesellschaft. Der Streit wurde dem Reichskanzler unterbreitet, welcher einen Ausgleich durchsetzte. Die Gesellschaft kaufte Herrn von Lilienthal seine Rechte ab für eine Summe, mit welcher sich letzterer bei der Gesellschaft betheiligte. Als der Abschluß dieses Vertrages bekannt wurde, entstand vielfach die Hoffnung, daß nunmehr die Kompagnie, welche noch dazu ihr Kapital erhöht hat, ernstlich ans Werk gehen werde. Doch trotz allen Eifers des neuen Mitglieds ist Alles beim Alten geblieben, ja es scheint, daß die Gesellschaft die Flinte einfach ins Korn werfen will. Bei ihrer Unthätigkeit ist es nicht zu verwundern, daß andere Unternehmer ihr Glück in der neuen Kolonie versuchen. Gestützt auf die Schilderungen des deutschen Reichskommissars von dem Viehreichthum des Hererolandes und dem reichen Ertrag der Fischerei an der Küste traten im Sommer 1886 in Berlin eine Reihe Herren zusammen, welche die Anlage von Schlächtereien und Fischguanofabriken im deutschen Schutzgebiet beabsichtigten. Es waren vor allem ein früherer Redakteur Zehlicke, ein Graf Blücher, der von der Santa Luciabay her bekannte Photograph Einwald und ein Professor Lichtenstein, nicht ein einziger Sachverständiger darunter. In einem Aufruf entwickelten sie die Aussichten ihres Unternehmens und stellten Berechnungen des Gewinns auf, welche von Kennern als phantastisch bezeichnet werden. Zu einer Expedition vermochten sie aber zunächst das Geld nicht aufzubringen. Doch gaben sie darum die Sache nicht auf, gewannen noch den Pastor Schwarz und den Professor Kirchhoff und erhielten nun, besonders auf des letzteren Namen hin, wirklich einige Geldmittel. Ueberdies fanden sich eine Anzahl Geschäftsleute bereit, Waaren für Afrika in Kommission zu geben. Auf diese Weise kam eine Expedition zustande, welche im Frühjahr d. J. nach Kapstadt abgefahren ist, um geführt von einem Premierlieutenant a. D. im Hererolande die Waaren abzusetzen und Schlächtereien anzulegen. Trotzdem der Erfolg sehr problematisch scheint, soll eine neue Expedition in Vorbereitung sein, und die „westafrikanische Kompagnie" macht auch Versuche ein kleines Segelschiff anzukaufen. Obwohl ein Zusammenbrechen derartiger Unternehmungen die südwestafrikanische Kolonie noch mehr

Politische Correspondenz.

Kolonialpolitische Correspondenz.

Ende Mai.

Kamerun-Togo.

Ueber dem Lärm, welchen seit Monaten die deutsche Aktion in Ostafrika macht, beginnt das Publikum der älteren deutschen Kolonialerwerbungen fast zu vergessen. Am ehesten hört man noch etwas aus Kamerun durch Mittheilungen der deutschen Beamten und Seeoffiziere oder Dekrete des Gouverneurs. Das deutsche Reich hat für dieses Gebiet unter allen Kolonien am meisten gethan. Bald nach der Erwerbung ist hierher ein Gouverneur mit Kanzler und andern Beamten gesandt worden, denen ein Kriegsschiff sowie ein kleiner Dampfer zur Verfügung stehen. Die Hamburger Kaufleute, welche den größten Theil der Faktoreien besitzen, vereinigte der Reichskanzler in ein Syndikat, welchem die Regelung des Handels und der gesammten inneren Verhältnisse obliegen und durch welches auch der Verkehr mit der Reichsregierung stattfinden sollte. Endlich verhandelte der Reichskanzler mit England und Frankreich, um die Grenzen der Kolonie festzustellen und ihr ein Hinterland zu sichern. Englisch blieb innerhalb des Küstenstrichs vom Rio del Rey bis zum Camposfluß nur das Gebiet der Baptistenmission Viktoria. Die Aufgaben der Verwaltung in Kamerun lagen von Anfang an ganz klar. Es handelte sich um eingehende Erforschung des gesammten für Deutschland erworbenen Gebiets, um gleichzeitige gründliche Regelung der Justiz und innern Verhältnisse, endlich um Anbahnung einer rationellen Bewirthschaftung und Ausnützung der Kolonie. Nach allen diesen Richtungen sind denn auch Schritte geschehen aber leider bisher ohne genügenden Erfolg. Besonders über der Erforschung des Gebietes hat ein Unstern gewaltet. Der Schweizer Reisende Dr. Passavant, welcher in Begleitung Dr. Paulis zur Zeit der deutschen Besitzergreifung in Kamerun weilte, um auf eigene Faust eine Reise ins Innere zu wagen, wurde durch die kriegerischen Ereignisse und heftige Erkrankung daran gehindert. Dr. Buchner, welcher von Reichswegen ins Hinterland reisen sollte, mußte ebenfalls Fieberhalber verzichten, das Gleiche war mit Zöller, dem Korrespondenten der Kölnischen Zeitung der Fall*). Freiherr von Danckelmann, ein erprobter Forscher,

*) Dr. Buchner, welcher 10 Monate als provisorischer Gouverneur in Kamerun zu-

gebietes, wie sie im Einverständniß mit England am 6. Apri
sind, wurden nur noch durch Erwerbung eines Theiles der f
monsinseln erweitert, welche besonders wegen ihrer zahlreicher
Bewohner werthvoll sind. Den versprochenen Schutz übt das
sendung von Kriegsschiffen, welche überall, wo etwaige Au
Eingebornen vorkommen, strafend einschreiten. Die verwüstet
an verschiedenen Orten Zeugniß von ihrer Thätigkeit ab. Di
schaft ist in diesen Gebieten seit dem Streit mit England
angefochten worden und zwar durch den russischen Reisenden
welcher vor Jahren Neu-Guinea und die Nachbarinseln bereist
Behauptung dort große Gebiete erworben hat. Als Deutschl
bot er der russischen Regierung die Abtretung seiner Besitzu
gann für eine Auswanderung dahin zu agitiren. In der That
2000 Kolonisationslustige bei ihm gemeldet haben. Doch d
Auswärtige Amt wies, wie zu erwarten, die Miklucheschen Ai
und scheint ihm auch eine Einstellung seiner Agitation nahe
Uebrigens hatte Deutschland auch ohne das wohl nicht viel vor
Die Neu-Guineakompagnie, welche mit einem Kapital von 4
gegründet worden ist, hat den Zweck die Ländereien und Gru
ihres Besitzes einschließlich der unterirdischen Bodenschätze zu
Ansiedlung und dem Verkehr im Schutzgebiet die Wege zu
Bodenanbau, Handel und Gewerbe auf eigene Rechnung zu
Spitze der Kompagnie stehen 10 Direktoren, welche auf 5 Jal
und denen die Geschäftsführung obliegt. Die eigenartige Lage
des zu bewirthschaftenden Gebietes macht ein sehr sorgfältiges
Vorgehen erforderlich. Der größte Theil des Landes war z
werbung ganz unbekannt. Nur flüchtig waren einzelne Punkte
Kriegsschiffen berührt worden. Ueber die Natur der Insel
wohner aber waren die ärgsten Fabeln verbreitet. Die Komp
die gesammte Küste durch Dr. Finsch befahren, damit derselbe
siedlung geeignetsten Punkte feststelle. Auf Grund seiner Berid
hafen, an der nördlichen Spitze des Huongolfes, zum ersten
punkte auserwählt. Am 5. November 1885 trafen hier die er
Gesellschaft mit einer Anzahl malayischer Arbeiter ein und er
kleinen Insel im Hafen die Gebäude. Obwohl zum Trinken
nützt werden muß, da kein Bach in der Nähe ist, zeigt sich d
siedlung als sehr geeignet. Die Eingebornen sind im Allge
kommend und willig und machten nur einmal Miene zu Feind
allem aber lassen die Gesundheitsverhältnisse nichts zu wünsche
hat denn auch der mittlerweile zum Landeshauptmann ernar
a. D. Freiherr von Schleinitz dort seinen Sitz aufgeschlagen.
aus sind weitere Stationen an der nordwestlich gelegenen Ki
hafen und Hatzfeldhafen angelegt worden. Die Dampfschiffe

Kenntniß des Landes mehr als durch eine planlose Reise befördert. Indessen können werthvolle wissenschaftliche Resultate nicht durch solche kurzen flüchtigen Reisenotizen gewonnen werden, sondern dazu gehören mühsame, regelmäßige, langjährige Beobachtungen der klimatischen, gesundheitlichen, thierischen wie pflanzlichen Verhältnisse. Von diesem Gesichtspunkte aus schlug im vorigen Jahre die afrikanische Gesellschaft die Errichtung einer ständigen wissenschaftlichen Station vor, wie solche in den Kolonien anderer Staaten längst bestehen. Wie Geheimrath Krauel im März d. J. erklärt hat, hat sich denn der Reichskanzler auch in der That zur Errichtung einer derartigen Beobachtungsstelle entschlossen. Dem Leiter derselben sollen die meteorologischen, geologischen, topographischen und photographischen Arbeiten zufallen, ein Arzt wird mit Untersuchungen über Fieber, zoologischen und anthropologischen Studien sowie mit der Sorge für den Gesundheitszustand der Kolonie betraut werden, während ein Botaniker die Pflanzenwelt prüfen und besonders die Nutzpflanzen ausfindig machen soll.

Dieser Plan ist gewiß allgemeiner Billigung sicher, wenn er programmmäßig ausgeführt wird. Doch es fragt sich, ob dem Arzte neben seiner praktischen Thätigkeit viel Zeit für wissenschaftliche Forschungen übrigbleiben wird, und endlich spricht die Person des für die Leitung der Station ausersehenen Mannes nicht gerade dafür, daß derselbe viel Neigung zu langweiligen Thermometer- und Barometerablesungen haben wird. Es ist nämlich der kühne Reisende Kundt für jenes Amt in Aussicht genommen, der noch jetzt voll Begierde ist, einen kühnen Zug ähnlich seinem früher geplanten zu unternehmen. In der That wurde denn auch von gut informirter Seite bereits versichert, daß Kundt wahrscheinlich sehr bald mit einer größeren Expedition betraut werden dürfte, um das über dem Hinterland der Kolonie schwebende Dunkel endlich einmal zu lüften. Deutschland würde damit eine geographische Ehrenpflicht erfüllen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, ist zu hoffen, daß dadurch die Station keine Beeinträchtigung erfährt, was sich durch Anstellung von Assistenten ermöglichen ließe. Es wäre überdies lebhaft zu wünschen, daß gleichzeitig eine ähnliche Station in Ostafrika errichtet würde, um parallele Beobachtungen auszuführen. Uebrigens geschehen auch von nichtdeutscher Seite her Schritte zur Erforschung Kameruns. Der bekannte Deutschenhasser Scholz-Rogozinski hegt die Absicht nach Fernando Po zu reisen, und sein Begleiter will von da im Kamerungebirge vordringen. Von Seiten der schwedischen Regierung wird ein Lieutenant Wester für eine Reise in der Kolonie unterstützt. Ueberdies sind noch immer die beiden wackeren Schweden Knutson und Waldau mit Jagden und Reisen daselbst beschäftigt.

Mehr Fortschritte als die Erforschung hat die Verwaltung Kameruns gemacht. Verwaltungsrath bestehend aus Vorstehern der Faktoreien und Häuptlingen sowie ein Gerichtshof sind längst errichtet und funktioniren ziemlich gut. Zur Deckung der Kosten der Regierung zahlen die Kaufleute einen Ausfuhrzoll vom Palmöl und -kernen sowie eine Steuer von Spirituosen. Unterm 10. Oktober 1886 hat der Gouverneur die Rechnung in Reichsmark statt der ein-

Otto Stobbe.

Noch nicht sechsundfünfzigjährig ist mein lieber Freund am 19. d. M. einem alten Herzleiden erlegen. Seit geraumer Zeit waren hin und wieder bedenkliche Anzeichen davon zu Tage getreten und hatten den heiteren lebenslustigen Mann, welcher an allem Schönen der Natur und Kunst, an den Genüssen zwangloser Geselligkeit sich mit kindlicher Empfänglichkeit zu erfreuen pflegte, mit schweren Besorgnissen erfüllt. Ja er pflegte, nach Laienart sich ängstlich beobachtend, aus allerlei unnützer medizinischer Lektüre und aus Gesprächen mit medizinischen Freunden manche wunderliche Diagnose an sich selbst anzustellen — doch wollte er den Scherz darüber nie aufkommen lassen. Er hatte doch richtig geahnt — viel zu früh hat der anscheinend so kräftige Mann der trefflichen Frau und den jungen Kindern, den Freunden und Schülern, der Wissenschaft entrissen werden sollen.

Am 21. Mai ist ihm, unter großer Theilnahme der Bürgerschaft und Universität Leipzig, die letzte Ehre erwiesen worden. Der Pastor der reformirten Gemeinde, Dr. Dreydorff, der Rektor der Universität Professor der Theologie Dr. Woldemar Schmidt, der Dekan der Juristenfakultät, Professor Dr. Friedberg, selbst nur mit Mühe die Fassung behauptend, haben zu der dichtgedrängten Trauerversammlung ergreifende Worte gesprochen; der treffliche akademische Paulinerchor sang das „beati mortui“ und Schubert's „Pilger auf Erden“ — dann wieder am offenen Grabe, wo Sonnenblicke zeitweise den regnerischen Himmel erhellten und die Vögel lustig dareinschmetterten.

Durch die ernste Feier ging der Grundton: Es ist ein edler, ganz wahrhaftiger Mann ohne Falsch und Arg von uns geschieden — auf seinem Lehrstuhl wird er ja vielleicht „ersetzt“ werden, in der Wissenschaft wird ja mancher nach ihm Kommende vielleicht tiefere Furchen ziehen und einen höheren Flug nehmen — aber auch auf ihrer Gedenktafel bleibt [illegible]ame für alle Zeiten als einer der Besten eingegraben. Und das

Gewinnung des überaus reichlich vorhandenen Kautschuks scheinen bisher ernstliche Schritte geschehen zu sein.

Die kleinste der deutschen Besitzungen, das Togoland, macht am wenigsten von sich reden. Wenn nicht Zöller, welcher zuerst eine nähere Kenntniß des Ländchens der Welt vermittelt hat, von Zeit zu Zeit seine Stimme dafür erhöbe, würde man seiner gar nicht gedenken. Obwohl als Handelsplatz nicht unwichtig, ist für das Ländchen von Reichswegen sehr wenig geschehen. Der bald nach der Flaggenhißung entsandte kaiserliche Kommissar hat mit Handelsangelegenheiten und Rechtsprechung vollauf zu thun und nur einmal im Frühjahr 1886 fand derselbe Gelegenheit einen größeren Ausflug ins Innere zu machen. Seitdem ist von deutscher Seite für die Erschließung des Innern der Kolonie nichts mehr gethan worden. Um so eifriger haben sich derselben dafür die französischen Missionare in Dahome angenommen. Nach verschiedenen Versuchen sind sie bis Atakpame, der bedeutendsten Handelsstadt des Innern, vorgedrungen und bemühen sich mit Erfolg, Einfluß zu gewinnen. Zöller beklagt es lebhaft, daß auf solche Weise die Franzosen in der Kolonie festen Fuß gefaßt haben, umsomehr als die ganz in der Nähe thätige Norddeutsche Missionsgesellschaft bei etwas größerer Regsamkeit den Franzosen leicht zuvorkommen konnte. Die Gesellschaft ist indessen der Ansicht, auch neben den Katholiken mit Erfolg arbeiten zu können.

Südafrika.

Das ungeheure Gebiet an der südafrikanischen Küste, dessen Erwerbung seiner Zeit zu so heftigem diplomatischen Kampfe mit England Anlaß gab, liegt vor der Hand fast unbenützt da. Von seiten des Reiches ist für das Land ein Kommissar ernannt worden, es ist ferner durch Verhandlungen mit Portugal die Nordgrenze der Kolonie am Cumene festgelegt und so den deutschen Unternehmern das fruchtbare Ovamboland gesichert werden. Der Reichskanzler hat endlich, als das Haus Lüderitz, welches von Anfang an einer solchen Unternehmung durchaus nicht gewachsen war, zusammenzubrechen drohte, die Bildung einer Gesellschaft veranlaßt, welche von dem Bremenser Kaufmann seine afrikanischen Ansprüche übernahm. Fürst Bismarck glaubte damit alles Nöthige gethan zu haben und die weitere Entwickelung der Berliner Kolonialgesellschaft überlassen zu dürfen. Doch diese Gesellschaft, welche nur aus patriotischen Rücksichten entstanden war, hat wenig Neigung gezeigt, die auf sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Abgesehen von des Absendung einiger Forschungsreisender ist für das große Gebiet einstweilen nichts geschehen. Die Kämpfe der Hereros mit den vom Hunger getriebenen Hottentotten, welche einst die Missionäre veranlaßten nach englischem oder deutschem Schutz auszuschauen, dauern mit kurzen Unterbrechungen fort und bedrohen die wenigen weißen Ansiedler. Der Reichskommissar ist gezwungen denselben thatlos zuzusehen, denn es steht ihm keine bewaffnete Macht zur Seite, und deutsche Kriegsschiffe sind in diesem Falle machtlos. Der größte Reichthum des Berglandes sind die

Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auch noch verlangen, daß sie drei Tage nach Schnäbeles beendetem Martyrium einen Straßenkampf zwischen den Enthusiasten des Märtyrers und den Enthusiasten des deutschen Zukunftsmusikers durch ein großes Aufgebot von Polizei und Militär zu Gunsten des letzteren entscheide? Alle Ehre für Herrn Lamoureux glühenden Kunsteifer, aber er hätte doch das Wort seines Landsmanns nicht ganz vergessen sollen: surtout point de zèle.

Während diese Dinge in Paris spielten, bereitete sich in der Deputirtenkammer ein Angriff auf das Ministerium Goblet vor, welcher den Sturz desselben bezweckte. Das Ministerium hatte ein Budget vorgelegt, in welchem, freilich nicht durch die Laune der Minister, sondern durch die seitens der Kammer immer von neuem bewilligten Kredite, das längst schon chronische Defizit in einer Gestalt auftrat, nach welcher die Auflegung neuer Steuern unvermeidlich wurde. Die Budgetkommission verlangte die Beseitigung des Defizits durch Ersparnisse und rechnete wirklich 14—15 Millionen abzusetzende Ausgaben heraus, während über 100 Millionen ungedeckt waren. Die Budgetkommission konnte aber nicht weiter kommen und schlug der Kammer vor, das Ministerium aufzufordern, die weiteren Ersparnisse selbst ausfindig zu machen. Am 17. Mai fand die Berathung statt. Der Ministerpräsident sprach vorzüglich. Er machte die unwiderlegliche Bemerkung, daß die übele Finanzlage das Erzeugniß vieler gemachten Fehler, aber nicht der Fehler des jetzigen Ministeriums sei, daß man Ersparnisse nicht machen könne, ohne die Beschlüsse der Kammer umzustoßen, daß man also die Opferwilligkeit des Landes aufs Neue, hoffentlich zum letzten Mal auf lange Zeit, in Anspruch nehmen müsse; übrigens sei das Ministerium bereit, gemeinsam mit der Kommission alle Ausgaben durchzugehen, um die etwa möglichen Ersparnisse zu ermitteln. — Man erkennt in dem letzten Vorschlag die Geschicklichkeit des Ministers. Gespart kann nirgend werden, als in den Zweigen des Heeres, der Flotte und der öffentlichen Arbeiten. Gerade da möchte aber niemand sparen und die Regierung konnte hier keine Ersparnisse vorschlagen, ohne auf einen Weg hinzuweisen, gegen den sich die öffentliche Meinung aufbäumt. Der Minister wollte also die Kommission in die Lage bringen, entweder die Verantwortlichkeit für diesen Weg mit zu übernehmen, oder zu bekennen, daß keine Ersparnisse zu machen seien. Der Sturz des Ministeriums war aber eine abgemachte Sache und so erfolgte der Beschluß, daß das Ministerium ein anderes Budget mit durchgreifenden Ersparungen bis zur Beseitigung des Defizits vorzulegen habe. Die Minister verließen schon vorher die Kammer und übergaben dem Präsidenten der Republik das Entlassungsgesuch.

Wer hat nun dieses Komplott angestiftet und angeführt? Die Majorität betrug bei Ablehnung einer zugleich dem Ministerium und der Budgetkommission Vertrauen ausdrückenden Tagesordnung, wonach die Minister sich sogleich zurückzogen, 275 gegen 257 Stimmen; bei Annahme des Kommissionsvorschlages betrug die Majorität 312 gegen 143 Stimmen. Die Zahl derjenigen, welche

als es schon der Fall in ungerechten Verruf bringen muß, hat die Kolonialgesellschaft nicht das mindeste dagegen gethan. Ja nach den neuesten Veröffentlichungen hat sie sich sogar bereit erklärt, der Kompagnie ihr ganzes Inventar, ihren Viehbestand, ihren Wagenpark nebst Ausrüstung billig zu überlassen! Ein Aufblühen dieser Kolonie dürfte unter solchen Umständen nicht bald zu erwarten sein. Es ist das um so mehr zu bedauern als der nördliche Theil des deutschen Schutzgebietes das einzige Land unter den überseeischen Erwerbungen des Reiches ist, wo eine deutsche Einwanderung möglich wäre. Das Land ist fruchtbar und durchaus gesund, die deutschen Missionare, welche jahrelang mit ihrer Familie dort hausen, sind der beste Belag dafür. Die Entstehung eines blühenden Staatswesens ließe sich hier mit Sicherheit erwarten. Lüderitz hat nie die Hoffnung aufgegeben, auch den südlichen Theil der Kolonie, das öde Angra Pequena, zu höherer Entwicklung zu bringen. Er rechnete mit Bestimmtheit auf das Vorkommen von Erzen auch in jenen Gebieten. Als die Resultate der in seinem Auftrag angestellten Untersuchungen seinen Erwartungen nicht entsprachen, machte er sich Anfang 1886 selbst auf, das Hottentottenland näher zu besichtigen. Er zog mit einigen Begleitern zu Wagen von Angra Pequena bis zum Orangefluß und unternahm es alsdann, denselben auf seine Schiffbarkeit hin zu prüfen. Kühn gemacht durch den glücklichen Verlauf der Flußfahrt versuchte er nunmehr in seinem leichten Boote bis Angra Pequena zu fahren. Dabei ist er wahrscheinlich verunglückt, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört. — Wie bekannt hat Lüderitz mit der Erwerbung der Santa Luciabay den Versuch gemacht, auch auf der afrikanischen Ostküste festen Fuß zu fassen. Dieses Unternehmen scheiterte aus politischen Gründen. Deutschland hat sogar der englischen Regierung versprochen, im Osten keine Erwerbungen zu machen. Wenn trotzdem ein deutscher Offizier, welcher lange in der Kapkolonie im englischen Heer gedient hat, Herr Nagel, einen Landstrich im Pondolande vom König Umquikala gekauft hat, so wird das als ein eigentliches Kolonialunternehmen nicht zu betrachten sein. Das schließt indessen nicht aus, daß Deutsche sich in jenem fruchtbaren Gebiete ansässig machen und dasselbe wirthschaftlich ausbeuten. Bei der günstigen Lage des Landes ist ein gutes Fortkommen kaufmännischer und sonstiger Geschäfte wohl zu erwarten.

Kaiser Wilhelmsland.

Das kolonialpolitische Programm des Reichskanzlers ist nur in der Südsee verwirklicht worden, denn nur hier hatte man es von Anfang an mit einer kapitalkräftigen und zielbewußten Gesellschaft zu thun, welche bereit und im Stande war, die Regierung des Schutzgebietes in die Hand zu nehmen. Von Seiten des Reichs werden nur die Normen festgesetzt, nach welchen die Verwaltung geführt wird, und die nothwendigen Gesetze erlassen. So ist vor allem die Verfügung über allen Landerwerb in der Kolonie der Gesellschaft zugesprochen, die unbefugte Anwerbung von eingebornen Arbeitern sowie der Branntwein- und Waffenhandel verboten worden. Die Grenzen des Schutz-

seine spätere Mannesjahre ausschließlich der wissenschaftlichen Lehre wie der umfassenden schriftstellerischen Arbeit gewidmet. Bis einige Wochen vor seinem Tode war er mit der Verbesserung seines dogmatischen Hauptwerkes beschäftigt, obwohl er sich zeitweise müde und abgespannt fühlte.

An seinem Sarge ist gesagt worden, er habe keinen Feind gehabt. Vom politischen Manne mag das Wort gelten „Viel Feind viel Ehr" — dem schlichten, warmherzigen Gelehrten genügte es, auf dem ihm beschiedenen Gebiete nach bester Kraft seine Pflicht zu thun.

Berlin, 22. Mai 1887.

Goldschmidt.

ſtellen eine regelmäßige Verbindung der Häfen mit dem Feſtlande von Auſtralien her. Während den Stationsbeamten die Anlegung von Verſuchsplantagen, Viehzucht, Anknüpfung freundſchaftlicher und geſchäftlicher Beziehungen mit den Eingebornen ꝛc. obliegt, ſoll die Erforſchung des Innern durch eine zu dieſem Zweck von Europa entſandte, ſorgfältig ausgerüſtete Expedition geſchehen, welche aus einem Metereologen Dr. Schrader, einem Geologen und einem Botaniker beſteht. Zwei Jahre ſind für die Arbeiten der Expedition in Ausſicht genommen. Indeſſen iſt dieſelbe gleich zu Anfang auf ein ernſtes Hinderniß geſtoßen, welches auch in Afrika ſich ſo oft ſtörend fühlbar macht, den Mangel an Trägern. Eine Anzahl Chineſen, welche zu dieſem Zwecke engagirt waren, erwies ſich als durchaus ungeeignet. Die Eingebornen ſind zwar zum Tragen bereit, aber nur für kurze Strecken. Die Expedition hat ſich daher zunächſt auf kurze Ausflüge von Finſchhafen aus beſchränken müſſen und wird auf eine genügende Löſung der Trägerfrage denken müſſen. Inzwiſchen hat ſich aber zu Schiff ein Vorſtoß bis tief ins Innere ermöglichen laſſen und zwar auf dem von Finſch entdeckten Kaiſerin Auguſtaſtrom. Unter der Leitung des Landeshauptmanns fand dieſe Fahrt im Sommer vorigen Jahres ſtatt. Es ergab ſich dabei, daß dieſer Fluß wohl die beſte Straße ins deutſche Schutzgebiet bildet und ſeine Ufer zur Anlage von Faktoreien durchaus geeignet ſind. Auch genauere Erforſchung der Küſten der Kolonie hat mittlerweile ſtattgefunden. Im Allgemeinen ergeben die bisherigen Erfahrungen ſoviel, daß das Klima weit geſünder iſt, als irgend erwartet wurde, daß das Land an den meiſten Stellen ſehr fruchtbar iſt und ſich zur Kultur der Handelsgewächſe vortrefflich eignet. Die Wälder ſind reich an werthvollen Hölzern. Das mitgebrachte Vieh gedeiht vortrefflich. Ueber die Bodenſchätze haben ſich Feſtſtellungen noch nicht machen laſſen, goldhaltiges Geſtein iſt zwar gefunden worden, doch war daſſelbe nicht ſehr werthvoll. Die Hauptſchwierigkeit, welche ſich dem Plantagenbau entgegenſtellt, iſt der Mangel an Arbeitern; die Eingebornen arbeiten nur, wenn ſie einen europäiſchen Gegenſtand verdienen wollen. Die eingeführten Malayen ſind faul und diebiſch, die Chineſen ganz unbrauchbar. Es bleibt nur übrig, wie es in Auſtralien geſchieht, Arbeiter auf andern Inſeln zu werben. Indeſſen zeigt ſich dort, daß hinreichende Zahlen derſelben jetzt nur nach engliſcher Methode, mit Gewalt, zu haben ſind. Dazu iſt die Kompagnie nicht zu greifen gewillt. Zur Ausbeutung des Fiſchreichthums der Gewäſſer ſind Schritte bereits geſchehen. Die Eingebornen von Neu Guinea ſtehen auf tiefer Kulturſtufe, Menſchenfraß iſt nichts ſeltenes und wird auch weiter nicht verheimlicht. Noch iſt kein Verſuch gemacht worden auf dieſe Menſchen durch Miſſion einzuwirken. Jetzt erſt werden Vorbereitungen dazu getroffen; der Landeshauptmann hat ſich dabei eine ſtrenge Leitung und Kontrolle der Miſſionare vorbehalten. Wie man ſieht, iſt in Kaiſer-Wilhelmsland alles noch im Werden, vorbereitende Schritte ſind in jeder Hinſicht reichlich und ſorgſam getroffen. Es läßt ſich erwarten, daß dieſelben in einigen Jahren reichlichen Lohn bringen werden. Q.

Spioniren und zur Verleitung zum Verrath benutzt hat, verhaftet werden würde, ſobald er ungedeckt durch eine amtliche Einladung den deutſchen Boden betreten würde. Die deutſche Regierung zeigte ſich in voller Kenntniß, daß Schnäbele im unmittelbaren Auftrage und in direkter Berichterſtattung für das Kriegsminiſterium in Paris gearbeitet hatte.

Um von den tollen Ausgeburten der panſlaviſtiſchen Preſſe bei dieſer Gelegenheit wenigſtens die verſtändigſte anzuführen, ſo wurde von derſelben behauptet, Deutſchland maße ſich an, alle ihm feindlichen Ausländer durch ſeine Gerichte im Geheimen verurtheilen zu laſſen, um ſie beim Betreten deutſchen Bodens ſogleich zu verhaften und zu beſtrafen. Die Unkenntniß dieſer Leute geht alſo ſo weit, daß ſie nicht einmal wiſſen, daß in jedem Lande jeder Ausländer verhaftet werden darf, der überführt werden kann, Inländer zu Verbrechen gegen das eigene Vaterland angeſtiftet zu haben. Niemals iſt aber einem Deutſchen in den Sinn gekommen, Ausländer dafür zur gerichtlichen Rechenſchaft ziehen zu wollen, daß ſie gegen Deutſchland diplomatiſch und militäriſch gearbeitet haben, oder noch arbeiten. Um ſo etwas in die Welt hinauszulügen, muß man panſlaviſtiſcher Journaliſt ſein.

Frankreich erfreute ſich ſehr des in Freiheit geſetzten Herrn Schnäbele, doch wurde davon Abſtand genommen demſelben das Kreuz der Ehrenlegion, mit Diamanten auf öffentliche Koſten geſchmückt, zu überreichen. Er hatte ſogar ſelbſt um die Einſtellung der begonnenen Subſkription gebeten. — Am 3. Mai führte ein Wagner-Enthuſiaſt im Edentheater zu Paris den Lohengrin auf. Denn es giebt in Frankreich Enthuſiaſten dieſer Art, welche die deutſchen Wagnerianer weit hinter ſich zurücklaſſen. Die ſorgfältig vorbereitete Aufführung hatte große Koſten verurſacht, abgeſehen von der daran geſetzten Arbeit und ſeeliſchen Spannung. Die Beſucher des Theaters wurden von einer Volksmenge vor dem Theater theilweis inſultirt, drinnen aber ungeſtört gelaſſen. Die Aufführung, deren Erfolg, da ſie faſt nur vor Enthuſiaſten ſtattfand, nicht genau zu erkennen iſt, hat jedenfalls einen großen Eindruck hinterlaſſen. Sie konnte aber nicht wiederholt werden, weil an den nächſten Abenden die um das Theater verſammelte Volksmenge noch drohender wurde, ſo daß endlich die Regierung den Veranſtalter erſuchte, das Unternehmen ganz fallen zu laſſen. Man hat in dieſem Schritt eine unverzeihliche Schwäche ſehen wollen, nicht etwa in Deutſchland, ſondern in Paris. Allerliebſter Spott, wie ihn franzöſiſcher Geiſt zuſtande bringt, iſt über die Sieger und Beſiegten vom 3. Mai ausgeſchüttet worden, namentlich im Figaro, wo einer der lärmenden Bengel als Triumphator vor dem Gericht, durch welches ſchließlich Herr Goblet ſich dem Bengel vorſtellen läßt, in höchſt komiſcher Weiſe gezeigt wird. Der ruhige Verſtand hat aber doch einige Fragen zu thun. Konnte nicht Herr Lamoureux — ſo heißt der löbliche Enthuſiaſt — der doch über dem Studium Wagners nicht alle Kenntniß ſeiner Landsleute verlernt haben kann, konnte er nicht warten, bis Herr Schnäbele vergeſſen war, was ſpäteſtens am 15. Mai eingetreten ſein wird? Konnte man von einer Regierung, die mit vielen

heimischen (Kru) eingeführt. Für den Polizeidienst sorgt eine aus Eingebornen hergestellte kleine Truppe. Alles das verdankt der Thätigkeit des Gouverneurs seine Entstehung, während das Syndikat der Kaufleute, welches von Rechtswegen die Regierung führen sollte, die vom Reichskanzler auf dasselbe gesetzten Hoffnungen vollständig getäuscht hat. Bei der fortwährenden Uneinigkeit der Betheiligten blieb das Syndikat nicht nur unthätig, sondern hinderte eher die Entwickelung der Kolonie. Neuerdings hat sich dasselbe ganz aufgelöst, und Kamerun ist damit gegen den oft geäußerten Willen des Fürsten Bismarck bereits faktisch zu einer Reichskolonie geworden. Es ist auch kaum zu erwarten, daß die Kaufleute sie in späterer Zeit wieder übernehmen werden. Die wirkliche Herrschaft Deutschlands ist freilich zur Zeit auf die Küste und die Dörfer beschränkt, welche zu Schiffe erreicht werden können. In dem eigentlichen mit Busch und Urwald bedeckten Binnenlande ist der Gouverneur vollständig machtlos. Da das zuerst ihm zur Verfügung gestellte Schiff, der Dampfer Nachtigal, für die Flüsse zu tief geht, wird zur Zeit ein kleineres geeigneteres Dampfboot gebaut, welches die Beherrschung möglichst langer Stücke der Flußläufe ermöglichen soll. Gegenwärtig ist der Trotz und das Handelsmonopol der Küstenstämme noch ungebrochen, auch gegen die von denselben verhängten Handelssperren ist man ohne Waffen. Bei der großen Schwierigkeit dieser Verhältnisse ist auch eine Aenderung nicht bald zu erwarten.

Vielleicht vermag eine lebhaftere Thätigkeit der Mission dazu beizutragen. Bisher lag dieselbe vollkommen in den Händen englischer Baptisten, welche ziemliche Erfolge aufzuweisen hatten. Als Deutschland das Gebiet erwarb, erboten sich die katholischen französischen Missionare in Dahome nach Kamerun Glaubensboten zu senden. Doch trotz der Vorzüglichkeit dieser erprobten Väter lehnte der Reichskanzler ihren Vorschlag lebhaft ab, da er den französischen Einfluß fürchtete. Es wurde vielmehr die Basler Anstalt zur Entsendung einiger Missionare veranlaßt und zugleich in Stand gesetzt, das Gebiet von Victoria zu kaufen. Ende März d. J. ist dieser werthvolle letzte englische Besitz innerhalb der deutschen Kolonie dem Gouverneur übergeben worden. Die Basler haben ihre Thätigkeit bereits begonnen, gleichzeitig ist an Stelle der englischen Schule eine deutsche, geleitet durch einen tüchtigen Lehrer, getreten, dessen Erfolge freilich abzuwarten bleiben.

Herzlich wenig ist für rationellere Ausnützung der natürlichen Schätze der Kolonie geschehen. Von den Woermann'schen Plantagenanlagen und ihren Erfolgen verlautet gar nichts. Ob die Aktiengesellschaft, welche nach vieler Mühe mit Beihülfe Berliner Kapitalisten für Plantagenbau in Kamerun zustande gekommen ist, prosperirt, ist ebensowenig bekannt geworden. Und doch ist der Boden dort nach allen Nachrichten mehr als irgendwo zum Anbau geeignet. In Victoria gedeiht auch in der That Kakao vorzüglich, es existirt dort bereits eine große Pflanzung. Die Hamburger Kaufleute finden es aber nach wie vor bequemer, Handel zu treiben und den Negern ihr mühsam gewonnenes Oel abzukaufen, statt selbst etwas zu produziren. Nicht einmal zur

entſchloſſen waren, das Miniſterium zu ſtürzen, findet ſich nur in der erſten Majorität, denn zur zweiten mußte ſich, nachdem die Miniſter ihren Rücktritt angekündigt hatten, alles geſellen, was an der Forderung größerer Erſparniſſe feſthalten wollte. Die erſte Majorität beſtand aus 164 Mitgliedern der Rechten, 86 Opportuniſten und 25 Mitgliedern der äußerſten Linken unter Clemenceau. Die monarchiſchen und opportuniſtiſchen Stimmen haben eingeſtandenermaßen lediglich den Sturz des General Boulanger beabſichtigt, indem ſie hoffen, bei der neuen Kabinetsbildung werde es gelingen, Boulanger auszuſchließen. Dieſe Gegner Boulangers hätten freilich allein nicht die ganze Majorität gehabt, denn ihre vereinigte Zahl betrug nur 164+86=250 Stimmen, während die Anhänger des Miniſteriums deren 257 hatten. Das Uebergewicht der Gegner des Miniſteriums iſt alſo durch 25 Stimmen der äußerſten Linken erlangt worden. Clemenceau, der Führer dieſer Partei, hat kaum ein Viertel ſeiner Parteigenoſſen nach ſich gezogen, von deren Mehrzahl ihm ſein Votum ſehr zum Vorwurf gemacht wird. Er hat offenbar zwei Gründe gehabt. Einmal glaubte er, mit Boulangers Hülfe jetzt an die Spitze des Staates treten zu können, obwohl er in der Kammer nur 100 Stimmen hat. Er würde aber wohl dieſe Kammer auflöſen und ſich getrauen, aus Neuwahlen eine radikale Majorität hervorgehen zu laſſen. Der Präſident der Republik aber hat Clemenceau zu deſſen Verdruß gar nicht gefragt, ob er bereit wäre, das Miniſterium zu bilden, obwohl Clemenceau dieſe Bereitſchaft von den Dächern predigen läßt. Nun handelt es ſich um die beiden Möglichkeiten: eines Miniſteriums, welches von den Opportuniſten und der radikalen Linken — die ſogenannte radikale Linke iſt nämlich gemäßigter als die äußerſte Linke — geſtützt wird, oder eines Miniſteriums, welches von den Opportuniſten und einem Theil der monarchiſchen Rechten geſtützt wird. Jedes dieſer beiden Miniſterien hätte ſchon bei der Bildung mit einer eigenthümlichen Schwierigkeit zu kämpfen. Ein Miniſterium, welchem die radikale Linke unentbehrlich wäre, könnte nicht wagen, Boulanger auszuſchließen; aber neben ihm wären die neuen Miniſter nur ſeine Drahtpuppen, denn die Unangreifbarkeit ſeiner Stellung wäre mit dieſer Beibehaltung beſiegelt. Ein Miniſterium dagegen, deſſen Gefolge einen Theil der monarchiſchen Rechten in ſich begriffe, könnte und müßte allerdings Boulanger ausſchließen, aber es müßte ſich in den Stand ſetzen, einer Revolution der Straße und gewiſſer Theile des Heeres zu begegnen.

Dies iſt die Situation, deren Ausgang bei dem unberechenbarſten der Völker niemand berechnen kann. Vielleicht wird der Ausgang ſchon gemeldet, ſo wie dieſe Zeilen aus dem Druck ſind, noch ehe ſie in die Oeffentlichkeit kommen. Die Verſuche, die bis jetzt gemacht wurden, den oder jenen Staatsmann zur Bildung des Miniſteriums zu bewegen, ſind lediglich an den bezeichneten Schwierigkeiten geſcheitert.

* * *

Unſere guten Freunde, die Panſlaviſten, ſetzen in Bulgarien die Politik fort, die wir in der vorigen wie in früheren Correſpondenzen hinlänglich gezeichnet.

Metallminen. Einer Ausbeutung derselben standen bis vor kurzem die verwickelten Besitzverhältnisse entgegen. Abgesehen von einigen Engländern hat die ersten größeren Minenkonzessionen der rheinische Großindustrielle Hasenclever auf Anrathen des Missionsinspektors Fabri gekauft. Von ihm wurde ein Besitzantheil dem Ingenieur Scheidtweiler abgetreten. Als Lüderitz ins Land kam, versuchte auch er Minenrechte zu erkaufen, unterließ aber die Zahlung der ausbedungenen Summen. Zur selben Zeit etwa wurde der Elberfelder Großkaufmann von Lilienthal auf die Metallschätze jener Landstriche aufmerksam gemacht. In seinem Auftrag begab sich der vielgereiste Dr. Pechuel-Lösche dahin, um die Beschaffenheit des Landes zu prüfen. Auf seinen günstigen Bericht hin kaufte Lilienthal durch Kleinschmidt und Lindner alle freien Minengerechtigkeiten. Der rheinische Kaufmann, welcher die Absicht hegte eine ernstliche baldige Ausbeutung des Metallreichthums zu veranlassen, kam nun durch sein Vorgehen in Gegensatz zu der Berliner Kolonialgesellschaft. Der Streit wurde dem Reichskanzler unterbreitet, welcher einen Ausgleich durchsetzte. Die Gesellschaft kaufte Herrn von Lilienthal seine Rechte ab für eine Summe, mit welcher sich letzterer bei der Gesellschaft betheiligte. Als der Abschluß dieses Vertrages bekannt wurde, entstand vielfach die Hoffnung, daß nunmehr die Kompagnie, welche noch dazu ihr Kapital erhöht hat, ernstlich ans Werk gehen werde. Doch trotz allen Eifers des neuen Mitglieds ist Alles beim Alten geblieben, ja es scheint, daß die Gesellschaft die Flinte einfach ins Korn werfen will. Bei ihrer Unthätigkeit ist es nicht zu verwundern, daß andere Unternehmer ihr Glück in der neuen Kolonie versuchen. Gestützt auf die Schilderungen des deutschen Reichskommissars von dem Viehreichthum des Hererolandes und dem reichen Ertrag der Fischerei an der Küste traten im Sommer 1886 in Berlin eine Reihe Herren zusammen, welche die Anlage von Schlächtereien und Fischguanofabriken im deutschen Schutzgebiet beabsichtigten. Es waren vor allem ein früherer Redakteur Zehlicke, ein Graf Blücher, der von der Santa Luciabay her bekannte Photograph Einwald und ein Professor Lichtenstein, nicht ein einziger Sachverständiger darunter. In einem Aufruf entwickelten sie die Aussichten ihres Unternehmens und stellten Berechnungen des Gewinns auf, welche von Kennern als phantastisch bezeichnet werden. Zu einer Expedition vermochten sie aber zunächst das Geld nicht aufzubringen. Doch gaben sie darum die Sache nicht auf, gewannen noch den Pastor Schwarz und den Professor Kirchhoff und erhielten nun, besonders auf des letzteren Namen hin, wirklich einige Geldmittel. Ueberdies fanden sich eine Anzahl Geschäftsleute bereit, Waaren für Afrika in Kommission zu geben. Auf diese Weise kam eine Expedition zustande, welche im Frühjahr d. J. nach Kapstadt abgefahren ist, um geführt von einem Premierlieutenant a. D. im Hererolande die Waaren abzusetzen und Schlächtereien anzulegen. Trotzdem der Erfolg sehr problematisch scheint, soll eine neue Expedition in Vorbereitung sein, und die „westafrikanische Kompagnie“ macht auch Versuche ein kleines Segelschiff anzukaufen. Obwohl ein Zusammenbrechen derartiger Unternehmungen die südwestafrikanische Kolonie noch mehr

die auch nur der Sehnſucht nach dem Reinen und Edlen fähig ſind, über ein Regierungsſyſtem, das alles, was verderbt, was unehrlich und gemein, was raub- und unterdrückungsſüchtig, was begehrlich und rückſichtslos im Volke iſt, zu ſeinen Werkzeugen macht und ihm das Schwert der unkontrolirbaren Gewalt für die Maſſe der verſchiedenſten Bereiche übergiebt.

Der Kaiſer iſt mit Gemahlin und Sohn in das Gouvernement der doniſchen Koſaken gereiſt, um dort den Thronerben als Hetman vorzuſtellen. Die üblichen Feſtberichte kommen aus der Hauptſtadt Nowo-Tſcherkask. Früher galten dieſe doniſchen Koſaken für die treueſte Bevölkerung im Reich, jetzt meldet man von einem Piſtolenſchuß, der, ohne zu treffen, auf den Kaiſer gefallen. Es iſt nicht mehr möglich, bei dieſen Gerüchten Erfindung und Wahrheit zu trennen, aber amtlich iſt mitgetheilt worden, daß 50,000 Soldaten nöthig waren, um auf dem Weg des Kaiſers eine ununterbrochene Sicherheitswache zu bilden. Solche Maßregeln bedeuten den Zuſtand der Auflöſung. Die Bevölkerung iſt überall unzufrieden, Koſaken und Bauern nicht ausgenommen. Wenn Graf Tolſtoi, der Miniſter des Innern, nach deſſen Wort die Aufhebung der Leibeigenſchaft ein Verbrechen war, mit einem Geſetzentwurf durchdringt, den er kürzlich dem Reichsrath vorgelegt, ſo wird das Verbrechen gut gemacht ſein. Nach dieſem Entwurf ſollen, behufs Schlichtung der Streitigkeiten zwiſchen Gutsherren und Bauern, Kommiſſare mit faſt unbeſchränkter Vollmacht, welche die richterliche und polizeiliche Gewalt vereinigt, für jede Bauerngemeinde eingeführt werden. Iſt das vielleicht der letzte Schritt zur Revolution?

Um ſich vor der Revolution zu ſchützen, iſt die panſlaviſtiſche Partei auf das ingeniöſe Mittel verfallen, dem armen Volke vorzulügen, an allen Beſchwerden des ruſſiſchen Staates ſei Deutſchland Schuld; Deutſchland drücke den Rubel, entfremde die Bulgaren, hetze die Afghanen, verſperre den Ausweg für das ruſſiſche Getreide u. ſ. w. Zunächſt bemühen ſich die Panſlaviſten, ihre eigenen Köpfe gegen Deutſchland zu erhitzen, damit ihre Predigt bei dem Volke verfange, damit ihre Empörung über die deutſche Bosheit natürlich erſcheine. In immer größeren Kreiſen wird die Lüge wiederholt, Rußland ſei von Deutſchland im letzten Türkenkrieg gegenüber der engliſch-öſterreichiſchen Intervention im Stich gelaſſen, zur Preisgebung ſeines eigentlichen Zieles gezwungen und ſchließlich auf dem Berliner Kongreß zu Gunſten Oeſterreichs übervortheilt worden. Dies wurde endlich dem Fürſten Bismarck zu arg. Seit dem 20. April hat die Norddeutſche Allgemeine Zeitung eine Reihe von Mittheilungen gebracht, worin immer die Behauptung wiederkehrte, die Beſetzung Bosniens durch Oeſterreich ſei bereits bei der Zuſammenkunft des Kaiſers von Oeſterreich mit dem Kaiſer von Rußland zu Reichſtadt am 8. Juli 1876 von Rußland für gewiſſe Fälle eingeräumt worden und dieſe Einräumung habe durch einen Vertrag vom 15. Januar 1877 verbindliche Kraft erhalten. Die ungariſche Preſſe machte anfangs Miene, dieſe Thatſachen ableugnen zu wollen, indem ſie Empfindlichkeit zeigte, daß Graf Andraſſy, zu

[illegible]

klägliche Rolle, welche Frankreich mit seiner Angst vor einem deutschen Angriff in der Welt spielte. Man war aber auch in Deutschland beunruhigt, denn schon seit Anfang des Jahres 1874 hatten die französischen Bischöfe Deutschland in ihren Hirtenbriefen wegen des Kulturkampfes angegriffen; dazu kamen erstaunliche Kriegsrüstungen, welche sogar zu einem deutschen Pferdeausfuhrverbot führten. Man hatte in Deutschland Kunde, daß die ultramontane Partei sich mit dem Gedanken trug, einen Bund zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich zu Stande zu bringen, wofür der Sturz einiger Staatsmänner ins Auge gefaßt war. Schnell wäre es mit dem Plane nicht gegangen, aber der deutsche Kanzler ist nicht der Mann, feindliche Pläne weit reifen zu lassen. Den besagten Plan wollte er im Keime ersticken, aber von Kriegsvorbereitungen war man in Deutschland weit entfernt. Der damalige Präsident der französischen Republik, Mac Mahon, hatte Zusammenhang mit der ultramontanen Partei, aber noch mehr Angst vor einer deutschen Zerreißung aller ultramontanen Gewebe. Die französische Regierung äußerte ihre Besorgnisse bei allen Höfen, und Fürst Orloff verhehlte dem General Leflô nicht den Eindruck, den diese zitternde Politik auf die russischen Staatsmänner machte. Leflô eilt zu Mac Mahon, um das gehörte Lied zu wiederholen, erfährt aber aus des Marschalls Munde, daß Frankreich nächstens von einem deutschen Angriff ereilt werden wird. Die Beweise, welche der Marschall vorzeigt, bestehen in zwei Briefen „einer der bedeutendsten Personen Europas", deren Namen Leflô verschweigt: im ersten wird der deutsche Angriff für das Frühjahr, im zweiten für den Herbst angekündigt. Nun eilt Leflô bestürzt nach Petersburg, findet aber mit seinem Schreckgespenst nicht den geringsten Glauben weder bei Gortschakoff noch bei dem Kaiser. Beide beruhigen indeß den Botschafter damit, daß erstlich Deutschland so etwas nicht unternehmen könne ohne die Mißbilligung Europas, daß zweitens Rußland, bei einem solchen Plan zuerst ins Vertrauen gezogen, die französische Regierung warnen werde, und daß drittens der Kaiser demnächst nach Berlin gehen und von Gortschakoff begleitet sein werde, wo man die Sache in Ordnung bringen, das heißt die friedliche Haltung Deutschlands feststellen und nöthigenfalls verlangen könne. Der entzückte Leflô empfängt von dem entzückten Decazes, seinem Minister, den Auftrag, sich womöglich den russischen Schutz formell zusichern zu lassen. Diese Zusicherung wird zwar nicht gegeben, aber dafür die persönliche Einwirkung des Zaren auf Berlin nochmals versprochen. Mit einer Rührung, die keine Grenzen kennt, erinnert Herr Leflô, mit welchem Erfolg Rußland diese Zusage in Berlin wahr gemacht, und er, der glückliche, verdienstvolle Leflô ist es, der durch das geschickteste Manöver von der Welt, welches darin bestand, den Brief des Herzogs von Decazes dem Fürsten Gortschakoff im Original vorzulegen, die rettende Hülfe Rußlands seinem Vaterlande verschafft hat.

Ja, aber war denn diese Hülfe nöthig, müssen wir doch fragen. Wo ist denn ein Beweis, daß Fürst Bismarck Frankreich gegenüber weiter gehen wollte, als zur Herbeiführung von Erklärungen über Frankreichs militärische Rüstungen?

Französische, russische Politik. — England. — Innere Politik Das Centrum.

Berlin, Ende Mai 1887.

Am 20. April war Herr Schnäbele, zärtlichen Namens, innerhalb der deutschen Grenze verhaftet worden, am 30. April wurde er entlassen. Das Wort vom Starken, der unbesorgt einen Schritt zurücktreten kann, bewährte sich hier. Sehr thöricht hat ein Theil unserer Landsleute dieses wahre Wort mit dem Stempel der Lächerlichkeit versehen, weil es einmal von einem Schwächling bei einer auffallenden Gelegenheit in den Mund genommen worden. So meiden unselbständige Menschen alles, was irgendwo Mißfallen erregt hat oder verunglückt ist; damit können sie den Schaden der eigenen Schwäche, die alles verdirbt, doch nicht heben. — In den Nummern vom ersten Mai brachten deutsche Blätter die Mittheilung, welche über die Freilassung des Herrn Schnäbele unter dem 28. April von der deutschen Regierung an den französischen Botschafter beim deutschen Reich gerichtet worden. Die Würde dieser Sprache, die Klarheit der Darlegung zeugten von einer so überlegener Kraft, daß die gesammte deutsche Opposition keine Kritik wagte und das Ausland nur Worte der Anerkennung hatte, mit Ausnahme natürlich der panslavistischen Presse, deren Albernheit und Verlogenheit die Leistungen der chauvinistischen Presse dermaßen in Schatten stellt, daß man der letzteren Blätter gar nicht mehr anzusehen braucht, wenn man das äußerste kennen lernen will, was der zum Blödsinn heruntergekommene Deutschenhaß an Unglaublichkeit hervorbringen kann. Nach der deutschen Erklärung hat man Herrn Schnäbele freigelassen, weil ihn ein deutscher Polizeikommissar zur Konferenz über einen umgestürzten Grenzpfahl eingeladen hatte. Herr Schnäbele war an der Grenze zur festgesetzten Zeit nicht erschienen, hatte sich aber dennoch später auf deutsches Gebiet begeben, weil ihm der deutsche Kollege unter jener Einladung geschrieben, wenn Schnäbele Mittheilungen zu machen habe, die weder von deutschen Beamten noch Agenten gehört werden dürften, außer von Herrn v. Gautsch — so hieß der betreffende Polizeikommissar — so möge Schnäbele letzteren in seinem Kabinet aufsuchen. Offenbar war Herr Schnäbele über die Grenze gekommen, um solche Dinge zu sagen, als er verhaftet wurde. Herr v. Gautsch hatte von dem gegen Schnäbele erlassenen Verhaftsbefehl keine Kenntniß gehabt. Die deutsche Regierung aber beschloß, jene Einladung, die sich nicht auf den Grenzpfahl bezog und die offenbar erfolgt war auf einen zuvor ausgedrückten Wunsch des Herrn Schnäbele, seinen deutschen Kollegen einmal im Geheimen zu sprechen, die deutsche Regierung beschloß, jene Einladung als Geleitsbrief anzusehen. Sie begründete diesen Entschluß in der Mittheilung an den französischen Botschafter damit, daß sie die Möglichkeit des persönlichen Verkehrs der Grenzbeamten aufrecht halten wolle, erklärte aber zugleich, daß Schnäbele, welcher das seiner amtlichen Stellung geschenkte Vertrauen in ausgedehnter Weise zum

oft geſehen hat. Er wollte untergehen wie ein Geſtirn und der Glanz des ſinkenden Geſtirns ſollte gehoben ſein durch die dunkeln Umriſſe, in welche er ſeinen Nebenbuhler gebannt hatte. Es war ein kecker und verlockender Plan, doch blieb es ein Plan.

* * *

England ſteht fortwährend, und wer weiß auf wie lange, unter dem Druck ſeiner inneren Lage. Man berath im Unterhauſe die Novelle zum iriſchen Strafrecht ſeit dem Anfang der Seſſion und hat im Ganzen zwei Paragraphen zuſtande gebracht. Dies iſt die Folge der Obſtruktion von Seiten der vereinigten Parnelliten und Gladſtonianer. Gegen die Verbündeten, an deren Seite er jetzt kämpft, hatte Gladſtone als Miniſter eine Klauſel in die Geſchäftsordnung gebracht, welche die Freiheit der Mitglieder, in infinitum zu reden, durch die Befugniß des Sprechers beſchränkte, im Einverſtändniß mit der Majorität den Schluß auszuſprechen. Allein der Obſtruktion ſind noch Wege genug offen. Man kann Verbeſſerungsanträge ohne Ende einbringen, welche, wenn ſie gehörig unterſtützt ſind, unter allen Umſtänden diskutirt werden müſſen. Während im Unterhaus der Kampf auf dieſe Weiſe geführt wird, hat die Times einen offenſiven Feldzug gegen die Obſtruktioniſten im Parlament begonnen, indem ſie Einen nach dem Andern als Hochverräther denunzirt. Wir haben neulich geſehen, wie ſie dies durch einen angeblichen Brief Parnells mit dieſem zuerſt verſuchte. Dieſe Sache iſt nicht zum Austrag gebracht worden, weil Parnell, darin von ſeinen Parteigenoſſen beſtärkt, nicht zur Privatklage ſchreiten will. Nun hat die Times wieder einen Parnelliten Namens Dillon der Gemeinſchaft mit Hochverräthern beſchuldigt, darauf hat Dillon die Verfaſſer der Times Lügner genannt und das Blatt hat den Lügner vergröbert zurückgegeben. Nun beantragte ein iriſcher Orangiſt, die Times wegen Bruch der Privilegien des Unterhauſes zu belangen. Dieſem Antrag ſtellte die Regierung den ihrigen entgegen, daß der Artikel der Times keinen Privilegienbruch enthalte. Dieſer Antrag wurde angenommen, weil das Miniſterium ſich bereit erklärt hatte, ſeinerſeits die Verläumdungsklage gegen die Times anzuſtrengen. Wir geſtehen, daß die Kenntniß des engliſchen Rechtes uns hier ausgeht. Man ſollte denken, entweder tritt das Parlament für ſeine Mitglieder ein und behandelt in den geeigneten Fällen die Beleidigung eines derſelben als Beleidigung der Körperſchaft, oder das Parlament überläßt jedem Mitglied, für ſich ſelbſt die Hülfe der Gerichte anzurufen. Auf welche Weiſe dabei das Miniſterium interveniren kann, wiſſen wir nicht anzugeben. Auch in Deutſchland könnte ein beleidigter Parlamentarier, wenn die ihm angethane Beleidigung nicht als Vergehen gegen die Körperſchaft aufgefaßt werden ſollte, ſich nur für ſeine Perſon an den Staatsanwalt wenden, der zu beſtimmen hat, ob die Strafverfolgung im öffentlichen Intereſſe liegt. Die engliſchen Häuſer mit ihren großen Privilegien haben jedoch noch andere Mittel, darunter das der Niederſetzung eines Ausſchuſſes zur Unterſuchung des Thatbeſtandes. Den Antrag auf Niederſetzung

nicht als etwas dauerndes gedacht. Ueber kurz oder lang wird sie aufgehoben. Nicht anders ist auch das Neheneinanderbestehen von Raum- und Fabrikat-Steuer etwas bloß Vorübergehendes. Es ist völlig unmöglich die Raum-Steuer mit ihrer verschiedenen Belastung aufrechtzuerhalten, wenn man in jeder Brennerei einen Apparat hat, der genau nachmißt und feststellt, wie viel Jeder zu viel oder zu wenig bezahlt. Für den Uebergang schadet das nichts, ist es sogar nützlich, aber unmöglich als eine dauernde Einrichtung.

Um das neue Gesetz wirklich beurtheilen zu können, ist es also nöthig, sich den Zustand klar zu machen, der eintritt, wenn die provisorischen Einrichtungen beseitigt, die dauernden Institutionen allein in Kraft sind. Das würde also dies sein. Es besteht eine Fabrikat-Steuer von mehr als der doppelten Höhe des natürlichen Werths des Products. Diese Steuer wird dem Staate vorgeschossen von dem Gewerbe oder dem Handel, welchen der Staat eine discretionäre Creditfrist von drei Monaten und steuerfreie Lagerhäuser gewährt. Daß unter diesen Bedingungen der mittlere Betrieb auf den östlichen Sandböden, der zur Zeit die Masse dieser Industrie bildet, bestehen könne, ist völlig unmöglich. Wir gelangen wie in England zu einem fabrikmäßigen, capitalistischen Großbetrieb — oder vielmehr, da wir dahin unter keinen Umständen gelangen dürfen: wir haben den Beweis, daß dieses neue Gesetz nur ein provisorisches ist: in, sagen wir, 8—12 Jahren werden wir abermals vor der Frage einer radikalen Branntweinsteuer-Reform stehen.

Haben wir nun darum Ursache, der Regierung wegen der Vorlegung eines so unvollkommenen Werkes Vorwürfe zu machen? Ganz und gar nicht. Wem die Füße zusammengebunden sind, von dem kann man nicht verlangen, daß er Trab läuft, man muß ihn bewundern, wenn er überhaupt vorwärts kommt. Unsere Verfassung schreibt vor, daß die Gesetze mit der öffentlichen Meinung vereinbart werden müssen und da heißt es ein für alle Mal: das Beste ist nicht das Gute, sondern das was durchsetzbar ist. Der Constitutionalismus ist eine schöne, eine unentbehrliche Sache. Vieles Große und Gute hätte ohne ihn bei uns nicht in's Leben gerufen werden können. Seine schwache Seite aber ist die Steuergesetzgebung und welchen Schaden er auf diesem Gebiet anzurichten fähig ist, das möge einmal hier der Vergleich zwischen der jetzigen Branntwein-Steuer-Reform, wie sie voraussichtlich Gesetz werden wird, und dem ursprünglichen Entwurf der Regierung, dem Monopol, lehren.

Nach dem Monopol wurde den Brennern dauernd ein fester Preis (oder innerhalb enger Grenzen fest) zugesichert, der höher, als der augenblickliche Marktpreis der Noth des Gewerbes durchgreifend steuerte. Die Beschuldigung, daß damit den Brennern ein Geschenk gemacht werde, war falsch, da diese ja ihrerseits alle Chancen der Zukunft aufgaben. Die Regierung bot das, was einzig natürlich war, den Durchschnittspreis der letzten 10 Jahre.

Dem jetzigen Entwurf wird genau derselbe Vorwurf gemacht, daß er den Brennern ein ungeheures Geschenk gäbe. Auch dieser Vorwurf ist für den Augenblick unbegründet, über die Zukunft aber ist noch nichts bestimmt, und da

zuſtimmen? Frankreich hat ſchon offiziös erklären laſſen, daß ihm nicht einfallen könne, ſeiner Ausſchließung von Egypten durch Annahme des Interventionsartikels Rechtskraft zu geben. Der Erfolg dieſes engliſchen Erfolges muß alſo abgewartet werden. Aber auch Sir A. White, der regelmäßige Botſchafter Englands in Konſtantinopel, hat einen Erfolg errungen, indem er die Pforte zu einem Circularſchreiben bewogen hat, worin ſie die Mächte auffordert, ſich über den Vorſchlag zweier Kandidaten für den bulgariſchen Thron zu einigen, wovon die Sobranje einen zu wählen hätte, der dann gleich die Regierung antreten könnte. Lange hat ſich Rußland bemüht, einen ähnlichen Vorſchlag von der Pforte zu erpreſſen, jedoch mit einer weſentlichen Abweichung. Rußland wollte, die Mächte ſollten den Bulgaren einen Fürſten oktroyiren, deſſen Erſtes ſein müßte die Sobranje aufzulöſen, die jetzigen Regenten und Miniſter zu entlaſſen u. ſ. w. Was nunmehr die Pforte vorſchlägt, iſt aber, der jetzigen Sobranje zwei Kandidaten zu präſentiren. Dabei werden einige Mächte verlangen, daß bei Auswahl der Kandidaten im Voraus die Wünſche der Sobranje in Betracht gezogen werden. Denn was ſollte werden, wenn die Sobranje beide Kandidaten unannehmbar fände? Mindeſtens die Hälfte der Mächte würde nicht einmal eine türkiſche, geſchweige denn eine ruſſiſche Intervention zulaſſen. So ſcheint denn Sir A. White Rußland in die Lage gebracht zu haben, bei der Vereinbarung über die Kandidaten, wenn Rußland überhaupt auf dieſelbe eingeht, das Zuſtandekommen jedes Vorſchlags verhindern zu müſſen und dadurch das allgemeine Odium, deſſen es genug auf ſich geladen hat, immer mehr zu ſteigern.

* * *

Am 29. April hat der König das Geſetz vollzogen, welches die fünfte Novelle zur Beſeitigung der Kulturkampfgeſetze bildet. In der vorigen Correſpondenz beſprachen wir das Verhalten der Parteien bei der Abſtimmung. Nunmehr handelt es ſich um die Stellung der Parteien zur vollzogenen Thatſache. Am ſonderbarſten geberdet ſich die Kreuzzeitung. Das Blatt iſt völlig von der alten Sehnſucht übermannt, mit dem Centrum reaktionäre Politik zu treiben. Es brachte ſchleunigſt einen Artikel: das Centrum wird konſervativ ſein oder es wird nicht ſein. Mit einem der beſten Artikel, die ſie je gebracht hat, antwortete die Germania: das Centrum wird das Centrum ſein.

Jawohl! Aber was iſt das Centrum? Das Centrum iſt von Anfang geweſen und wird bis zum Ende ſeiner Tage ſein eine Vereinigung partikulariſtiſch-reaktionärer und partikulariſtiſch-demokratiſcher Elemente zur Beſeitigung des preußiſch-proteſtantiſchen Kaiſerthums und der auf ihm ruhenden Reichsbildung. Das Centrum möchte dieſe Bildung erſetzen durch eine andere, entweder nach Art des Rheinbundes, wenn ein klerikales Frankreich erſtehen könnte — dieſe Bildung ſagt beſonders den Demokraten zu — oder nach Art des alten Reiches und des deutſchen Bundes durch Wiederherſtellung des öſterreichiſchen Einfluſſes in Deutſchland; dieſe Bildung ſagt beſonders den

Wir ſagten zuletzt von dem Kampf zwiſchen den Panſlaviſten und den Bulgaren: „So geſchickt die Züge der Vertheidigung, ſo frech und unermüdlich die des Angriffs ſind, Zuſchauer und Theilnehmer ermüden. Irgend ein Zufall wird das Spiel beenden.“ Noch iſt der Zufall nicht gekommen. In Sofia hatten die Panſlaviſten den Verſuch gemacht, das Haus des Stadtkommandanten in die Luft zu ſprengen. Es kam aber nur zu einer Detonation, die nichts zerſtörte. Jedenfalls war es, neben einer feigen Rache an der Perſon des Kommandanten, auf allgemeine Verwirrung zur Erleichterung eines Aufſtandes abgeſehen. Auf dem ruſſiſchen Kirchhof, den die Regentſchaft durchſuchen ließ, fand man eine Niederlage von Dynamit, mit deren Vorräthen das Geſchäft fortgeſetzt werden ſollte. Das iſt ruſſiſch, panſlaviſtiſch, nihiliſtiſch. Bald wird die Welt der Meinung ſein, daß die Nihiliſten die Anſtändigſten von der Geſellſchaft ſind. Am 20. Mai hat man fünf Theilnehmer des Attentats vom 13. März hingerichtet, die übrigen zahlreichen Theilnehmer und Theilnehmerinnen zu lebenslänglicher, einige zu langwieriger Zwangsarbeit verurtheilt. Einer der Hingerichteten, Namens Oſſipanoff, in den amtlichen Berichten als Kleinbürger bezeichnet, hat auf die bei dem ohne Oeffentlichkeit geführten Prozeß gegenwärtigen Perſonen einen tiefen Eindruck gemacht durch die ausgeprägte Erſcheinung einer feinen Bildung. Auch unter den übrigen Angeklagten ſollen ſich wenig oder keine abſtoßenden Perſönlichkeiten befunden haben, bei allen zeigte ſich der heroiſche Fanatismus in der Gleichgültigkeit gegen das Schickſal, das ihrer wartete, und in der Zuverſicht auf zahlreiche Nachfolge. Welch ein Schauſpiel dieſes Volk, das ſolche Kräfte aus allen Ständen unerſchöpflich auf die Schlachtbank liefert, für eine Idee! Freilich für eine phantaſtiſche Idee, aber alle Völker, die um Freiheit und ein menſchliches Daſein gekämpft haben, hatten keine anderen, als phantaſtiſche Ziele. Solange man einzig und allein mit Wegräumung der Hinderniſſe beſchäftigt iſt, kann man keine aus lebendiger Wirklichkeit geſchöpften Ziele haben, denn dieſe Wirklichkeit iſt nicht vorhanden. Wenn ſie freigemacht worden, dann kann man ſie geſtalten und dann gewinnt man die Begriffe einer lebensfähigen Staatsordnung; eher nicht. So wahr dies alles, ſo flößt doch die ungeheure Grauſamkeit der nihiliſtiſchen Zerſtörungsmittel immer von neuem tiefen Schauder ein. Nicht nur Sprengſtoffe von einer Exploſivkraft die ganze Straßen zerſtören kann, ſondern deren Hülle auch noch vergiftet, damit keiner am Leben bleibt, der auch nur von einem kleinen Stück getroffen worden! Dieſer Fanatismus, dem alles gleichgültig iſt neben der Idee oder dem Wahne, den er verfolgt, iſt ruſſiſch. Uns will er nicht erſcheinen als das Zeichen einer natürlichen Ueberkraft, ſondern als das Zeichen einer, wie es bei Kindern und Barbaren iſt, ungleichmäßig entwickelten Seelenfähigkeit. Laſſen wir für jetzt dieſes Räthſel; der Ueberzeugung jedoch können wir uns nicht verſchließen, daß der Nihilismus, der keine Sekte, ſondern der ſich immer fortſetzende Verſuch zur Selbſthülfe der ruſſiſchen Volksſeele iſt, gerade die beſten und begabteſten Kinder dieſer Seele unaufhörlich in ſeine Kreiſe, zu ſeinen verzweifelten Unternehmungen zieht. So tief iſt die Empörung aller Gemüther,

die Erhaltung des deutschen Volkes erstrebt, der späteste, mühsamste und kleinste gewesen ist. Denn noch steht diese Partei, deren Händen der große Staatsmann sein Werk anvertrauen kann, in den unvollkommensten Anfängen. Ueberall zupft man an den Anfängen des unentbehrlichsten Werkzeuges für die Selbsterhaltung unserer Nation. Mögen die nationalen Elemente ihren dauernden Zusammenschluß als die heiligste Pflicht erkennen und denen, die kindisch und boshaft an dem Bande zerren, entschlossen auf die Finger schlagen! w.

Die Steuervorlagen. Vergleich mit dem ehemaligen Monopol-Project und mit dem Schweizerischen Monopol. — Die Parteien und die drei Majoritäten.

Die vielumkämpfte Branntweinsteuer-Reform hat endlich Aussicht Gesetz zu werden. Der Entwurf der Regierung hat in seinen Grundlagen die Zustimmung sowohl der Conservativen und Nationalliberalen, als eines Theiles des Centrums gefunden.

Das Problem der Branntwein-Besteuerung liegt darin, einen sehr hohen Betrag mit der Erhaltung der bestehenden Produktions- und Verkehrs-Bedingungen zu vereinigen. Eine Steuer, die das drei- oder vierfache, in Zukunft vielleicht einmal das zehnfache des eignen Werths des Objekts betragen soll, muß auf dieses eine vernichtende Rückwirkung ausüben, wenn keine sehr umfassenden Schutzmaßregeln getroffen werden. Es ist ein Verhältniß, das sich bei keinem anderen Steuergegenstande wiederholt, überhaupt wohl nur noch beim Tabak wiederholbar ist.

Die Rückwirkung, um die es sich handelt, ist eine doppelte: erstens hat die Preiserhöhung durch die Steuer einen Consum-Rückgang zur Folge, der den Preis des Roh-Produkts herunterdrückt, was der Industrie nicht auferlegt werden kann und zweitens ist die Verauslagung der Steuer eine finanzielle Operation von einer Größe und einem Risiko, die der gewöhnliche Producent nicht zu leisten vermag.

Das einfachste und natürlichste Mittel das Interesse der Industrie und des Fiscus zu versöhnen, ist das Monopol. Im Monopol gewährt der Staat der Industrie einen festen Preis und nimmt ihr zugleich die Operation und das Risiko der Steuerverauslagung ab. Damit sind alle Schwierigkeiten gehoben.

Diesen Weg hat man verschmäht und einen ganz anderen eingeschlagen. Man legt neben der bisherigen Raum-Steuer der Industrie eine Fabrikatsteuer auf und sucht ihr die Lasten derselben durch eine direkte Unterstützung erträglich zu machen.

Die ganze Produktion wird in zwei Portionen getheilt. Die erste ist so bemessen, daß sie erheblich niedriger ist als der Consum; für diese Portion wird nicht die ganze Steuer (70 Mark das Hektoliter) sondern nur $^5/_7$

Zum Schluß wollen wir einige Worte sagen über die Entwicklung des Parteilebens in dieser Reichstagssession, besonders da wir in dieser Beziehung, wie wir schon mehrfach bemerkten, mit unserem verehrten Mitarbeiter, dem Verfasser der ω Correspondenz, wenn auch völlig in der Tendenz, so doch nicht in der Auffassung des thatsächlichen Zustandes übereinstimmen. ω will die Hoffnung auf die Ausbildung des Kartells zu einer einheitlichen nationalen Partei behufs Ausschließung des Centrums von politischem Einfluß noch nicht aufgeben. Wir halten diese Hoffnung für unerfüllbar. Weder bei den Conservativen, noch bei den Nationalliberalen, noch auch nur bei der Regierung ist irgend welche Neigung zu dieser Bildung vorhanden und wenn solche Neigung vorhanden wäre, so würde die meisterhafte politische Taktik des Centrums, das Aufkommen jener Neigung zu verhindern wissen. Das Centrum hat durch die Neuwahlen seine beherrschende Stellung verloren; es hat einen grenzenlos erbitterten Wahlkampf mit der Regierung und ihren Anhängern durchgefochten. Die Regierung stützt sich auf seine eigentlichsten und unversöhnlichsten Gegner, die Mittelparteien. Dennoch hat es keinen Augenblick Miene gemacht den Empfindlichen zu spielen und die Fahne der Revanche und der unbedingten Opposition aufzuziehen. Im Gegentheil, das Centrum ist an die Geschäfte gegangen als ob gar nichts geschehen wäre; die Mitglieder dieser Partei haben nach dem weisen Rath eines französischen Staatsmanns auch einmal das Lächerliche nicht gescheut und sich beim Septennat der Abstimmung enthalten. Sie haben beim Reliktengesetz, bei der 300 Millionen-Vorlage, bei der Branntweinsteuer die Haltung einer Partei angenommen die zur Regierung Vertrauen, für das Wohl und die Bedürfnisse des Reiches ein offenes Auge und offene Hand hat. Sie haben damit und offenbar mit Absicht hier und da den Nationalliberalen geradezu den Rang abgelaufen. An bedeutenden und tüchtigen Persönlichkeiten, die im Stande sind, es mit den andern Parteien aufzunehmen, fehlt es ihnen auch nicht. Ueber einen der wichtigsten Posten der großen geheimen Ausgaben für die Steigerung der Operations- und Schlagfähigkeit der Armee, den Festungsbau, hat die Regierung weder der Budgetkommission, noch der Subkommission, sondern allein dem Referenten volle Aufklärung gegeben. Zu diesem Referenten wurde bestellt Herr von Huene, der Vertreter des Centrums, und auf sein — musterhaftes — Referat hin, wurde die Summe von der Budgetkommission einstimmig bewilligt. Eine Partei mit solchen Kräften, solcher Taktik und von solcher Stärke läßt sich nicht an die Wand drücken. Selbst die Nationalliberalen, denen doch am meisten daran liegen mußte, denken ja so wenig daran, daß sie bereits gelegentlich selbst mit dem Centrum zusammen die „dritte Mehrheit" gebildet haben. Unserer Meinung nach ist diese Erscheinung das eigentliche Zeichen der Zeit. Nicht die große nationale Partei wird sich bilden, sondern die drei großen Gruppen der Conservativen, des Centrums und der Nationalliberalen werden sich ziemlich die Wage haltend, und als einigermaßen gleichberechtigt betrachtet, neben einander bestehen. Je zwei von ihnen bilden

bilden, und wenn etwa gar die Steuer später noch einmal weiter erhöht werden sollte, so wird sie sicherlich das Uebergewicht bekommen.

Als Schutz dagegen bietet die Vorlage die partielle Preissteigerung. Die wirthschaftliche Kraft der Producenten wird dadurch gestärkt, aber doch bei weitem nicht in dem Maße um den oben geschilderten Gefahren begegnen zu können. Denn diese Gefahren betreffen ja gerade und allein die wirthschaftlich Schwächeren, denen die Unterstützung nicht genügt, während auch die Stärkeren, die der Unterstützung nicht bedürfen, daran theilnehmen.

Hauptsächlich ist nun aber die partielle Preissteigerung bestimmt, die Industrie gegen den Rückschlag des Weltmarktspreises zu schützen. In dieser Beziehung ist das Auskunftsmittel vortrefflich erfunden und erfüllt seinen Zweck vollständig. Man erhebt, auch von nationalliberaler Seite, den Vorwurf, daß die Unterstützung d. h. die Differenz zwischen der ersten und zweiten Portion zu groß sei. Da der Weltmarktspreis (hamburger Freihafengebiet steuerfrei) in der letzten Zeit für das Hektoliter nur etwas über 20 Mk. betragen hat, und die Differenz zwischen 50 und 70 auch 20 Mk. ist, so macht die Preissteigerung in der That nicht viel weniger als 100% aus. Wenn der Weltmarktspreis infolge unserer Consum-Beschränkung um 8 Mk. zurückging, so würde (da die Preissteigerung sich auf etwa 40% der Production erstreckt) der Ausgleich hergestellt sein. Ein so großer Niedergang ist aber wohl nicht zu erwarten; mit der Zeit wird sich die Wirkung der Consum-Beschränkung ja auch wieder abmindern. Als eine dauernde Einrichtung gedacht würde die Preissteigerung daher zu groß erscheinen. Für den Augenblick aber ist sie nicht wohl anfechtbar, da ein Preis-Niedergang bis nahe an 8 Mk. doch nicht ausgeschlossen und ferner auch unter dem Gesichtspunkt einer Analogie des Schutzzolls die Einrichtung sich rechtfertigen läßt. Sie hebt den Preis im besten Fall nur gerade auf die Höhe, die früher als landesüblich galt, d. i. (steuerfrei) 40 Mk. Der Staat kann nur froh sein, wenn er durch dies Eingreifen einer Anzahl von Industriellen, die das Sinken der Preise unter die Hälfte auf die Dauer natürlich nicht ertragen können, das Leben rettet. Selbst eine Erweiterung der Regierungsvorlage nach dieser Richtung würde sich sehr wohl noch vertheidigen lassen. Die Unzuträglichkeit erscheint erst, wenn der Weltmarktspreis wieder steigt und es ist deshalb eine Revision dieser ganzen Bestimmung alle drei Jahre in dem Gesetz vorgesehen.

An dieser Stelle tritt es nun zu Tage, daß, so geschickt die Vorlage entsprechend den einmal bei der Parlaments-Majorität herrschenden Anschauungen gemäß construirt ist, das Ganze doch nur einen dürftigen Nothbehelf bildet. Zunächst erneuert sich alle drei Jahre ein höchst unangenehmer Interessenkampf, der auch zu Conflicten zwischen dem Reichstag, speciell den Nationalliberalen und der Regierung führen kann. Es wäre sehr zu wünschen, daß hier gleich eine feste Formel für die weitere Entwicklung (basirend auf den Jahres-Durchschnitts-Preis im Hamburger Freihafen-Gebiet) eingefügt werde. Wie dem aber auch sei, die ganze Unterscheidung in zwei Steuer-Portionen ist überhaupt

[redacted]

iſt es allerdings möglich, daß ſich aus dieſem Geſetz einmal ein unberechtigter Vortheil für die Brenner entwickele.

Durch das Monopol ſollte das Liter gewöhnlichen Trink-Branntweins, das jetzt 45—50 Pf. koſtet, auf durchſchnittlich 83 Pf. geſteigert werden. Durch den jetzigen Entwurf wird der Preis bei der augenblicklichen Depreſſion des Markts auf 65—70 Pf., unter normalen Verhältniſſen auf 70—80 Pf., geſteigert werden; das iſt alſo annähernd daſſelbe.*) Der Ertrag des Monopols aber war auf 300 Mill. geſchätzt und hätte möglicherweiſe 350—400 Mill. ergeben. Der Ertrag des jetzigen Entwurfs wird (incl. der Maiſchraum-Steuer) auf 143 Mill. veranſchlagt und mag vielleicht in Wirklichkeit 160 ergeben. Bei einer nicht ſehr viel geringeren Belaſtung der Conſumenten iſt das Reſultat alſo noch nicht einmal die Hälfte.

Ein Hauptvorzug des Monopols war die Erſetzung der Schnapsſchänken, der Brutſtätten der Verführung und des Alkoholismus durch ſtaatlich verwaltete Agenturen. Dieſe Inſtitution fehlt naturgemäß in dem neuen Entwurf.

Das Monopol ſah die Rektifikation und den alleinigen Verkauf eines relativ unſchädlichen Branntweins vor. Auch dem jetzigen Entwurf ſoll der Rektifikationszwang beigegeben werden; wie er aber durchzuführen iſt, und wie zu verhindern iſt, daß an Stelle des herausdeſtillirten Fuſelöls andere ſchädliche und reizende Subſtanzen von den Schänkern hineingethan werden, iſt noch nicht gefunden.

Als ein beſonderer Nachtheil des Monopols wurde die Machtſteigerung angeſehen, welche der Regierung aus einer ſo großen Verwaltung erwachſe. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Machtſteigerung, welche nach dem jetzigen Entwurf der Regierung aus ihrer discretionären Verfügung über den Steuerkredit erwächſt, eine wenigſtens ebenſo große iſt.

Gegen das Monopol wurde ins Feld geführt, daß es eine große Anzahl Menſchen (namentlich Wirthe) aus ihrem Gewerbe entſetze und brodlos mache; die Thatſache war richtig, das Monopol hatte dafür Entſchädigungen ausgeſetzt, welche ihnen ermöglichen ſollten, einen anderen Beruf zu ergreifen. Der

*) Die Berechnung iſt folgende. Das Monopol nahm einen Verkaufspreis von 2 bis 3 Mark für das Liter reinen Alkohols in Ausſicht; das macht bei Branntwein von $^1/_3$ Stärke 66—100 Pfennige das Liter.

Der Zuſchlag aus einer Conſumſteuer von 70 Pfennigen macht entſprechend $23^1/_3$ Pfennige auf das Liter, alſo wo jetzt 45 Pfennige genommen werden $67^1/_3$ Pfennige, und wenn der Weltmarktpreis wieder auf 40 ſteigt, weitere $6^2/_3$, alſo 74 oder wo jetzt ſchon 50 Pfennige genommen werden 79 Pfennige.

Dem kann man entgegenhalten, daß erfahrungsmäßig nicht die ganze Steuer auf die Conſumenten abgewälzt wird, ſondern ein erheblicher Theil beim Zwiſchenhändler und Producenten (Sinken des Weltmarktpreiſes) hängen bleibt. Das iſt richtig. Auf der anderen Seite aber ſteigern ſich durch die hohe Steuer die Verluſte und das Riſiko ſo ſehr; die Wirthe, die den Händlern, die Arbeiter, die den Wirthen durchgehen, bringen ſo großen Verluſt, jedes Faß, das leck wird, jedes Glas, das umgeſtoßen wird, bedeutet einen ſo großen Schaden, daß ein Preis-Aufſchlag den Ausgleich bringen muß. Es iſt deshalb zu erwarten, daß diesmal die Steuer ziemlich ganz auf die Conſumenten abgewälzt werde.

reaktionären Elementen zu. Es iſt eitel Selbſttäuſchung, daß beide Elemente ſich früher oder ſpäter trennen müßten. Sie ſind einig in dem, was für jeden Theil die Hauptſache iſt, in der Bekämpfung des preußiſchen Einfluſſes auf das Reich, in der Bekämpfung des hiſtoriſchen Charakters des preußiſchen Staates und der Verwendung deſſelben für den Zuſammenhalt und Aufbau des Reiches. Der Reichskanzler mag bei Einbringung der fünften Kulturkampfsnovelle gemeint haben, das Centrum in eine ſchwierige Wahl zu verſetzen zwiſchen Intranſigenz und Unterwerfung unter die päpſtliche Leitung, weil in der Unterwerfung eine gewiſſe Verſöhnung mit dem preußiſchen Staat lag, der nicht mehr der ohnmächtige Staat Friedrich Wilhelm IV. iſt. Der ſchwierige Punkt war mit dem gewöhnlichen Scharfblick des Fürſten herausgefunden, aber nicht minder ſchnell fand das Centrum den richtigen Weg, die Schwierigkeit zu überwinden. Das Centrum unterwarf ſich ſtrikte, indem es auf die Arbeit zeigte, die noch zu thun ſei. Dagegen konnte der Papſt nichts einwenden, und nun haben wir den ſogenannten Frieden, welcher darin beſteht, daß die katholiſche Geiſtlichkeit den paſſiven Widerſtand, d. h. die Nichtbeobachtung gewiſſer Staatsgeſetze, nicht mehr nöthig hat, theils weil die Geſetze aufgehoben ſind, theils weil der Papſt die Befolgung der harmloſen Anzeigepflicht befohlen hat. Dafür hat der Klerus den unbeſchränkten Gebrauch aller Mittel einer rückſichtloſen Propaganda, aller Mittel einer fanatiſirenden Erziehung und aller Mittel einer terroriſtiſchen Disziplin über Geiſtliche und Laien wiedergewonnen. Mag er mit dieſen Mitteln operiren, wie er kann, den Proteſtanten brauchte nicht bange zu ſein, wären ſie nur im Stande zu erkennen, was ihnen in der eigenen Kirche, in dem eigenen Lebenskreiſe frommt!

Doch wir haben es jetzt mit Politik zu thun. Das Centrum wird bleiben, was es geweſen, der Kryſtalliſationspunkt für jede Art von Oppoſition gegen die Konſolidirung des Reichs. Um das Centrum unſchädlich zu machen, giebt es nur den einzigen Weg der Befeſtigung und Ausbildung des Kartells, welches die drei Parteien bei der letzten Reichstagswahl geſchloſſen. Es handelt ſich um nichts geringeres, als um die Schaffung einer nationalen Partei, welche befähigt iſt, diejenigen Elemente des deutſchen Volkes, welche das jetzige Reich erhalten und ausbilden wollen, nicht aber experimentiren wollen mit zweifelhaften Zukunftsgedanken, es handelt ſich darum, dieſe Elemente immerfort moraliſch und praktiſch zu einigen, d. h. dieſelben empfänglich und zu Mitkämpfern zu machen für alle Maßregeln, welche das Reich zu ſeiner kräftigen Fortentwicklung bedarf. Wenn die Schaffung einer ſolchen Partei nicht gelingt, wenn es nicht gelingt, den Erwählten dieſer Partei die Mehrheit im Parlament immer wieder zu erobern, ſo iſt die Zukunft des deutſchen Volkes mehr als zweifelhaft. Denn, daß die würdige und kraftvolle Exiſtenz unſeres Volkes auf dem Genie eines einzigen Mannes beruht, iſt ein Zuſtand, der nicht wiederkehren kann. Wenn Fürſt Bismarck im Herbſt dieſes Jahres das 25. Jahr ſeiner Miniſterlaufbahn beendet, wird er ſich vielleicht ſagen, daß von allen großen Erfolgen die Bildung einer Partei, welche auf dem allein möglichen Wege

gewerblichen (Mais-) Brennereien, welche ſich ebenfalls bisher vermöge des Schutzzolls rentirten, an deren Erhaltung der Staat aber kein Intereſſe hat und denen er deshalb nicht freiwillig, wie den landwirthſchaftlichen, einen höheren Preis zu zahlen gewillt iſt, als ihn das Ausland ſtellt, gehen ein. Sie erhalten Entſchädigung. Dieſe Expropriation, ſo kann man es der Sache, wenn auch nicht der Form nach wohl nennen, iſt nicht ganz unbedeutend, da die gewerblichen Brennereien bisher etwa die Hälfte der ganzen inländiſchen Production aufgebracht haben.

Den Reſt des Bedarfs bezieht der Staat aus dem Ausland.

Das Monopol iſt ein Rohſpiritus- und Feinſprit-Monopol, erſtreckt ſich alſo nur auf die erſten Stufen des deutſchen Projects; die Schankwirthſchaft bleibt Privatgewerbe, aber ſtark gefeſſelt durch Conceſſion und Schankſteuer.

Der Grundgedanke des ſchweizeriſchen Monopols iſt alſo ganz derſelbe wie er bei uns war: Schonung des landwirthſchaftlichen Intereſſes ſogar unter ſtarken dauernden Opfern des Fiscus und Contingentirung. Die Schweiz bleibt hinter dem deutſchen Project zurück durch Nicht-Einziehung des Schankgewerbes. Sie geht weit über das deutſche Project hinaus durch die rückſichtsloſe Unterdrückung der geſammten gewerblichen Brennerei.

Für dieſes Geſetz haben in der Schweiz auch die Socialdemokraten geſtimmt.

In Deutſchland müſſen wir froh ſein, der Parteien Haß und Gunſt ein Geſetz abzuringen, welches die ethiſchen und hygieniſchen Momente faſt ganz vernachläſſigend, für die Zukunft Gefahren und neue Kämpfe im Schooße bergend, doch den augenblicklichen Bedürfniſſen ohne große Unzuträglichkeit genügt. Man kann der Reichsregierung nur Glück wünſchen, daß ſie endlich zwiſchen allen Klippen hindurch dieſe Fahrſtraße gefunden.

Sehr viel weniger Lob verdient die Regierung für ihre Taktik auf dem zweiten Felde der Steuer-Reform, der Zuckerſteuer. Daß das letzte Zuckerſteuer-Geſetz geändert werden muß, ehe es noch in Kraft getreten iſt, iſt kein Beweis von finanzpolitiſcher Geſchicklichkeit und die Schuld trifft diesmal unzweifelhaft mehr die Regierung als den Reichstag. Eine energiſche Stellungnahme der Regierung würde den Widerſtand der Intereſſenten ſchon im vorigen Reichstag überwunden oder wenigſtens genügend gedämpft haben.

Im Auge zu behalten iſt freilich, daß die Sache wirthſchaftlich genau umgekehrt liegt wie bei der Branntweinſteuer-Reform. Dieſe ſchafft dem nothleidenden Gewerbe momentan eine Erleichterung. Die Zucker-Induſtrie iſt ganz ebenſo nothleidend: die Reform aber wird ihre Noth, wenigſtens nach Auffaſſung der Intereſſenten. nicht lindern, ſondern noch ſteigern. Andere freilich meinen, daß ganz umgekehrt, das jetzige Prämien-Syſtem weſentlich die Noth verſchulde und daß die Reform der Induſtrie nicht ſchaden, ſondern nützen werde. Bei ſo entgegengeſetzten Anſichten iſt es ſchwer, eine einſchneidende Reform zu machen und es iſt daher wohl möglich, daß dieſelbe in dieſer mit Arbeiten überladenen Seſſion nicht mehr zu Stande kommt.

Preu

N e

Die n
vor
Die
bi
B
Ein
Zu

die Majorität und die Regierung wird in wechſelnder Combination bald mit dieſer, bald mit jener Majorität, vielleicht auch einmal mit Bruchſtücken aus allen drei Gruppen die legislatoriſche Arbeit zu Stande zu bringen ſuchen. Wir ſagen, daß es ſo kommen wird; wir ſagen nicht, daß wir es wünſchen. Unſer Wunſch kann immer nur der eine ſein, daß ſich ein feſtes und dauerndes Verhältniß zwiſchen der Regierung, der conſervativen und der nationalliberalen Partei als den natürlichen Grundelementen des preußiſch-deutſchen Staates herausbilde. D.

nicht als etwas dauerndes gedacht. Ueber kurz oder lang wird sie aufgehoben. Nicht anders ist auch das Nebeneinanderbestehen von Raum- und Fabrikat-Steuer etwas bloß Vorübergehendes. Es ist völlig unmöglich die Raum-Steuer mit ihrer verschiedenen Belastung aufrechtzuerhalten, wenn man in jeder Brennerei einen Apparat hat, der genau nachmißt und feststellt, wie viel Jeder zu viel oder zu wenig bezahlt. Für den Uebergang schadet das nichts, ist es sogar nützlich, aber unmöglich als eine dauernde Einrichtung.

Um das neue Gesetz wirklich beurtheilen zu können, ist es also nöthig, sich den Zustand klar zu machen, der eintritt, wenn die provisorischen Einrichtungen beseitigt, die dauernden Institutionen allein in Kraft sind. Das würde also dies sein. Es besteht eine Fabrikat-Steuer von mehr als der doppelten Höhe des natürlichen Werths des Products. Diese Steuer wird dem Staate vorgeschossen von dem Gewerbe oder dem Handel, welchen der Staat eine discretionäre Creditfrist von drei Monaten und steuerfreie Lagerhäuser gewährt. Daß unter diesen Bedingungen der mittlere Betrieb auf den östlichen Sandböden, der zur Zeit die Masse dieser Industrie bildet, bestehen könne, ist völlig unmöglich. Wir gelangen wie in England zu einem fabrikmäßigen, capitalistischen Großbetrieb — oder vielmehr, da wir dahin unter keinen Umständen gelangen dürfen: wir haben den Beweis, daß dieses neue Gesetz nur ein provisorisches ist: in, sagen wir, 8—12 Jahren werden wir abermals vor der Frage einer radikalen Branntweinsteuer-Reform stehen.

Haben wir nun darum Ursache, der Regierung wegen der Vorlegung eines so unvollkommenen Werkes Vorwürfe zu machen? Ganz und gar nicht. Wem die Füße zusammengebunden sind, von dem kann man nicht verlangen, daß er Trab läuft, man muß ihn bewundern, wenn er überhaupt vorwärts kommt. Unsere Verfassung schreibt vor, daß die Gesetze mit der öffentlichen Meinung vereinbart werden müssen und da heißt es ein für alle Mal: das Beste ist nicht das Gute, sondern das was durchsetzbar ist. Der Constitutionalismus ist eine schöne, eine unentbehrliche Sache. Vieles Große und Gute hätte ohne ihn bei uns nicht in's Leben gerufen werden können. Seine schwache Seite aber ist die Steuergesetzgebung und welchen Schaden er auf diesem Gebiet anzurichten fähig ist, das möge einmal hier der Vergleich zwischen der jetzigen Branntwein-Steuer-Reform, wie sie voraussichtlich Gesetz werden wird, und dem ursprünglichen Entwurf der Regierung, dem Monopol, lehren.

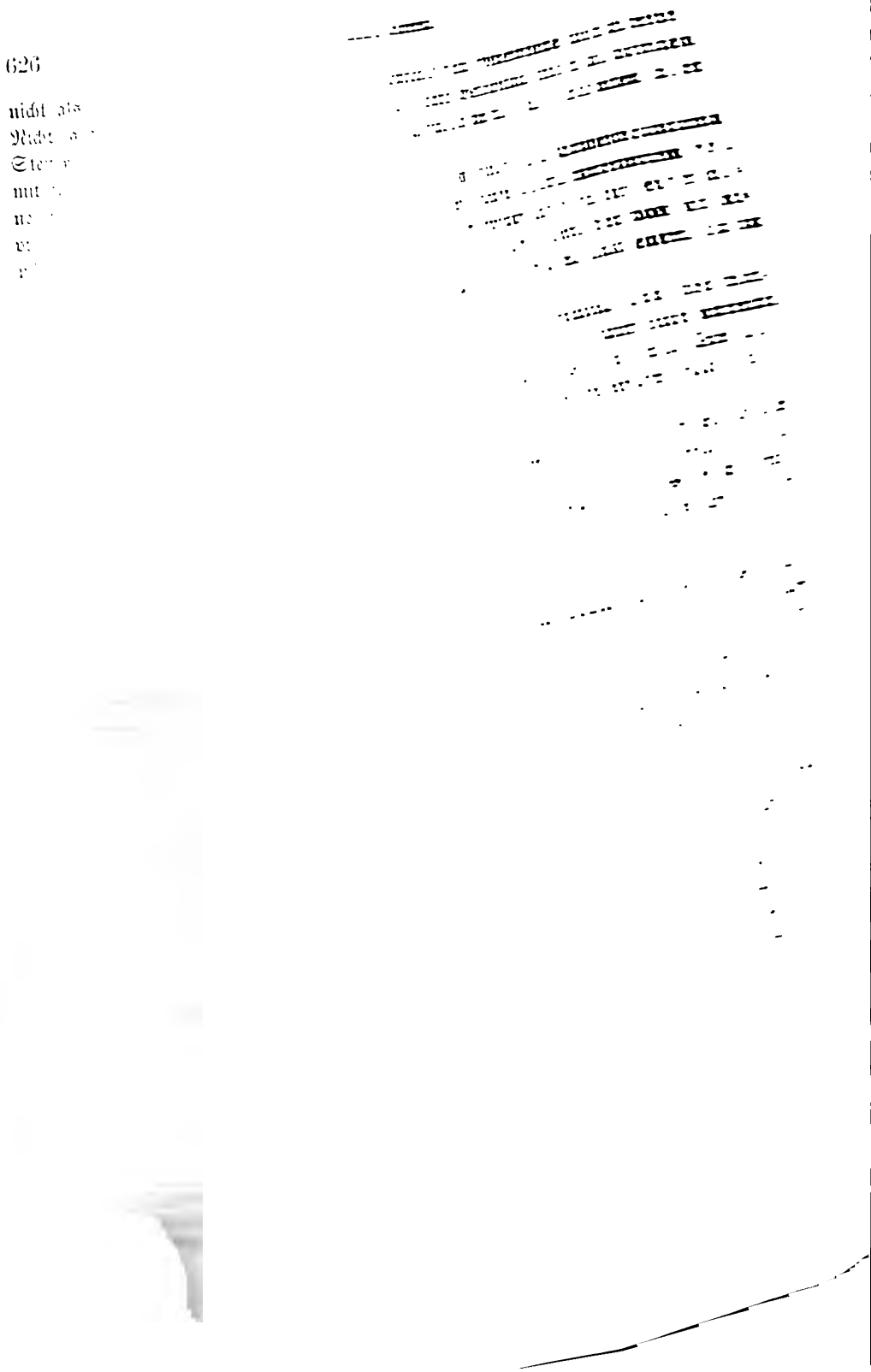
Nach dem Monopol wurde den Brennern dauernd ein fester Preis (oder innerhalb enger Grenzen fest) zugesichert, der höher, als der augenblickliche Marktpreis der Noth des Gewerbes durchgreifend steuerte. Die Beschuldigung, daß damit den Brennern ein Geschenk gemacht werde, war falsch, da diese ja ihrerseits alle Chancen der Zukunft aufgaben. Die Regierung bot das, was einzig natürlich war, den Durchschnittspreis der letzten 10 Jahre.

Dem jetzigen Entwurf wird genau derselbe Vorwurf gemacht, daß er den Brennern ein ungeheures Geschenk gäbe. Auch dieser Vorwurf ist für den Augenblick unbegründet, über die Zukunft aber ist noch nichts bestimmt, und da

für ich ihr zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin, diese Erwiderung aufgenommen. Ich brauchte also die Leser der Preuß. Jahrb. mit diesen Quisquilien nicht zu behelligen, wenn die Sache nicht doch eine allgemeine Seite hätte, welche es sich verlohnen möchte, hier zu erörtern.

Ich möchte an die Redaction der Kreuz-Zeitung die ernsthafte Frage richten, ob sie es mit der Achtung vor ihren Lesern zu vereinigen vermag, eine solche Auffassung von der Geschichtswissenschaft, wie sie ihr Mitarbeiter hier aufgestellt hat, zu vertreten? In einem zweiten Artikel*) hat dieser Mitarbeiter ganz offen ausgesprochen, daß, wenn selbst die gegen die Strategie Falckensteins erhobenen Einwendungen wahr wären, man es doch nicht sagen sollte, weil dadurch unsere Geschichte um einen Helden ärmer werde. Das ist der Standpunkt des patriotischen Lesebuchs für Unterofficiere und solche die es gewesen sind. Daß unsere Geschichte dann auch um eine schreiende Ungerechtigkeit, eine niederträchtige Kabale reicher würde, wird verschwiegen. Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob es nicht noch zu früh sei, unsere großen Kriege mit völliger Offenheit zu behandeln. Darüber ließe sich reden. Auf jeden Fall ist heute wohl noch ein Unterschied zwischen wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften und Tagesblättern zu machen. Ich z. B. würde es nicht für richtig gehalten haben, gewisse Einzelheiten aus dem Gefecht bei Trautenau, die bisher nicht gedruckt, die Kreuz-Zeitung vor aller Welt ausbreitet, heute schon in dieser Weise, nicht einmal in einem Buche, zu behandeln. Mein Falckenstein-Essay kommt hierbei aber überhaupt nicht in Frage, da er ja ausschließlich auf der nun einmal bereits vorliegenden Wengen'schen Arbeit basirt. Um das „zu früh" handelt es sich hier also nicht. Der Mitarbeiter der Kreuz-Zeitung hält es vielmehr überhaupt, weder jetzt noch in Zukunft, für nöthig, daß die Wahrheit gesagt werde; ihm ist der höchste Gesichtspunkt, daß dem Volke seine Heroen erhalten bleiben, und das verträgt sich nach seiner Meinung nicht mit der Wahrheit. Dieser Kleingläubige schätzt also Preußens Heer und Helden so gering, daß er fürchtet, sie möchten vor der Wahrheit verblassen. Das ist derselbe Standpunkt, der glaubt, Falckenstein überhaupt nicht mehr als Helden

*) Bezüglich meiner leistet dieser Artikel (in No. 122) Folgendes. Ich habe gesagt, Kriegs-Literatur sei nicht identisch mit Militär-Literatur; zu ersterer gehörten z. B. auch die populären Schriften. Daraus macht der Artikel, ich rechnete die Militär-Literatur nicht zur Kriegs-Literatur. — Die Marées'schen Randbemerkungen rechnet der Artikel mir als Benutzung von „Privatnotizen" an, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und verschweigt, daß dieselben in Wengen's Sendschreiben gedruckt sind, woher ich sie entnommen habe. — Ich habe angegeben, mir seien Urtheile, auch aus der Armee zu Ohren gekommen, daß ich in der Vertheidigung Falckensteins zu weit gegangen sei. Der Artikel macht daraus, ich selber fürchtete, in der Vertheidigung zu weit gegangen zu sein. — Der Artikel schiebt mir unter, ich hätte Wengen's „vernichtendem Urtheil" über Falckenstein beigestimmt. — Er unterschlägt die Abschwächung „etwas" die ich dem Ausdruck „commißmäßig" beigefügt habe. — Er behauptet, völlig aus der Luft gegriffen, ich hätte Falckenstein der „Intelligenz entbehrend" genannt, während ich nur gesagt habe, man müsse sich ihn als einen Mann von nicht „besonders hoher und entwickelter Intelligenz" vorstellen. Das ist doch wirklich für einen kurzen Artikel etwas viel — Flüchtigkeit.



die Majorität und die Regierung wird in wechſelnder Combination bald mit dieſer, bald mit jener Majorität, vielleicht auch einmal mit Bruchſtücken aus allen drei Gruppen die legislatoriſche Arbeit zu Stande zu bringen ſuchen. Wir ſagen, daß es ſo kommen wird; wir ſagen nicht, daß wir es wünſchen. Unſer Wunſch kann immer nur der eine ſein, daß ſich ein feſtes und dauerndes Verhältniß zwiſchen der Regierung, der conſervativen und der nationalliberalen Partei als den natürlichen Grundelementen des preußiſch-deutſchen Staates herausbilde. D.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Urkunden und Aktenstücke
zur Geschichte
des
Kurfürsten Friedrich Wilhelm
von Brandenburg.

Auf Veranlassung Seiner Königlichen Hoheit des
Kronprinzen von Preussen.

Elfter Band.
Politische Verhandlungen VII.
Herausgegeben
von
Dr. Ferdinand Hirsch.
Preis: 18 Mark.

Die handelspolitischen Beziehungen
Preußens zu Oesterreich
während der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens
1741 – 1806.
Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin
und des Staatsarchivs zu Breslau
dargestellt
von
Hermann Fechner.
[illegible]
Preis: 12 Mark.

Unfallversicherung
der in
land- und forstwirthschaftlichen Betrieben
beschäftigten Personen.
Nach dem Reichsgesetz vom 5. Mai 1886.
Als Kommentar bearbeitet
von
E. von Woedtke,
[illegible]
[illegible]
Preis: [illegible] 12 Mark, gebunden 13 Mark.